

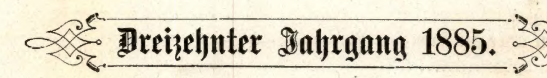
Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben

von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

„Suchet in der Schrift; denn ihr meinet ihr habt das ewige Leben darinnen; und sie ist's, die von mir zeuget."
Joh. 5, 39.



Dreizehnter Jahrgang 1885.

St. Louis, Mo.
Aug. Wiebusch & Son Printing Company.
1885.

Inhalts-Verzeichniß.

Januar.

Februar.

März.

April.

Mai.

Juni.

Juli.

August.

September.

October.

November.

December.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XIII. Januar 1885. Nro. 1.

Vorwort.

(Hebr. 11, 1.)

Wir wandeln im Glauben, nicht im Schauen, sagt der Apostel. Das darf wohl ein Jeder, der Glauben hat, erfahren; und wenn wir diese Erfahrung nur zu oft, wie wir meinen, machen müssen, so ist es auf der andern Seite doch wieder gut, wenn wir sie machen können, denn dazu gehört eben Glaube. Wenn wir aber das Schriftwort, das eine Erklärung vom Wesen des Glaubens gibt, an die Spitze unsrer Theol. Zeitschrift stellen, so geschieht das nicht zu dem Zweck, die Schreiber derselben als gläubig zu legitimiren oder die Leser erst gläubig zu machen. Auf das erstere soll die Theol. Zeitschrift sich verlassen können und das zweite soll sie voraussetzen dürfen. Als Theol. Zeitschrift hat sie es ja nicht in derselben Weise mit der Verkündigung und Ausbreitung des Evangeliums zu thun, wie etwa die Predigt und Seelsorge. Könnte man diese Arbeit als Pflanzen und Begießen bezeichnen, so wäre die Arbeit unsrer Zeitschrift etwa das Zurichten der Geräthe, das Schärfen des durch den Gebrauch stumpf gewordenen Eisens. Man kann nun aus demselben Material sowohl ein Schwert wie eine Pflugschar, ein Werkzeug zum Ackerbau wie eine Waffe zum Angriff schmieden und es mag auch beides in einer Theol. Zeitschrift zu finden sein. Wir werden es vielleicht nicht gerne hören, wenn es heißt: Machet aus euren Pflugscharen Schwerter, und aus euren Sicheln Spieße. Der Schwache spreche: Ein Held bin ich (Joel 4, 10). Es muß aber auch dieses manchmal geschehen und darf geschehen, wenn es nur im Glauben an Gottes Wort geschieht.

Aber auch die friedliche Tagesarbeit muß auf demselben Grunde ruhen. Unsere Arbeit wird nur dann keine Sklavenarbeit und unser Ringen nur dann kein Verzweiflungskampf werden, wenn beides aus dem Glauben hervorgeht, der eben allein die Grundlage unsrer Hoffnung sein kann. Es ist zwar diese Hoffnung nicht eine Hoffnung auf's Ungewisse, aber immerhin eine Hoffnung, da nach menschlicher Berechnung nichts zu hoffen ist, weil sie sich eben auf die Ueberzeugung von der Thatsächlichkeit von Dingen gründet, die nicht äußerlich wahrgenommen werden. Es gibt auch wohl andere Grundlagen menschlicher Hoffnung, die fester und zuverlässiger zu sein scheinen: die Wahrscheinlichkeit, die man aus dem bereits Erfahrenen entnimmt, die Möglichkeit, daß man mehr zu erwarten berechtigt sei, wo man schon einmal Erfolge

gesehen hat. Diese Dinge geben unserer Hoffnung allerdings eine Wahrnehmungs- und Wahrscheinlichkeitsgrundlage, aber keinen Glaubensgrund. Wir nehmen aber nur zu leicht das erstere für das zweite, die Wahrscheinlichkeit der Muthmaßung und der Berechnung für die Gewißheit des Glaubens.

Unsere Zeit ist, wie man gerne sagt, eine Zeit des praktischen Christenthums. Wer's nicht glauben will, kann es sehen, und wir freuen uns, daß und wo wir es sehen können. Ebenso können wir oft genug wahrnehmen, wie die Erfolge dieses praktischen Christenthums auch da in der Welt und bei der Welt Anerkennung, ja Bewunderung finden, wo man vom Inhalte des Christenglaubens selbst und von der Arbeit christlicher Erkenntniß wenig oder gar nichts wissen will. Einen Beweis für nicht äußerlich wahrnehmbare Realitäten zu suchen und zu führen, scheint verlorene Mühe. Das Erweisen des Glaubens in äußeren Werken scheint einfacher, sicherer, kürzer und leichter zu sein. Je mehr nun solche Werke Fortgang haben, desto gewisser wird man im Glauben, desto sicherer in der Hoffnung und überläßt es gerne Andern, nach besseren Gründen der Ueberzeugung zu suchen, als denen, welche sich sehen, hören und greifen lassen. Es darf uns darum auch nicht wundern, wenn beim Ueberhandnehmen solcher Anschauungen die Theologie und die theologische Forschung als nicht besonders werthvoll angesehen wird. Scheint doch gerade diese Arbeit dem Glauben oft im Wege zu stehen und das, was früher gewonnen, mühevoll errungen, ja vielleicht blutig erkämpft worden ist, wieder in Frage zu stellen.

Zudem scheint eben die Theologie der seit der Reformation entstandenen Kirchen am wenigsten in der Lage zu sein, den so nöthigen festen Grund zu bieten. Die einzelnen und vereinzelten protestantischen Kirchengemeinschaften, die der römischen Kirche gegenüber so klein und an politischer Macht so unbedeutend, dazu noch durch theologische Schulstreitigkeiten zerspalten sind, lassen den praktischen Beweis des Glaubens durch die Größe ihrer äußeren Thaten und durch die Macht ihrer Stellung in der Welt gar sehr vermissen. Und was haben sie dafür zu bieten? Ihre Bekenntnisse, ihre Wissenschaft und die Schrift. — Worte. — Scheint da nicht Mephistopheles Recht zu haben, wenn er sagt: „Im Ganzen haltet euch an Worte u. s. w." Aber es ist doch wohl nicht rathsam, sich vom bösen Geiste rathen zu lassen und wir wollen nicht vergessen, daß derselbe seinen Rath in der Absicht ertheilt, den Weg zur Wahrheit zu verschließen und die Straße zum Irrthum zu ebenen. Aber wenn schon die protestantischen Kirchen Rom gegenüber wenig Sichtbares und Greifbares aufzuweisen haben, so möchten wir selbst vielleicht unter diesen, nach diesem Maßstab gemessen, am übelsten daran sein.

Diejenige Theologie, welche eine Versöhnung mit der heutigen Kultur sucht oder schon gar gefunden haben will, hat an äußeren Vortheilen mehr aufzuweisen, als wir sehen lassen können. Denn sie erhebt den Anspruch, den vorher unüberwindlichen Gegner nun zum ebenso starken Bundesgenossen zu haben. Wenn wir nun auch die heutige Kultur nicht immer und überall gegen uns haben, so ist sie doch auch wiederum nicht in allen Fällen für uns.

Andere können auf Organisationen hinweisen, die sich in der Schaffung und Leitung von kirchlichen Gemeinschaften bewährt haben, welche ihrem äußeren Umfange nach die unsrige bedeutend übertreffen; und wieder andere können auf Bekenntnißschriften hinweisen, die wenigstens einige Jahrhunderte lang staatsrechtliche Geltung gehabt und stellenweise heute noch haben.

Wenn wir uns nun auch dem gegenüber auf die in unsrer Synodalverfassung angeführten Bekenntnißschriften berufen, so können dieselben doch, da eben lutherische und reformirte Bekenntnisse neben einander stehen, uns wenigstens nicht überall als Maßstab unsrer Auslegungsresultate dienen, sondern in manchen Fällen nur die Auslegungsprinzipien feststellen. Dabei fehlt uns, so gut wie den übrigen protestantischen Kirchengemeinschaften, ein sichtbarer, oberster, unfehlbarer Ausleger der hl. Schrift, denn auch die in der evangelischen Kirche obwaltende Gewissensfreiheit verbürgt keineswegs die Irrthumslosigkeit dessen, der sich ihrer bedient, wenn sie auch auf der andern Seite ebensowenig der Willkür Thür und Thor öffnet, wie uns so oft entgegengehalten wird. Denn Gewissensfreiheit wird nur da zur Willkür, wo Gewissenlosigkeit herrscht, wo aber diese vorhanden ist, wird der Gewissenszwang keine Gewissenhaftigkeit, sondern höchstens Heuchelei erzeugen. Zudem ist die in der evangelischen Kirche obwaltende Gewissensfreiheit nicht die des modernen Staates, sondern eben die, welche in der evangelischen Kirche von Anfang an gewaltet hat, welche die Schriftforschung frei gemacht hat von allem, was sich durch geistliche und weltliche Macht an das Schriftwort angehängt hat und dasselbe dem Christen entweder entzogen oder entwerthet hat, oder wenigstens die Auslegung desselben fremdem Glauben und fremder Ueberzeugung untergeordnet hat. Aber gerade die Freiheit, die wir haben, legt uns die Verantwortlichkeit auf, uns immer wieder in die Schrift zu vertiefen; nicht zufrieden zu sein, wenn unsere theologische Erkenntniß nur nicht gegen die überkommenen Anschauungen verstößt, sondern vor allem darnach zu streben, daß sie dem Worte der Schrift gerecht werde. Erreichen wir das, dann sind wir an dem Ziele angekommen, das die Schrift selbst (Eph. 4, 13) aufstellt. Wollten wir uns hier nach dem richten, was wir sehen, so müßten wir die Schriftforschung aufgeben, denn das Schriftwort wird ja so verschieden ausgelegt, wie Jeder sehen kann. Glaubenssache ist es nun, daran festzuhalten, daß, wie das Schriftwort nur eines ist, so auch die Schriftwahrheit nur eine sein kann und daß die Stückwerksarbeit unserers Wissens, wenn sie anders im Glauben geschieht, nicht ein Abirren, sondern ein Hinankommen zur Wahrheit ist.

Nun wird allerdings noch Mancher einwenden, daß man ja gesehen habe, daß eben mit der Schriftforschung auch die Zersplitterung des äußeren Bestandes der Kirche eingetreten sei, und daß es keineswegs den Anschein habe, als ob die alleinige und oberste Autorität des Schriftwortes ein einigendes Band um alle Christen zu schlingen vermöge. Wollten wir unser Säen blos nach dem Augenschein, unsere Ueberzeugung nur nach einigen gerade jetzt vorliegenden Beobachtungen richten, so würden wir schwerlich die Fahne der Einigung auf Grund der Schrift hoch halten, in einer Zeit, wo die Zersetzung

nicht blos den äußeren Bestand der Kirchen bedroht, deren oberste Lehrinstanz die hl. Schrift ist, sondern die Gegensätze so tief gehen, daß selbst die Frage: Was ist Christenthum? sehr verschieden beantwortet wird. Ebenso klar aber können wir, wenn wir Augen haben, sehen, daß die von Rom angepriesene Sicherheit seines obersten, unfehlbaren Richters eben nur blendender Schein ist. Papst und Concil können in ihrer Unfehlbarkeit wohl sagen, quis anathema sit (wer verflucht sei), aber gerade die positiven Antworten auf die großen Lebensfragen des Christenthums haben sie entweder umgangen oder abgelehnt.

Nicht besser aber ergeht es jeder Kirche, die eben nicht glauben kann, daß Gottes Wort bleibet in Ewigkeit und darum meint, den Bestand und die Geltung des göttlichen Wortes durch Unterschieben äußerer Grundlagen wahren zu müssen.

Wir haben Gottes Wort zu lernen und zu lehren, zu erforschen und zu verkündigen, zu erkennen und auszulegen, zu ergründen und darauf zu bauen, es zu glauben und dadurch zu leben, aber nicht es zu stützen und zu tragen, sondern uns von ihm halten und tragen zu lassen.

Es ist aber nicht der todte Buchstabe, sondern nur das lebendige, durch den göttlichen Geist bewegte Wort, das uns trägt und seinem Ursprung, der Quelle des Lebens in Gott, entgegenbringt und lebendig macht, den Glauben zur Kraft eines neuen Lebens gestaltet. Den Grund unsrer Erkenntniß bildet der klare, starre, unabänderliche Buchstabe; den Grund unseres Glaubens das helle, lebendige, kräftige Wort. Wie wir aber das Licht nicht selbst sehen, sondern nur die leuchtenden Gegenstände; wie wir das Leben selbst nicht wahrnehmen, sondern nur die belebten Wesen, und doch an dem Dasein des Lichtes und Lebens nicht zweifeln, so ist es auch mit dem Glauben, der eine lebendige Ueberzeugung ist von Dingen, die eben der äußern Wahrnehmung verborgen bleiben. Wie man aber das Licht dadurch hat, daß man sieht, wie man das Leben hat, dadurch, daß man lebt, so hat man die Güter des Glaubens eben dadurch, daß man glaubt. Obwohl wir nun niemals im Zweifel darüber sind, ob wir sehen oder nicht, obwohl wir nur unser eigenes Bewußtsein zu fragen brauchen, ob wir leben, so sind doch die Vorgänge des Sehens so zusammengesetzt, die Bewegungen und Aeußerungen des Lebens so mannichfaltig, daß wir die Erkenntniß desselben nicht unmittelbar haben, sondern eben mühsam forschen und suchen müssen. Die Naturwissenschaft lehrt uns Licht und Widerschein, Schatten und Finsterniß von einander trennen; sie lehrt uns, wie wir Fieberhitze und Lebenswärme, Todesstarre und Schlafesruhe, Lebensregungen und Todeszuckungen, Zersetzung und Ausscheidung unterscheiden können, so ähnlich sie auch in ihrer äußern Erscheinung sein mögen. Ebenso soll unsere theologische Erkenntniß uns befähigen, zwischen Glauben und Unglauben, zwischen Glauben und Aberglauben unterscheiden zu können. Diese Unterscheidung ist nicht so leicht, als man sich oft dünken läßt und auch hier ist der richtige Weg der schmale, von dem wir weder nach der einen, noch nach der andern Seite weichen dürfen, wenn wir ihn nicht verfehlen wollen.

Ebensowenig dürfen wir stille stehen, denn es hilft nichts, auf dem rechten Wege sich zu befinden, wenn man nicht zum Ziele gelangt. Der Unglaube, der nur glaubt, was er sieht, gibt wohl Gründe, aber nur Grund für Hoffnungslosigkeit, während der Aberglaube, der alles glaubt, was er sehen will oder zu sehen meint, den Menschen mit grundloser Hoffnung erfüllt und ihn, wenn er in seiner Hoffnung sich getäuscht findet, in den Unglauben hineinführt.

Der Glaube dagegen sieht in dem äußern Erfolg seiner Wirksamkeit nicht schon die Erfüllung seiner Hoffnung und darum bringt ihn auch der Mangel an solchem nicht zur Verzweiflung. So wie in dem äußeren Wechsel der Natur doch der innere Gang derselben immer der gleiche bleibt, so gibt es auch im Reiche Gottes, so lange es noch im Kommen begriffen ist, Sommer und Winter, Tag und Nacht. Gnadenheimsuchungen und Gerichtsoffenbarungen wechseln miteinander; aber in allem diesen ist es der Herr, der da kommt, erweist sich Gott als ein Gott, der nahe ist, und wer glauben kann, merkt es und lehrt andere darauf merken.

Es ist wohl ein ander Ding um einen Propheten, der zur eisernen Säule und zur ehernen Mauer gemacht ist und dem gesagt werden muß: Erschrick nicht vor ihnen, auf daß ich dich nicht erschrecke vor ihnen, als um einen solchen, der anheben kann: Tröstet, tröstet mein Volk! spricht euer Gott. Das einemal sieht das Volk nichts vom Gericht, weil es in übermüthigem Aberglauben spricht: Hier ist des Herrn Tempel; das anderemal sieht es nichts vom Heil, weil es im Unglauben meint, der Herr könne nicht hören und nicht helfen.

In beiden Fällen aber ist es der Glaube an die Heiligkeit Gottes, die sich in Gerechtigkeit und Barmherzigkeit offenbart, der den Propheten verkündigen läßt, was er im Geiste geschaut hat. In derselben Weise muß es auch von uns heißen: Ich glaube, darum rede ich. Im Glauben haben wir uns an die Wahrheit des göttlichen Wortes zu halten, auch dann, wenn wir von seiner Erfüllung noch nichts sehen. Und wenn sich auch für uns manchmal die Frage erhebt: Was soll ich predigen? so wird uns die Antwort: Alles Fleisch ist wie Heu; das Heu verdorret, die Blume verwelket; aber das Wort unseres Gottes bleibet ewiglich. Das ist der Berg, auf den wir steigen müssen, um das Kommen Gottes im Geiste zu erschauen und verkündigen zu können: Siehe, da ist euer Gott! Der Herr kommt! Sein Lohn ist bei ihm und seine Vergeltung vor ihm! Nur von hier aus können wir in dem Dahinschwinden alles Vergänglichen das Kommen des Reiches Gottes erkennen.

Sind wir aber ungeduldig und halsstarrig, so werden wir keine Ruhe haben; wenn wir uns nur nach dem wechselnden Augenschein richten, so werden wir vom Wechsel immer hin und her getrieben und vermögen keine Antwort für die zu finden, die darob rechten, daß die Erfüllung der Weissagung zu verziehen scheint; denn auch in dem nun begonnenen Jahre gilt das Wort: Der Gerechte wird seines Glaubens leben.

Die englische Sprache in der evangelischen Kirche.

Zu dieser Frage hat sich die harmlose Frage der Uebersetzung unseres Katechismus in die englische Sprache bereits ausgebildet. Weder das Pro, noch das Contra denkt*) sich heute diese Uebersetzung nur noch als einen Nothbehelf, um ihn zu gebrauchen, wenn eben nicht deutsch lesende Kinder oder Erwachsene um Confirmation nachsuchen sollten. Mit Schrecken sehen die Gegner, mit Freuden die Vertheidiger bereits englisch-redende, evangelische Gemeinden und an anderen Orten Prediger, die in ihren Gemeinden deutsch und englisch oder gar englisch und deutsch reden, predigen und unterrichten, ja gar Distrikte und Generalsynoden, wo englisch und deutsch debattirt wird, wo man einen englischen und deutschen Sekretär hat und der Präses englisch und deutsch präsidirt. Man sieht englische Distrikte sich bilden und englische Verlagsartikel verbreiten. Das alles ist nun durchaus kein Phantom, sondern Wirklichkeit. Wir sehen dies bei der lutherischen Kirche und bei der reformirten in der schönsten Ausführung. Sehen wir darum der Frage ganz getrost in's Auge und betrachten die Licht- und Schattenseite eines solchen Zustandes. —

In der Zuversicht, daß der Gegner der englischen Sprache die Schattenseiten gehörig hervorgehoben habe, erlaube ich mir, mich an seine Auslassungen zu halten. Zuerst erhebt derselbe das Lob der deutschen Sprache und schließt damit: Seitdem ist sie eine Hauptförderin deutscher Gründlichkeit in Wissenschaft und Religion geworden. Es sei mir zunächst erlaubt, das Beruhigungsmittel des Kanzlers zu Ephesus zu gebrauchen: „Ihr Männer von Ephesus, welcher Mensch ist der nicht wisse, daß die Stadt Ephesus ist eine

*) Manche scheinen es sich doch so zu denken. (D. R.) So sagt z. B. ein Correspondent aus dem Osten:

1. Unter einer Uebersetzung unseres Katechismus in's Englische verstehe ich nicht ein separates englisches Büchlein, sondern eine englische Wiedergabe nur der Fragen und Antworten **unter** oder besser **neben** denselben. Der **deutsche** Katechismus bleibt **der** Katechismus. Unser Verlag sorgt für den bisherigen deutschen Katechismus und für den englisch-deutschen so, daß Jeder haben kann, was er will.

2. Eine englische Wiedergabe der Fragen und Antworten unseres Katechismus ist das nothwendigste, einfachste und beste Mittel zum Verständniß derselben für unsere Kinder, auch wenn sie des Deutschen ziemlich mächtig sind.

3. Aber für die große Mehrzahl unserer Schulkinder und Confirmanden, namentlich im Osten, ist solche Uebersetzung um so mehr nöthig, als für dieselben eine Uebersetzung in's Deutsche an vielen Stellen am Platze wäre und als auch das einfachste Deutsch über ihren Sprachhorizont oft weit hinausgeht.

4. Die Masse unserer Confirmanden denkt englisch und nicht deutsch. Sollten wir ihnen nicht den allerwichtigsten Denkstoff, den religiösen, auch englisch vermitteln? Was wir sie deutsch lernen lassen und lehren, das übersetzen sie sich in's Englische und wir würden oft erschrecken, wenn wir wüßten, was dabei herauskommt.

5. Das Auswendiglernen des Katechismus geschieht in **deutscher** Sprache. Nur in seltenen Ausnahmen geschieht es in der englischen Sprache und auch dann nur unter dem Eindruck auf die Kinder, daß die Betreffenden zu bedauern sind, und daß sie selbst sich glücklich schätzen dürfen, neben dem Englischen das Deutsche zu verstehen.

6. Beim Examen vor der Gemeinde wird nur deutsch gefragt und geantwortet.

Pflegerin der großen Göttin Diana und des himmlischen Bildes? Weil dem unwidersprechlich ist, so sollt ihr ja stille sein und nichts Unbedächtiges handeln." Daß die deutsche Sprache eine Pflegerin der Wissenschaft und der Idee ist, wer bestreitet das? Wer wird denn den Deutschen ihren Luther, ihren Göthe und Schiller, ihren Gellert nehmen wollen? Aber es ist doch wohl auch erlaubt zu fragen, ob England nicht seinen Wicliff, Shakespeare gehabt habe, ehe Luther, Göthe und Schiller gekommen sind; zu fragen, ob ohne jene diese entstanden wären; zu fragen, was aus dem hochgepriesenen Volke ohne die englischen Missionare und Gelehrten geworden wäre? Und umgekehrt, hat denn Deutschland nicht auch die größten Ungläubigen zu Tage gefördert? Um nur einige der neueren zu nennen, sind Büchner, Moleschott, Häckel nicht Deutsche? Es sei ferne von mir, die Gottesgaben zu verkennen, die Gott in der deutschen Sprache gegeben hat, aber ebenso wenig soll das mich blind machen, gegen das, was Gott in anderen Sprachen gegeben. Alles ist Euer. Luthers Schriften sind in's englische, französische, italienische &c. übersetzt worden. Von Göthe haben wir eine meisterhafte Uebersetzung in's englische von Bayard Taylor. Und ich denke, das hat doch wohl der deutschen Gründlichkeit beider Männer nichts genommen, weil sie auch englisch zu Englischen und französisch zu Franzosen und italienisch zu Italienern sprachen. So wird es unserem Katechismus gar nichts schaden, wenn er zu Englischen auch einmal englisch spricht.

Doch hören wir auf die eigentliche Gefahr. „Die deutsch-evangelische Religiosität kommt in Gefahr." Was damit gemeint ist, ist mir, offen gestanden, nicht recht klar. Ich kenne nur eine wahre Religion, das ist die Religion Jesu Christi, die zuerst in der griechischen und hebräischen Sprache verkündigt wurde, von der aber an ihrem Gründungsfeste das merkwürdige Factum berichtet ist, daß Parther und Meder und Elamiter und die da wohnten in Mesopotamien und in Judäa und Capadocien, Pontus und Asien, Phrygien und Pamphylien, Egypten und an den Enden der Lybien bei Cyrene und Ausländer von Rom, Juden und Judengenossen, Creter und Araber, ein jeder in seiner Sprache sie verkünden hörten, Ap. 2, 9—11; von der weiter bekannt ist, daß jede Zunge sie bekennen soll und die einst die Leute aus allen Völkern, Zungen und Sprachen um den Thron des Lammes versammeln wird. Die Gründer und Vertreter dieser Religion haben nie gesagt, du mußt diese oder jene Sprache haben oder lernen, sondern haben die Sprache der Leute gelernt. Hätte Jesus gesagt, ich verkünde meine Religion nur in reinem Hebräisch und wäre Paulus nicht den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche, kurzum allen alles geworden, damit er deren etliche gewinne, so wäre es mit dieser Religion schwerlich weit gekommen. Der Apostel Paulus war nicht d e u t s c h - evangelisch religiös, denn mir ist nicht bekannt, daß er deutsch war. Wenn die d e u t s c h - evangelische Religiosität nicht der des Apostels gleicht, die in Damaskus die Juden wohl in hebräischer oder aramäischer Sprache eintrieb, den Griechen in Kleinasien und Macedonien griechisch und in Rom lateinisch das Evangelium verkündete, so mag sie von dem Erdboden verschwinden, die Welt hat nicht mehr daran verloren, als damals, als der Na-

tional-Gott Wodin über Board geworfen wurde. Doch dem Schreiber jenes Artikels erscheint die Gefahr der deutsch-evangelischen Religiosität in einer dunklen Nachtseite. „Welche Summe von Zerfahrenheit und oberflächlichem Christenthum, welches Zurücksinken in's gesetzliche Wesen und dabei welches Meistern der heiligen Schrift unter absurde, persönliche, gesellschaftliche, politische Meinungen, welches weltliche Kirchenthum mit Pic-Nic-Tänzen, Fairs, ist nicht zusammengefaßt unter dem Wort: amerikanisch oder besser, englisch-evangelisch." So ruft der geehrte Einsender aus. Das alles wird also kommen, wenn wir auch in der englischen Sprache Gottes Wort verkündeten und den Katechismus in die englische Sprache übersetzten. Ja, wenn das so wäre, so wäre es für den, der den Katechismus in's Englische übersetzt oder nur etwas von der englischen Sprache vertheidigt, kaum genug, daß man ihn hängte. Denn ein solcher würde ja eine ganze Masse Leute um die Seligkeit bringen. —

Aber glücklicherweise ist es nicht so. Es wäre unendlich traurig, wenn die Sprache irgend welche Unsittlichkeit mit sich brächte. Was wollten die guten Leute machen, die nur diese Sprache sprechen würden? Die englische Bibel zeugt gegen alles ungöttliche Wesen doch wohl wie die deutsche und ich hoffe, daß, wenn unser Katechismus in der englischen Sprache redete und den Kindern in der Sprache ausgelegt würde, die sie verstehen, so würde er wenigstens eben soviel wirken, als wenn er ihnen in einer Sprache gegeben wird, die sie halb und dreiviertel nicht mehr verstehen. Ist es aber überhaupt gerecht, den englischen Kirchen als solchen alle diese Dinge in die Schuhe zu schieben. Sind es nicht gerade deutsche Gemeinden, die oft bei ihren Sonntagsschulfesten die Musikbande voraus und den Bierwagen hinten nachfolgen lassen. Es wurde mir von einer deutschen Gemeinde in einer Riesenstadt unseres Landes gesagt, daß bei einem Sonntagsschulfeste ein Transparent mit den Worten, den deutschen Worten: „Lasset die Kindlein zu mir kommen," der Tanzbühne gegenüber stand. Ich war auf englischen Fairs, Festivals und Pic-Nics, wo auch nicht das Geringste vorkam, dessen sich ein anständiger Christenmensch zu schämen gehabt hätte. Es macht das ein Unterschied, ob eine Kirche auch die zeitlichen Erholungen, die einmal vorkommen, in ihren Bereich zieht und unter ihre Controlle nimmt, oder ob sie sich von der Welt unter ihre Controlle nehmen läßt. Gewiß, wenn einmal Jemand nach dem religiösen Ernste fragt und fängt an abzuwägen, ob er im Durchschnitt mehr bei den englischen oder bei den deutschen Kirchen liege, so möchte es sehr zweifelhaft sein, auf welche Seite er fiele. Ich möchte es nicht entscheiden. Wir wollen mit dem oben Gesagten ja nicht etwa die deutsche Kirche beschuldigen. Sie zeugte gegen das Weltwesen. Aber nachweisen wollten wir, daß man, ob deutsch oder englisch, wachen muß gegen den Weltgeist, nicht gegen die Sprache. Darum der englischen Bevölkerung ohne Weiteres jene Dinge in die Schube zu schieben, die einfach der Welt zugehören, ist eine Ungerechtigkeit. Doch dem Verfasser wird es bei obigen Behauptungen selbst zweifelhaft zu Muthe. Er fährt darum fort: „Es wäre thöricht, zu sagen, daß in der englischen

Sprache hauptsächlich die Gefahr für deutsche Religiosität liege." Und doch hat er es gesagt und geschrieben und es nachher nicht ausgestrichen, sondern drucken lassen. Und gleich nach diesem fährt er fort: „Aber es ist doch einmal so und die Thatsachen beweisen es zur Genüge, daß mit der englischen Sprache in den Kirchen auch das englische Wesen in den Kauf genommen werden muß." Was der Verfasser mit dem „englischen Wesen" meint, ist unverständlich, wenn er nicht die vorhingenannte Zerissenheit, gesetzliche Wesen, Pic Nics ꝛc. meint. Meint er aber dieses, so ist man nicht sicher, ob nun das richtig ist: „Es wäre thöricht, zu sagen ꝛc." oder das: „Es ist nun aber doch einmal Thatsache." Entweder ist es „Thatsache," dann ist nicht thöricht zu sagen, oder es ist thöricht zu sagen, dann ist's nicht „Thatsache." Ich glaube, daß es thöricht zu sagen ist und darum besser ungesagt geblieben wäre. Eine weitere Gefahr findet der Verfasser obengenannten Artikels darin, daß bei den Englischen die Religion mit der Mode wechsle. Nun, so etwas wie Mode gab es auch in Deutschland. Es war auch einmal Mode, Rationalist zu sein und einmal war es Mode „orthodox" zu sein. Die Sprache hat also das Ding doch nicht gerade ausgemacht. Es sei mir erlaubt, hier noch auf eine anderswo genannte Gefahr einzugehen. Wenn die evangelische Kirche englisch wird, heißt es, so gehe der deutsche Geist verloren. Daß nun manche Eigenart des Deutschen verloren geht, leugnen wir nicht. So wenig als der Schwarzwäldler, der Hesse, der Pommer ꝛc., berechtigt ist, zu erwarten, daß Amerika sich nach seinem Dorfe richte, so wenig sind wir berechtigt, daß unsere Eigenart dominire. Was aber die Kirche interessiren kann, ist nicht irgend ein Sonderbundsgeist, sondern der heilige Geist. Wenn der heilige Geist nur in der deutschen Sprache mächtig wäre, dann müßten wir die Sprache um jeden Preis festhalten. Aber der heilige Geist ist derselbe in allen Sprachen (vide Pfingstfest). Wenn uns der heilige Geist bleibt, so mag der deutsche Geist gehen, die rechte, wahre Religiosität wird uns bleiben.

Einen besonderen Einwurf bilden immer die deutschen Geistesschätze. Diese, heißt es, gehen uns verloren, wenn wir englisch werden. Wir leugnen die deutschen Geistesschätze durchaus nicht. Aber ein deutscher Schriftsteller hat gewiß recht, wenn er sagt: In Deutschland sei das meiste Wissen angehäuft und in Amerika das meiste Wissen verbreitet. Wer hat denn die deutschen Geistesschätze? Die Gelehrten, die unsere Küste scheuen. Aber was bringen 99 Hundertstel von deutschen Geistesschätzen mit? Die wenigsten wissen die Namen einiger großen Dichter, Philosophen und Theologen. Einem großen Theil, die mit solchen Namen um sich werfen, wäre es gut, wenn sie die auch noch nicht wüßten. Müssen doch Göthe und Schiller, Humboldt und Kant oft nur herhalten, um die Blöße eines unwissenden, bierseligen Unglaubens zu verdecken. Und unsere Kinder, die wir in den Kirchen und Gemeindeschulen aufziehen, wie viel haben diese an den deutschen Geistesschätzen zu verlieren? Der Verlust ist darum bei den meisten gleich null, denn sie besitzen diese Schätze nicht. Und diejenigen, die sie besitzen, verlieren sie durch die englische Sprache in der That nicht, sondern gewinnen mehr dazu an den englischen Geistes-

schätzen. Das ist das andere. Die englische Sprache ist in der That auch an Geistesschätzen nicht arm. Sie hat an Dichtern ihren Shakespeare, Byron, Burns, Longfellow, Cullen Bryant rc. An Philosophen weist sie eine Hume, Baco, an Naturforschern einen Newton auf. Und an Theologen zeigt sie eine große Zahl. Und der Vortheil ist, daß der amerikanische Bürger im Durchschnitt viel mehr Theil nimmt an diesen Geistesschätzen als der Deutsche. Also der Verlust ist nicht wesentlich, was der Durchschnittsdeutsche verliert. Wir sehen, die Schattenseiten bei dem Englischwerden sind jedenfalls nicht so groß, um nicht die Frage wenigstens in Erwägung zu ziehen.

Wollen wir deutsch bleiben? So wird die Frage gewöhnlich gestellt. Dabei denkt man, es liege vollständig in unserer Macht, es hänge nur von einem oder mehreren Beschlüssen der Synode ab, ob unsere Synode nach fünfzig oder hundert Jahren noch so deutsch sei, wie heute. Aber das ist gar nicht die Frage. Die Thatsache ist, daß in den Städten die *dritte* Generation ga nicht mehr deutsch ist und wenn auch ein Theil noch ein wenig deutsch radebrecht, doch sich um keine deutsche Kirche mehr kümmert, englisch redet und englisch denkt. Durch deutsche Schulen und Unterricht rc. schwimmt man ein wenig gegen den Strom, aber man dreht ihn nicht um. Ich fragte kürzlich einen Bruder in einer namhaften Stadt, der mehr wie ein Dutzend Jahre dort ist: schließen sich denn deine Confirmanden an die Gemeinde an? Er antwortete lakonisch: Im Durchschnitt nicht, sie gehen meist zu englischen Kirchen." Im Hort des Deutschthums, in St. Louis, war ich bei einem Kirchenältesten, ein altes Glied einer der ältesten Gemeinden. Sein Sohn ist Arzt, aber englisch geworden. Die Tochter an einen hervorragenden Geschäftsmann verheirathet, aber Glied einer englischen Kirche. Also gerade die Klasse, die eine bessere Erziehung genossen hat, ist der evangelischen Kirche verloren gegangen. Solche Beispiele will ich dem hundert nach anführen, wenn es verlangt wird. Aber die Leute sind selber schuld daran, würden sie in den Häusern deutsch sprechen und den Kindern nicht erlauben, englisch zu reden, so würden die Kinder deutsch geblieben sein! Wir setzen dieser Beschuldigung gleich die andere hinzu. Wären sie in Deutschland geblieben, so wären sie noch so deutsch, wie sie waren, aber sie sind weder in Deutschland geblieben, noch lassen sie sich verbieten, englisch zu sprechen, wo sie wollen. Wie überhaupt keine Weisheit, so a en sie sich auch diese nicht eintrichtern. Es versteht sich ja von selbst, daß diejenigen, die in Deutschland aufgewachsen sind, noch deutsch sprechen. Es hat auch gute Wege, sie können noch nichts anderes, und wenn sie etwas können, so ist das Deutsch ihre Muttersprache, in der die ersten Laute zu ihren Ohren gedrungen sind, darum lieben sie dieselbe. Denn hier in der Stadt, namentlich der kleineren Stadt, ist für das Kind, wenn es auch deutsche Eltern hat, die Muttersprache nicht die deutsche, sondern die englische Sprache. Das erste beste Kind, das ihm auf der Straße begegnet, spricht es englisch an, alle Ausdrücke auf dem Spielplatze sind englisch. Es geht in die Schule, in die deutsche Schule, aber vor und nach der Schule wird es englisch angeredet auf der Straße. Dann muß es aber doch in die englische Schule. Da klingt's

ihm wie Heimathlaute, denn es ist die Sprache, in der es seine kindlichen Freuden genoß, in der es spielte. Mit Lust geht's da vorwärts. Im Geschäft, bei seinem deutschen Meister sind die Ausdrücke für alles wieder englisch. Endlich wird das Kind ein Jüngling. Er verliebt sich in ein Mädchen, ein deutsches Mädchen, aber er hält es nicht für das erste Gebot, die Ausdrücke seiner Zärtlichkeit deutsch zu studiren, sondern spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Nun ist zuletzt Mann und Frau da. Er ringt um seine Lebensexistenz. Aber in seinem Geschäft hat er den ganzen Tag englisch zu verkehren. Nun erwarten wir von diesem Mann und dieser Frau, daß sie kein Wort in ihrer gewohnten Sprache reden sollen, sie sollen sich Zwang anthun, sie sollen deutsch reden, damit sie die deutsche Predigt verstehen können und ihre Kinder dieselbe Procedur durchmachen, die sie durchgemacht haben. Ist es recht? Hat man uns in der Schweiz, in Nassau, Württemberg, Preußen, Hannover u. s. w. geboten, im Hause nicht schweizerdeutsch, nassauisch, schwäbisch oder plattdeutsch, sondern hochdeutsch zu sprechen? Was bieten wir für diese Anstrengung? Eine Kirche mit der Predigt des Evangeliums, die man für diese Anstrengung ebenso gut anderswo haben kann und das Phantasiebild der deutsch-evangelischen Religiosität, die der gewöhnliche Mann noch weniger begreift, als wir. Ich meine, die Forderung ist ein wenig stark. Doch, wenn sie nur erfüllt würde. Aber sie wird eben nicht erfüllt und wir verlieren die Leute.

Aber haben denn nicht wir Deutsche eine Aufgabe in diesem Lande zu erfüllen? Haben wir nicht ein Erbe mitgebracht, das dem Lande zum Nutzen und Segen werden kann? Dürfen wir dieses Erbe vergraben oder verderben lassen? Ganz gewiß haben wir ein Erbe und eine Aufgabe und wir müssen damit wuchern. Wie aber dieses geschehen soll, ist die Frage. Lassen wir hierüber einen Mann sprechen, der Amerika und die Deutschen durch und durch kennt, den jüngst verstorbenen Schriftsteller Kapp. Er sagt in seinem Rückblick und Schluß: Die beiden verwandten, germanischen Stämme, der angelsächsische und der deutsche, treffen sich nach 1500jähriger Trennung wieder auf dem amerikanischen Kontinent zur gemeinsamen Arbeit, zur Erweiterung des Reiches der Freiheit. Der Deutsche gibt sein reiches Geistes- und Gemüthsleben zu den Kulturelementen, welche sich auf dem Boden der neuen Welt frei vermählen und stets höhere Bildung erzeugen."

„Noch gilt es auf dem großen Gebiete der Vereinigten Staaten den gemeinschaftlichen Kampf des Geistes gegen die Naturwüchsigkeit, den Kampf der Civilisation gegen die Rohheit. Es ist Platz für Alle, für jedes ehrliche Streben, für jeden denkenden Kopf, für jeden arbeitenden Arm, denn die allen gemeinsame Arbeit wird nicht dadurch erreicht, daß der Eine den Anderen zur Seite schiebt oder gar verdrängt, sondern daß ein Jeder mit Aufbietung aller seiner Kräfte in Reih' und Glied kämpfend, das hohe Ziel anstrebt. Also nicht in der Absonderung von amerikanischen Bildungselementen liegt das Heil der deutschen Einwanderung, nicht in phantastischen Träumen von einem in Amerika zu gründenden deutschen Staat, einer deutschen Utopia, kann sie ge-

deihen, nicht abseits vom Wege, sondern mitten im Leben und Streben ihrer amerikanischen Mitbürger ist ihr eine erfolgreiche und Segen bringende Thätigkeit vorgezeichnet. Eine deutsche Nation in der amerikanischen kann sie nicht sein, aber den reichen Inhalt ihres Gemüthslebens, die Schätze ihrer Gedankenwelt kann sie im Kampfe für die politischen und allgemein menschlichen Interessen in die Wagschaale werfen und ihr Einfluß wird um so tiefer gehen, ein um so größeres Feld der Betheiligung sich schaffen, je weniger tendenziös sie auftritt, je mehr sie aber zugleich an dem festhält, was Deutschland der Welt Schönes und Großes gegeben hat. Es hat also jeder Deutsche in seinem Kreise dafür zu sorgen, daß über den Mitteln nicht der Zweck, über der Wirklichkeit nicht das Ideal, über der Arbeit nicht der Genuß, und über dem Nützlichen nicht das Schöne verloren gehe; er hat darauf zu achten, daß im wirren Durcheinander so vieler großartiger Bewegungen sich der Mensch nicht selbst abhanden komme. Wenn sie ihre Stellung zum amerikanischen Wesen in dieser Weise versteht, so wird andererseits auch die deutsche Einwanderung die Vorzüge des Amerikaners auf sich wirken und sich von ihnen fördern lassen. Sie wird seiner rücksichtslosen Energie und Thatkraft nacheifern, sie wird sich seinen gesunden Materialismus, seine straffe Mannhaftigkeit, seine von der deutschen Rechthaberei und Krittelei so glänzend abstechende Unterordnung und politische Zucht zu eigen zu machen suchen.“—

„Sobald sich der deutsche und amerikanische Geist in diesem Sinne vermählen, hat das Aufgehen des Deutschthums im Amerikanerthum nichts Schmerzliches mehr, es wird sogar eine geistige Auferstehung.“

Mutatis mutandis findet diese Auslassung auch vollständig auf die Kirche Anwendung. Nicht damit wuchern wir mit unserem Pfunde, daß wir mit diesem Pfunde prahlen und stolz auf die englischen Kirchen hernieder sehen, als auf die weltförmigen Kirchen, sondern, daß wir diese Schätze ihnen zeigen, in ihrer Sprache zu ihnen reden. Durch Abschließung von der englischen Sprache vergraben wir unser Pfund im Schweißtuch. Ja wahrhaftig im Schweißtuch. Es braucht damit nicht so viel Anstrengung, die Sprache zu lernen, zu den Kindern halb deutsch und halb englisch zu reden, ja sie vielleicht gar in pennsylvanisch anreden zu müssen, damit man ihrer etliche gewinne. Laß sie gehen, die nicht deutsch bleiben wollen, ist die stolze Devise. Mir aber klingt diese Rede kühl und kalt bis an's Herz hinan. Mir geht's durch das Herz, einen meiner Confirmanden zu verlieren, gerade, weil ich allen Ernst darauf verwendet habe. Und wie ein Vater, auch wenn das Kind in Ungehorsam von ihm geht, doch sich immer wieder fragt, hätte ich nicht dieses oder jenes anders machen können, so meine ich, muß sich auch der Prediger fragen: Habe ich keine Schuld. Wenn Eltern den Kindern immer nur die gute alte Zeit vorhalten, aber es nimmer verstehen, die Kinder in der neuen Zeit, in der diese einmal leben, zu leiten und zu führen, so ist es der Eltern Schuld, wenn das Band sich lockert zwischen ihnen und ihren Kindern und zuletzt zerreißt.

So wenn wir unsern Gemeinden noch so sehr deutsche Ideale vorhalten, aber nicht im Stande sind, dieselben in ihren Gesichtskreis hinein zu rücken, sie werden nicht für die Dauer halten. Wir müssen sie durch die Einflüsse, Versuchungen und Anfechtungen in diesem Lande und in dieser Zeit hindurchführen und sie zur Aufgabe in diesem Lande befähigen. Auf dem Lande, in rein deutschen Ansiedlungen namentlich, wo man die Leute fast aus einer Gegend Deutschlands beisammen hat, mag ein solcher Conservatismus berechtigt sein, weil er möglich ist. In der Stadt, wo neben dem Einfluß der Kirche noch hundert andere Einflüsse sich geltend machen, da soll der Pastor als Steuermann die Glieder seiner Gemeinde durch die Klippen und Gefahren durchlootsen und kann darum nicht nach seiner vaterländischen Seekarte vom Bodensee, sondern muß nach der amerikanischen Seekarte fahren. Die Synode aber ist dazu da, jeden Steuermann in ihrem Gebiete zu seiner Pflicht zu befähigen, sie soll dafür sorgen, daß in Ost und West, Süd und Nord, Stadt und Land das Evangelium seinen ungehinderten Lauf haben kann.

Wir finden in der Julinummer die Bemerkung: „Und da hier zu Lande außer den Engländern auch noch Franzosen, Ungarn, Böhmen, Skandinavier zu Tausenden wohnen, und wir das Evangelium aller Kreatur verkündigen sollen, so ist ja Raum für noch größeren Fortschritt." Ja wohl! Ich habe hier einen Theil Franzosen in der Stadt, von denen einige sehr wenig und die andern gar kein Deutsch können. Und ich muß bekennen, daß es mir in der Seele leid thut, daß ich mein bischen Französisch nicht fortgesetzt habe. Ich würde heute eine französische Gemeinde, eine französisch evangelische Gemeinde gründen und würde mich nicht im Geringsten darum kümmern, daß meine Synode deutsch evangelisch heißt. Ich bin lange genug in der Synode und war bekannt genug mit den Gründern, um zu wissen, daß letztere mit dem deutsch evangelisch dem Befehl des Herrn Matth. 28, 18—20 durchaus keinen Zwang anthun oder ihn beschränken wollten. Ich habe es in meinem Distrikte geduldet, daß Jahre lang ein Pastor eine französische Gemeinde bediente, und hätte ich nur wieder einen gehabt, der Französisch gekonnt hätte, ich hätte ihn als Nachfolger dort hingesetzt. So recht gründlich habe ich es schon bedauert, daß ich nicht Schwedisch konnte; wie vielen Einwanderern hätte ich auf meinen Reisen können einen Gefallen erweisen. Nun können wir nicht alle Sprachen lernen, aber wir können etwas thun für unsere Kinder, die englisch werden.

Das bringt uns auf die Frage: Was können wir thun auf englischem Gebiete? Haben wir überhaupt die Fähigkeit und das Vermögen dazu? Nur flüchtig will ich die Uebersetzung unseres Katechismus erwähnen. Den können wir übersetzen. Daß es nothwendig ist, d. h. er gebraucht werden kann, sollten doch solche Zeugnisse, wie die letzten Winter im Friedensboten gebrachten, genügend darthun. Es ist doch etwas stark, wenn solche, die in irgend einer Ansiedlung wohnen, wo sie lauter deutsche Einwanderer haben, solchen Zeugnissen gegenüber nur sagen: Es ist nicht wahr; es kann nicht sein; als ob es überall wäre wie bei ihnen. „Wo ist die Gemeinde, die auf-

gehört hat deutsch bleiben zu wollen und in Gefahr steht mit uns brechen zu müssen, wenn in ihr die Jugend theilnimmt an den Gottesdiensten und der Confirmandenunterricht ein ernstes Führen der Kinder zum Heiland ist?" So fragt der Verfasser des Juli-Artikel. Diese Frage lautet gerade so, wie wenn er gefragt hätte: „Wo ist eine Gemeinde, welche deutsch geblieben ist, die aufgehört hat deutsch zu sein und in Gefahr steht mit uns brechen zu müssen. Wo die Jugend theilnimmt am deutschen Gottesdienste, und ihn versteht, wo man durch den Confirmandenunterricht die Kinder zu Christo führen kann, weil sie die Sprache verstehen, da bleibt die Gemeinde eben deutsch. Aber wo die Jugend eben nicht mehr deutsch versteht und im Confirmanden-unterricht in einer ihnen mehr als halb unverständlichen Sprache gesprochen wird, da nimmt die Jugend eben nicht mehr an ihren Gottesdiensten theil. Die Gemeinde bleibt deutsch; es wird immerfort deutsch gepredigt und der Name bleibt deutsch und in der Gemeindeordnung steht zu lesen, so lange noch drei Deutsche da sind, darf nur deutsch gepredigt werden. Sie ist gar nicht in Gefahr mit uns zu brechen. Das Deutsche ist geblieben in der Gemeinde-ordnung und auf dem Gottesacker, aber die Gemeinde ist gestorben. Und Todte brechen nicht. Das geht ohne Geräusch, ganz still. Die Gemeinden, die in Gefahr sind zu brechen mit uns, sind nicht da. Das geht ganz still. Sie lassen sich von uns bedienen, so lange es einer vor Hunger aushalten kann bei den paar Alten, die übrig geblieben sind, zu bleiben. Aber zuletzt geht's nicht mehr. Und wo einst eine blühende Gemeinde gestanden hat, wächst Gras. Wenn der liebe Bruder zu mir kommen will, so will ich ihn zu einer solchen Grabstätte führen. Und wenn er sagen wird, ja da haben halt die Pastoren ihre Schuldigkeit nicht gethan, so will ich ihm die würdigsten Namen unserer Synode nennen, die theils noch leben und theils entschlafen sind, die dort gestanden haben und mit Liebe und Treue wirkten. Ich will ihn in Indiana zu mehreren solcher Gemeinde-Grabstätten führen. Die Jugend ist noch da. Sie sind Männer geworden, wohnen auf prächtigen Farmen und haben in nächster Nähe eine englisch-lutherische Kirche gebaut. Wenn es in meiner Gemeinde auf die Nachkommen der Gründer der Gemeinde ankommen würde, so wäre sie längst entschlafen, denn der größte Theil jener Nachkommen ist in der englisch-lutherischen Kirche. Aber meine Gemeinde rekrutirt sich aus Einwanderern. Dieses Entschlafen nimmt progressiv zu. Heute können wir's noch abwenden und können's zum Segen wenden. In fünf bis zehn Jahren werden uns ganze Theile verloren gehen. Aber was können wir thun? Mit der Uebersetzung unseres Katechismus ist es doch nicht gethan. Ganz gewiß nicht, es ist nur ein Schritt dazu. Wir Aelteren werden ihn, wo die höchste Noth es erfordert, brauchen, ihn vielleicht englisch auswendig lernen lassen und deutsch-englisch erklären, werden radebrechen, wie mancher Missionar auch radebrecht, um das Evangelium den Eingebornen zu verkünden. Aber wir haben Nachwuchs und zwar von denen, denen die englische Sprache mehr Muttersprache ist als die deutsche. Ich hatte Gelegenheit, mich einige Tage im Predigerseminar und einige Tage im Proseminar

aufzuhalten. Das sind doch kerndeutsche Anstalten? Jawohl, keine Angst, unsere Lehrer sind gesinnungstüchtige Deutsche. Kein englisch Wort zwischen Lehrer und Schüler. Aber in einer solchen Anstalt sind mir die am wichtigsten, um derentwillen die Anstalt da ist, die Studenten. Ich belauschte sie in ihren Privatgesprächen. O weh! da ist die ganze englische Ketzerei. Ich hörte gutes klassisches Englisch, hörte auch barockes deutsch-englisch. Aber wie bei den amerikanischen Kindern auf dem Spielplatze, so war hier in den Freistunden eben englisch. Wenn dies am grünen Holz geschieht, was soll an dem dürren werden. Warum anstatt diesem immer breiter werdenden Strom sich ohnmächtig entgegen zu stellen, ihn nicht als Kraft benutzen. Warum nehmen wir nicht von diesen Leuten diejenigen, die wirklich tüchtig englisch sprechen und gründen in den größeren Städten zunächst englische Gemeinden. Tagtäglich werden von verschiedenen Denominationen neue Gemeinden gegründet zum großen Theil mit unseren Leuten; sollen wir nichts thun, die wir oft die beste Gelegenheit haben? Mir graut vor dem „Durcheinandergewürfeltwerden" durchaus nicht, mag unsere Synode eine Musterkarte von noch so vielen Völkern werden, es muß nur um so schöner tönen, wenn sie einmal gemeinschaftlich das Glaubensbekenntniß des dreieinigen Gottes bekennen. Im Himmel ist noch eine viel größere Musterkarte.

Ich glaube an einen Hirten und eine Heerde, und mir ist die evangelische Kirche so theuer und bin ich so verliebt in sie, daß ich glaube, sie werde gerade den Grundstock bilden jener herrlichen Vereinigung. Sie mit ihrer Weitherzigkeit, mit ihrem Schriftprincip wird nicht verfehlen, einmal Eindruck zu machen nicht nur auf Einzelne, sondern auf ganze kirchliche Körper, und die werden sich uns anschließen, wenn sie uns kennen. Der Vorwurf des Geizes, den die Julinummer-Arbeit erhebt, rührte mich nicht. Für Jesum und für den Himmel ist's, glaube ich, ist es erlaubt, so geizig zu sein, daß man mit dem Dichter singen kann.

> Es darf nicht Ruhe werden, bis Jesu Liebe siegt,
> Bis dieser Kreis der Erden zu seinen Füßen liegt.
> Es ist kein Preis zu theuer, es ist kein Gang zu schwer,
> Hinauszustreun dein Feuer in's vielbewegte Meer.

J. B. Jud.

Der Inspirationsbegriff.

Referat von P. A. Schimmel.

Unsere gegenwärtige Zeit können wir als eine Zeit der Zersetzung und der Scheidung bezeichnen. Auf allen Lebensgebieten treten uns Gegensätze über Gegensätze entgegen. Aeußere Freiheit und Gleichheit verlangt die Menschheit für das Individuum, aber sie fördert dadurch nur ihre innere Ungleichheit und Unfreiheit; sie fördert die Gegensätze, die sie in ihrem Innern zerspalten. Wahre Freiheit und Gleichheit ist nur in einem Reiche zu finden, welches den Menschen sittlich frei — frei von Sünden — macht, und wo die Macht der Bruderliebe es ist, die ethisch nivellirend in der Menschheit wirkt. Das ist das Reich Gottes.

Das Reich Gottes ist das ewig bleibende unter allen Störungen und Wechseln der Zeit; in ihm ist allein wahres Leben. Darum können die auf den verschiedensten Lebensgebieten auftretenden Gegensätze nach keinem andern Maße beurtheilt werden, als nach dem Verhältnisse, in welchem sie zum Reich Gottes stehen; denn alle jene Gegensätze, mögen sie auf politischem, socialem oder religiösem Gebiete auftreten, ruhen auf einem großen Gegensatze, nämlich dem Kampf der Welt gegen das Reich Gottes, welcher gerade in dem gegenwärtigen Zeitalter mit einer unerhörten Offenheit und Energie geführt wird.

Das Reich Gottes ist nicht eine blose Idee; es ist eine reale, auf historische Thatsachen sich gründende Erscheinung; es ist das Ziel einer Summe von göttlichen Offenbarungen, welche in historischer Entwicklung sich folgend, ihren Höhepunkt fanden in der Erfüllung der Zeiten, da das Wort Fleisch ward und wohnte unter uns. Wie nun jede historische Thatsache für uns authentischer Quellen bedarf, so auch jene Geschichte von Offenbarungen, durch welche der ewige Gott in den Gang der Zeiten hinübergreift. Diese authentischen Quellen nun sind zusammengefaßt in der hl. Schrift, welche sonach die authentische Urkunde der Vorbereitung und Stiftung des Reiches Gottes auf Erden ist. Die Schrift ist uns die Bürgschaft, daß unsere Heilslehren nicht menschliches Hirngespinste, sondern reale Thatsachen sind, die zwar in Gottes Liebeswillen von Ewigkeit her begründet, für uns erst ihre Bedeutung durch ihre geschichtliche Gestaltung gewonnen haben. Um solche Bürgschaft zu sein, muß die hl. Schrift selbst göttlichen Charakter und göttliche Autorität für uns haben. Das findet sich aber ausgesprochen in der Lehre der Kirche von der Inspiration der hl. Schrift.

Es ist nun leicht ersichtlich, daß es den Gegnern des Christenthums vor allem darauf ankommen muß, demselben den positiven historischen Boden zu entziehen und es als menschliches Ideenwerk zu bezeichnen. Dabei ist natürlich ihr Kampf in erster Linie gegen die Autorität der hl. Schrift, als das Hauptbollwerk des Reiches Gottes berichtet. Das grobe Geschütz, das man gegen sie auffährt, ist der rohe Materialismus, der sich jetzt besonders in den Naturwissenschaften breit macht, und welcher an die Stelle der zwecksetzenden Weisheit Gottes, wie sie die Schrift lehrt, nur blinden Zufall setzt. Dieser Materialismus ist nicht mehr wie früher im Allgemeinen als das Privateigenthum einzelner Gelehrter anzusehen; er dringt aus den Studirstuben in die Massen des Volks, wird von den Dächern gepredigt und ist so zu einer schmutzigen Gassenphilosophie geworden. Noch mehr ist dies der Fall bei den feinen Waffen, mit denen diejenigen in's Feld ziehen, welche, ähnlich wie Strauß, durch eine falsche Behandlung der hl. Schrift dem Christenthum den Boden unter den Füßen wegzunehmen suchen, indem sie den gottmenschlichen Erlöser für unhistorisch erklären und durch ästhetische Tiraden von Humanität und dergleichen das eitle Herz zur Selbstvergötterung treiben. In vielfachen Abstufungen tritt heutzutage diese Richtung auf.

Um nun gegen derartige Feinde ein lebendiges, wahres Christenthum

aufrecht zu erhalten, gilt es vor allem, die Autorität und Normativität der hl. Schrift zu vertheidigen und zu wahren. Dazu müssen wir uns aber selbst in der rechten Weise über den Charakter der hl. Schrift klar sein, zumal auch unter den gläubigen Theologen sich zuweilen eine verschiedenartige Stellung zur hl. Schrift findet. Wenn daher die nachfolgenden Zeilen die Lehre von der Inspiration der hl. Schrift behandeln sollen, so dürfte denselben sowohl eine apologetische als irenische Absicht zu Grunde liegen, — eine apologetische gegenüber den Feinden des Christenthums, und eine irenische, um uns unter allen Schwankungen der theologischen Welt des gemeinsamen festen Bodens der hl. Schrift in der rechten Weise bewußt zu sein.

Thöricht wäre es, wenn ich eine Lösung dieser Aufgabe auch nur im Geringsten für mein auf unbedeutenden Studien ruhendes Referat beanspruchen wollte. Dasselbe soll nur eine geringe Anregung sein zur Bildung eines gemeinsamen klaren Bewußtseins von dem göttlichen Charakter der hl. Schrift, welche für uns Protestanten ja als die höchste Norm der Wahrheit gilt. Bei der Behandlung des vorliegenden Gegenstandes habe ich zunächst die allgemeinere Frage: „Ist die hl. Schrift überhaupt inspirirt?“ und dann die speziellere Frage: „Wie haben wir uns diese Inspiration vorzustellen?“ in's Auge gefaßt.

I.

Ist die hl. Schrift überhaupt inspirirt, d. h. auf Antrieb und unter dem Beistand des hl. Geistes verfaßt? Diese Frage, welcher wir zuerst unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen, dürfte unter gläubigen Christen vielleicht überflüssig erscheinen. Aber so sehr uns auch der Glaube die Schrift als die göttliche Quelle christlicher Erkenntniß hinstellt, so ist uns die Pflicht nicht erlassen, das, was der Glaube unmittelbar darbietet, theologisch wissenschaftlich zu vermitteln und somit auch im vorliegenden Falle zu fragen: Ist die hl. Schrift das, was unser Glaube in ihr sucht?

Die einfachste und unbefangenste Antwort auf diese Frage erhalten wir gewiß, wenn wir zunächst die hl. Schrift selbst antworten lassen, und das Zeugniß, das sie von sich selbst ablegt, vernehmen.

Wenden wir uns da zuerst zum Alten Testament, auf welches ja der Begriff der Inspiration zuerst angewandt worden ist. Derselbe ist ebenso wie der neutestamentliche nicht selbst Offenbarung, sondern nur die Urkunde von Offenbarungen. Wir müssen deßhalb zwar stets vom logischen Standpunkte aus den Begriff der Offenbarung selbst von dem ihrer schriftlichen Aufzeichnung scheiden, aber thatsächlich stehen dieselben in einem so engen Zusammenhange, daß wir sagen können: Ist die Offenbarung selbst auf Grund einer besonderen göttlichen Einwirkung geschehen, so gilt dies auch von der schriftlichen Fixirung derselben. Daß nun eine besondere übernatürliche Einwirkung Gottes bei den Offenbarungen des alten Bundes nicht nur als Möglichkeit, sondern als Nothwendigkeit anzunehmen ist, läßt sich schon aus dem tiefen herrlichen Gottesbegriff des Alten Testaments ableiten, welcher nicht auf natürlicher Menschenerkenntniß, sondern nur auf besonderer göttlicher

Selbstbezeugung beruhen kann. Alle heidnischen Religionen sind Naturreligionen und darum ihre Götter nur personificirte Naturkräfte, welche je nach dem kulturhistorischen Standpunkte ihrer Verehrer, sei es durch Phantasie oder auf dem Wege philosophischer Reflexion, mehr oder weniger vergeistigt worden sind. Bei diesen Göttern, die kein objektives Dasein haben, sondern nur subjektiv in der Gedankenwelt des Menschen existiren, der sie sich geschaffen, kann von keiner besonderen supranaturalen Offenbarung die Rede sein, darum sie von den hl. Schriftstellern, z. B. von Habakuk (2, 18) „stumme Götzen" genannt werden (vgl. Paulus 2 Cor. 12, 4). Wie ganz anders ist da der Gottesbegriff, der sich uns im Alten Testamente entgegenstellt! Sollte Israel diesen hohen Gottesbegriff, den es selbst nicht vollkommen verstand und den es schon in seiner frühesten Periode besaß, sich selbst gemacht haben! Nein, dieser Gottesbegriff und die darauf sich gründende Religion konnte nur aus besonderer Offenbarung hervorgegangen sein.

(Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen über die Gemeindeschule.

(Eingesandt von H. Säger.)

Unter dieser Ueberschrift betrachten wir zunächst den Charakter der Gemeindeschule.

Unter dem Charakter der Gemeindeschule verstehen wir das Eigenthümliche in dem Wesen derselben, wodurch sie sich als Bildungsanstalt der Menschen von anderen Anstalten zu demselben Zwecke unterscheidet.

Dieses Eigenthümliche fassen wir im Allgemeinen zusammen, wenn wir die Gemeindeschule als eine Anstalt bezeichnen, in welcher die Jugend diejenige Bildung erlangen soll, welche der Mensch als solcher bedarf, um zur Erlangung seiner Bestimmung befähigt zu werden.

Die Gemeindeschule ist also eine Anstalt zur Bildung der Jugend. Keine andere Schule ist dies so sehr und in einer so genauen Begrenzung, als eben die Gemeindeschule. Während fast alle übrigen Schulen und Bildungsanstalten durch das Alter ihrer Schüler und Schülerinnen nicht gebunden sind, ist die Gemeindeschule angewiesen, sich nur mit Knaben und Mädchen in dem Alter von 5 oder 6 bis 14 Jahren oder bis zur Confirmation zu beschäftigen. Das eigentliche Kindesalter ist also der ihr angewiesene Wirkungskreis.

Weil nun die Zöglinge der Gemeindeschule bei ihrem Eintritt in dieselbe gewöhnlich aller geistigen Cultur entbehren, und dieselbe in einem so jugendlichen Alter wieder verlassen, so folgt daraus, daß die Gemeindeschule in allem, was sie treibt, mit den allerersten Elementen den Anfang machen müsse und in der Regel auch nicht sehr weit über diese Elemente hinaus gehen kann. Sie ist deßhalb mit Recht als eine Elementarschule zu bezeichnen. Hieraus ergibt sich ferner, daß die Gemeindeschule in ihrer Wirksamkeit und Thätigkeit sich nur auf das Nothwendigste erstrecken müsse, weil der Mangel an häuslicher Bildung, der sich bei den meisten ihrer Zöglinge findet, ihr überall Hinder-

nisse in den Weg legt, welche sie ganz zu beseitigen vergebens sich bestreben möchte.

Sodann aber unterscheidet sich die Gemeindeschule als Bildungsanstalt durch die Beschaffenheit der Bildung selbst, welche sie ihren Zöglingen zu ertheilen hat. Sie soll ihnen diejenige Bildung zu geben suchen, welche jeder Mensch als Mensch bedarf, um seine Bestimmung für Zeit und Ewigkeit zu erreichen. Hierin liegt aber Mehreres angedeutet, was näher betrachtet werden muß.

Die Gemeindeschule soll den Menschen zum M e n s c h e n bilden. In dieser Hinsicht soll sie keineswegs bei ihrem Wirken den besonderen Beruf berücksichtigen, den der Eine oder Andere ihrer Zöglinge demnächst erwählen möchte. Vielmehr soll sie ihr Streben nur auf dasjenige richten, was jedem Menschen ohne Ausnahme, welchem Berufe oder Stande er demnächst angehören möge, unentbehrlich ist.

Dahin gehört zunächst die i n t e l l e c t u e l l e oder g e i s t i g e B i l d u n g, welche darin besteht, daß die Anlagen und Fähigkeiten des menschlichen Geistes geweckt und entwickelt werden. Dies geschieht, wenn der Mensch in den Stand gesetzt wird, klar und richtig zu denken, und sich über das, was er denkt, ebenso richtig und klar auszusprechen, was man die f o r m e l l e G e i s t e s b i l d u n g oder auch l o g i s c h e B i l d u n g nennt. Ferner geschieht solches, wenn der Mensch mit denjenigen Kenntnissen ausgestattet wird, deren er bedarf, um auf den rechten Weg des Lebens zu kommen, vor Irrthümern, Fehltritten und Schaden bewahrt zu bleiben, und für die Beschäftigung seines Geistes die nöthige Nahrung zu haben.

In Verbindung mit dieser Verstandesbildung ist aber auch die H e r z e n s- oder C h a r a k t e r - B i l d u n g zu erstreben, indem das Gemüth des Menschen auf das Höhere und Gottwohlgefällige hingelenkt und in dieser Richtung fortdauernd erhalten und befestigt wird.

Diese Herzensbildung gestaltet sich zur r e l i g i ö s e n B i l d u n g, wenn in dem Menschen der lebendige Glaube an Gott, den himmlischen Vater, und an Jesum Christum, unsern Herrn und Heiland, sowie an die Unsterblichkeit des Menschen dadurch begründet wird, daß man ihn mit den Werken der Schöpfung und mit den Geschichten und Lehren der Bibel, als den göttlichen Offenbarungen, bekannt zu machen sucht. Solche religiöse Bildung wird dann die Grundlage der m o r a l i s c h e n B i l d u n g, welche darin besteht, daß ein reiner Sinn für das Gute und Gottwohlgefällige in ihm entwickelt und gepflegt, wahre Liebe zu Gott und dem Nächsten in seinem Herzen hervorgerufen und dadurch seinem Willen eine feste und dauernde Richtung auf das Wahre, Edle und Gute gegeben wird.

Wenn nun eine Gemeindeschule auf dieses alles zweckmäßig hinwirkt, so kann von ihr gesagt werden, daß sie den Menschen zu bilden sucht. Dabei bedarf sie aber eines leitenden Grundsatzes oder vielmehr Zielpunktes. Es soll nämlich ihr angelegentlichstes Bestreben sein, den Menschen durch diese verschiedenartige Bildung seiner Bestimmung zuzuführen. Darum soll alles,

was die Gemeindeschule für ihre Zöglinge thut, unmittelbar darauf hinwirken, dieselben der wahren Weisheit und Tugend, der heiligen und seligen Gemeinschaft mit Gott in Zeit und Ewigkeit immer näher zu bringen. Alle ihre Bestrebungen müssen daher keine blos wissenschaftliche oder theoretische Tendenz haben. Die Gemeindeschule lehrt nicht für die Schule, sondern für das Leben, und zwar nicht nur für das alltägliche, sondern hauptsächlich für das höhere, ideale, göttliche Leben, wofür der Mensch bestimmt ist. Eine Gemeindeschule, welche diese Tendenz aus dem Auge läßt, geräth dadurch auf die gefährlichsten Abwege.

Strebt aber die Gemeindeschule dem genannten Ziele treu entgegen, so ist sie, was sie ja ihrem Namen nach sein soll, eine Voranstalt zur Gründung und zum Fortbaue der evangelisch christlichen Gemeinde. Hieraus folgt nun unwidersprechlich, daß es heilige Pflicht einer christlichen Gemeinde ist, in ihren Gemeindegliedern und Vorstehern, in ihrem Pastor und Lehrer, dafür zu sorgen, daß die Gemeindeschule nicht nur ein kärgliches Dasein friste, sondern daß dieselbe mit heiligem Eifer und opferwilliger Liebesthätigkeit also gepflegt und aufgebaut werde, daß sich das schöne Wort bewahrheiten kann: „Aus der Familie in die Schule; aus der Schule in die Kirche; aus der Kirche in den Himmel." (Fortsetzung folgt.)

Katechese über das erste Gebot.

(Eingesandt von F. Dinkmeier.)

Ich bin der Herr dein Gott, der ich dich aus Egyptenland aus dem Diensthause geführt habe. Du sollst keine andere Götter neben mir haben.

Was enthält das erste Hauptstück in unserm Katechismus?

Die heiligen zehn Gebote.

Wer hat die heiligen zehn Gebote gegeben?

Gott hat sie gegeben.

Welchem Volke hat Gott die zehn Gebote zuerst gegeben?

Dem Volke Israel.

Wo hat Gott dem Volke Israel die zehn Gebote gegeben?

Auf dem Berge Sinai.

Wann hat Gott dem Volke Israel die zehn Gebote gegeben?

1500 Jahre vor Christo.

Durch wen hat Gott den Israeliten die zehn Gebote gegeben?

Durch Moses.

Wo standen die heiligen zehn Gebote zuerst geschrieben?

Auf zwei steinernen Tafeln.

In welchem Buche der Bibel stehen sie geschrieben?

Im 2. Buch Mose, im 20. Capitel.

Aber nicht nur für die Israeliten, sondern auch für die Christen, für uns haben die heiligen zehn Gebote volle Gültigkeit, wie Christus solches

auf's bestimmteste bezeugt, wenn er sagt: „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote. Matth. 19, 17.

Mit welchen Worten sagt uns Christus, daß auch wir die zehn Gebote halten sollen?

Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote.

Wie lautet das erste Gebot?

Ich bin der Herr u. s. w.

In wie viele Theile kann man dies Gebot eintheilen?

In zwei Theile.

Lies den ersten Theil:

Ich bin der Herr.........geführt habe.

Lies den zweiten Theil:

„Du sollst keine andere Götter neben mir haben."

Den ersten Theil nennen wir die Anrede, weil Gott mit diesen Worten das Volk Israel anredet, und den zweiten Theil nennen wir das eigentliche Gebot.

Wie lautet die Anrede?

Wie lautet das eigentliche Gebot?

Lies die erste Hälfte der Anrede:

Ich bin der Herr, dein Gott.

Wie vielerlei sagt Gott in diesen Worten von sich aus?

Er sagt zweierlei von sich aus.

Was erstens?

Ich bin der Herr.

Was zweitens?

Ich bin dein Gott.

Gott hat Himmel und Erde geschaffen mit allem, was darinnen ist; es gehört ihm darum alles, er ist also der Herr über Alles. Weil Gott Herr ist über Alles, so ist er auch unser Herr, und hat daher das Recht, uns Gebote zu geben, und es ist unsere Pflicht, seine Gebote zu halten; halten wir sie nicht, so haben wir Strafe von ihm zu erwarten.

Welches Recht hat Gott, weil er unser Herr ist?

Er hat das Recht, uns Gebote zu geben.

Und was ist unsere Pflicht?

Es ist unsere Pflicht, seine Gebote zu halten.

Was haben wir von ihm zu erwarten, wenn wir sie nicht halten?

Wir haben Strafe von ihm zu erwarten.

Wir haben also gelernt, was es heißt: „Ich bin der Herr." Wollen nun hören, was es heißt: „Ich bin dein Gott."

Der Name Gott ist abgeleitet von dem Worte gut. Ich bin dein Gott, heißt also: Ich bin gut und meine es gut mit dir; ich bin die Güte, die Liebe; ich bin dein Gut, dein höchstes Gut. Wer Gott hat, der hat alles, dem fehlt nichts.

Was heißt also zunächst: Ich bin dein Gott?

Ich bin gut und meine es gut mit dir.

Was heißt es ferner?

Ich bin die Güte, die Liebe.

Was heißt es ferner?

Im bin dein Gut, dein höchstes Gut.

Was hast du dann, wenn du deinen Gott hast?

Dann habe ich alles.

Lies jetzt die zweite Hälfte der Anrede:

„Der ich dich aus Egyptenland.........habe."

Durch welchen Mann hat Gott sein Volk Israel aus dem Diensthause Egyptens erlöst?

Durch Moses.

Und in welches schöne Land hat Gott die Israeliten durch Josua gebracht?

In das schöne Land Kanaan.

Wir Menschen sollten allezeit thun, was Gott gefällt, nämlich das Gute; aber was lieben und thun wir so oft?

Das Böse, die Sünde.

So lange die Israeliten den Egyptern dienen mußten, waren sie in dem Diensthause Egyptens. In welchem Diensthause sind die Menschen, welche der Sünde dienen?

In dem Diensthause der Sünde.

Wie ist der Mensch in Zeit und Ewigkeit nicht, welcher in der Sünde bleibt?

Er ist nicht glücklich, nicht selig.

Durch wen will dich der liebe Gott aus dem Diensthause der Sünde erlösen?

Durch Jesum Christum, meinen Heiland.

Wohin führt dich dein Heiland zuletzt, im Tode, wenn du an ihn glaubst und durch ihn von der Sünde frei geworden bist?

In den Himmel oder in das himmlische Kanaan.

Wie nennen wir den zweiten Theil des ersten Gebotes?

Das eigentliche Gebot.

Wie lautet dasselbe?

„Du sollst keine andere Götter neben mir haben."

Wenn Gott sagt: Du sollst......haben, so gebietet er uns damit, daß wir ihn allein zu unserm Gott haben, ihm allein dienen sollen.

Lies den Bibelvers unter Antwort 8. Matth. 4, 10:

„Du sollst anbeten u. s. w."

Wem allein sollst du dienen?

Ich soll Gott allein dienen.

Welchen Dienst gebietet Gott also im ersten Gebot?

Er gebietet den Gottesdienst.

Wenn Gott sagt: Du sollst keine......haben, so verbietet er uns damit, anderen Göttern zu dienen. Es ist nur ein Gott, der Himmel und Erde und alles, was darinnen ist, geschaffen hat. Alle anderen Dinge, welche die Menschen anbeten, sind falsche Götter oder Götzen.

Wem also sollen wir nicht dienen?

Den Götzen sollen wir nicht dienen.

Welchen Dienst verbietet Gott demnach im ersten Gebot?

Gott verbietet den Götzendienst.

Was **gebietet** Gott im ersten Gebot?

Den Gottesdienst.

Was **verbietet** Gott im ersten Gebot?

Den Götzendienst.

Der Gottesdienst macht **selig**, der Götzendienst macht **unselig**; darum gebietet Gott den ersteren und verbietet den letzteren.

Lies die 7. Frage und Antwort:

Was **gebietet** Gott im ersten Gebot?

Daß wir ihn über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen.

Worin soll, wie die Antwort sagt, dein Gottesdienst bestehen?

Darin, daß ich Gott über alle Dinge fürchte, liebe und vertraue.

Worin also erstens?

Darin, daß ich Gott über alle Dinge fürchte.

Zweitens?

Daß ich Gott über alle Dinge liebe.

Drittens?

Daß ich Gott über alle Dinge vertraue.

Worin soll dein Gottesdienst also erstens bestehen?

Darin, daß ich Gott über alle Dinge fürchte.

Was sollst du also, kurz gesagt, thun?

Ich soll Gott fürchten.

Was hast du, wie alle Menschen, von dem allmächtigen und heiligen Gott zu erwarten, wenn du seine Gebote nicht hältst und die Sünde thust?

Ich habe Strafe von ihm zu erwarten.

Wozu soll dich deßhalb die Furcht vor Gott treiben?

Dazu, daß ich seine Gebote halte.

Wenn der Mensch aus Furcht vor der Strafe Gottes Gebote hält, so nennt man dies die **knechtische** Furcht.

Worin besteht demnach die knechtische Furcht?

Wenn wir aus Furcht vor der Strafe Gottes Gebote halten.

Wie sprach Joseph, als er in Egypten von Potiphars Weibe zur Sünde gelockt wurde?

„Wie sollt ich denn nun ein solch groß Uebel thun und wider Gott sündigen." 1 Mose 39, 9.

Wessen Wohlgefallen hätte Joseph verloren, wenn er in die Sünde gewilliget hätte?

Er hätte Gottes Wohlgefallen verloren.

Was ist das Gegentheil von Gottes Wohlgefallen?

Gottes Mißfallen.

Was hätte Joseph sich also zugezogen, wenn er die Sünde gethan hätte?

Gottes Mißfallen.

Wenn du, wie Joseph, dich fürchtest, Gottes Wohlgefallen zu verlieren und sein Mißfallen dir zuzuziehen, so wirst du die Sünde nicht thun. Das nennt man die **kindliche** Furcht vor Gott.

Was heißt also, in kindlicher Furcht vor Gott wandeln?

Es heißt: Sich fürchten, Gottes Wohlgefallen zu verlieren und sein Mißfallen sich zuzuziehen, und darum die Sünde nicht thun.

Der mächtige König Nebukadnezar forderte von Sadrach, Mesach und Abednego, daß sie das goldene Bild, welches er hatte setzen lassen, anbeten sollten; wenn sie es aber nicht anbeten würden, so sollten sie in den feurigen Ofen geworfen werden.

Wen aber fürchteten die drei Männer mehr, als den König und den Feuerofen?

Sie fürchteten Gott mehr.

Was thaten sie darum nicht?

Sie beteten das goldene Bild nicht an.

Wen sollst du mehr fürchten als alle anderen Dinge?

Ich soll Gott mehr fürchten.

Was heißt demnach: Gott über alle Dinge fürchten?

Es heißt: Gott mehr fürchten, als alle anderen Dinge.

Lies 5 Mose 10, 12: „Nun Israel, was fordert u. s. w.

Wozu soll dich, wie in diesem Bibelverse steht, die Gottesfurcht antreiben?

Dazu, daß ich in Gottes Wegen wandele.

Worin soll dein Gottesdienst zweitens bestehen?

Darin, daß ich Gott über alle Dinge liebe.

Wenn ein Kind seine Eltern liebt, so hat es die Eltern gern, ist gern bei ihnen; kurz gesagt: Das Kind hat seine Freude an den Eltern.

Was heißt demnach: Du liebst deine Eltern?

Ich habe meine Freude an ihnen.

Was heißt nun: Wir lieben Gott?

Wir haben unsere Freude an Gott.

Weil Gott aber völlig gut ist, dein höchstes Gut ist, und dich bisher schon so viel geliebet hat, so sollst du an Gott eine größere Freude haben, als an allen anderen Dingen, oder kurz gesagt: Welche Freude sollst du an deinem Gott haben?

Ich soll meine größte Freude an ihm haben.

Was bedeutet es also: Gott über alle Dinge lieben?

Es bedeutet mein größte Freude an ihm haben.

Lies 1 Joh. 5, 3:

„Das ist die Liebe zu Gott u. s. w."

Wodurch sollst du's also beweisen, daß du Gott liebest?

Dadurch, daß ich seine Gebote halte.

Lied Nr. 307 Vers 8.

Ich will dich lieben, meine Wonne, Ich will dich lieben, meinen Gott;
Ich will ohn' Lohn, du Gnadensonne, Dich lieben in der größten Noth;
Ich will dich lieben, schönstes Licht, Bis mir das Herz im Sterben bricht.

Worin soll dein Gottesdienst drittens bestehen?

Darin, daß ich Gott über alle Dinge vertraue.

Lies Spr. Sal. 3, 5:

„Verlaß dich auf den Herrn u. s. w."

Was heißt, wie es in diesem Bibelverse steht: Gott vertrauen?

Es heißt: Sich von ganzem Herzen auf Gott verlassen.

Wie meint es der liebe Gott allezeit mit uns, auch wenn er uns Noth und Trübsal zuschickt.

Gott meint es allezeit gut mit uns.

Was hat Gott dir in seinem Worte versprochen, wenn du ihn in der Noth anrufst?

Er will mich erretten.

In welchen Lebenslagen willst du dich darum insonderheit auf deinen Gott verlassen?

In Noth und Trübsal.

Lies Ps. 37, 5:

„Befiehl dem Herrn“ u. s. w.

Wie wird Gott es mit dir machen, wenn du ihm von Herzen vertrauest?

Gott wird es wohl mit mir machen.

Lied Nr. 352, Vers 2.

Dem Herrn mußt du vertrauen, Wenn dir's soll wohlergehn,
Auf sein Werk mußt du schauen, Wenn dein Werk soll bestehn,
Mit Sorgen und mit Grämen Und selbstgemachter Pein
Läßt Gott ihm gar nichts nehmen, Es muß erbeten sein.

Was verbietet Gott im ersten Gebot?

Er verbietet den Götzendienst.

Lies die achte Frage und Antwort:

Was verbietet Gott im ersten Gott?

Alle Abgötterei, sie sei grob oder fein.

Wie wird der Götzendienst in dieser Antwort genannt?

Der Götzendienst wird Abgötterei genannt.

Wem allein gebühret alle Ehre und Anbetung?

Sie gebühret Gott allein.

Wie spricht darum der Herr unser Gott Jes. 42, 8:

„Ich der Herr, das ist mein Name, und will u. s. w.“

Was für eine Abgötterei, wie die achte Antwort es sagt, gibt es erstens?

Es gibt eine grobe Abgötterei.

Zweitens?

Eine feine Abgötterei.

Bei welchen Völkern findet sich die grobe Abgötterei?

Bei den Heiden.

Sie machen sich Bilder von Holz und Stein u. dgl., und beten sie an; auch beten sie Thiere, oder Sonne, Mond und Sterne an. Weil Verstand und Herz der Heiden durch die Sünde verfinstert sind, erkennen sie den lebendigen Gott nicht.

Was muß den Heiden verkündiget werden, damit ihnen geholfen werde?

Gottes Wort, das Evangelium.

Dies geschieht durch's Werk der Mission, an welchem Werke auch Kinder schon mithelfen können.

Was für eine Abgötterei gibt es zweitens?

Eine feine Abgötterei.

Was fein ist, sieht man nicht so leicht. Eine feine Abgötterei ist also eine solche, die man nicht leicht sieht oder erkennt. Wenn der Heide z. B.

ein steinern Bild als seinen Gott anbetet, so erkennt das Jedermann sogleich für Abgötterei. Wenn aber ein Christ sein Geld anbetet, indem er dasselbe liebt und sich darauf verläßt, so erkennen es Viele nicht, daß des Christen Geld sein Abgott ist.

Wenn Jemand, der Geld und Gut hat, seinen Gott nicht liebt und ihm nicht vertraut, sondern sein Geld und Gut liebt und sich darauf verläßt, so betet er nicht Gott an, sondern einen Götzen.

Nenne den Götzen?

Geld und Gut.

Wenn Jemand arm ist, kein Geld noch Gut hat, und er will nun verzagen, als habe er keinen Gott, zeigt damit, daß sein Herz nicht dem Herrn, sondern dem Geld und Gut gehört.

Wie wird Geld und Gut am Schlusse des Bibelverses Matth. 6, 24 genannt?

Mammon.

Was bedeutet also das Wort Mammon?

Es bedeutet Geld und Gut.

Es gibt viele Christen, die ihr Herz an den Mammon hängen, und dabei auch Gott dienen wollen.

Wie vielen Herren wollen sie also dienen?

Sie wollen zweien Herren dienen.

Aber das geht nicht, wie Christus sagt.

Lies Matth. 6, 24:

Niemand kann zweien Herren dienen, u. s. w.

Was macht Derjenige zu seinem Gott, der das Gute und Schöne darum thut, daß er von den Leuten geehrt werde?

Er macht die Ehre zu seinem Gott.

Was macht Derjenige zu seinem Gott, der die Freude und Lust dieser Welt sucht und darüber seines Gottes vergißt?

Er macht Freude und Lust zu seinem Gott.

Was macht Derjenige zu seinem Gott, der andere Menschen mehr fürchtet als Gott, sie mehr liebt als Gott, oder ihnen mehr vertraut als Gott?

Er macht andere Menschen zu seinem Gott.

Lies Jer. 17, 5:

Verflucht ist der Mann, u. s. w.

Lied Nr. 383, Vers 8:

„Ihr, die ihr Christi Namen nennt, gebt unsrem Gott die Ehre!
Ihr, die ihr Gottes Macht bekennt, gebt unsrem Gott die Ehre!
Die falschen Götzen macht zu Spott; der Herr ist Gott! der Herr ist Gott!
Gebt unsrem Gott die Ehre!

„Die falschen Götzen macht zu Spott," heißt es in dem Verse. Welches sind die vier Götzen, denen so manche Christen dienen?

Geld und Gut oder der Mammon; die Ehre; Freude und Lust; andere Menschen.

Wahrlich, wenn wir in unser Herz sehen, so finden wir viel feine Abgötterei in demselben. Wie hangen wir an weltlichen Dingen! Wie vergessen wir oft den Schöpfer über dem, das er geschaffen hat. Darum thut es

noth, daß wir ernstlich Buße thun und den lieben Gott täglich bitten: „Hilf mir, daß ich aus meinem Herzen alle Abgötterei verbanne, und dich, meinen Gott, über alle Dinge fürchte, liebe und vertraue."

Dem Aufrichtigen läßt es Gott gelingen; denn:

„Ob bei uns ist der Sünden viel, bei Gott ist viel mehr Gnade;
Sein Hand zu helfen hat kein Ziel, wie groß auch sei der Schade.
Er ist allein der gute Hirt, der Israel erlösen wird
Aus seinen Sünden allen."

Kirchliche Rundschau.

Bei dem Unitarier-Congreß in Saratoga war als Deputirter des Protestanten-Vereins Domprediger Schramm von Bremen anwesend. Daß er die amerikanischen Zustände und Verhältnisse nach den dort empfangenen Eindrücken beurtheilt, ist sicher. Eigenthümlich klingt es aber immerhin, wenn er in seinen Reisebriefen zum Erweis, daß die Orthodoxie in Amerika toleranter sei, als in Deutschland, die Thatsache anführt, „daß alle Verhandlungen in Saratoga, alle Gottesdienste und Conferenzen in der schönen geräumigen Methodistenkirche gehalten wurden, wie denn auch zwei Methodistenprediger auftraten und über ihre Arbeit unter den Schwarzen Bericht erstatteten." Dazu thun der Evang. Anzeiger von Berlin und die N. Ev. Kztg. die bedenkliche Frage: „Was müssen das für Methodisten sein, die mit den Unitariern gemeinsame Sache machen? Man kann doch nicht das Fundament des christlichen Glaubens bekennen und mit denen, die dies Fundament umstoßen, gemeinsame Sache machen." Nun thut man freilich den Methodisten Unrecht, wenn man sie ohne Weiteres als Vertreter der Orthodoxie hinstellt oder als eine so compacte Masse ansieht, daß man nach dem Thun einer Gemeinde und zweier Pastoren alle Methodisten beurtheilen könnte, aber bemerkenswerth bleibt die Thatsache immerhin.

Das katholische Concil in Baltimore ist nicht blos der pompa religiosa wegen gehalten worden, obgleich es auch an dieser nicht gefehlt haben wird; denn 13 Erzbischöfe, 64 Bischöfe, 6 Aebte, 11 römische Monsignori, 34 Ordensoberen, 12 Rectoren von Seminarien und 87 Theologen bilden schon an und für sich eine glänzende Versammlung, die ihres Eindrucks auch auf manchen dortigen Nichtkatholiken nicht ermangeln wird. Der Hirtenbrief, durch den das Concil zusammenberufen wurde, sagt über den Zweck desselben: „Wir wollen keine neuen Glaubenssätze aufstellen, denn die einzige Lehre, die wir jetzt predigen, ist der Glaube, der von den Heiligen uns überliefert worden ist. Auch werden unsere Berathungen keine politische Bedeutung haben, da wir keine politischen Beschwerden abzustellen, keine politischen Bestrebungen zu befriedigen haben. Die Kirche Gottes hat keine directen Beziehungen zur Politik. Politische Intriguen bilden keinen Theil der göttlichen Mission. Das Reich Christi und seiner Kirche ist nicht von dieser Welt; sie gibt dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist. Das Erlassen von heilsamen Gesetzen zur Förderung von Frömmigkeit und gesunden Sitten, zur Abstellung von Mißbräuchen und die Einführung größerer Einheitlichkeit in der geistlichen Disciplin, die Entwicklung der christlichen Gemeinde, die Kräftigung der Bande der Liebe, welche uns als Mitglieder der christlichen Familie mit unserem Gott und miteinander verknüpfen sollten, das sind die großen Segnungen, die wir mit unserer Versammlung bezwecken."

Das klingt so unschuldig, daß man beinahe fragen möchte, ob man das alles nicht ohne Concil thun könnte. Wenn aber die Berliner „Germania" weiß, daß es sich bei dem Concil um strictere Durchführung der kanonischen Gesetze in dem, nach und nach dem Missionszustande entwachsenen Amerika handelt, so ist jedem, der auch nur einigerma-

ßen mit der Kirchengeschichte bekannt ist, klar, was man will und wie der Hirtenbrief zu verstehen ist. Wir möchten eigentlich darauf hinweisen, wie geschickt der Erzbischof die Kirche als den Richter zwischen Gott und dem Kaiser hinstellen kann. Leider fahren dabei die beiden Parteien schlecht und die Gerichtskosten verschlingen beinahe Alles. Die Kirche Gottes hat am Ende keine directen Beziehungen zur Politik, aber die Beziehungen der römischen Kirche zu den politischen Zuständen der Völker sind eben derart, daß man sie nur in stilo curiæ „kirchliche" nennen kann, während sie sonst in der Welt als „politische" bezeichnet werden.

Sicher ist allerdings, daß Rom keinen Kampf provocirt, wenn es nicht nöthig ist und nützt. Wenn es aber dahin kommen wird, daß man sich auch hier in Amerika gegen das kanonische Recht wehrt, weil man nicht mehr anders kann, — ja, dann wird Rom seine Hände in Unschuld waschen, denn es vertheidigt dann ja nur sein kanonisches Recht.

In Süd-Amerika scheint Rom weniger Fortschritte zu machen. So ist der apostolische Delegat von der Argentinischen Republik ausgewiesen worden. Als Grund dieser Maßregel gibt eine aus Buenos Ayres eingegangene Depesche an, daß der apostolische Legat sich nicht nur der Ausbreitung protestantischer Lehren widersetzt, sondern auch für die katholischen Bischöfe das Recht in Anspruch genommen habe, an der Leitung der Staatsschulen Theil zu nehmen. Als die Regierung das letztere entschieden verweigerte, habe sie von dem Delegaten eine in den heftigsten Ausdrücken abgefaßte Note empfangen, worauf die Regierung denselben aufgefordert habe, das Land zu verlassen. —

Wie die „Voss. Ztg." aus Santiago de Chile vom 2. September meldete, hat das Abgeordnetenhaus nach langen Debatten den Verfassungsreformentwurf der Regierung angenommen. Der Entwurf ist bereits an den Senat gegangen, der ihn wahrscheinlich in der Fassung des Abgeordnetenhauses gut heißen wird. Nach demselben fallen die Staatsreligion, an deren Stelle Cultusfreiheit tritt, der religiöse Theil des Eides, den das Staatsoberhaupt bei Antritt seiner Regierung zu leisten hat, und die Mitgliedschaft eines Würdenträgers der Kirche im Staatsrathe, während das Patronatsrecht und das Placet, aber auch der Cultusetat bestehen bleiben.

Diese Dinge scheinen indeß die Curie nicht besonders zu belästigen, der romanischen Völker ist Rom immer gewiß gewesen. Die germanischen Stämme sind es, welche Rom von jeher immer am meisten zu schaffen gemacht haben. Darum ist das Operationsfeld Roms hauptsächlich Deutschland, England und Nord-Amerika.

In London fand eine römisch-katholische Procession nach der Westminster-Abtei durch den Bischof von Emmaus und 400—500 Begleiter statt, deren Ziel das Grab Eduard des Bekenners war. Da der Bischof die Thore offen fand, betrat er mit seiner Gefolgschaft die Abtei, knieete am Grabe des heiligen Eduard nieder, um dort mit den Seinigen Gebete für die baldige Bekehrung Englands zum katholischen Glauben zu verrichten. Es ist nicht das erste Mal, daß die Katholiken das protestantische Gotteshaus aufsuchen und in demselben ihre Gebete zum Himmel senden, aber seit vielen Jahren war der Umgang unterblieben, da Dean Stanley am Tage des heiligen Eduard die Kirchenthüren schließen ließ, um derartige Vorgänge zu verhindern.

Die Eröffnung des neugegründeten Collegiums Bohemicum in Rom am vierten November, dem 300jährigen Gedächtnißtage des heiligen Borromäus zeigt auch ein Stück römischer Taktik. In diesem Institute, dessen Charakter selbstverständlich ein slawischer sein wird, sollen die vorzüglichsten Priesterzöglinge aus den bömischen Diöcesen ihre geistliche Ausbildung erhalten. Jetzt gibt es in Deutsch-Böhmen noch viele ältere Pfarrer, welche sich mit ihren deutschen Pfarrkindern eins fühlen. Aber diese Priester sind im Aussterben begriffen und machen jüngeren Platz, die entweder von Geburt oder durch Erziehung in den bischöflichen Seminaren Czechen sind, so daß der Slawismus jetzt schon in Böhmen fast über den ganzen hierarchischen Apparat verfügen kann. In dem Collegium Bohemicum soll offenbar für einen verläßlichen Nachwuchs solcher römisch-czechischer Priester gesorgt werden.

Die Abrechnung des Bonifatiusvereins für 1883 führt uns einen Theil der Geldmittel vor Augen, welche für die Ausbreitung der römischen Kirche verwendet werden. Danach erzielte der Generalvorstand eine Einnahme von 212,244 Mk. und die 22 Diöcesankomites eine solche von 529,354 Mk., sodaß sich die Gesammteinnahme auf 741,598 Mark beziffert, gegen das Vorjahr eine Mehreinnahme von 102,606 Mark. Unter den Diöcesankomites steht die Erzdiöcese Köln mit 122,777 Mk. oben an. Ihr folgen die Diöcesen Breslau mit 97,852 Mk., Münster mit 89,036 Mk., Paderborn mit 56,928 Mk. Mit Ausnahme von Bayern und der Erzdiöcese Posen-Gnesen ist der Verein in ganz Deutschland und in einigen Diöcesen Oesterreichs organisirt und er erhält aus Bayern, wo die Einführung wegen des dort bestehenden „Ludwigs-Missionsvereins" nicht gestattet wird, ansehnliche Beiträge. Im Jahre 1883 hat der Verein an 488 „Missionsanstalten," welche über ganz Deutschland, einschließlich Oesterreich, die Schweiz und Dänemark zerstreut sind, Unterstützungen ausgegeben. In den 34 Jahren seines Bestehens sind von ihm 320 geistliche Stellen und 362 Schulstellen in's Leben gerufen, von denen erst ein kleiner Theil dotirt ist. Bis zum Schlusse des Jahres 1883 hat der Verein zur Errichtung und Unterhaltung schon früher errichteter Kirchen- und Schulstellen in vorwiegend protestantischen Orten 10,433,252 Mark ausgegeben. Hiervon sind 4,074,992 Mark zu laufenden jährlichen Unterstützungen der „Missionen" und Schulen, 4,229,093 Mark zur Erwerbung von Grundstücken und Herstellung von Kirchen, Pfarr- und Schulhäusern und 2,129,167 Mk. zur verzinslichen Anlegung verwendet worden.

Zwischen dem Vatikan und Rußland scheint nun der erst im Frühjahr 1883 abgeschlossene Friede wieder gefährdet zu sein. Die politischen Rücksichten auf die Polen, welche damals bei der, zwischen Deutschland und Rußland herrschenden Spannung in Petersburg, genommen wurden, haben jetzt ihren Grund verloren, und Rom hat das damals gebotene nur angenommen, um mehr zu erlangen. Zunächst hat allerdings eine Drohung des Organs der russischen Reichskanzlei die diplomatischen Beziehungen abbrechen zu wollen, den Osservatore Romano zu Erklärungen veranlaßt, mit denen das Organ der russischen Regierung befriedigt ist. Indessen zeigt der ganze Vorgang, wie wenig auf Frieden zwischen Rom und einem nichtrömischen Volke zu hoffen ist. Liegt doch Rom selbst mit den römisch-katholischen Mächten immerwährend im Kampf.

Ueber die deutsche Evangelisationsgesellschaft ist von Professor Christlieb berichtet worden, daß für die Evangelistenschule („Johanneum") in Bonn ein Haus mit Garten für 80,000 Mark erworben sei, wovon außer den laufenden Ausgaben 12,000 Mark bezahlt seien. Ein in der Schweiz vorgebildeter Evangelist sei nach kurzem Aufenthalt im Johanneum nach Berlin gesandt worden. Ferner sei Prediger Schrenk aus Bonn der Gesellschaft für einige Monate überlassen worden, welcher in Bremen mit täglichen Evangelisationsversammlungen begonnen habe, und in Verbindung mit Herrn von Oertzen in Hamburg arbeiteten acht Evangelisten in Schleswig-Holstein unter ermuthigenden Umständen. Prediger von Schlümbach, der „deutsche Moody" werde diesen Winter wieder hauptsächlich in Berlin thätig sein, daneben aber auch in anderen Städten Norddeutschlands den christlichen Jünglingsvereinen zu dienen suchen.

Das Seminar der Jowasynode weist bei einer Zahl von vier Professoren und 40 Studenten eine Ausgabe von $7243 auf, welche die Einnahme um $1177 übersteigt und am 30. Juni eine Schuld von $2904 ergab, dazu macht das „Kirchenblatt" folgende Bemerkung, die wir uns auch gesagt sein lassen dürfen: „Der Bericht des Rechnungsjahres weist leider wieder eine Zunahme der Schuld um mehrere hundert Dollars auf, trotz des Zuflusses für die Kasse aus der Jubelkollecte von 1883. Das ist ein betrübendes Resultat! Wenn das nun von Jahr zu Jahr so fortgeht, wohin kommen wir? Wenn Jemandes Schuld von Jahr zu Jahr wächst, so verfällt er unfehlbar dem Bankerott; das wollen wir uns nicht verhehlen. Das darf so nicht länger fortgehen; die allgemeine Versammlung der Synode von 1885 muß dem Uebel gründlich steuern. Unser Synodalhaushalt muß so geregelt und geführt werden, daß die Ausgaben den Einnahmen entsprechen und umgekehrt."

Die Allgemeine Synode von Ohio und anderer Staaten war vom 1.—7. Oktober dieses Jahres in der Trinitatiskirche (Pastor Rohe) zu Columbus, O., versammelt. Es waren bei der Eröffnung der Versammlung 111 Pastoren, gegen 50 Gemeindedelegaten und mehrere Lehrer zugegen. Wir heben aus dem Bericht über die Verhandlungen einiges von allgemeinerem Interesse heraus. Der erst seit etlichen Jahren bestehende westliche Distrikt beantragte und befürwortete die Verlegung der praktischen Abtheilung des Predigerseminars in Columbus nach Afton in Minnesota. Es ist diese Abtheilung erst vor zwei Jahren eingerichtet worden. In Afton hat Pastor Duborg bereits ein passendes Gebäude erworben für 2000 Dollar, dessen Bau 10,000 Dollar kostete (es war eine englische Akademie), welches er der Synode zu demselben Preise überlassen wollte. Dieser Antrag wurde zum Beschluß erhoben und die betreffenden Studenten sollen nach Minnesota übersiedeln, sobald dort die nöthigen Einrichtungen getroffen sein werden. Zum ersten Professor wurde Pastor Ernst von Michigan City erwählt.

Es soll in Woodville ein neues Seminargebäude errichtet werden, das nicht über 8000 Dollar kosten darf. Die Gemeinde in Woodville will über $4000 Dollar dafür aufbringen und sobald 6000 Dollar vorhanden sind, darf mit dem Bau begonnen werden. Auch der Stand der Finanzen erforderte eine eingehende Verhandlung. An der Schuld, die noch auf den Columbus'er Anstalten lastet — wir hörten von 10,000 Doll. — konnte auch durch die Jubelcollekte im vergangenen Jahr nichts abgetragen werden.

So haben von 1881—1882 von 195 Gemeinden nur 119 die Anstalten unterstützt, über ⅓ der Gemeinden hat also gar nichts gethan; 17 Gemeinden haben weniger als je 6 Dollar, 40 Gemeinden haben je zwischen 6 und 16 Dollar beigetragen und 10 Gemeinden steuerten 100 Dollar und darüber bei. Die Synode traf nun Veranstaltungen, wonach jedes communionfähiges Glied jährlich durchschnittlich 50 Cts. beizutragen veranlaßt werden soll, um die Kosten des Synodalhaushalts (die der Waisenanstalt in Richmond, Ind., eingeschlossen) aufzubringen, welche sich jährlich auf etwa $20,000 belaufen.

Die Waldensersynode, welche vom 1. September an getagt hat, hat sich auch mit der für Italien brennenden Frage der Kirchenvereinigung beschäftigt. Das Bestreben nach einer größern Gemeinschaft der Evangelisationsarbeit und des evangelischen Gemeindelebens ist nicht mehr zu unterdrücken und äußert sich in allen Abtheilungen des italienischen Protestantismus. Schon sind die zwei baptistischen Zweige der strengeren und der milderen Observanz zu einer Kirche zusammengetreten. Es scheint, daß auch die Methodisten einer Einigung entgegengehen. Die Synode der Waldenser ist nun officiell zu dem Entschluß gekommen, den in Aussicht genommenen „Evangelischen italienischen Congreß", der über den Modus der Einigung berathen soll, amtlich zu beschicken. Fast noch wichtiger als dieses ist die Thatsache, daß die Chiesa libera, die sich vor dreißig Jahren von den Waldensern getrennt und in einem zeitweise außerordentlich gespannten Verhältniß zu denselben gestanden hat, auf der diesmaligen Waldensersynode durch officielle Deputirte erklärt hat, daß, wenn es auch zu keiner Föderation oder Union aller evangelischen Kirchen Italiens käme, doch jedenfalls eine Wiedervereinigung mit den Waldensern in's Werk zu setzen sei. Der Vorstand der Chiesa libera hatte schon am 2. April v. J. eine dahingehende Anfrage gemacht. Am 2. Mai traten die Leiter beider Kirchen zunächst noch privatim zusammen. Das Evangelisationscomite übernahm es, der Synode den Antrag vorzulegen, daß Schritte zur Wiedervereinigung eingeleitet werden sollten; und die Synode hat einstimmig beschlossen, durch ihr Evangelisationscomite mit dem Comite der freien Kirche in Verhandlungen einzutreten, und auf der nächsten Synode über die Ergebnisse derselben Bericht zu erstatten.

In der neuen Verfassung des Cantons Waadt wurden die dortigen Schulen confessionslos gemacht. Vorher war vorgeschrieben, daß der Unterricht mit den Grundsätzen des Christenthums übereinstimmen müsse; jetzt ist nur noch gesagt, daß der Religionsunterricht, welcher von den übrigen Gegenständen zu trennen sei, mit den Grundsätzen des Christenthums übereinstimmen müsse. Die freie Religionsübung wird, „soweit sie sich in den Grenzen der guten Ordnung und der Sitte bewegt," gewährleistet.

Eine andere interessante Frage, welche zur Erörterung kam, war das Stimmrecht der Frauen bei der Wahl der Geistlichen. Hr. Dufour trat dafür ein, indem er darauf hinwies, daß die Frauen regelmäßig zwei Drittel der Zuhörerschaft des Geistlichen bilden. „Ist es recht," sagte er, „diejenigen auszuschließen, für welche die religiösen Fragen ernste Fragen sind. Das Gewissen wird verwundet, wenn man die gleichgültigsten, ja vielleicht die religionsfeindlichen Wähler an den Ernennungen theilnehmen sieht, während die eifrigsten und gläubigsten Glieder der Gemeinde keine Rechte haben. Von Jahrhundert zu Jahrhundert hebt sich die Stellung der Frau, und man kann heutzutage die Cultur eines Volkes, seine Entwicklungsstufe nach der Stellung bemessen, welche unsre Gefährtinnen in der Gesellschaft erlangt haben. Es ist sehr möglich, daß man im zwanzigsten Jahrhundert sich wundern wird, wie eine politische Versammlung im Jahre 1884 über einen Antrag, wie der meinige, auch nur discutiren konnte." Der Antrag wurde gleichwohl verworfen.

Moderner Götzendienst. Daß das Heidenthum sich in der Form buddhistischer und epikuräischer Philosophie unter christlichen Völkern ausbreitet, ist nichts neues; daß es aber so rasch anfangen würde, zum Götzendienst herabzusinken, hätten wir nicht geglaubt. Nicht etwa deßwegen, weil dieses moderne Heidenthum besser wäre als das alte; es ist nicht einmal so gut; und es ist auch nicht wahrscheinlich, daß diese zusammengestückelten Reste lebenskräftiger sein sollten als das Ganze früher war. Aber man hätte erwarten können, daß das Christenthum seinen Einfluß auf die Anhänger dieses Heidenthums wenigstens noch soweit geltend mache, daß dieselben nicht in Polytheismus und Bilderdienst verfallen. Nach den Mittheilungen eines Wechselblattes ist aber auch diese Stufe des Niedergangs schon überschritten. Dasselbe berichtet:

Lu Lu Tempel eingeweiht.

Glänzende Ceremonien des geheimnißvollen Heiligthums vor sterblichen Augen offenbaret.

Unter dieser hochfahrenden Ueberschrift bringt "The Philadelphia Record" vom 3. November folgende Mittheilung:

„Das Programm, das am Freitag Abend bei der Einweihung des dem alterthümlichen arabischen Orden der Edeln des geheimnißvollen Heiligthums (Nobles of the Mystic Shrine) gehörigen Lu Lu Tempels in Industrial Art Hall, Broad street above Vine, durchgeführt wurde, war von vollendetster Beschaffenheit. Die Gliedschaft dieser merkwürdigen Gesellschaft besteht ausschließlich aus Tempelrittern und solchen, die den 32. Grad des Freimaurer-Ordens erreicht haben. Der Orden wurde in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts in Arabien gegründet. Die nächste Ursache der Bildung desselben war die Absicht, die Meuchelmörder Alis, des Neffen und Schwiegersohnes Mohammeds und Omars, eines seiner größten Generäle, zu strafen. Mekka war der Geburtsort des Ordens, und bis auf den heutigen Tag ist der Sheriff oder Mayor der Stadt das officielle Oberhaupt desselben. Vor etwa 15 Jahren wurde der Orden in diesem Lande eingeführt durch den Schauspieler W. J. Florence, welcher jetzt das Amt eines Emeritus inne hat. Der erste Tempel wurde in New York errichtet.

Die Ceremonien waren mit orientalischem Glanz überladen. Nachdem die Beamten eingetreten und in den „Groß-Reichsrath" aufgenommen worden waren, hielt Dr. D. C. Hughes, der erhabene Potentat des Tempels, eine Bewillkommnungsrede. Auf diese folgten Musik und Ansprachen von Dr. Walter Fleming, dem erhabensten Groß-Potentaten und Professor A. L. Rawson. Die Feier fand ihren Abschluß durch Austheilung von Brod und Datteln und Ueberreichung von Bannern, des Koran und der Schlüssel von Masjeed. Etwa 1000 Glieder und Gäste waren zugegen.

Die Räume des Tempels befinden sich im zweiten Stockwerk des Industrial Art-Gebäudes. Sie sind im glänzendsten Stil ausstaffirt, und jeder zur Verfügung stehende Raum an den Wänden, sowie an der Decke, ist mit bildlichen Darstellungen der Lehren des Ordens bedeckt, welche nach dem wunderlichen und malerischen Stil der Alten ausgeführt sind. Der orientalische Stil der Verzierungen ist sehr schön, und viele Sprüche

aus dem Koran, in arabischer Sprache, schmücken die Wände. Es sind Bilder angebracht von Buddha, dem Gott, der die materiellen Theile des Weltalls geschaffen hat; von Brahma, dem Schöpfer der geistigen Theile; von Ra (göttliche Vorsehung), welcher für die Sterblichen sorgt von der frühesten Kindheit bis in's Mannesalter — diese Gottheit ist an der Decke durch eine ungeheure Sonne dargestellt, deren Strahlen in offene Hände auslaufen — von Putah und andern Göttern und Göttinnen, welche den in den Orden Aufzunehmenden gezeigt werden."

Bei der Dankeskirche in Berlin, die als Dankeszeichen für die Errettung des deutschen Kaisers vor Mörderhand hauptsächlich aus Gaben der positiv kirchlichen Kreise erbaut worden ist, im Ganzen 350,000 Mark gekostet und eine fünfjährige Arbeit erfordert hat, sind bei den Kirchengemeindewahlen, den Wahlen zum Gemeindekirchenrath wie zur Gemeindevertretung, die sämmtlichen Kandidaten der liberalen protestantenvereinlichen Partei gewählt worden. Da das königliche Patronat für die Kirche nicht nachgesucht ist, so läßt sich von dem liberalen Gemeindekirchenrath nun auch die Wahl eines liberalen Pfarrers erwarten und so kann es dahin kommen, daß die Positiven zuletzt nur den Liberalen zu einer neuen Kirche verholfen haben.

In der Großen Karthause bei Grenoble (Frankreich) wurde dieser Tage der 800. Jahrestag der Gründung des Karthäuserordens durch den heiligen Bruno unter großem Zudrange der umwohnenden Gebirgsbevölkerung gefeiert. Heute wie vor 800 Jahren wohnt jeder Mönch in seiner eigenen Hütte, wo er von seinen Brüdern abgeschlossen lebt, allein betet, arbeitet, sich ergeht und seine Mahlzeiten einnimmt. Zweimal im Laufe des Tages und einmal in der Nacht vereinigt er sich mit den übrigen Mönchen, um die Horen zu singen und nur an hohen Festtagen findet eine gemeinschaftliche, aber stille Mahlzeit statt. Besonders stolz ist der Orden darauf, daß er in den acht Jahrhunderten seines Bestehens sich zu keinen Milderungen seiner strengen Regel herbeigelassen, keine Reform, und wenn sie ihm vom Papste selbst angeboten wurde, angenommen hat. —

Die Zahl der ausgesetzten Kinder (enfants abondonnes) in Paris, die seither im Jahre durchschnittlich etwa 2000 betrug, ist im Jahre 1883 auf 3275 gestiegen. Von diesen bedauernswerthen Wesen wurden 164 durch weibliche Dienstboten, 480 durch Näherinnen, 182 durch Tagelöhnerinnen, 37 durch Ladenmädchen, 56 durch Blumenmacherinnen, 96 durch Wäscherinnen und 1100 durch sonstige Arbeiterinnen, dagegen nur 172 durch Dirnen ausgesetzt. Die Aussetzung ist leider die einfachste Sache von der Welt. Wer ein Kind nicht behalten will, trägt dasselbe nach dem städtischen Waisenhause, wo es sofort angenommen und nach den Angaben der Ueberbringerin in die Register eingeschrieben wird. Nur einmal im Jahre wird den Angehörigen Auskunft über ihre Kinder ertheilt; der Ort, wo dieselben sich befinden, wird niemals bekannt gegeben. Etwa ein Zehntel der Ausgesetzten ist ehelichen Ursprungs. Kaum ein Zwanzigstel der Kinder wird von den Müttern zurückverlangt. Die meisten Mütter hören schon nach dem zweiten Jahre auf, nach ihren Kindern zu fragen!

Literarisches.

Das Buch der Bücher und seine Geschichte ist der Titel eines empfehlenswerthen, von Dr. Mann in Philadelphia verfaßten und von der Pilgerbuchhandlung in schöner und guter Ausstattung herausgegebenen Büchleins. Es enthält auf 154 Seiten in so populärer Darstellung, als dies bei dem betr. Gegenstand und Raum möglich ist, eine Einleitung in die hl. Schrift. Der Einzelpreis beträgt 75 Cents.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XIII. Februar 1885. Nro. 2.

Der Inspirationsbegriff.

Referat von P. A. Schimmel.

(Fortsetzung.)

Wir finden im Alten Testamente bereits Gott als den Persönlichen, absolut Lebendigen und absolut Freien. Als solcher hat er die Welt geschaffen. Sein Verhältniß zu der von ihm geschaffenen Welt ist zugleich das der Transcendenz und der Immanenz. Er ist völlig erhaben über die Welt, aber zugleich der Welt sich mittheilend. Das meint Jeremias im 23. Capitel (Jer. 23, 23), wo es heißt: „Bin ich nicht ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr, und nicht ein Gott, der ferne sei?" Da Gott als der Transcendente absolut frei ist, so vermag Er sich der Welt mitzutheilen, wie Er will und ihr somit immanent zu sein. Darin liegt die Möglichkeit der Offenbarung. Nun ist aber Gott als der absolut Lebendige und Welterhabene zugleich auch der absolut Heilige; denn das Wort, das der Herr zu Moses (2 Mos. 3, 14) sagt: „Ich werde sein, der ich sein werde," bezeichnet nicht nur seine ewige Existenz, sondern vor allem sein ewiges Sich-gleich-bleiben, die innere Harmonie seines Wesens. Das ist seine Heiligkeit. In der Heiligkeit Gottes aber liegt die Nothwendigkeit und Thatsächlichkeit begründet, daß Gott sich der sündigen Welt durch Offenbarung mittheilt. Bei dieser Offenbarung braucht Gott sich nicht nach den Gesetzen der Natur zu richten, zumal es sich dabei nicht um natürliche Zwecke, sondern um den überirdischen Zweck unsers Seelenheiles handelt.

Das ist also die besondere Offenbarung Gottes im Reich der Gnade, zu deren Träger er einst das Volk Israel erwählt und ausgesondert hatte von den Heiden. (Vgl. Psalm 147, 19 u. 20. „Er zeigt Jakob sein Wort, Israel seine Sitten und Rechte. So thut er keinen Heiden.") — Das Hauptmedium der Offenbarung Gottes ist das Wort; und besonders ist dasselbe an solche Personen gerichtet, welche Gott sich zu besonderen Rüstzeugen im Reiche der Gnade auserlesen hat. So redet Gott mit Abraham, Mose, Samuel, besonders oft mit den Propheten. Bei den Propheten wird dieser Akt zuweilen bezeichnet als ein Legen in den Mund (vgl. Jerem. 1, 9) und Ezechiel (2, 8) muß den Brief des Herrn in sich verschlucken, d. h. das Wort der Offenbarung in sich aufnehmen, daß es ihn erfüllt, und er selbst in seiner Person das lebendige Wort der Offenbarung repräsentirte. So bezeugen die Propheten des alten Bundes selbst von sich, daß sie aus Gottes Geiste reden und unter-

scheiden sich ausdrücklich von den falschen Propheten, von welchen es Ezechiel 13, 2 und 3 heißt, daß sie aus ihrem eigenen Herzen weissagen, daß sie ihrem eigenen Geiste folgen und keine Gesichte haben. Charakteristisch für das Alte Testament ist es, daß Gott sich so häufig auch durch außerordentliche Thaten (sowohl des Segens als des Gerichts) offenbart. In der Zeit der Patriarchen erscheint Gott selbst, um mit ihnen zu reden. Von Moses an traten diese Theophanien zurück und es erscheint das Wunder als Offenbarungsmittel, bis bei den Propheten die Offenbarungsmittheilung Gottes sich mehr und mehr verinnerlicht und vergeistigt.

Diese Offenbarung in Wort und That also, wie sie das Alte Testament uns bietet, harmonirt vollkommen mit der alttestamentlichen Gottesidee. Und wer an dieser Gottesidee, die für uns im Lichte des Neuen Testaments zur vollen Klarheit gelangt, nichts auszusetzen hat, der hat keinen Grund, an der Thatsächlichkeit der alttestamentlichen Offenbarungen als außergewöhnliche Selbstbethätigungen und Selbstmittheilungen Gottes zum Zweck unseres Heils zu zweifeln.

Nachdem wir so die Frage nach der Realität der alttestamentlichen Offenbarung bejaht, wenden wir uns zurück zu dem oben aufgestellten Satz zwischen Offenbarung und Schriftwort und sagen: da die Offenbarung selbst eine gottgewirkte ist, so ist bei der engen Beziehung zwischen Offenbarung und Schriftwort auch bei der Abfassung des letzteren eine gewisse göttliche Thätigkeit anzunehmen, in welcher die Inspiration der hl. Schrift beruht. Direkte Aussprüche über die Inspiration des Schriftworts finden sich im Alten Testamente nicht. Nur einzelne Autoren reden von einem göttlichen Befehl zur Aufzeichnung der empfangenen Offenbarung. Solchen Befehl erhält Moses nach dem Sieg über die Amalekiter, Exodus 17, 14; ferner auf dem Berge Sinai nach dem Empfang des Gesetzes, Exodus 34, 27. An Jesaias ergeht der Befehl, Weissagungen in ein Buch aufzuzeichnen (Jes. 30, 8); deßgleichen auch an Jeremias (30, 2 und 36, 2), sowie an Habakuk (2, 2). — Bei allen diesen Stellen finden wir, wenn wir sie rein wörtlich auffassen, nichts ausgesprochen, was auf einen inneren Antrieb oder gar auf einen besonderen Beistand des göttlichen Geistes beim Schreiben hindeutete. Es liegt in den Befehlen Gottes zum Schreiben zunächst nur die Absicht ausgesprochen, seine Offenbarungen, die ja zunächst an das jeweilig gegenwärtige Geschlecht gerichtet waren, der Nachwelt zu überliefern. Aber wir können aus den Worten z. B. Jes. 30, 8: „Zeichne es in ein Buch, daß es bleibe für und für ewiglich" schließen, welche Wichtigkeit Gott dieser schriftlichen Ueberlieferung beimesse; es liegt die Absicht zu Grunde, die einzelnen Offenbarungen in organischen Zusammenhang zu bringen, so daß die vorausgehende Offenbarung immer die Grundlage für die nachfolgende bildet, und so deutlich zu machen, daß der ganzen alttestamentlichen Offenbarung ein einheitlicher Zweck zu Grunde liegt, nämlich auf dem Wege historischer Entwicklung vorzubereiten auf die letzte und höchste Offenbarung im Messias. Dieser innere Zusammenhang und einheitliche Zweck tritt uns bei dem Ueber-

blick über den ganzen alttestamentlichen Kanon entgegen. Daraus dürfen wir ohne Zweifel folgern, daß alle kanonischen Schriften auf besondere göttliche Veranlassung verfaßt sind, gleichviel, ob dieselbe als ausgesprochener Befehl vorliegt oder nicht. Der göttliche Antrieb zum Schreiben ist also da. Eine weitere Frage ist aber nun die: Hat Gott die schriftliche Niederlegung der Offenbarung rein dem menschlichen Geiste überlassen, oder müssen wir bei der Abfassung der Offenbarungsurkunden einen besonderen Beistand des göttlichen Geistes annehmen? Die Beantwortung dieser Frage, meine ich, liegt folgendermaßen: Obwohl jede Offenbarung in erster Linie an das jeweilig lebende Geschlecht gerichtet war, so wollte Gott doch, daß dieselbe mit derselben Kraft und Schärfe, mit dem sie dem damals lebenden Geschlecht zu theil wurde, auch dem nachkommenden verkündigt werde. Darum können wir sagen: Ist bei der Verkündigung des geoffenbarten Wortes ein besonderer Beistand des göttlichen Geistes anzunehmen, so gilt dasselbe auch von der schriftlichen Abfassung desselben.

Ich meine nun, wir können bei unbefangener Betrachtung nicht zweifeln, daß derselbe Offenbarungsgeist, welcher so lebendig den Propheten die göttliche Wahrheit vermittelte, auch bei der mündlichen Verkündigung sie durchdrungen und befähigt habe, die göttliche Wahrheit richtig wiederzugeben. Und die Propheten selbst nennen ja an verschiedenen Stellen das, was sie verkündigten, ausdrücklich: „Gottes Wort." Gott gab ihnen nicht als ein todtes Wort, sondern zugleich den lebendigen und lebenwirkenden Geist dieses Wortes, was wohl auch die schon vorher angeführte Stelle andeuten will, da Ezechiel den Brief Gottes verschlucken muß, daß er seinen Leib anfülle, also ihn innerlich durchdringe. Gott gab den Propheten Worte der Weissagung, zu denen ihnen von menschlichem Standpunkte aus durchaus das volle Verständniß fehlen mußte und die sie ohne göttlichen Beistand nicht richtig hätten wiedergeben können. Ferner hat sich Gott auch schwacher Rüstzeuge bedient und dennoch Großes durch sie gewirkt, wie das Beispiel des Jonas zeigt, welcher vor und nach seiner Sendung zu den Niniviten Gott widerstrebte. Wir müssen also einen besonderen, außerordentlichen Beistand Gottes bei der mündlichen, prophetischen Verkündigung annehmen. Was aber von dem mündlichen Vortrag der Offenbarungen gilt, das gilt, wie oben bemerkt, auch von der schriftlichen Fixirung derselben.

Diese Gleichstellung der schriftlichen Aufzeichnung mit der mündlichen Verkündigung muß auch die Meinung der Propheten selbst gewesen sein. Denn hätten sie nicht die prophetischen Aufzeichnungen als das originale Wort Gottes angesehen, so würden nicht, wie es der Fall ist, spätere Propheten frühere benutzt oder sich an sie angeschlossen haben. Wir finden zuweilen wörtliche Uebereinstimmung, z. B. zwischen Jeremias 51, 58 und Habak. 2, 13, wo von der Zerstörung der babylonischen Herrschaft die Rede ist. Dies beweist, daß man dem geschriebenen Wort des Propheten dieselbe Autorität zumaß, wie dem gesprochenen. Dies bestätigt auch die Stelle: Jes. 34, 16, wo der Prophet mitten in seiner Weissagung ausruft: „Suchet nun in dem

Buch des Herrn und lehret, denn er ist's, der durch meinen Mund gebeut und sein Geist ist's, der es zusammenbringet." — Hier fordert Jesaias auf, sein mündliches Wort mit dem Wort eines Weissagungsbuches zu vergleichen, das nicht näher bezeichnet ist. Man hat unter diesem Buche den Pentateuch verstehen wollen. Für unsere Untersuchung ist es gleich, welches Buch gemeint sei; uns genügt es, daß es „Buch Jehovahs" genannt und auf gleiche Linie gestellt wird mit dem Worte Jehovahs. Die Bestätigung der obigen Behauptung finden wir wohl auch darin, daß der Pentateuch, der jedenfalls in der vorexilischen Zeit als einziges heiliges Buch im Gemeindebesitz und gottesdienstlichen Gebrauche war, gewöhnlich „Gesetz Jehovahs" genannt wird und also das geschriebene Wort in direkte Beziehung zu Gott gebracht wird. Wir können darum ohne Zweifel annehmen, daß, nach der eigenen Meinung der Propheten, bei Abfassung dieser Schriften, sofern sie die Aufgabe haben, das Wort der Offenbarung Gottes wiederzugeben, eine gewisse inspirirende Thätigkeit Gottes stattgefunden habe. Wir haben im Vorausgehenden hauptsächlich die spezifisch prophetischen Schriften des alttestamentlichen Kanons in's Auge gefaßt. Aber was von diesen gesagt ist, gilt, wenn auch in anderer Weise, von den historischen und poetischen Schriften.

Die historischen Schriften haben zum Gegenstand die besonderen Thaten und Führungen, durch welche Gott sich am Volke Israel bezeugt hat. Während die, durch das Wort vermittelte Offenbarung zunächst an Einzelne gerichtet war mit dem Auftrag, dieselbe zu veröffentlichen, geschahen die Offenbarungsthaten Gottes vor den Augen des ganzen Volkes. Diese Gottesthaten aber in ihrer tiefen Bedeutung zu verstehen und dem Volke verständlich zu machen, bedurfte es auch eines besonderen prophetischen Geistes, wie er uns eben aus den historischen Büchern des alten Testaments entgegenweht. Die Verfasser derselben sehen in der Geschichte Israels nicht nur einen Complex äußerer Thaten, sondern den einheitlichen Plan Gottes, der denselben zu Grunde liegt, sie schreiben nicht blos vom nationalen, sondern vom theokratischen Standpunkte aus, denn nur von diesem aus läßt sich die Geschichte Israels als Heilsgeschichte betrachten. Darum findet sich auch unter ihnen selbst trotz äußerer Verschiedenheiten eine Einheit des Geistes, die nur darauf beruhen kann, daß der Geist Gottes sie erleuchtete und befähigte, die Heilsthaten Gottes richtig zu erfassen und darzustellen. Sie bieten eine treue Darstellung der Offenbarungsgeschichte und bilden mit den Propheten im speciellen Sinne die rechte Grundlage zur Entwicklung des religiösen Lebens der alttestamentlichen Gemeinde.

Als die subjectiven Erzeugnisse dieses religiösen Lebens treten uns die poetischen Schriften des alten Testaments entgegen, welche sich theilen in das religiöse Lied, insonders die Psalmen und die Erzeugnisse religiöser Reflexion, wie sie die Sprüche Salomonis besonders bieten. Obwohl wir, wie bei allen anderen kanonischen Schriften, so besonders bei diesen subjectiven Zeugnissen, eine gewisse menschliche Seite ihres Ursprungs nicht verkennen können, so müssen wir doch unbedingt zugeben, daß ein außerordentlicher, ja propheti=

scher Geist in ihnen waltet, der sie über die gewöhnliche religiöse Dichtung erhebt. Wenn David 2 Samuelis 23, 2 von sich sagt: Der Geist des Herrn hat durch mich geredet und seine Rede ist durch meine Zunge geschehen, so gilt das auch von den übrigen Dichtern des alten Testamentes. Wir finden zwar keine directe Offenbarung in ihnen, aber eine subjective Wiedergabe der bereits objectiv gegebenen Offenbarung und auf Grund derselben oft tiefahnungsvolle Blicke in den ferneren Gang der Offenbarung, was z. B. die messianischen Psalmen beweisen. Dieses sowohl, als die wunderbare Kraft, durch die sich diese Dichtungen heute noch an den menschlichen Herzen erweisen, zeigt, daß auch hier wohl ein besonderes Walten des göttlichen Geistes nicht zu verkennen ist. —

So meine ich denn, daß schon die Betrachtung der alttestamentlichen Schriften für sich uns zu der Annahme nöthigt, daß dieselben nicht ohne eine gewisse außerordentliche Mitwirkung Gottes entstanden sind. Auch das jüdische Volk war fest von der göttlichen Eingebung derselben überzeugt. Delitzsch sagt hierzu: „Zu einer Zusammenfassung der heiligen Bücher kam es erst, als die Prophetie verstummt war und als die Gemeinde von den Vermächtnissen ihrer Vergangenheit zu leben begann. Dieser Schriftcomplex galt als θεόπνευστος. Wir wissen, aus Josephus, daß die Theopneustie (Inspiration) auf alle 22 Bücher bezogen ward. Aber man unterschied gewiß schon frühzeitig drei Staffeln oder Arten der Theopneustie. Die Theopneustie des Gesetzesmittlers überragt Alles, denn die Gesetzgebung ist ein schöpferischer, grundleglicher Act sonder Gleichen. Dann folgen die historischen und prophetischen Schriften der Nebiim (Propheten), welche zu Organen der sich fortsetzenden Offenbarung Gottes berufen waren. Als eine dritte Staffel folgen die Hagiographen, als Erzeugnisse gottgewirkter Subjectivität, welche sich vermöge der Einheit des Geistes, des Glaubens und der Prophetie zu prophetischer Höhe erheben können, aber vorherrschend sich zur Gottesoffenbarung nicht productiv und continuativ, sondern reproductiv und applicativ verhalten." —

Israel hatte also die Ueberzeugung von der Inspiration der Schrift; die Vorstellung davon ward aber, je mehr der prophetische Geist in Israel zurücktrat, eine verkehrte. Da die Quellen der unmittelbaren Offenbarung nicht mehr flossen, hing man sich um so fester an den Buchstaben. Man gab dem Buchstaben göttliche Autorität. Eine Frucht davon war die beschränkte todte Orthodoxie des Pharisäerthums zur Zeit Christi. Darum muß nun die Frage für uns besonders wichtig sein: Wie sprechen sich Christus und die Apostel über die Autorität der alttestamentlichen Schriften aus?

Es ist selbstverständlich, daß bei allen neutestamentlichen Stellen, wo von — „der Schrift" — ἡ γραφή — die Rede ist, zunächst nur an das alte Testament zu denken ist. Denn erst in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts treten die neutestamentlichen Schriften auf gleiche Linie mit den alttestamentlichen. Der Kanon des Muratori, in welchem man das erste Verzeichniß der neutestamentlichen Schriften sieht, stammt aus der Zeit zwischen 170—180 n. Chr.

Die Aussagen des neuen Testaments nun über das alte sind zweifacher Art: Einerseits wird auf das Unvollkommene des alten Testaments hingewiesen, sofern das alte Testament erst in der Person und dem Werke Christi seine Vollendung findet. Wenn Christus in der Bergpredigt sagt, daß er nicht gekommen sei, das Gesetz und die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen und im Anschluß daran seine wunderbare Auslegung des Gesetzes gibt, indem er dem alttestamentlichen Worte sein: „Ich aber sage" — gegenüberstellt; wenn er ferner Matth. 19 dem mosaischen Gesetz, welches die Ehescheidung erlaubt, sein Wort entgegenstellt, Ehescheidung sei Ehebruch; wenn er ferner mahnt: „Suchet in der Schrift, — sie ist's, die von mir zeuget," so will er damit sagen, daß, wie der alte Bund selbst, so auch die urkundlichen Schriften desselben, nicht als etwas in sich vollendetes angeschaut werden wollen, sondern über sich hinausweisen auf die Vollendung im Evangelium. In gleichem Sinne spricht Paulus: Christus ist des Gesetzes Ende, (Röm. 10, 4) und Hebr. 10, 1 heißt es: „Das Gesetz hat den Schatten von den zukünftigen Gütern, nicht das Wesen der Güter selbst." Aber darin liegt keine Herabsetzung des alten Testaments, sondern es wird dasselbe zugleich allenthalben als die unentbehrliche gottgegebene Grundlage zum Verständniß der neutestamentlichen Offenbarung betrachtet. Darum hören wir auf der anderen Seite Christum mit der größten Bestimmtheit aussprechen, daß auch nicht ein Jota vom Gesetz verloren gehen soll, (Matth. 5, 18) bis daß Alles seine Erfüllung gefunden. (Fortsetzung folgt.)

Philosophirende Gedanken über den Heilsplan Gottes.

Eingesandt von P. J. G. Enßlin.

(Was hier unter diesem Titel gegeben werden soll, ist nur ein Versuch, in kurzen Worten das wiederzugeben, was ich hauptsächlich aus einem englischen Büchlein*) entnommen habe. Die Verwandtschaft aber der hier gegebenen Philosophie mit der offenbarungsgläubigen Theologie möge die Wiedergabe solcher Gedanken in der Theologischen Zeitschrift rechtfertigen.)

Im Interesse des Heilsplans Gottes steht der Forschung der Philosophie die allgemeine Wahrnehmung zu Diensten, nämlich: Es ist in jedem Menschen etwas, das ihn zur Anerkennung und Verehrung eines höheren Wesens treibt. Der Mensch ist seiner Anlage nach ein religiöses Wesen, daher er auch von philosophischer Seite schon als ein religiöses animal bezeichnet wurde.

Mag ihn nun dieses oder jenes zu solcher Verehrung veranlassen, der Grund liegt hauptsächlich darin, daß der Mensch in den Gegenstand der Verehrung die moralischen Ideale und Vollkommenheiten glaubt oder erkennt, welche ihm eine Verehrung abnöthigen.

Die Verehrung selbst aber erzeugt naturgemäß eine Reaktion, die einen charakterbildenden und modificirenden Einfluß auf den Menschen ausübt.

---

*) Philosophy of the Plan of salvation. (WALKER.)

Daher die Thatsache fest steht, daß der Mensch den moralischen Charakter des Gegenstandes annimmt, welchen er verehrt; ja, daß sogar der Charakter jeder Nation und jedes Stammes der menschlichen Gesellschaft durch den Charakter des Objektes der Verehrung gebildet und modificirt wird. Die Ursache der Verehrung und der höchste Grad der Reaktion derselben geben die Grenze an, welche der Mensch in der Bildung und Modificirung seines moralischen Charakters erreichen kann. Verehrt nämlich der Mensch in jenem höheren Wesen die höchsten Ideale und Vollkommenheiten, die er sich selbst vorstellen kann, oder die ihm zur Erkenntniß gebracht werden mögen, so ist es unmöglich, daß er sich über dieselben hinaus entwickeln kann. Die Reaktion der Verehrung kann nichts Besseres hervorbringen, als in der Ursache der Verehrung selbst begründet liegt. Daher je höher und vollkommener das Objekt der Verehrung, je höher und vollkommener der moralische Charakter des Verehrers, und umgekehrt, je niedriger und unvollkommener der Charakter des Gegenstandes der Verehrung, je niedriger und unvollkommener die Stufe des moralischen Charakters des Verehrers.

Auf Grund der Wahrnehmung steht die Thatsache fest, daß bei vielen Völkern die Philosophie die Ursache der Verehrung ihres höheren Wesens gefunden und aufgestellt hat; daher liegt in der Natur der Sache, daß der Mensch durch eigene Spekulation nur ein solches Wesen der Verehrung aufzustellen vermag, wie es in seiner eigenen Natur und Wesen begründet ist, und er keinen besseren Charakter auf seinen Gott übertragen kann, als er ihn selbst besitzt. Wäre daher des Menschen Natur und Wesen rein, so wäre es ihm auch möglich, ein reines, gerechtes und heiliges Wesen als Gegenstand der Verehrung aufzustellen. Allein das zu thun, ist dem Menschen unmöglich, denn er ist seiner Natur und seinem Wesen nach unvollkommen und selbstsüchtig. Wohl war es schon manchen intelligenten Menschen und Meistern der Philosophie möglich, sich über den widernatürlichen Barbarismus hinaus zu entwickeln und der Welt eine Gottheit darzustellen, die sie mit den natürlichen Tugenden des Menschen identificirten, und damit Großes leisteten; aber weiter konnten sie es eben doch nicht bringen, als daß sie bei denen, die ihre Ansichten theilten, eine Modificirung des Uebels erzielten. Eine Herausentwickelung aus der Abgötterei und eine Wegnahme des Uebels war der Natur des Menschen unmöglich. Im Gegentheil, es ist von Seiten der Wissenschaft und durch die Geschichte schon längst der Beweis geliefert, daß die Reaktion der Verehrung unvollkommener Wesen und Gegenstände einen korrumpirenden Einfluß ausübte. Das Beste, was von Seiten der Philosophie zur Hebung und Rettung der Menschheit hätte geschehen können, wäre wohl dies gewesen, daß sie gegenüber der korrumpirenden Abgötterei die Flucht ergriffen, und an der Hand der Tradition sich rückwärts bewegt hätte, um den ursprünglichen Gegenstand der Verehrung aufzusuchen und aufzustellen, der rein und vollkommen gewesen sein muß; denn auf biblisch historischem Gebiet ist der Beweis geliefert, daß da, wo die Verehrung des ursprünglichen Gegenstandes beibehalten wurde, die Reaktion einen guten Einfluß ausübte.

Aber auch diese Rückbewegung hätte von Seiten der gründlichsten Philosophie nur bis zu einem gewissen Grad geschehen können, indem ihr die Unvollkommenheit des menschlichen Charakters und das trübe Licht der Vernunft Halt geboten hätten. Das reine, heilige und vollkommene Wesen, das über der besten Natur und Wesen des Menschen erhaben sein muß, wenn seine Aufstellung heilbringend und veredelnd wirken soll, kann naturgemäß von keiner Philosophie erfaßt werden, welche die Gottheit blos mit den Tugenden und Vorzügen menschlichen Charakters identificirt.

Auf biblisch historischem Gebiet ist erwiesen, daß noch zu der Zeit, da die korrumpirende Abgötterei schon weit um sich gegriffen hatte, doch noch ein gewisses Geschlecht vorhanden war, in welchem die Verehrung jenes ursprünglichen reinen und heiligen Wesens vorgefunden wurde, oder sich erhalten hatte, was nebenbei gesagt, auf eine ursprüngliche Selbstoffenbarung dieses Wesens, oder auf eine Fähigkeit des Menschen schließen läßt, der im Stande war, solches Wesen aufzustellen. Allein das Umsichgreifen der Abgötterei und der sittliche Verfall unter den Menschen, welchem auch jenes bessere Geschlecht nicht steuern konnte, beweist, daß ihm doch die nöthige Kraft und Licht fehlte, der Welt dieses reine und heilige Wesen der Verehrung darzustellen, und sie zu derselben zu bringen.

Es trat daher die Nothwendigkeit zweier Dinge hervor (die aber aus obigen Gründen von anderer, denn menschlicher Seite bewirkt werden mußten), nämlich:

1. Es mußte der Menschheit ein reines und vollkommenes Wesen als Objekt der Verehrung dargestellt werden.
2. Solche Darstellung mußte mit genügender Macht begleitet sein, um eine allgemeine und sichere Rückkehr zu diesem Objekt und eine Erfassung und Verehrung desselben vollkommen bewirken zu können.

Aus dem Folgenden möge nun ersichtlich werden, daß genannte Nothwendigkeiten thatsächlich bewirkt worden sind.

Es wird schon durch die allgemeine Erfahrung bestätigt, daß die Verehrung oder Verachtung einer Person eine den Eigenschaften derselben entsprechende Reaktion hervorbringen muß. Daher auch das allgemeine Bewußtsein des Menschen von der Anschauung beseelt ist, daß durch die Verehrung des höheren Wesens oder Gottheit eine entsprechende Reaktion, nämlich Gunst und Segen erlangt werden kann. Wird nun aber durch die Verehrung eine entsprechende Reaktion erwartet, wie sollte auf der andern Seite, wo durch Ignorirung des gerechten und heiligen Wesens eine Verletzung desselben bewirkt wurde, nicht auch eine Reaktion zu erwarten sein? Es mußte also, wenn das heilige und vollkommene Wesen nicht nur eine Idee des Menschen, sondern eine Person ist, durch Ignorirung derselben eine Verletzung bewirkt werden, welcher eine ihren Eigenschaften entsprechende Reaktion folgen mußte.

Durch biblisch historischen Nachweis, welcher auch von anderen Seiten bestätigt wird, ist dargethan, daß schon mehrmals epochemachende, außerordentliche Reaktionen von Seiten jenes heiligen und reinen Wesens bewirkt

worden sind (Sündfluth, Sprachenverwirrung, Untergang von Sodom und Gomorrha u. dgl.), die seine Heiligkeit, Gerechtigkeit, Macht und Vollkommenheit offenbarten. Allein jene Reaktionen, die wohl auch zur Besserung des Menschengeschlechts beitragen sollten, hatten doch nur eine theilweise, aber nicht eine völlige und allgemeine Wirkung. Die Reaktion Gottes aber, welche ihrem Zweck vollkommen entsprechen sollte, mußte daher der Art sein, daß durch sie für alle Zukunft der heilige und reine Gegenstand der Verehrung aufgestellt und eine bleibende Macht zur Besiegung der Abgötterei geschaffen werden möchte.

Es frägt sich jetzt nur, welche Reaktion von Seiten Gottes diesem Zweck entsprechen konnte. Eine solche, welche von der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes ausgeht, kann naturgemäß gegenüber dem Sünder nur strafender und verderbender Art sein, denn sie führt die Ernte herbei von dem, was er gesäet hat. Sie konnte daher dem Bedürfniß des gefallenen Menschengeschlechts nicht entsprechen, weil sie den Untergang herbeigeführt hätte, daher eine andere Reaktion, die schonender und rettender, erbarmender und heilender Art war, eintreten mußte. Eine derartige Reaktion aber konnte naturgemäß hauptsächlich nur von der alles überwiegenden Liebe Gottes ausgehen, obgleich die vom Wesen Gottes untrennbare Heiligkeit und Gerechtigkeit zu derselben getrieben haben mochten. Abgesehen nun von den Beweisen der hl. Schrift, daß der Gott Abrahams der wahre und einzige Gott sei, muß auch von der gründlichsten Philosophie zugestanden werden, daß in der That von dem Gott Abrahams solche Reaktion bewirkt wurde, und schon mit der Berufung Abrahams begonnen hat; denn kein besseres System als jenes, das sich aus dem Bund Gottes mit Abraham entwickelte, konnte gefunden oder aufgestellt werden, um die Abgötterei zu verdrängen und zugleich den wahren Gegenstand der Verehrung mit genügender Macht allgemein geltend zu machen.

Eine Prüfung dieses Systems mag uns davon überzeugen, daß eine Nothwendigkeit um die andere, durch welche jener göttliche Zweck erreicht werden kann, in demselben als bewirkt erfunden wird.

Vor allem galt es von Seiten Gottes das Material zu beschaffen, durch welches die Darstellung des reinen und heiligen Objektes bewirkt werden sollte. Das geschah denn durch die Berufung Abrahams in zweckentsprechender Weise, indem er vor dem Einfluß der korrumpirenden Abgötterei, die schon unter seinem Geschlecht eine Macht entfaltet zu haben schien, sicher gestellt wurde. Er mußte deßhalb auf den Befehl Gottes auswandern, die vererbte Tradition über das Wesen Gottes mußte geläutert und die Erkenntniß derselben erweitert werden, und zwar durch neue persönliche Offenbarungen Gottes.

Ferner mußte in ihm und durch ihn der Grund gelegt werden zu einer solchen Darstellung des Wesens Gottes, die mit genügender Macht und Mitteln begleitet ist, um einen ihn überlebenden, ja permanenten und allgemeinen Einfluß ausüben zu können.

In Anbetracht des Letzteren kommt der Bund Gottes mit Abraham in Betracht, der sich, um solche Nothwendigkeiten bewirken zu können, als absolut

nothwendig erweist; denn durch ihn wurde nicht nur Abraham, sondern auch seine ganze Nachkommenschaft durch innere und äußere Bande an Gott gebunden und zum Festhalten an der allein wahren Religion für immer verpflichtet. Eher hätte der Untergang der Nachkommenschaft Abrahams erfolgen müssen, als daß der Zweck des Bundes hätte verfehlt werden können; denn die Existenz des Volkes war durch das Festhalten des Bundes bedingt. Nur Kinder Abrahams waren ja zum Eintritt in den Bund Gottes berechtigt, und welcher Israelite nicht in denselben eintreten wollte, mußte vom Volke ausgeschieden werden. Diese göttlichen Anordnungen erzielten eine Einigkeit, die das Volk stark machte, während seiner Entwicklung in Egypten seinen besonderen Charakter, seine besonderen Sitten und seine religiöse Doktrin zu bewahren, obgleich es unter einem abgöttischen Volke jahrhundertelang lebte. In seiner Mitte wurde zu allen Zeiten der wahre, heilige und reine Gegenstand der Verehrung, wenn auch oft unter großen Bedrängnissen, aufgestellt, weil die Existenz des Volkes dadurch bedingt war, und Gott selbst aus Liebe und Gerechtigkeit den Bund mit Abraham nicht fallen ließ, sondern alles aufbot, denselben festzuhalten und seinen Zweck zu erreichen. Aber nicht allein die Darstellung des Wesens Gottes wurde durch diesen Bund bewirkt, sondern auch die weitere Nothwendigkeit, durch welche der Sieg über die Abgötterei und die allgemeine Verehrung des wahren Gottes erzielt werden kann.

Der Bund Gottes mit Abraham war ein Verheißungsbund. Sollte nun diese Verheißung unter den Umständen, in welche das Volk Israel nach göttlicher Vorsehung und Bestimmung gestellt war, in Erfüllung gehen, so mußte von Seiten Gottes eine Macht entfaltet werden, welche eine Anerkennung und Verehrung des Gottes Abrahams zur Folge haben mußte. Hierher gehört die Bewirkung der Wunder und Zeichen gegenüber den Egyptern, deren Götter durch den Gott Abrahams besiegt wurden. Durch diese Wunder und Thaten Gottes wurde und wird noch aller Welt der Beweis geliefert, daß der Gott Abrahams über allen Göttern steht und der einige Herr ist. Ueberhaupt beruht das ganze Erlösungssystem auf Thatbeweisen Gottes, die den Charakter des Uebermenschlichen und Ueberirdischen an sich tragen, was wir nicht als ein zweckloses Eingreifen Gottes ansehen dürfen. Wunder sind sogar zur Einführung und Darstellung einer neuen Religion absolut nothwendig; denn nur solche Beweise, welche den Charakter des Uebermenschlichen und Ueberirdischen an sich tragen, können den Menschen nach seiner gegenwärtigen Beschaffenheit davon überzeugen, daß eine Religion göttlichen Ursprung hat. Es ist Thatsache, daß alle Religionen, welche göttlichen Ursprung haben sollen, auf Wunder gegründet sind, welche in ihnen wenigstens geglaubt worden sind. Wer daher eine neue Religion einführen will, muß zuerst die Evidenz der Wunder in der alten Religion zerstört, und zugleich durch Wunder den Beweis geliefert haben, daß seine Religion von Gott kommt und er ein Gesandter desselben ist.

Es trat daher als bahnbrechende Nothwendigkeit hervor, daß sowohl die Nachkommen Abrahams, als auch Pharao in Egypten durch Wunder den Beweis erhalten mußten, daß der Gott Abrahams an sein Volk gedenke und

es aus Egypten führen wolle; weßhalb auch die Art der Wunder die Evidenz in sich tragen mußte, daß sie nicht finstere Magie, sondern Wirkungen des wahren, alles umfassenden, alles beherrschenden Gottes seien.

Durch diese Wunder in Egypten, welche hauptsächlich die Wahrhaftigkeit und Allmacht Gottes offenbarten, wurde zugleich das Volk Israel von falschen und unwürdigen Ansichten über das höchste Wesen befreit und dafür wahre würdige an die Stelle gesetzt. Allein nur in progressiver Weise, wie es überhaupt dem menschlichen Fassungsvermögen angemessen ist, konnte die Erkenntniß Gottes unter dem Volke bewirkt werden; daher Moses bei seiner Sendung nur den Namen Gottes als Jehova, das ist: „Ich bin, der ich sein werde," bekannt zu machen hatte, welcher einstweilen die persönliche Existenz des Wesens des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs offenbaren sollte. Was aber der Seiende sein möchte, das sollte das Volk mit der Zeit zu lernen bekommen. Durch solche, den menschlichen Verhältnissen entsprechende Offenbarungsweise konnte aber nicht nur die Darstellung des Wesens Gottes, sondern auch, was ihr eigentlicher Zweck ist, die wahre Verehrung, erzielt werden. Die wahre Verehrung Gottes aber schließt in erster Linie den Gehorsam gegen Gott, also die Unterwerfung unter seinen Willen, in sich, welche dem persönlichen Wesen des Menschen entsprechend freiwillig geleistet werden soll. Zu solchem Gehorsam sollte also das Volk Israel gebracht werden. Nach der Natur der Dinge kann aber ein freiwilliger Gehorsam nur durch Maßregeln bewirkt werden, die günstiger, den Willen des Menschen gewinnender Art sind. An solchen fehlte es auch zu der Zeit nicht, als das Volk Israel aus dem Diensthause Egyptens befreit wurde; denn die Liebes- und Machtbeweise, welche von Seiten Gottes gegeben wurden, konnten nur die tiefsten Eindrücke von der Güte und Macht Gottes hinterlassen, welche die Herzen zu Gott lenkten und sie willig machten, sich von ihm leiten und regieren zu lassen. Welche Eindrücke das Volk Israel damals von Gott bekam, thut es in dem Lobgesang kund, den es nach der Errettung von den Egyptern auf der andern Seite des rothen Meeres anstimmte: „Der Herr ist meine Stärke und Lobgesang und ward mein Heil." 2 Mos. 15, 2.

War nun einmal das Volk Israel durch solche Maßregeln zum Gehorsam gegen Gott gebracht worden, so mußte einem, aus diesem heraus sich ergebenden Bedürfniß entsprochen werden, nämlich dem, daß ihm die Richtschnur und Regeln gestellt werden mußten, nach welchen es Gott gefällig Gehorsam leisten konnte; denn bis dahin hatte das Volk noch kein derartiges Gesetz. Die Stellung solcher Gebote, wie sie am Berge Sinai vollzogen wurde, erweist sich auch zur wahren Verehrung Gottes als absolut nothwendig; denn der Mensch hat durch seine Vernunft nicht genügend Licht, und durch sein Gewissen nicht genügend Warnung, um sich selbst auf dem Wege der Wahrheit und der Seligkeit führen zu können. Das Gewissen als Richter hat an und für sich wenig Begriff von Recht, und wird nicht gänzlich durch die Vernunft geleitet, sondern wird hauptsächlich durch das regiert, was der Mensch glaubt. Der Glaube ist der legitime Regulator des Gewissens.

Es ist deshalb ersichtlich, daß die Annahme eines wahren Gesetzes, das man vom höchsten göttlichen Wesen sanktionirt glaubt, allein ein geeignetes oder taugliches Gewissen zu bilden vermag. Der Mensch hat wohl Willen und Gewissen, aber er muß auch das Wissen haben von dem, das seine Pflicht ist. Ebenso muß er das Gesetz im Glauben heilig halten, ehe er sich in seinem Gewissen verpflichtet weiß, demselben Gehorsam zu leisten.

Hatte nun das Volk Israel nach der einen Seite durch Liebesbeweise eine Ursache des Gehorsams gegen Gott erkannt, wie ihrer auch im Eingang der 10 Gebote Erwähnung gethan wird, nämlich: „Ich bin der Herr dein Gott, der ich dich aus Egyptenland, aus dem Diensthause geführt habe, darum sollst du mich lieben und meine Gebote halten;" so sollte es auch nach der andern Seite durch die Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes eine Ursache zur wahren Verehrung erlangen. Das Volk war sich nun wohl bewußt, daß es Gott verehren sollte, aber es bot dem hl. Jehovah eine unheilige Verehrung an, nach Art der Verehrung der Götter in Egypten.

Es fragt sich jetzt nur: Wie mag die Heiligkeit des unsichtbaren Gottes dargestellt werden, da nach der Natur der Dinge irgend eine praktische Wissenschaft nur durch das Medium der Sinne zum Verständniß gebracht werden kann. Faktisch und philosophisch betrachtet muß anerkannt werden, daß für den Anfang auf keinem geeigneteren Wege die wahre und nothwendige Idee von dem Atribut der Heiligkeit Gottes hätte dargestellt werden können, als durch die Vorbilder der levitischen Oekonomie. Durch diese erkannten die Israeliten, daß Gott heilig ist, und daß man ihn nur mit reinen Händen und reinem Herzen verehren soll. Daß aber die Heiligkeit Gottes nicht blos eine passive Qualität, sondern ein aktives Atribut seiner Natur ist, das sollte das Volk durch die Offenbarung seiner Gerechtigkeit erkennen, welche die volle Verschuldung der Uebertretung seines Willens, oder die Größe der göttlichen Opposition gegen die Sünde darstellte. Aber in welcher Weise konnte eine Erkenntniß der Gerechtigkeit Gottes unter dem Volke bewirkt werden? Hierauf antwortet schon der allgemeine Rechtsbegriff des Menschen, welcher es für billig hält, daß Gott dem Uebertreter des Gesetzes eine Strafe auferlegt, welche sowohl der Gerechtigkeit, als auch den Graden der Verschuldung entspricht. Es erscheint uns darum ganz naturgemäß, daß Gott in dieser Sache an die schon von anfänglichen Zeiten her bekannte Institution anknüpfte, nämlich an die Institution der Opfer. Durch die Einführung eines speciellen Opferkultus unter dem Volke Israel wurde ihm sowohl der Grad der Verschuldung durch die Sünde, als auch die angemessene Strafe für dieselbe veranschaulicht und bestimmt. Ueberhaupt wurde ihm dadurch die Wahrheit tief eingeprägt: „Gott ist für den Sünder ein verzehrendes Feuer," aber auch ein gnädiger Gott, der die Seele des Sünders durch ein stellvertretendes Opfer seiner Gerechtigkeit entgehen läßt. *)

*) Wir können hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß wir diese Symbolik des alttestamentlichen Opfers für eine verfehlte ansehen müssen. (D. R.)

Als Begründung wollen wir einfach hierher setzen, was Dr. Oehler in seiner alttestamentlichen Theologie über diesen Punkt sagt:

In den bisherigen Offenbarungen Gottes nehmen wir eine Erziehungsweise wahr, welche mit der zu vergleichen ist, die einem noch unmündigen Kinde zu theil wird; denn Gott gab dem Volke Israel durch äußerliche anschauliche Gegenstände und Ceremonien Ideen von seinen göttlichen Attributen und geistlichen Dingen. Allein die allgemeine Darstellung des Wesens Gottes, welche durch die Erziehung des Volkes Israel beabsichtigt war, erforderte eine noch weitere Entwicklung in der Befähigung zur Darstellung, und zwar aus dem Grunde, weil es nicht blos unter dem Volke Israel, sondern auch unter allen Völkern und Sprachen dargestellt werden sollte. Gott hat aus weislichen Gründen das Volk Israel mit solchem Berufe betraut; denn um separate und nationale Darstellungen erreichen zu können, hätte Gott mit jeder einzelnen Nation denselben Prozeß, wie mit dem Volke Israel durchmachen müssen; dazu hätte er auch dieselben lästigen Einrichtungen, welche den Kindern Israel eine unerträgliche Bürde waren, unter allen Völkern aufstellen müssen. Ueberdies wären die Menschen von der segensreichen Arbeit der Mission für das geistliche Wohl des Nächsten ausgeschlossen gewesen, wenn er mit jeder einzelnen Nation separat gehandelt hätte.

„Die Schlachtung der Opfer hat im mosaischen Ritual augenscheinlich nur die Bedeutung eines Uebergangsaktes; sie dient nur als Mittel für die Gewinnung des Blutes. Darüber, daß in der Schlachtung an dem Opferthier dasjenige vollzogen werde, was der Opfernde als Sünder verdient hat, daß also das Opferthier durch sein Sterben der göttlichen Strafgerechtigkeit genugthue, ist wenigstens in der Opferordnung nichts angedeutet. So viel Schönes sich über die Verknüpfung der Idee einer poena vicaria (Strafvertretung) mit dem Opfer sagen läßt (wie denn die spätere jüdische Theologie diese Idee mit Nachdruck betont hat), so wenig ist hierfür doch aus den Opfergesetzen beizubringen. Durchaus mußte der Schlachtungsakt, wenn er die vom Opfernden verdiente Todesstrafe darstellen sollte, wenn also das *Vergießen* des Blutes unter dem Opfermesser der eigentliche Sühnakt wäre, bestimmter hervorgehoben sein und müßte namentlich die Verrichtung der Schlachtung nicht dem Darbringer des Opfers, sondern unbedingt dem Priester als Vertreter des strafenden Gottes obliegen. Oder soll Gott als ein Richter erscheinen, der dem Missethäter sich selbst mit dem Schwerte hinzurichten befiehlt? — Der Sühnakt beim Opfer, mit welchem die specifisch priesterlichen Funktionen beginnen, tritt ein nicht mit dem Vergießen des Blutes, sondern mit der Verwendung des vergossenen Blutes. — Die Deutung dieser Verwendung hat auszugehen von der Stelle Lev. 17, 11, wo das Verbot des Blutgenusses durch folgende Erklärung motivirt wird: „denn die Seele des Fleisches ist im Blute und ich habe es euch gegeben auf den Altar, zu sühnen (eigentlich: zuzudecken) eure Seelen, denn das Blut sühnt durch die Seele," d. h. vermittelst, vermöge dessen daß Seele in ihm ist. Man könnte auch, was dem Sinne nach auf dasselbe herauskommt, erklären: „in der Eigenschaft der Seele." Dagegen ist die Erklärung: „das Blut sühnt die Seele" oder: „ist Versöhnung für die Seele" zu verwerfen. — Die für den Begriff der Sühne verwendeten Ausdrücke bezeichnen die Sühne als eine *Deckung*; die Schuld soll gedeckt gleichsam der Anschauung dessen, der versöhnt wird, entzogen werden, so daß der Schuldige ohne Gefahr ihm nahen kann. — Gegen die *Strafe* bildet die Deckung כִּפֶּר einen Gegensatz, aber nach Umständen nur einen relativen.

In welchem Sinn nun soll die im Blut dargebrachte Thierseele zur Deckung der Menschenseele dienen? Im Allgemeinen dadurch, daß der Mensch, der vermöge seiner Sündhaftigkeit und Unreinheit Gott nicht unmittelbar zu nahen vermöchte, die Seele des reinen unschuldigen Opferthiers zwischen sich und

Sollte nun das Volk Israel zur allgemeinen Darstellung des Wesens Gottes befähigt werden, so war es nöthig, daß sich unter demselben Zeichen und Sprache entwickelten, durch welche die, durch äußere Gegenstände aufgenommenen abstrakten Ideen über geistliche Dinge in vollkommener Weise bezeichnet werden konnten. War denn für das Geistliche das propere Wort und Zeichen gefunden, so konnte mit dem Materiellen, nämlich mit irdischem Vorbild abgebrochen werden. Mit andern Worten gesagt: die für die Kindheitsjahre des Volkes Israel berechnete Darstellungsweise des Wesens Gottes, welche eigentlich nur den Schatten, aber nicht das Wesen selbst in sich trug,

---

Gott stellt; wie dort Jacob, als er seinen schwer beleidigten Bruder Esau versöhnen will, das כֹּפֶר (das deckende Geschenk) vorausschickt. Näher fragt es sich: ist dieses Eintreten des Opferthieres für den Schuldigen als Strafsubstitution zu fassen? mit andern Worten: kann die Seele des Thieres deßwegen für den sündigen Menschen eintreten, weil sie zuvor durch den Tod die Strafe, welche der letztere hätte tragen sollen, gebüßt hat, so daß hier jenes „Seele um Seele", Ex. 21, 23 zur Anwendung kommt? — In dem Ritualgesetz des A. T. findet sich außerhalb des Opfers eine Ceremonie, in der allerdings der Gedanke der poena vicaria (der Strafvertretung) ausgeprägt ist, nämlich Deut. 21, 1—9. An der jungen Kuh, welcher das Genick in einem Bache gebrochen werden soll, soll offenbar die von dem unbekannten Todtschläger verwirkte Todesstrafe symbolisch vollzogen werden.

Das Gesetz läßt, indem es gar keine besondere Bedeutung der Schlachtung hervorhebt, allerdings Raum für Reflexionen, wie die, daß alle Hingabe an Gott die Aufopferung des natürlichen Lebens voraussetzte, oder für die sich vermöge ihrer Faßlichkeit empfehlende gewöhnliche Ansicht, daß in der Schlachtung symbolisch eine Strafe vollzogen werde. Aber nirgends gibt das Gesetz eine Andeutung, daß im Opfer, wie im Cherem (der Verbannung), Strafjustizakte vollzogen werden, in keiner Weise läßt es den Altar als eine Richtstätte erkennen. Wer an dem Bundesgott und seinen Ordnungen böswillig gefrevelt hat, der verfällt ohne Gnade der strafenden göttlichen Gerechtigkeit, für den gibt es eben deshalb auch kein Opfer mehr. Der Kultus ist eine göttliche Gnadenordnung für die zwar in Schwachheit sündigende, aber das göttliche Angesicht suchende Gemeinde. Dieser soll das Nahen zu Gott möglich gemacht werden dadurch, daß ihr Gott im Kultus Deckungsmittel gibt, die für ihn, den Heiligen, wohlgefällig sind. So tritt auch das Priesterthum mit seinen Ordnungen deckend zwischen das Volk und Jehova; beide freilich Kultusstätte und Kultuspersonal, selbst hinwiederum fortwährend Reinigung und Sühne erfordernd, wie es denn überhaupt das Eigenthümliche der mosaischen Kultusinstitutionen ist, daß sie in ihrer Häufung, indem sie untereinander sich gegenseitig zur Ergänzung fordern, auf die Unzulänglichkeit des Ganzen hinweisen und das Bedürfniß einer vollen wahrhaftigen Versöhnung zum Bewußtsein bringen. Aber das eigentlich Deckende, Sühnende für die Seele kann eben nur Seele sein. Seinen Dank, seine Bitte kann der Mensch in eine Gabe legen, aber diese Gabe ist—als Gabe einer sündigen unreinen Person selbst unrein; sie kann Gott nur gefallen als Gabe eines, der sein Selbst ihm hingegeben, hat. Darum hat Gott im Kultus etwas geordnet, was diese Selbsthingabe vertritt; er hat der unreinen sündigen Seele des Darbringers substituirt die Seele des reinen unschuldigen Thieres, die im Opferblut dargebracht wird; und diese reine Seele tritt nun zwischen den Darbringer und den heiligen Gott, läßt diesen an seinem Altar ein reines Leben schauen, durch welches das unreine des Darbringers gedeckt wird, und ebenso dient dieses reine Element dazu, die an dem Heiligthum haftenden Verunreinigungen zu decken und damit aufzuheben. Das ist der alttestamentliche Typus für das Wort Hebr. 9, 14. (*ὃς διὰ πνεύματος αἰωνίου προςήνεγκεν ἑαυτὸν ἄμωμον τῷ θεῷ*). [Der durch den ewigen Geist sich selber untadelig Gott dargebracht hat.]"

mußte endlich aufhören, und dem Vollkommenen Platz machen, so daß die wesentliche Wissenschaft und Erkenntniß von der Natur und Eigenschaften Gottes durch die Welt verbreitet werden konnten.

Schon die Propheten nahmen daher eine vermittelnde Stellung ein zwischen der materiellen Dispensation von Mose und der reinen Spiritualität durch Christum. So erwarteten sie auch nachweisbar klareres Licht und reinere Spiritualität durch die Dispensation des Messias.

Außer den genannten Nothwendigkeiten, welche zur Darstellung des Wesens Gottes gehören, ergaben sich im Verlauf der Entwicklung des Volkes Israel zu seinem Berufe noch andere, deren wir hier Erwähnung thun müssen.

1. Die Juden, welche genannte Ideen besaßen, mußten durch die Welt hin zerstreut werden, und zwar lange genug vor der Verbreitung derselben, damit sie mit den Sprachen der verschiedenen Nationen familiär werden möchten, um die Ideen, von geistlichen und göttlichen Dingen, welche mit hebräischer Sprache bezeichnet waren, auch in andern Sprachen darstellen zu können.

2. Ehe aber die Juden in die Welt zerstreut wurden, mußte bei ihnen die Neigung zur Abgötterei gänzlich abgethan werden, damit sie nicht auch unter fremden Völkern in dieselbe fallen möchten.

3. Das neue geistliche und vollkommene System durch die Offenbarung Gottes in Christo sollte zuerst solchen übermittelt werden, welche des Hebräischen, als der geistlichen Importationssprache, und zugleich der Sprache anderer Völker mächtig waren, damit sie das geeignete Medium zur Darstellung des neuen Systems sein könnten.

Interessant ist darum, wie durch geschichtlichen Nachweis folgende Thatsachen angeführt werden können, durch welche genannte Nothwendigkeiten bewirkt wurden.

1. Die Juden waren wirklich durch Instruktionen und Disciplin vor dem Verfall in Abgötterei gesichert, so daß sie auch in der Zerstreuung sowohl ihre Nationalität, als auch ihre damit verbundene Religion bis auf den heutigen Tag bewahrten.

2. Die Juden waren während der Dauer mancher Generationen unter allen Nationen der römischen Welt zerstreut und mit ihren Sprachen vertraut geworden.

3. Durch das allerwärts bekannt gewordene Auftreten des Messias war auch bald die neue Einrichtung zur allgemeinen Darstellung des Wesens Gottes unter den Juden in Palästina eingeführt. Und nachdem eine Anzahl derselben genügend damit bekannt gemacht worden war, thaten sie durch wunderbare Sprachengabe die Schätze der Weisheit auch unter den Heiden kund.

Hatte nun, wie wir aus dem bisherigen sehen, die alte Dispensation ihre Aufgabe erfüllt und als ein Schulmeister das Volk für eine höhere Instruktion durch Christum vorbereitet; und war, nachdem die Zeit erfüllt war, das Material und Werkzeug zur Verbreitung der geistlichen Wahrheit geschaffen, so mußte naturgemäß mit der mosaischen Periode abgeschlossen werden, weil

das alte System unnöthig, ja zur Aufstellung des neuen unbrauchbar geworden, weil letzteres nicht hätte in das Alte inkorporirt werden können; wie Christus selbst sagte: „Niemand fasset Most in alte Schläuche, denn die Schläuche kommen um, und der Wein wird verschüttet." Dieser Abschluß erfolgte, als Jerusalem, das Centrum der alttestamentlichen Oekonomie, sammt dem Tempel und allem, was zum rituellen Gottesdienste gehörte, auf einmal und vollständig durch die Römer zerstört wurde.

In Anbetracht dieses Fortschrittes in der göttlichen Offenbarung werden wir nun von selbst zu einer Untersuchung der nun bestehenden Einrichtung der Dinge getrieben; denn es wirft sich von selbst schon die allgemeine Frage auf: Was können wir in Betreff des Mediums, das Gott erwählt, und durch das der Menschheit ein vollkommenes Religionssystem aufgestellt wurde, aus der neuen Dispensation Christi lernen?

1. Nachdem einmal göttliche Ideen gegeben und vom Volke verstanden waren, so war die Sprache das angemessene Medium der Communikation.

2. Um eine vollkommene Gotteserkenntniß zu bewirken, war ein vollkommener Lehrer nöthig, der in geeigneter Sprache die überirdischen göttlichen Ideen geben, und wenn nöthig auch weitere darstellen konnte; und zwar in der Art, wie sie unserer menschlichen Natur angemessen ist. Dieser Lehrer mußte darum Mensch sein.

3. Da die Erkenntniß Gottes nur durch praktische Befolgung der göttlichen Vorschriften erreicht werden kann, so mußte dieser Lehrer zugleich in allen Stücken und Verhältnissen ein vollkommenes Exempel für die Menschen sein, nach welchem sie sich zu bilden hatten.

Es handelte sich darum bei dem Messias um die Condition, durch welche die Menschheit am besten und im höchsten Grade beeinflußt werden mochte, so daß sie von ihrem bösen Charakter geheilt und zum wahrhaft Guten befähigt würde. Das, daß sein Auftreten den Ideen einzelner nicht entsprach, begründet noch keinen Zweifel über die Aechtheit des Messias, wenn wir in Betracht ziehen, daß seine Condition durch eine, in der Erkenntniß Gottes gereiftere Klasse von Menschen, nämlich den Propheten, schon längst vor seinem Auftreten geschildert wurde, und sein Auftreten selbst mit solcher Schilderung vollkommen übereinstimmte. Jesus Christus wies in einziger Weise durch Lehre und Leben den wahren Weg zur Glückseligkeit, indem er die fundamentalen Eigenschaften Gottes als Gerechtigkeit und Liebe, in Uebereinstimmung mit den vorangegangenen Offenbarungen Gottes, in vollkommenen Weise offenbarte, und solche Instruktionen gab, nach welchen der Mensch naturgemäß und wie es allein möglich ist, zur wahren Glückseligkeit kommen kann.

Diese Fundamentaleigenschaften Gottes, welche Jesus offenbarte, und die Lehren oder Evangelium, die er gegeben, müssen aber, um ihren Zweck vollkommen erreichen zu können, mit der Seele des Menschen in Berührung gebracht werden, in welcher sie einen Effekt bewirken sollen, der sich durch wahre Gottesverehrung kund thut. Wie aber kann dies in geeigneter Weise geschehen? Hierauf muß als Antwort die allgemeine Erfahrung dienen, daß die

Wahrnehmung, die sich zu einer Wissenschaft bildet, und der Glaube die einzigen Arten sind, durch welche die Wahrheiten mit der Seele in Berührung gebracht werden können. Zu beiden Arten gab die Dispensation Christi von Anfang an Veranlassung; denn sein Auftreten berührte schon die Seelen seiner Jünger derart, daß sie in seinen Worten und Werken nicht blos menschliche Größe, sondern überirdische und göttliche Herrlichkeit geoffenbart sahen. Die in die Sinne fallenden Manifestationen des Messias hatten noch den besonderen Zweck, daß sie einen Beleg für die Realität der unsichtbaren, ewigen und geistlichen Dinge geben sollten, von welchen das Evangelium redet. Diese letztgenannten Dinge sind es hauptsächlich, welche sich im Evangelium als Gegenstand des Glaubens darstellen; sie können darum auch nur, weil unsichtbar, durch das zweite Medium, nämlich durch den Glauben mit der Seele in Berührung gebracht werden. Die in Christo geoffenbarten göttlichen Wahrheiten und Bürgschaften für die Realität der unsichtbaren geistigen und ewigen Dinge bieten auch für den Glauben genügend Grund und Ursache, so daß Christus in seinem Religionssystem den Grundsatz aufstellen konnte: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden, wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden.“ Diesen Grundsatz, welcher im christlichen Religionssystem aufgestellt ist, werden wir auch vollkommen gerechtfertigt finden, wenn wir in den weiteren Untersuchungen auf die Wichtigkeit und Bedeutung des Glaubens zu sprechen kommen.

Durch die bisherigen Erörterungen ist nun wohl hinlänglich der Beweis geliefert, daß durch das Evangelium Jesu Christi in spiritueller und vollkommener Weise der wahre Gegenstand der Verehrung dargestellt ist, und daß der Glaube das Organ und Medium ist, wodurch das Evangelium mit der Seele in Berührung gebracht wird. Wir sehen also durch die Dispensation Christi in spiritueller und vollkommener Weise die Nothwendigkeiten bewirkt, welche sich aus den anfänglichen Untersuchungen ergeben haben. Allein es möchte überdies immerhin noch der Beweis gefordert werden, daß die erwähnte Darstellung des Wesens Gottes wirklich und einzig ihren Zweck erreicht, also eine wahre Gottes-Verehrung zu Stande bringt, welche eine charakterbildende und veredelnde Reaktion im Menschen verursacht.

Wie durch die alttestamentliche Dispensation die Offenbarungen Gottes als unleugbare Thatsachen vor die Seele des Menschen traten, die das Siegel der Wahrheit und der Glaubwürdigkeit in sich tragen, so tritt auch in der neutestamentlichen Dispensation Christi die Wahrheit des Evangeliums so überzeugend und dem menschlichen Bedürfniß entsprechend vor die Seele, daß sie von jedem redlich prüfenden und wahrheitsliebenden Menschen geglaubt und angenommen werden muß. Sobald sie aber geglaubt, und mit der Seele in Berührung gebracht worden ist, so übt sie auch einen entsprechenden Effekt aus, der noch stärkere Affektionen der Liebe und des Gehorsams gegen Gott bewirkt, als die alttestamentliche Dispensation; denn je mächtiger die Ursache, je stärker die Wirkung derselben.

Die Dispensation Christi, welche spiritueller Art ist, und eine Errettung

von Sünde und geistlichen, finsteren und ewigen Banden in sich schließt, muß daher einen entsprechenden Effekt ausüben, sobald durch den Glauben die Nothwendigkeit solcher Erlösung erkannt wird. Um diese aber erkennen zu lernen, dafür ist auch in der neutestamentlichen Dispensation in vollkommener Weise gesorgt, nämlich: die spirituelle Darstellung des Wesens Gottes durch Christum offenbart die Attribute der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes, und zwar im Einklang mit der alttestamentlichen Dispensation durch das unabänderliche Gesetz Gottes, das von Christo nicht blos sanktionirt, sondern in seiner tieferen und spirituellen Bedeutung aufgestellt wurde. Berühren sich nun durch das Medium des Glaubens die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes mit dem natürlichen Zustand des Menschen, so muß sich beim letzteren die Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit mit den Attributen Gottes herausstellen, also wie es nicht anders sein kann, der verlorne und darum erlösungsbedürftige Zustand des Menschen sich offenbaren.

Hat nun der Mensch seinen verlornen Zustand und seine Erlösungsbedürftigkeit genügend erkannt, und hat er die Erlösung durch Christum, der darum sein Leben geopfert hat, mit Freuden begrüßt und angenommen, wie einst Israel die Erlösung aus dem Diensthause Egyptens, so werden in ihm naturgemäß Affektionen hervorgerufen, die den Willen des Menschen gewinnen und vom Glauben regiert werden. Je tiefer der Glaube in der Offenbarung der Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes, und in der Erlösung durch Christum wurzelt und gründet, je mehr treten auch die Affektionen der Liebe und des Gehorsams gegen Gott im Menschen hervor. Es wurden also durch die Dispensation Christi in einzig entsprechender und möglicher Weise beides, sowohl die wahre Gottesverehrung, als auch die Reaktion derselben, nämlich die Bildung des reinen und heiligen, ja gottähnlichen Charakters im Menschen bezweckt und bewirkt. Der Glaube aber, als das eigentliche Organ und Medium, wodurch das Evangelium mit der Seele des Menschen in Berührung gebracht wird, spielt, wie leicht ersichtlich, die Hauptrolle von Seiten des Menschen, denn durch ihn kommt er der göttlichen Forderung entgegen, durch die allein das Erlangen des Heils bedingt ist, und gelangt zur Erkenntniß Gottes und Christi, welche das Wohlgefallen Gottes zur Folge hat.

Wir haben nun bis daher den Heilsplan Gottes so weit verfolgt, bis wir erkannten, daß die Darstellung des reinen und heiligen Wesens Gottes durch Christum bewirkt ist, und er der Welt durch sein Evangelium ein institutionelles Vermächtniß hinterlassen hat. Welch hohes und herrliches Ziel aber Christus der Welt durch seinen Heilsplan gesteckt und durch seine Erlösung zu erreichen ermöglicht hat, davon gibt er selbst durch seine Auferstehung und Himmelfahrt den allerstärksten Beweis. Durch sein damit verbundenes Verschwinden von dem Schauplatz seiner Wirksamkeit aber entsteht folgerichtig die bedeutungsvolle Frage: Wie soll nun das Evangelium und die gegebene Institution nach dem Heilsplan Gottes in Operation gesetzt werden?

Die Manifestationen Gottes können unmöglich mit seinen Vollkommenheiten im Widerspruche stehen, daher es undenkbar ist, daß Gott seine eigene

Institution und Heilsplan, von welchen er selbst der Autor und Architekt ist, durch unvollkommene Weisheit und beschränkte Macht menschlicher Werkzeuge handhaben läßt, es ist vielmehr nach der Natur der Dinge absolut nothwendig, daß er selbst, wenn auch unsichtbar, auf dem Plan bleiben und als Operator handeln wird. Allein es frägt sich, wie dies in entsprechender Weise geschehen mag. So wenig Christus mit dem heiligen und reinen Objekt der Verehrung identisch sein konnte, weil er es darzustellen und von ihm zu zeugen hatte, so wenig kann auch das Organ und Medium, welches sowohl von dem im Evangelium dargestellten Gott, als auch von Christo dem Darsteller desselben zu zeugen hat, mit ihnen identisch sein. Doch muß er als ein dritter Faktor auftreten, der den modus operandi des göttlichen Raths und Willens vollkommen, wie Gott selbst, erkennen, und auf den Geist des Menschen direkt oder indirekt einwirken kann. Dieses Organ und Medium muß also seiner spirituellen Aufgabe wegen gottebenbürtig und wesensgleich sein, nämlich Geist, zumal Gott ein Geist ist, und der Mensch, den er zu beeinflussen hat und zur Anbetung im Geist und in der Wahrheit führen soll, mit Geist begabt ist.

Dieser Geist ist identisch mit dem durch die heilige Schrift bezeichneten heiligen Geist, der sein Werk begann, nachdem die neue Oekonomie durch die Dispensation Christi vollkommen aufgestellt war. Gemäß seiner Einigkeit mit Christo zeugt er von ihm, und vermöge seiner Natur und Wesen wirkt er auf die Seele des Menschen ein, in welcher er durch Strafen, Tröften und Lehren einerseits den Weg für die Annahme des Evangeliums und des Heils bereitet und andererseits den inneren Prozeß im Menschen führen hilft, durch den er zur Anbetung im Geist und in der Wahrheit gelangt und in das göttliche Bild umgestaltet wird.

Von diesem Geiste Gottes, der seiner Natur nach vollkommen und unveränderlich ist, wird auch mit absoluter Bestimmtheit zu erwarten sein, daß der ganze Heilsplan Gottes mit der Menschheit in vollkommener Weise zu seiner Ausführung und Vollendung gebracht wird, so daß schließlich Gott ist Alles in Allem.

Sollten nun diese kurz gefaßten Gedanken auch nur einem Auszug aus den, in der heiligen Schrift enthaltenen, Ideen ähnlich sein, so ist doch wenigstens so viel daraus zu schließen, daß der gesunde und vorurtheilsfreie Menschenverstand die Religion der Bibel als die einzig wahre und als das größte Gut der Menschheit erkennen mag; und daß die Philosophie nur dann ihre Aufgabe vollkommen zu lösen im Stande ist,*) wenn sie aus der Quelle der heiligen Schrift schöpft, und in ihren Tiefen und Höhen mit Wahrheitsliebe forscht.

*) Wir halten die Philosophie ebensowenig für etwas unnützes oder überflüssiges, als etwa Mathematik, Chemie oder Mechanik. Wir glauben aber ebensowenig an eine Philosophie, die ihre Aufgabe vollkommen lösen kann, als an eine Mathematik, die das Verhältniß des Durchmessers zur Peripherie eines Kreises in ganzen Zahlen ausdrücken kann, oder an eine Chemie, welche die Materie in jeden Stoff verwandeln kann, oder an eine Mechanik, die das Perpetuum mobile fabricirt. D. R.

Betrachtungen über die Gemeindeschule.

(Eingesandt von H. Säger.)

(Fortsetzung.)

Aus der Schule in die Kirche heißt es in den Schlußworten der Betrachtung über den Charakter der Gemeindeschule. Indem wir nun mit den Betrachtungen über die Gemeindeschule fortfahren, wollen wir jetzt das Verhältniß der Schule zur Kirche näher in's Auge fassen.

In manchen europäischen Staaten und auch in Deutschland ist in den letzten Jahrzehnten von Seiten der Schule der Wunsch ausgesprochen und vielfach verwirklicht, daß dieselbe aus der Verbindung mit der Kirche ganz herausgerissen, oder wie man sich ausgedrückt, von den Fesseln derselben befreit werde. Ja, man ist so weit gekommen, zu behaupten, daß durchaus kein Heil für die Schule zu erwarten sei, so lange diese Verbindung fortbestehe. An manchen Orten ist daher auch von Seiten der höchsten Staatsbehörde auf Veranlassung jener laut gewordenen Wünsche eingeschritten und die Schule von der Kirche emancipirt worden.

Fragen wir bei Beurtheilung dieses Gegenstandes zuerst die Geschichte, so finden wir ohne viele Mühe, daß die christliche Schule überhaupt und die evangelisch-protestantische Schule insbesondere ein kirchliches Institut ist, welches die Kirche gegründet, von ihr mit den nöthigen Hülfsmitteln ausgestattet, und durch sie geschützt und erhalten worden ist. Wer dieses in Abrede stellen wollte, müßte mit der Geschichte gänzlich unbekannt sein.

So hat also die Kirche ein wohlbegründetes Recht, die Schule als einen wesentlich zu ihr gehörenden Organismus zu betrachten, die Angelegenheiten derselben zu ordnen und zu leiten, sowie auch die Pflicht, sich ihrer anzunehmen, ihre Interessen zu vertreten und für ihre Bedürfnisse zu sorgen. Das so dargestellte Verhältniß der Schule und Kirche, als Tochter zur Mutter, ruht also auf einem unleugbaren historischen Grunde.

Außer diesem historischen Grunde, daß Schule und Kirche eng mit einander verbunden sein sollen, nennen wir aber noch einen viel wesentlicheren Grund. Kirche und Schule arbeiten für einen gemeinschaftlichen Zweck, welcher Zweck ist die Bildung des Menschen für seine hohe Bestimmung, und diesen Zweck können sie vereinzelt nicht so vollständig erreichen, als wenn sie in einer wohlgeordneten Verbindung stehen. Wenigstens hat die Erfahrung zur Genüge gelehrt, daß sowie die Kirche einerseits ihre erziehende und bildende Kraft verliert, so bald sie nicht für regelmäßig eingerichtete Schulen sorgt, so auch die Schule andererseits ihren höheren und wichtigeren Zweck lähmt, so bald sie aus ihrer Verbindung mit der Kirche heraustritt. Durch solche Erfahrungen ist man denn auch an manchen Orten in Deutschland zu besserer Einsicht gekommen und sucht das rechte Verhältniß zwischen Schule und Kirche wieder herzustellen.

Innerhalb der deutschen evangelischen Synode von Nord-Amerika ist das Bedürfniß und die Nothwendigkeit christlicher Gemeindeschulen seitens

mancher Gemeinden noch nicht recht anerkannt, oder aus Mangel an tüchtigen, christlichen Lehrern wieder in den Hintergrund getreten. Jedoch ist es auch zur Freude christlicher Schulmänner wahrzunehmen, daß eine ziemliche Anzahl von Gemeinden ihre Aufgabe erkennen und dahin wirken, daß christliche Gemeindeschulen gegründet und erhalten werden, und daß das Band zwischen Schule und Kirche sich immer fester und segensreicher gestalte. Auch hat die Synode durch Gründung und Pflege eines Lehrerseminars schon seit einer Reihe von Jahren dafür Sorge getragen, daß die Gemeindeschulen mit tüchtigen, christlichen Lehrern besetzt werden können.

Haben wir im Vorhergehenden das Verhältniß der Schule zur Kirche dargestellt, so wollen wir jetzt auch das Verhältniß der Schule zum Staate ein wenig in's Auge fassen.

In den meisten enropäischen Ländern, namentlich in Deutschland, ist die Schule ein öffentliches Institut und steht mit dem Staate in einer gewissen Verbindung, so daß die Schule als ein integrirender Theil desselben angesehen werden darf. Der Staat hat daher gewisse Rechte über die Schule, sowie auch gewisse Pflichten gegen dieselbe zu erfüllen, auf welche Rechte und Pflichten näher einzugehen hier nicht der Platz ist.

In den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika sind die sogenannten öffentlichen Schulen, wie ja ihr Name sagt, auch öffentliche Institute. Alle Bedürfnisse dieser Schulen zur Gründung und Aufrechthaltung derselben werden vom Staate mittelst des Schulfonds bestritten, sowie auch die Prüfung und Anstellung der Lehrer durch Schulsuperintendenten, County-Commissäre und Schulräthe ein Akt des Staates ist. Mit der Kirche stehen diese öffentlichen Schulen in keinerlei Verbindung; darum auch der Religionsunterricht nicht mit auf dem Lehrplane steht, ja als Unterrichtsgegenstand ganz ausgeschlossen ist.

Anders ist es in den Ver. Staaten von Nord-Amerika mit den Gemeindeschulen. Vom Staate sind sie völlig unabhängig, und ist jede Gemeindeschule eine Privatanstalt ihrer respektiven Gemeinde. Die Besorgung aller Bedürfnisse der Gemeindeschule, in Gründung und Aufrechthaltung derselben, in Wahl und Anstellung der Lehrer, ist Sache der ganzen Gemeinde. Als kirchliches Institut hat die Gemeindeschule auf ihrem Lehrplane als ersten und vorzüglichsten Gegenstand den Religionsunterricht stehen. Der Unterricht in der englischen Sprache geht parallel mit dem in der deutschen Sprache, wodurch, wie die Erfahrung bestätigt, beiderlei Unterricht nicht gehindert, sondern gefördert wird.

Schließlich ist noch zu erwähnen, daß in manchen Gemeinden der evangelischen Synode die Gemeindeschule mit der öffentlichen Schule, der sogenannten Distrikts-Schule, verbunden ist. Der Grund dieser Verbindung ist kein anderer, als der, daß die Gemeinde, welche eine solche Verbindung bewerkstelligt, durch die Besoldung des von ihr gewählten und vom County-Commissär bestätigten Lehrers, für 4 bis 8 Monate des Jahres aus dem Schulfond der Distrikts-Kasse, sich die Ausgaben für ihre Schulbedürfnisse sehr erleichtert, ja derselben ganz überhoben wird. Doch ist solche Verbindung ein

nicht geringes Hinderniß, nicht nur eines regelmäßigen Religionsunterrichts, sondern auch des Unterrichts in der schönen, deutschen Muttersprache. Solches recht erwägend, sollte eine christliche Gemeinde, die irgendwie fähig ist, alle Bedürfnisse ihrer Schule selbst zu bestreiten, eine vom Staate unabhängige Gemeindeschule haben, und sollte das Interesse der Gemeinde für den Unterricht im Christenthume, sowie für die deutsche Sprache, die doch in den Ver. Staaten neben der englischen Sprache noch immer ihr gutes Recht behauptet, das materielle Interesse in den Hintergrund drängen.

Zwar ist in manchen Gemeinden die Ansicht zur Geltung gekommen, daß die Sonntagsschule den Mangel eines regelmäßigen Religionsunterrichts in der mit dem Staate verbundenen Gemeindeschule ersetzen könne. Allein jeden Sonntag ein Stündlein Religionsunterricht in der Sonntagsschule, oft noch von sehr wenig fähigen Lehrern und unter mancherlei Geräusch und Störung ertheilt, vermag nie und nimmermehr den regelmäßigen Unterricht in den christlichen Heilswahrheiten eines echt christlichen, tüchtigen und treuen Lehrers in der Gemeindeschule zu ersetzen. Wo eine evangelische Gemeinde sich einer guten Gemeindeschule erfreut, da sollte die Sonntagsschule in Form und Wesen einen Kindergottesdienst darstellen. (Fortsetzung folgt.)

Einige Andeutungen über die Ursache, warum es mit manchen Gemeindeschulen rückwärts geht, und über das Mittel, diesem Rückgange entgegen zu wirken.

(Eingesandt von L. Säger.)

Man klagt, besonders in den größeren Städten, und ist auch dazu berechtigt, daß das Gemeindeschulwesen, anstatt vorwärts, immer mehr rückwärts gehe; die Schulfreunde, ja sogar Gemeindeglieder haben das Interesse an der guten Sache verloren. Es ist Thatsache, daß es Gemeinden giebt, in deren Schulen die Zahl der Schüler von Jahr zu Jahr abnimmt. Da frägt man sich wohl oft: „Welches ist die Hauptursache unseres stetigen Rückwärtsgehens, und wie kann dieser Krebsschaden geheilt werden?" Verschiedenes wird oft darauf geantwortet. Als in früheren Jahren noch alles im Werden, und die Nachbarschaft unserer alten Gemeinden noch wenig angesiedelt war, und in Folge der deutschen Einwanderung sich die Deutschen daselbst niederließen und froh waren, ihre Kinder deutschen Schulen anvertrauen zu können: das sei, wie Einige behaupten, die Ursache der damals nicht nur gefüllten, sondern überfüllten Schulen. Jetzt aber sei auf deutsche Ansiedlung nicht mehr zu rechnen. Die nachfolgende Generation der Deutschen habe sich amerikanisirt und schicke deshalb ihre Kinder in die englische, d. i. öffentliche Schule. Etwas Wahres mag das eben Gesagte wohl enthalten; aber es kann nicht allein der Hauptgrund unseres Rückwärtsschreitens sein.

Andere behaupten, daß der nervus rerum, besonders bei der arbeitenden Klasse, die Ursache sei, warum sie ihre Kinder nicht in die deutsche Schule

schicken. Dieser Grund mag auch eine gewisse Berechtigung haben; aber auch dieses allein kann nicht die Hauptursache sein. Denn die Auslagen der Eltern, welche ihre Kinder in die öffentlichen Schulen schicken, sind gewöhnlich weit größer als die Auslagen, welche die Gemeindeschule erfordert. Wiederum sagt man: „Es kommt daher, weil in den öffentlichen Schulen auch der Unterricht im Deutschen eingeführt worden ist." Mag wohl auch eine kleine Triebfeder dazu sein. Belauschen wir aber die Leute, wenn sie über Schule reden, nämlich über die öffentliche Schule, so werden wir bald merken, woran es liegt. Da erzählen sie, wie ihre Kinder dort so gern zur Schule gehen und was dieselben daselbst nicht alles lernen und noch lernen werden; wie geregelt und ineinanderwirkend es dort hergeht. Und diese Leute haben Recht! Der stille und unparteiische Beobachter wird zugeben müssen, daß die Resultate, welche in den öffentlichen Schulen aufzuweisen sind, abgesehen von Religion, gute sind. Da wird man aber nun sagen: „Leisten denn unsere Gemeindeschulen nicht dasselbe?" Wir sagen: „Ja und Nein." Es gibt Schulen innerhalb unserer Synode, die ebenso viel leisten, aber auch solche, die es nicht thun, weil sie es unter den obwaltenden Verhältnissen nicht können. Woran mag es da wohl fehlen? Die öffentliche Schule vermag solches zu leisten, weil sie unter einer ganz besonders guten Controlle steht. Und hierin fehlt es bei uns! Wir concurriren nicht mit der öffentlichen Schule, was wir thun müssen, wenn unsere Gemeindeschulen vorwärts kommen sollen. Das Bewußtsein, daß es nach einem geregelten Gange in der öffentlichen Schule geht, und dieselbe nicht der Willkür des Einzelnen preisgegeben ist, ist es, was die Leute treibt, ihre Kinder dorthin zu schicken. Früher, da die öffentliche Schule noch in den Kinderschuhen stand, waren unsere Schulen gefüllt. Jetzt aber ist sie denselben entwachsen, und wir — haben wir mit ihr Schritt gehalten? In der öffentlichen Schule ist nur das Beste gut genug. Bei uns scheut man gewöhnlich Neuerungen, und bleibt darum am Alten hängen. Nicht ist dies die Schuld des einzelnen Lehrers; denn derselbe hat, weil er allein steht, keine Macht zu helfen. „Einigkeit macht stark." Der Weg zu derselben ist zwar schon angebahnt. Wir wollen aber auf demselben nicht stehen bleiben, sondern vorwärts gehen.

Wollen wir unseren Kindern ihre deutsche Muttersprache und deutsche Sitte erhalten, so ist die Gemeindeschule eine Nothwendigkeit. Die Erfahrung lehrt, daß deutsche Kinder, welche nur die öffentliche Schule besuchen, sich sehr bald des deutschen Costüms entledigen. Allerdings wird daselbst auch Unterricht in der deutschen Sprache ertheilt; doch wird dieselbe lediglich als fremde Sprache behandelt, weil die öffentliche Schule ein amerikanisches Institut ist und von mehr Amerikanern als Deutschen besucht wird. Deutsche Sitte kann darum in derselben nicht zur Geltung kommen. Unsere Gemeindeschule soll indeß nicht ganz und gar deutsch sein. Wir haben in's Auge zu fassen, daß wir mit der öffentlichen Schule concurriren müssen und haben deshalb auch großes Gewicht auf die Erlernung der englischen Sprache zu legen, da sie als Landessprache von unschätzbarem Werthe für die deutsche

Jugend ist. Es soll aber in unserer Gemeindeschule der deutsche Geist vorherrschend sein. Die Umgangssprache soll die deutsche sein, damit sie den Kindern (welche ohnehin Gelegenheit genug haben, sich in der englischen Umgangssprache zu üben) nicht fremd klinge. Man soll sie darauf hinweisen, daß Deutsch zu sprechen keine Schande ist, sondern eine Ehre und ein Vortheil, um den sie von manchen Andern beneidet werden.

Ferner beruht auch die Existenz unserer Gemeinden auf die der Gemeindeschulen. Die besten Gemeinden sind da, wo warmes Interesse für Gemeindeschulen an den Tag gelegt wird; schwindet dasselbe, so gehen sie langsam, aber auch sicher ihrer Auflösung entgegen. Reges Interesse ist aber nicht da zu finden, wo die Schule von Jahr zu Jahr ein immer kläglicheres Dasein fristet. Hier heißt es: „Wie die Schule, so die Gemeinde." Aus der Schule zuallernächst rekrutirt sich die Gemeinde. Sind nicht zum größten Theil die Glieder der Gemeinde solche, die einstmals Schüler ihrer Schule waren und eine christliche Schulerziehung genossen haben? Nicht alle Gemeindeschüler werden nicht Gemeindeglieder, aber doch gewiß ein großer Theil derselben.

Den Vorzug, den die Gemeindeschule vor der öffentlichen Schule hat, besteht in der christlichen Erziehung, welche sie unsern Kindern angedeihen läßt. Dieses allein schon sollte uns antreiben, unsere Schule auf's Beste zu pflegen. Der Religionsunterricht ist einer der einflußreichsten Zuchtmittel. Das Bewußtsein, welches sich durch den christlichen Unterricht den Kindern eingeprägt, daß sie vor Gottes allwissenden und heiligen Augen nicht ungestraft Böses thun können, und die Liebe zu Dem, der für sie ein Kind geworden und für sie litt und starb, treibt sie an, sich vor vielem Bösen zu hüten, was durch bloße moralische Einwirkung nicht erreicht werden kann. In der öffentlichen Schule kann selbstverständlich von einer christlichen Erziehung nicht die Rede sein. Es ist damit aber nicht gesagt, daß Kinder, welche die öffentliche Schule besuchen, des christlichen Sinns ermangeln. Das ihnen dort nicht Gebotene mag ihnen ja in anderer Weise zu Theil werden, z. B. durch die Sonntagsschule. Beachten wir aber solche Kinder. Jahr aus und Jahr ein besuchen sie die öffentliche Schule, des Sonntags vielleicht die Sonntagsschule. Sie sollen nun confirmirt werden und besuchen darum auch wohl ein halbes Jahr die Gemeindeschule, und werden dann confirmirt. Werden solche Kinder sich auch treu zu der Kirche halten, in welche sie als mündig aufgenommen worden sind? Es mag Ausnahmen geben, aber in der Regel zeigt sich das Gegentheil. Die Sonntagsschule ist ein nicht zu unterschätzender Segen; denn man soll jede Gelegenheit benutzen, den Kindern den Segen des göttlichen Wortes angedeihen zu lassen. Aber die Gemeindeschule ersetzen kann die Sonntagsschule nie! Wollen wir darum die Existenz unserer Gemeinden gesichert wissen, so muß die Gemeindeschule der sorgsamsten Pflege empfohlen sein.

Unsere Gemeindeschule soll vor Allem eine Anstalt sein, in welcher den Kindern der Weg gezeigt wird, wie sie zu ihrer himmlischen Bestimmung gelangen können und sie zugleich angeleitet werden, diesen Weg zu gehen. Derjenige Lehrer, welcher sich bestrebt, diese hohe, aber auch verantwortliche Auf-

gabe zu lösen, muß selbst diesen Weg kennen und denselben wandeln, und also seinen Schülern ein Vorbild werden. Auch erkennend, daß wir ohne Christum nichts thun können, soll der Lehrer täglich im Gebete zum Gnadenthrone kommen und zugleich seine Schüler auf fürbittendem Herzen tragen. Ja, der Lehrer muß selbst, in des Wortes vollster Bedeutung, ein Christ sein. Ist er das, so wird er ein warmes Herz für diese hochwichtige Sache haben und sich nicht durch allerlei unausbleibliche Widerwärtigkeiten zum Mißmuthe hinreißen lassen. Durch Treue und Beständigkeit in seinem Berufe wird er die Früchte seiner mühevollen Aussaat, wenn auch nicht hier, so doch einst in der Vollendung genießen.

Nächst der christlichen Gesinnung des Lehrers ist die Tüchtigkeit desselben ein Haupterforderniß. Diese besteht darin, daß der Lehrer sich nicht nur die materielle Bildung angeeignet hat, sondern auch in der Schulmethodik und Schulpädagogik theoretisch und praktisch bewandert ist. Selbstverständlich ist es, wenn wir anders mit den öffentlichen Schulen concurriren wollen, daß der Lehrer der Gemeindeschule tüchtig sein muß in beiden Sprachen, sowohl in der englischen als in der deutschen zu unterrichten. Das Ziel unseres Lehrer-Seminars und der für dasselbe befolgte Unterrichtsplan ruhen ja auf der Basis, die Lehrerzöglinge anzuleiten, sich die oben genannte Tüchtigkeit anzueignen. Um sich aber zu überzeugen, ob dieses Ziel erreicht worden ist, sollten die Lehramtskandidaten von einer Examinationsbehörde, bestehend aus theoretisch und praktisch gebildeten Schulmännern unter dem Vorsitze eines Schul-Inspektors, geprüft und ihnen dann von dieser Behörde ein Zeugniß ausgestellt werden, welches sie ermächtigt, eine Schulstelle innerhalb der Synode zu übernehmen. Auch solche Lehrer, welche ihre Ausbildung nicht in unserm Seminar erhalten haben und willens sind, in unserer Synode als Lehrer zu wirken, sollten ein Zeugniß betreffs ihrer Befähigung, von genannter Behörde ausgestellt, vorzeigen können.

Wie schon gesagt, fehlt unseren Gemeindeschulen die Controlle. Wir sollten eine Aufsichtsbehörde haben, bestehend aus theoretisch und praktisch sich tüchtig erwiesenen Lehrern, deren Aufgabe es ist, nach der ihnen ertheilten Instruktion die Schulen zu inspiciren, sich also über den Zustand derselben zu informiren, und nach der Inspektion eines gewissen Bezirks die Lehrer desselben in einer anberaumten Conferenz auf etwaige Uebelstände u. s. w. aufmerksam zu machen und ihnen mit Rath und That zur Hand zu gehen. Ein Jeder, dem das Wohl unserer Gemeindeschulen am Herzen liegt, wird zugestehen, daß dann, und **nur** dann ein sicherer Erfolg erzielt werden kann. Unsere Gemeindeschulen werden sich dann eines guten Rufes und auch eines guten Besuchs erfreuen. Es würde dann, z. B. bei mehrklassigen Schulen, nach einem einheitlichen Plane unterrichtet werden können. Es würden die Schulen nicht mehr der Willkür eines Einzelnen preisgegeben und würde so manche Schule vor dem Untergang bewahrt bleiben. Alle unbrauchbaren und hinderlichen Elemente würden dann ausgeschieden werden. Es hat ja jede Gemeindeschule Vorsteher, die über dieselbe zu wachen haben; aber in den

meisten Fällen solche, die der Aufgabe in keinerlei Weise gewachsen sind. So wie unsere Gemeindeschulen jetzt meistens sind, können dieselben die gewünschten Resultate nicht erzielen; aber unter einer strammen Aufsicht würden sie emporblühen und sich das Vertrauen nicht nur unserer Gemeindeglieder, sondern auch Anderer, die der Gemeinde ferne stehen, erwerben, und so vielleicht der Eine und Andere unter den Fernstehenden der Gemeinde sich gliedlich anschließen.

Kirchliche Rundschau.

Die Centennial-Feier der bischöflichen Methodisten-Kirche, die unmittelbar auf das römische Concil in Baltimore folgte, war, so sehr auch der „Contrast, der sich selbstverständlich nach allen andern Richtungen hin zwischen den beiden Kirchenversammlungen ziehen läßt," betont wird, dennoch eine sehr glänzende. Ueber 500 Delegirte und eingeladene Vertreter des amerikanischen Methodismus hatten sich in der prachtvollen Mount Vernon Place Methodisten-Kirche eingefunden. „Das Personal der Conferenz," sagt der Apologete, „bestand zum großen Theil aus Männern, die einen hohen Rang in Kirche und Staat einnehmen. Der Versuch, die hervorragendsten mit Namen anzuführen, würde sich als ein vergeblicher herausstellen. Ich muß mich mit der Bemerkung begnügen, daß der Körper als ein Ganzes den Eindruck von Würde und Größe machte. In unserer eigenen Kirche waren nebst den anwesenden Bischöfen alle unsere kirchlichen Anstalten, die meisten unserer Kirchenblätter, Lehranstalten und theologischen Seminarien unter den Delegaten vertreten. Ich zählte auf der Liste 21 Präsidenten und Professoren, 10 Editoren und die übrigen Namen waren fast sämmtlich solche, die in der ganzen Kirche wohlbekannt sind. Unter den Laien befanden sich ebenfalls Männer, die durch ihre finanzielle, politische oder commercielle Stellung und ihre Freigebigkeit einen nationalen Ruhm besitzen."

Von der über zwei Stunden langen Festpredigt des Bischofs Foster wird berichtet, daß sie einen unbeschreiblichen Eindruck gemacht habe. „Ein Delegat, der eine hohe Stellung in der Kirche einnimmt, sagte, sie sei die größte Rede, die er in seinem Leben gehört habe. Mehrere andere urtheilsfähige Männer bestätigten die Ansicht, daß sie als ein maßgebendes historisches Dokument zur Kennzeichnung des amerikanischen Methodismus beim Eingang in sein zweites Jahrhundert den Hauptplatz einnehmen werde. Niemand hätte wohl gewählt werden können, der sich besser eignete, den wesentlichen Geist des Methodismus und seine Stellung zur gegenwärtigen Zeit zu zeichnen, als der fürstlich große, intellektuelle und gottgeweihte Bischof Foster. Ueber alle Menschenfurcht erhaben, griff er im Namen der Wahrheit in die Schwächen der Kirche hinein und erfaßte die Tüchtigmachung der Kirche für die Zukunft, im Gegensatz zu einem ruhmsüchtigen Rückblick auf die Vergangenheit, als die eigentliche Frage, womit diese Centennial-Conferenz sich zu befassen habe. Und mit einer meisterhaften Hand zeichnete er die großen Probleme, welche sein Adlerblick durchschaute. Von der Epoche machenden Festpredigt in der Feier unseres hundertjährigen Jubiläums kann ich nur die Höhepunkte andeuten."

Der höchste dieser Höhepunkte — für unser Urtheil wenigstens, — scheint folgender zu sein: „Die Hoffnung einzelner Zweige der Kirche Christi beruht allein auf dem Maß der göttlichen Wahrheit, die sie besitzen. — Alles Unvollkommene und Unwahre in ihnen muß vergehen. Die Kirche in ihrer irdischen Gestalt ist vermengtes Gold und Thon. Die Jahrhunderte sind die Läuterer. Das Falsche kann sowohl in Glaubensartikeln, als in der kirchlichen Maschinerie verborgen liegen. Wir bekennen frei, bis jetzt gibt es keine vollkommene kirchliche Confession, und es ist fraglich, ob es je

eine solche geben wird. Es gibt also keine, welche keiner Veränderung unterworfen sein mag, welche nicht verändert werden muß, wenn sie nicht zum Theil veralten soll. Der Calvinismus hält sich nur dadurch, daß er seinen Calvinismus abwirft. Doch soll die Kirche ihre Glaubensartikel treu bewachen. Sie sind ihr Anker, ihr Fundament, ihr Lebensblut, ihre Seele selbst. Eine falsche Glaubenslehre ist eine Last, die jede kirchliche Arche über kurz oder lang versenken wird. Müssen wir dann irgend etwas von unserer Glaubenslehre abgeben, um uns die Zukunft zu sichern? Nein, Gott sei Lob! Sie ist immer noch unsere Freude. Von dem Schatz, den wir von den Vätern geerbt haben, haben wir keinen einzigen Glaubensartikel verloren. Die hohe Wissenschaft hat nicht einen Stein in unserem Bau gestört, die höhere Kritik läßt sie unangetastet. Sie ist, wenn recht ausgelegt, sowohl rationell als biblisch. Die gesammte Christenheit kommt ihr entgegen, anstatt sich von ihr abzukehren. Sie hat auf die evangelische Gesinnung unseres Zeitalters ihren Stempel gedrückt. Die einst verachteten und verworfenen Lehren des Methodismus werden jetzt auf allen Kanzeln gepredigt, besonders diejenigen, die am meisten verhaßt waren, nämlich eine allgemeine Versöhnung und das Zeugniß des heiligen Geistes. Wir haben uns hier nicht versammelt, um einen einzigen Glaubensartikel darin zu revidiren. Mit der vollkommensten Zuversicht schreiben wir sie alle auf unser Panier und erheben dasselbe unter freiem Himmel. Der ewig dreieinige Gott, die einzige Fleischwerdung Gottes in der zweiten Person der glorreichen Dreieinigkeit — der alleinige Erlöser und Heiland der Menschen; der eine heilige Geist, die dritte Person der Gottheit, um bußfertige Seelen zu erneuern und Begnadigte zu heilen; eine Bibel, die ganze und vollkommene Offenbarung des göttlichen Willens an seine menschlichen Kinder; der Mensch, ein in die Sünde gefallenes Wesen, der Erlösung bedürftig und fähig; eine einige allgenugsame Versöhnung, wodurch alle Sünder Vergebung und die äußerste Erlösung auf die gleiche Bedingung empfangen mögen; der Mensch, ein unsterbliches und verantwortliches Geschöpf; die Auferstehung der Todten; ein Endgericht und ein ewiger Himmel für alle wiedergeborenen Seelen, und eine ewige Hölle für alle unbußfertig gebliebenen Sünder, — dieses sind die Grundlehren des Methodismus. Auf diesem Fundament stehen wir."

Da wäre also der große Wurf gelungen. Glaubensartikel, von den Vätern ererbt, die weder von der hohen Wissenschaft zerstört, noch von der höheren Kritik angetastet werden! All die irrationalen Dogmen des Christenthums, wie Trinität, Menschwerdung, Inspiration, Versöhnung, Erlösung, Auferstehung, ewige Seligkeit und Verdammniß in einer Glaubenslehre, die nur recht ausgelegt zu werden braucht, um sowohl rationell wie biblisch zu sein! Was kann man mehr verlangen? Bischof Foster mag Recht haben. Er kennt jedenfalls den Methodismus besser als wir. Wenn er Recht hat, — dann mag der Methodismus in seinem zweiten Jahrhundert die Seile weit spannen und die Nägel festschlagen, die Segel ausbreiten und das Fähnlein auf den Mastbaum stecken — er ist dann die Weltkirche der Zukunft.

Unter den Uebelständen bei Leichenbegängnissen nehmen neben dem unverantwortlichen Luxus, die Leichenreden oft nicht die letzte Stelle ein. Ob aber mehr in dieser Hinsicht geleistet werden kann, als nach einem Berichte des Apologeten in San Francisco geschehen ist, das ist schwer zu sagen.

„Ein junger Sohn der Familie Stanford von San Francisco, die unzählige Millionen besitzen soll, starb letzten März in Rom, Italien. Dort wurden großartige Trauergottesdienste gehalten, die bedeutende Sensation erregten. Von dort wurde die Leiche nach England transportirt. In Liverpool wurde vor der Einschiffung ein weiterer Trauergottesdienst gehalten. In New York angelangt, wurde die Leiche in einem Gewölbe beigesetzt, bis die Vorbereitungen an der Pacific-Küste vollendet sein würden.

In New York gab es jeden Monat einen Trauergottesdienst. Die Fahrt über den Continent machte die Leiche in einem Extrazug, der so völlig in Trauerflor eingehüllt war, daß man kaum etwas von Lokomotive oder Waggon sehen konnte. Angekommen, wurde die Leiche nach Menlo Park, der fürstlichen Residenz der Stanfords, übergeführt

und in einem eigens für diesen Zweck aus Stein und Eisen errichteten Gebäude beigesetzt, das einem Palast ähnlicher als einem Grabgewölbe und im Innern mit orientalischem Luxus ausgestattet ist. Bewaffnete Hüter hielten Tag und Nacht Wacht vor dem Thore des Todtenschlosses. Bis dahin ging alles nach Wunsch; der Schlußakt dieses modernen Dramas, oder Komödie, wie man will, aber hat einen Schrei der Entrüstung geweckt, der hoffentlich nicht ohne reformatorische Wirkung verhallen wird.

Ein anderer großartiger Trauergottesdienst wurde in der Grace-Episkopal-Kirche in San Francisco, zu der die Stanford-Familie gehört, abgehalten, bei welcher Gelegenheit die Blumen-Dekorationen allein $20,000 gekostet haben sollen. Rev. J. P. Newman, D. D., war als Orator auserwählt worden. Seine Rede war eine großartige Lobhudelei des verstorbenen Knaben und der Eltern. Alles, was Redner bei Ableben Washingtons, Lincolns und Garfields je gesagt hatten, wurde weit in den Schatten gestellt. Im Verlaufe seines bombastischen Schwalls sagte er, der Verstorbene sei durch seine Charaktereigenschaften und seinen Seelenadel ein Heiland für die Jugend der ganzen Welt geworden; Tausende würden zu seinem Grabe wallen, um sich Inspiration zu holen und sein Beispiel stehe da als ein Licht für die Völker der Erde. "Like our dear Leland, the Savior also died young," waren die Worte, mit denen Newman diesen Theil seiner Rede schloß. Er soll, wie verlautet, $10,000 für seine Dienste erhalten haben. Die gerechte Entrüstung über ihn soll groß sein. Die Episkopalen wollen, wie berichtet, ihrem Bischof und Rektor etwas am Zeuge flicken, die beide anwesend waren, weil sie einem Methodisten, gegen die Regel ihrer Kirche, die Kanzel einräumten, und noch dazu, um von heiliger Stätte Gotteslästerung zu reden. Daß uns das widerfahren konnte, zeigt deutlich, wie weit wir bereits den Geist der Väter eingebüßt haben, und wie nothwendig es ist, daß unser Jubeljahr uns auch zu heilsamen Reflexionen und zur gründlichen Reformation anleitet."

Wir wollen nicht weiter drüber reflektiren, aber das müssen wir sagen, daß wir eine heilsame Reflexion über derartige Dinge, sowie die Zusicherung gründlicher Reformation in Jesaias 30, 8 ff. bereits gelesen haben.

Die Episkopal-Kirche hat hier in Amerika eine beständige Zunahme an Mitgliedern aufzuweisen. Bischöfe, Priester und Diakonen gibt es 3645, Zunahme 86. Gemeinden 2842 und Missionsstationen 1549, Zunahme an beiden 125; Kommunikanten 381,894, Zunahme 17,891, oder nahezu 5 Procent.

In der New Yorker Diöcese ist nun etwas zu Tage getreten, das mindestens werth ist beachtet zu werden. Dr. Potter hat nämlich einem jungen Manne das Versprechen der Armuth, des Gehorsams und der Ehelosigkeit abgenommen. Hierauf trat derselbe in den Orden des heiligen Kreuzes ein, einem Institut der protestantischen Episcopalkirche. In der Avenue A wollen zwei Glieder dieses Ordens eine Mission anfangen. Vor etlichen Jahren legte der Sohn des Bischofs Huntington von Central New York sein Rectorat an seiner Gemeinde nieder und trat eine Art ähnliches Klosterleben in New York an. In einem gewöhnlichen Hause richteten sich er und seine Collegen ein; sie verköstigen sich selbst, nehmen sich der verwahrloseten Kinder in der Nachbarschaft an und haben sich eine eigene Kapelle hergerichtet.

Die Bischöfe der zwei größten Diöcesen der Episkopal-Kirche in England haben Hirtenbriefe erlassen, die einen interessanten Einblick in das kirchliche Leben Englands gestatten. Die größte Diöcese ist ja natürlich London mit dem alten Dr. Jackson als Bischof an der Spitze. Im Jahre 1871 zählte sie 2,656,000 Seelen, 1881 wurden große Theile zu der neugebildeten Diöcese Rochester abgegeben, aber trotzdem ist sie auf 3,024,000 angewachsen, umfaßt also mehr als ein Neuntel der Einwohnerschaft von England und Wales. Seit dem Antritt seines Episcopates in London (1869) hat Dr. Jackson 114 Kirchen eingeweiht, unter diesen wurden 29 in den letzten 5 Jahren gebaut. Der Bau von 50 neuen Kirchen wird als eine Nothwendigkeit bezeichnet. Der Bishop-of-Londons Fund für Kirchenbauten, der durch freiwillige Gaben gebildet wird, hatte in den letzten 5 Jahren eine Einnahme von 83,734 Pfd. Sterling (über $400,000). In den

Kirchen der Diöcese fungiren außer den Kaplänen 1311 Geistliche, eine Zunahme von 141 in 5 Jahren. Sehr anerkennend spricht sich der Bischof über die Erleichterung aus, die ihm durch Anstellung eines Suffraganbischofes, des Bischofs von Bedford, Dr. How, gewährt wurde; man versteht das auch sofort, wenn man hört, daß in den letzten 5 Jahren nicht weniger als 84,631 Personen confirmirt worden sind, eine Handlung, die in der anglikanischen Kirche nur dem Bischof zusteht.

In Beziehung auf das Staatsschulwesen, von dem man seit dem Erziehungsgesetz (Education Act) von 1870 eine gefährliche Concurrenz mit den Kirchenschulen fürchtete, spricht sich der Bischof dahin aus, daß er die Geistlichen ermahnt, sich den Staatsschulen ja nicht feindlich gegenüberzustellen; sie seien namentlich in London eine Nothwendigkeit, da die freiwillige Liebesthätigkeit mit dem raschen Wachsthum der Stadt nicht Schritt halten könne. Die Geistlichen werden aufgefordert, sich um die öffentlichen Schulen zu kümmern und möglichst ihre Leitung in die Hand zu nehmen. (Die staatlichen Schulinspectoren sind nämlich sämmtlich Geistliche.)

Am eingehendsten behandelt Dr. Jackson den Entwurf eines Gesetzes für einen kirchlichen Gerichtshof, da die bisherigen Einrichtungen sich in Mißkredit gebracht haben. Derselbe soll drei Instanzen haben: Zunächst die Diocesan Court aus dem Bischof und seinem Kanzler bestehend; sodann die Provincial Court, gebildet durch den Official Principal von York und Canterbury und endlich der Gerichtshof der Krone, der aus Laien, die aber Glieder der Kirche sein müssen, gebildet wird. Wegen Lehre oder Ritual kann ein Geistlicher nur verklagt werden, wenn der Bischof es gestattet; ein Veto des Bischofs macht jede Klage auf diesem Gebiet unmöglich.

Gegen dieses Veto und gegen die Laien im Obersten Gerichtshof wird nun von Manchen Protest erhoben. Bischof Jackson sucht über beides zu beruhigen. Das Veto in Lehr- und Ritualsachen sei nothwendig zum Schutze der Geistlichen und für den Frieden der Kirche; die Laien im obersten kirchlichen Gerichtshof hätten nur über bestehende Einrichtungen und thatsächliche Fälle zu urtheilen und das, meint Dr. Jackson, verstünden die Juristen besser wie die Theologen, die ihren Parteistandpunkt nicht immer verleugnen könnten.

Der Bischof von Manchester, Dr. Fraser, dessen Diöcese 2½ Millionen Seelen, 492 Geistliche und 16,534 Confirmanden im Jahre 1883 zählte, spricht sich schärfer und energischer in seinem Hirtenbrief aus.

Er beklagt sich über die Angriffe der Liberationisten, „die nur erbittern, aber nie überzeugen können," ferner verwahrt er sich gegen das Gerücht, daß die Bischöfe übereingekommen seien, vorerst keine Klagen gegen die Ritualisten zu gestatten und versichert, daß er nie mit Gesetzwidrigkeit Nachsicht üben würde. Er protestirt gegen das Prinzip, daß man den individuellen Selbstwillen zum Maßstab des Gehorsams macht, und daß man, um Freiheiten zu gewinnen, Maßregeln der Anarchie anwende.

Daß Dr. Fraser die Schwägerinehe (Marriage with a deceased wifes sister), die im Oberhause eben so oft verworfen als im Unterhause passirt wird, scharf verurtheilt, gehört eben mit zu den Traditionen seiner Kirche. Beherzigenswerth ist übrigens der Schluß seiner Botschaft. Er sagt: Laßt uns nie unsere Augen und Gedanken von dem großen Zweck der Kirche in der Welt abwenden, welcher darin besteht: nicht den Menschen das imponirende Schauspiel einer großen fundirten staatskirchlichen Institution zu gewähren, sondern müden Seelen ein Träger der frohen Botschaft vom Himmelreich zu sein, die Welt Christo zu erobern und das Evangelium an die Herzen der Menschen zu tragen."

Das Verhältniß der Curie zum deutschen Reiche ist in einem römischen Blatte mit einer Offenherzigkeit dargelegt worden, die nichts mehr zu wünschen übrig läßt. Es war ja von vornherein klar, daß Rom für das deutsche Reich dieselben Sympathieen hatte, wie für den westphälischen Frieden, aber die Zeiten sind doch einmal andere und Kriegspläne plaudert man nicht aus, so lange man mit Friedensversicherungen noch gewinnen kann. Aber schließlich ist es doch überraschend, wenn das Organ des Jesuiten-

ordens einmal in so offener Weise die Wahrheit über seine Ansichten und Absichten redet. Es sagt: „Der Kampf wird in Preußen, sei es in dieser oder in anderer Gestalt fortdauern, so lange Preußen besteht, denn zu seinem wahren und Hauptgrunde hat der Kampf die innerste Natur dieses Staates. Preußen steht sowohl seinem Ursprung wie seiner Entwicklung nach durch alle Stufen hindurch im geraden Gegensatz zur katholischen Kirche. Es ist wegen dieser seiner Natur der Haupt- und Todfeind Roms. Preußen in seiner jetzigen Gestalt und Zusammensetzung beruht auf dem Protestantismus und seinen Lehren. Preußen ist der Wall und die Festung des Protestantismus in Deutschland. Auf Preußen sind die Blicke aller derer gerichtet, welche sich in Folge des beklagenswerthen Abfalles des 16. Jahrhunderts (die Reformation. D. R.) von der Kirche getrennt haben. Mit Preußen steht und fällt der Kampf gegen die Kirche in Europa!"

Diejenigen, welche immer dafür eintreten, daß man „Roms gerechte Forderungen" gewähren solle, können sich, wenn sie anders sehen wollen, jetzt wieder von neuem überzeugen, welches die gerechten Forderungen Roms sind. Sie sind zwar schon längst in der Bulle Unam Sanctam genau formulirt, aber die Geschichte ist für Viele da, um nichts daraus zu lernen. Wenn nun einmal wieder die ganze Rechnung vorgelegt und nicht blos Abschlagszahlungen verlangt werden, so kann das nur gut sein, und wenn die Germania sagt, Deutschland tanze auf einem Vulkan, und sich mit ungeheuchelter Befriedigung über die Zeichen des Verfalls des deutschen Reiches ausspricht, die sie in dem Treiben der Anarchisten und in dem Ueberhandnehmen der Socialisten erblickt, so gehört dazu ein Charakter, der nur in der Schule Roms großgezogen wird.

Es fehlt der Curie und dem Centrum im Reichstag gegenwärtig nur eines: eine Regierung, die dem vicarius Christi eine halbe Million Feldtruppen indirekt zur Verfügung stellt. So lange dieser Zustand dauert, werden die Bemühungen Deutschlands für Wahrung des europäischen Friedens erfolgreich sein.

Auf der andern Seite hat sich Leo XIII. wieder von neuem darüber beklagt, daß in Rom die Ketzer ungestraft Kirchen bauen und ihre Lehren verkünden können. Die neuerdings gebildete internationale Liga zur Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes wird wohl ihr Bestes versuchen, diesem Leidwesen des Papstes abzuhelfen. Mit welchem Erfolg? Das wollen wir Gott überlassen.

Auf der Verlustliste der Curie steht nun einer ihrer streitbarsten Heerführer, Bischof Rudigier von Linz. Wenn ihm die Ev.-Luth. Kirchztg. nachrühmt, daß er als Oberhirt seiner Diözese das Vorbild eines von der Würde und Verantwortlichkeit seines Amtes durchdrungener Geistlicher gewesen sei, dem das geistliche Wohl seiner Diözesanen über alles ging, so wollen wir, damit man sehe wie das zu verstehen ist, einige Abschnitte aus dem Nachruf einer Wiener Zeitung hierhersetzen: „Dreißig Jahre hat dieser in Vorarlberg geborene, in Tirol erzogene Priester das Oberhirtenamt im obderensischen Lande verwaltet. Wir möchten behaupten, daß er trotzdem ein Fremder im Lande geblieben. Einen großen Theil des gut katholischen, aber dem Frieden zugeneigten Volkes von Oberösterreich hat der Bischof gegen sich gehabt. Niemand wird die Charakteristik vergessen haben, welche der Abgeordnete Wickhoff in öffentlicher Sitzung des Abgeordnetenhauses von 1871 von Rudigier gegeben. Er nannte ihn einen Mann, der in das so friedliche Oberösterreich Haß und Zwietracht gebracht, dessen Blatt die Arbeiter aufreize im Tone des Communards. Nun in der That, Bischof Rudigier hat das ganze Land mit Klöstern besäet, die Jesuiten in's Land gerufen, die Männer- und Frauenklöster mit mit Hunderten von Ausländern besetzt, oder ihre heimische Bevölkerung mit solchen untermischt, an 120 Pfarreien sind mit Ausländern besetzt, und der Zuzug aus czechischem Lande hat nie aufgehört. So ist der Clerus entnationalisirt und der bischöflichen Herrschaft unterthan worden. Als es sich um die Aufbesserung der Gehalte des Clerus handelte, wollte der Bischof den nothleidenden Priestern die für die Diöcese bewilligte Staatssubvention von nur 14,000 Gulden nur dann zukommen lassen, wenn er die Wahl der zu Betheilenden hätte. Bis zum letzten Augenblick kämpfte er hoffnungsvoll für die Sache der Kirche und war eben im Zuge ein Ketzergericht über die Schullehrer zu etabliren, als er vor den höheren Richter gerufen wurde."

Die Adresse, welche das Plenar-Concil von Baltimore an die deutschen Bischöfe gerichtet hat, zeigt deutlich, wie wenig die römische Kirche daran denkt, mit einem protestantischen Staate im Frieden zu leben. Dieß verwiesenen Bischöfe werden als „die neuen Athanasius und Basilius" begrüßt, deren Stimme ausgegangen sei über den ganzen Erdkreis in Worten „des Schmerzes und der Klage über die maßlose Verletzung der Rechte der Kirche — die sakrilegische Entweihung der dem wahren Gottesdienst entrissenen Tempel — über das vergebliche Flehen der Gläubigen nach dem Worte Gottes und den Sakramenten des Heils selbst in der Todesstunde."

Die Bischöfe werden dann weiter auf die schon errungenen Erfolge hingewiesen und gesagt: „Möge eure Freude bald vollkommen werden! Mögen die Mächtigen der Erde, überwunden von eurer Standhaftigkeit und besseren Rathschlägen folgend, jene höchst unglücklichen Gesetze vollständig aufheben, welche die Ursache Eures Kampfes und die Quelle Eurer Schmerzen geworden sind. Mögen Eure Priester und Eure Gläubigen fortfahren, auf Eure Stimmen zu hören, Eure Rathschläge zu befolgen, Eure Beispiele nachzuahmen, damit endlich der volle Friede und die volle Freiheit Eurer Kirche Euch zurückgegeben werde. Möge es Euch gestattet sein, noch viele Jahre lang, „ehe die kostbare Krone der himmlischen Freude auf Eure Häupter gesetzt wird," Eure Heerden mit jener Freiheit zu regieren, „mit der Christus uns frei gemacht hat, auf daß wir Kinder der Freien und nicht der Sklaven seien," mit jener Freiheit, deren wir uns hierzulande zum größten Heile und Segen des Staates nicht minder als der Kirche erfreuen; u. s. w."

Die Einheit im römischen Lager ist freilich auch nicht immer so groß, als mancher denkt. So hat Leo XIII. selbst sich veranlaßt gesehen Friedensstifter zwischen den ultramontanen und liberalen Katholiken Frankreichs zu sein. Er sagt in einem Brief an den Nuntius in Paris in Bezug auf die katholischen Blätter: „Wenn die Wirksamkeit der Presse nur die Folge hätte, den Bischöfen die Erfüllung ihrer Mission zu erschweren; wenn daraus eine Schwächung der ihnen schuldigen Ehrfurcht und Folgsamkeit entspränge, wenn die hierarchische Ordnung der Kirche Gottes dadurch verletzt und getrübt würde, daß die Untergebenen sich das Recht anmaßen, die Lehre und das Verhalten ihrer wahren Doctoren und Hirten zu beurtheilen, dann wäre das Werk dieser Blätter nicht nur unfruchtbar für das Gute, sondern in mehr wie Einer Hinsicht außerordentlich nachtheilig."

Schon vorher hatten in diesem Streite, der sich an die Lebensbeschreibung des Bischofs Dupanloup anknüpfte, die Bischöfe von Bordeau und von Orleans, sowie der Kardinal-Erzbischof von Paris zum Frieden gemahnt. Die Nothwendigkeit dieser wiederholten Mahnungen zeigt eben, wie stark die Gegensätze auch hier sind.

In Frankreich ist die Deputirtenkammer in einer Weise gegen die katholische Kirche vorgegangen, wie man es in Deutschland nie gethan hätte. Der Staatsgehalt für die Vikare, Hilfsgeistlichen und Kanoniker im Betrag von 1,156,000 Franken wurde einfach gestrichen, ebenso die Stipendien für die katholischen Priesterseminarien (300,000 Frs.). Die Gelder für Ausbesserung der Diöcesangebäude, sowie der Kathedralen wurden bedeutend reducirt, das Domstift in Saint-Denis aufgehoben und für die Fakultät für katholische Theologie an der Sorbonne nichts bewilligt. Gegen das letztere, das Verschwinden der katholischen Fakultät an der Sorbonne, hat Rom nichts einzuwenden, denn die katholische Fakultät an der Sorbonne war eine nationale Institution, in die sich das, was in Frankreich vom Geiste der gallicanischen Kirche noch übrig ist, geflüchtet hatte, und war auch darum von Rom nie anerkannt worden.

Die Kredite für die protestantischen theologischen Fakultäten dagegen sind bewilligt worden. Das kann sich Rom in Frankreich ruhig gefallen lassen, denn die Franzosen sind und handeln dadurch nur ungläubig, aber nicht ketzerisch, sowenig, als sie in der französischen Revolution durch den Vernunftkultus und die Abschaffung Gottes Protestanten geworden sind.

In Palästina nimmt mit dem Fortgang der christlichen Missionsarbeit auch der Widerstand gegen dieselbe zu. Neuerdings hat der Pascha einen Erlaß ausgehen lassen,

daß von nun an kein mohammedanisches Kind in eine christliche Schule oder Anstalt gebracht werden dürfe ohne Genehmigung der Regierung, und einen zweiten des Inhalts, daß von Schuldirectionen mit Angehörigen von Kindern geschlossene Contracte ungültig seien, wenn sie nicht die Bestätigung eines türkischen Notars erhalten haben. In Betdschala bei Betlehem wurde der Weiterbau eines Schulhauses bis zur Einholung eines Firmans aus Constantinopel untersagt. Soll aber das auf dem gewöhnlichen türkischen Verwaltungswege geschehen, so mag es wohl ein halbes Jahrhundert dauern, bis der Firman erlangt wird. In Nazareth wurde der Ausbau eines vor zwei Jahren begonnenen christlichen Krankenhauses verboten. Uebertritten vom Moslemim zum Christenthum beugt man dadurch vor, daß Mädchen, bei welchen ein solcher befürchtet wird, ohne weiteres einem Moslem zwangsweise zur Frau gegeben werden, und Jünglinge in demselben Fall in's Militär gesteckt und in weit entfernte Gegenden gesandt werden.

Schulnachrichten.

Aus England. Bekanntlich existirt die Volksschule als Staatseinrichtung nur erst seit kurzer Zeit in England. Früher hielt es der Engländer mit seiner individuellen Freiheit unverträglich, daß man ihn zwingen könne, sein Kind in die Schnle schicken zu müssen. Nur sehr langsam und mit ganz besonderer Vorsicht konnte nach und nach der obligatorische Unterricht für die Jugend im Parlamente durchgesetzt werden. Und noch heute gibt sich in den höheren Ständen sowohl wie im Volke ein ganz energischer Widerstand gegen die allgemeine Schulpflicht zu erkennen. Die sogenannten gebildeten Kreise mit alten Tory-Junker-Tendenzen wollen nicht, daß das Volk zu viel lerne; sie fürchten, daß das Volk zu aufgeklärt würde und nicht mehr so fügsam bleibe, wie bisher. Die unteren Schichten dagegen widersetzten sich dem obligatorischen Unterrichte hauptsächlich deßhalb, weil ihnen dadurch die Gelegenheit benommen wird, ihre Kinder selbst schon in der frühesten Jugend durch Arbeit Geld verdienen zu lassen. Alle möglichen Hindernisse wurden daher den Volksschulinspektoren bereitet. Die Einen behaupten, die Kinder würden in den öffentlichen Schulen allzusehr angestrengt, so daß ihre Gesundheit darunter leide. Andere malen die traurigen Folgen aus, wenn ein Mädchen von zehn Jahren nicht im Hause bleiben darf, um das Baby zu versorgen, wenn die Eltern beide in die Arbeit gehen, und ähnliche Einwendungen mehr. Doch die Regierung läßt sich auf dem einmal beschrittenen Wege nicht hindern, und von Jahr zu Jahr mehrt sich die Zahl der Volksschulen, sowie die Anzahl der dieselben besuchenden Kinder. Gegenwärtig besuchen über vier Millionen Kinder die öffentlichen Staasvolksschulen. Diese Anzahl dürfte nach deutschen Begriffen keine sehr große im Vergleiche zu der Bevölkerung erscheinen. Allein hierbei muß in Betracht gezogen werden, daß in England nur die Kinder der untersten Classen diese Schulen besuchen. Der kleinste Bürger und Handwerker sucht Alles aufzubieten, um nur seine Kinder in die Privatschule schicken zu können. Die Board-Schools, wie die Staatsschulen heißen, gelten als eine Art von Almosen, von Armenanstalten. Die Kosten der Schulen belaufen sich jetzt auf etwas über drei Millionen Pfund, und die Zahl der Schulkinder stieg von 1,700,000 im Jahre 1869 auf 4,800,000, und mit allen anderen Abendschulen, industriellen Klassen und dergleichen zusammen besuchen jetzt über fünf Millionen Kinder die Schule. Vor dreißig Jahren kaum zwei Millionen. Der Fortschritt auf diesem Gebiete ist also der allererfreulichste.

(Erziehungs-Blätter.)

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XIII. März 1885. Nro. 3.

Der Inspirationsbegriff.

Referat von P. A. Schimmel.

(Fortsetzung.)

Wenn Christus (Joh. 10, 35) sagt: οὐ δύναται λυθῆναι ἡ γραφή, die Schrift kann nicht aufgelöst werden, — so erkennt er damit die göttliche Autorität des geschriebenen Offenbarungswortes an. Er sieht das Gesetz als Gottes Wort an, indem er bei Anführung einzelner Gesetzesworte bald sagt: Moses hat gesagt, bald: Gott sprach; und daß er auch die übrigen alttestamentlichen Schriftsteller als vom Geiste Gottes beseelt ansieht, zeigt die Stelle (Matth. 22, 43), wo er sagt von David, daß er den Messias im Geiste einen Herrn nennt. Wir können also sagen, Christus erkennt in den alttestamentlichen Schriften Gottes Wort resp. Zeugnisse des göttlichen Offenbarungsgeistes. Das Gleiche finden wir in den Aussprüchen der Apostel. Wenn Stellen aus dem alten Testament angeführt werden, heißt es immer entweder ὁ θεὸς λέγει, oder ἡ γραφὴ λέγει, oder ὁ πνεῦμα λέγει *); auch heißt es öfters, daß Gott durch die Schrift rede (Matth. 1, 22; 2, 15); ja die Schrift wird selbst als Person gefaßt, wenn Paulus Gal. 3, 8 sagt: die Schrift hat es zuvor versehen, daß Gott die Heiden durch den Glauben gerecht mache. Deutlich redet von der Inspiration des prophetischen Worts der zweite Petribrief (1, 19—21). Er vergleicht die Propheten mit einem Lichte, das da scheinet an einem dunkeln Ort, bis der Tag anbreche und die Morgenröthe aufgehe in den Herzen, und erklärt die Weissagung nicht als Werk menschlichen Willens, „sondern die heiligen Menschen Gottes haben geredet getrieben vom heiligen Geiste." Von der alttestamentlichen Schrift im Allgemeinen redet die Stelle 2 Timoth. 3, 16 und 17, welche zugleich als die Hauptbeweisstelle für die Schriftinspiration gilt: „Alle Schrift von Gott eingegeben ist nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, daß ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allem guten Werke geschickt." Das will sagen: Weil alle Schriften des alten Testaments göttlichen Ursprungs sind, so haben dieselben auch göttliche Wirkung auf den Menschen.

Wir sehen sonach, daß das neue Testament die Inspiration der alttestamentlichen Schriften anerkennt und dieselben für authentische Zeugnisse der Offenbarung ansieht. Eine weitere Frage aber würde nun sein: Wie

*) Gott spricht; die Schrift spricht; der Geist spricht.

urtheilt das neue Testament über seine eigene Entstehung, welche Zeugnisse enthält es über seine eigene Inspiration?

An verschiedenen Stellen der Evangelien (Matth. 10, 19; Luc. 12, 11; Joh. 14, 26; 15, 26) verheißt Christus seinen Jüngern, daß sie bei ihrer spätern apostolischen Thätigkeit nicht zu sorgen brauchten, was sie reden sollten, der heilige Geist würde sie es lehren; der Vater würde ihnen in Christi Namen den Tröster senden und dieser würde Zeugniß von ihm ablegen. Der heilige Geist sollte in ihnen das wirksame beseelende Princip sein, sodaß ihre Verkündigung des Evangeliums eine unfehlbare und dementsprechend unerschrockene sei. Die Erfüllung dieser Verheißung geschah am Pfingstfeste.

Es ist die Geistesmittheilung an die Apostel nicht zu verwechseln mit der Geistesmittheilung, die jedem lebendigen Glied der christlichen Gemeinde verheißen ist. Denn die Apostel empfangen den Geist nicht blos für ihr Christenleben überhaupt, sondern für ihren speziellen Zeugenberuf als Amtsbegabung. Vom Pfingstfest an sind sich die Apostel stets bewußt im Geiste Jesu Christi zu reden. Darum sagt der Apostel Paulus ausdrücklich (1 Cor. 2, 13), daß die Apostel Offenbarung verkündigen in Worten, welche der heilige Geist sie lehrt. Hier ist der Beistand des heiligen Geistes sogar auf die Worte bezogen, in welchen die Apostel die ihnen anvertraute Offenbarung darstellen. Zwar ist dies ohne Zweifel zunächst von der mündlichen Rede zu verstehen. Was aber von der mündlichen gilt, gilt auch von der schriftlichen Darstellung, obwohl ein ausdrückliches direktes Zeugniß des neuen Testaments für die Inspiration des s c h r i f t l i c h fixirten Wortes nicht vorhanden ist. — So dürfen wir denn die apostolischen Schriften als auf der Kraft des heiligen Geistes beruhende Zeugnisse von der Offenbarung in Christo ansehen. Dies gilt auch von den historischen Schriften, obwohl hier die Apostel Matthäus und Johannes von den Apostelschülern Marcus und Lucas zu unterscheiden sind. Hier wird den Aposteln der Inhalt nicht geradezu mitgetheilt, sondern der heilige Geist erinnert sie an das, was sie selbst mit eignen Augen und Ohren gesehen und gehört haben, wie Christus selbst von dem Tröster sagt (Joh. 14, 26): „Derselbige wird euch erinnern alles deß, was ich euch gesagt habe." Aber auch die Benutzung und Verarbeitung fremder Quellen, wie sie bei den Apostelschülern, und ausdrücklich bei Lucas vorliegt, schließt eine gewisse Inspiration nicht aus, sofern der Geist Gottes sie befähigte den vorliegenden Stoff in der richtigen Weise zu verstehen und darzustellen. — Was noch die Apokalypse betrifft, so schreibt sich der Verfasser derselben ausdrücklich Inspiration zu (Apokal. 1, 10; 4, 2).

So dürfen wir denn auch dem neuen Testament nach dem Zeugniß, welches es selbst von sich ablegt, göttliche Autorität und untrügliche Wahrheit zuschreiben, trotz der Gegenbeweise, die man in einzelnen Stellen finden will. Man hat als Zeugniß gegen die Inspiration der Apostel angeführt das inconsequente Verhalten des Petrus in seiner Stellung zu den Heiden, welches Paulus Gal. 2, 11—18 als Heuchelei bezeichnet; ferner die Stelle im Jacobusbrief 3, 2, wo in Bezug auf Zungensünden gesagt ist: „Wir feh-

len alle mannichfaltig." Doch es gilt hierbei zu bedenken, daß sich die Infallibilität der Inspiration nicht auf das Leben, sondern auf die Erkenntniß erstreckt. Im Leben können sie fehlen, indem der Wille hinter der Erkenntniß zurückbleibt. Das will Jacobus sagen, und den thatsächlichen Beweis dazu liefert das Verhalten des Petrus.

Wenn Paulus von der Möglichkeit eines Gedächtnißirrthums (1 Cor. 1, 16) oder von dem in Troas zurückgelassenen Mantel (2 Tim. 4, 13) redet, oder dem Timotheus einen diätetischen Rath in Bezug auf sein Magenleiden gibt, so bezieht sich dies auf äußerliche, rein menschliche Angelegenheiten, welche selbstverständlich von dem göttlichen Inhalte der betreffenden Schriften zu unterscheiden sind, ohne daß die Inspiration des letzteren beeinträcht wird.

In Bezug auf die Einwürfe, welche man auf Ungenauigkeit einzelner Angaben und auf Widersprüche der Schrift mit sich selbst und mit andern Wissenschaften gründet, sagt Luthardt: Angebliche Unrichtigkeiten in Zahlen, Namen und ähnliche Angaben betreffen gleichgültige Aeußerlichkeiten, welche nicht Zweck, sondern nur Mittel der Darstellung sind. Die angeblichen Differenzen in den Evangelien gehen ebenfalls nur auf Unbedeutendes; z. B. ob Jesus in Jericho einen oder zwei Blinde geheilt; oder auf blos Historisches, wie den Todestag Jesu, und sind obendrein, wie die letztere, noch sehr (?) fraglich; meistens auch durch eine allzu äußerliche, oft ungerechte Behandlung der Texte veranlaßt. Wo sie aber tiefer gehen (die angeblichen christologischen Differenzen zwischen den Synoptikern und Johannes, da erledigen sie sich bei tieferer Erfassung der Sache. Die angeblichen Widersprüche mit anderen Wissenschaften, besonders den Naturwissenschaften, sind vom religiösen, nicht wissenschaftlichen Charakter und Gesichtspunkt der heiligen Schrift aus zu beurtheilen und die behaupteten Unmöglichkeiten der Wunder beruhen auf dogmatischen Voraussetzungen. Allen diesen Einzelheiten ist die Betrachtung der Schrift im Ganzen und Großen entgegenzustellen, welche, je eingehender sie ist, um so mehr zu dem Resultate führen wird, daß die Schrift im Einzelnen wie im Ganzen ihre Aufgabe gegenüber den einzelnen Veranlassungen zum Schreiben, sowie in Bezug auf den Gesammtzweck der Schrift erfüllt, eine vollständige und entsprechende Urkunde der Heilsoffenbarung und ebendadurch die für die Kirche nothwendige Norm zu sein, womit dann auch gewiß ist, daß sie vom Geist der Offenbarung selbst, welcher zugleich den Lebensgrund der Kirche bildet, gewirkt ist, und so den Abschluß der Offenbarung bildet, der diese mit der Zeit der Kirche vermittelt." (Luthardt Comp. der Dogmatik.)

So haben wir denn nun die Frage nach der Inspiration der heiligen Schrift nach deren eignen Zeugnissen zu beantworten gesucht und gefunden, daß die Schriften des alten und neuen Testaments sich als die authentischen Urkunden der göttlichen Offenbarung betrachtet wissen wollen, und zwar vermöge des in den Offenbarungsvermittlern waltenden Gottesgeistes, und daß ihnen demnach der Charakter der Inspiration zukomme.

Wir haben bei der bisherigen Betrachtung im Wesentlichen uns auf

einzelne Stellen der heiligen Schrift gestützt, und wenn wir auch dabei den tieferen Zusammenhang der Schrift nicht ganz außer Acht gelassen haben, so haben wir unser Augenmerk hauptsächlich auf spezielle Zeugnisse derselben gerichtet. Das Hauptzeugniß aber für die Inspiration ergibt sich aus der Betrachtung der Schrift im Großen und Ganzen. Der göttliche Inhalt sowie der göttliche Zweck der heiligen Schrift ist das Hauptargument für deren göttlichen Ursprung. Die heilige Schrift ist die Urkunde alles dessen, was Gott zum Heil der sündigen Menschheit im Allgemeinen gethan hat. Im Interesse unsers Heils ist es nothwendig, daß diese Heilsthatsachen uns absolut rein und untrüglich überliefert seien. Daraus ergibt sich die Forderung der Inspiration der heiligen Schrift. Denn wenn wir im Christenthum die Erlösung der Menschheit erkennen sollen, so mußte Gott auch consequenterweise dafür sorgen, daß all die Erlösungsthatsachen, das heißt nicht blos die äußeren historischen Ereignisse, sondern auch der zu Grunde liegende Geist derselben ungetrübt und vollständig überliefert werde.

Ueberblicken wir die Schrift im Großen und Ganzen, so sehen wir in derselben „nicht ein abstraktes Lehrsystem, sondern zunächst einfach historische Urkunden" (Ebrard), aber wunderbar! gerade diese einfachen Urkunden bilden zusammengenommen ein erhabenes, in sich durchaus vollendetes Ganze. Die bestimmende Idee, die dem Ganzen zu Grunde liegt, ist die Erlösung der Welt in Christo. Das Erlösungswerk Gottes nimmt seinen Anfang schon mit dem Sündenfall der ersten Menschen, denen die erste Verheißung des Messias zutheil wird, und findet seinen Abschluß in der Menschwerdung des Gottessohnes. Der Strom der göttlichen Offenbarung, der in der Geschichte Israels als in einem fest eingeschränkten Strombette dahinfloß, mündet ein in das durch Christum gegründete Reich Gottes, welches vermöge seiner ökumenischen Bestimmung dem Weltmeere gleicht, welches alle Länder und Völker umschließt. Die heilige Schrift läßt uns im vollsten Maße diesen organischen Zusammenhang der Offenbarungen Gottes, insonderheit den Zusammenhang zwischen Weissagung und Erfüllung erkennen, und auch die an sich unbedeutender erscheinenden Schriften gewinnen in dieser Heilsökonomie Gottes ihre spezielle Bedeutung. Die heilige Schrift im Ganzen ist etwa einem Tempel zu vergleichen, den wir als architektonisches Meisterwerk bewundern müssen. Wer bei einem Kunstwerk nicht das Ganze überblickt, sondern nur jeden einzelnen Theil für sich betrachtet, der kann und wird gar bald an den einzelnen Theilen Unvollkommenheiten herausklügeln; wer aber das Ganze in seiner idealen Einheit faßt, der weiß, wie die einzelnen Theile erst in ihrer harmonischen Zusammenstellung die Schönheit und Vollendung des Kunstwerkes ausmachen. So auch bei der Schrift. Wer die einzelnen Theile derselben für sich betrachtet, der wird oft vor Unvollkommenheiten zu stehen meinen; nur wer sie in ihrer harmonischen Gliederung als Ganzes überschaut, dem wird ihre wunderbare göttliche Vollkommenheit klar werden.

Kann nun etwa diese Harmonie und Vollendung der Schrift, welche ja eine Geschichte von Jahrtausenden umfaßt und von den Erzeugnissen der

verschiedensten Autoren zusammengesetzt ist, nur eine zufällige sein? Nein, sie ist das Werk des heiligen Geistes. Dessen kann sich aber nur der bewußt sein, der Jesum Christum, den Zielpunkt der Offenbarung, im lebendigen Glauben erfaßt hat. Die Krone der Offenbarung ist die Stiftung der Kirche durch die Ausgießung des heiligen Geistes. Der heilige Geist ist der Lebensgrund der Kirche, und hat für sein Wirken innerhalb der Kirche die heilige Schrift sich zu einem Offenbarungsmedium bereitet, durch welches er sich heute noch dem Einzelnen mittheilt. Er weckt durch die heilige Schrift in dem Einzelnen das Erlösungsbedürfniß und zeigt ihm durch sie den Weg zum Leben, Jesum Christum. Wer aber Jesum Christum aus der Schrift als Erlöser kennen und lieben gelernt hat, der wird auch dadurch erst das Wort Gottes lieben lernen und wird vom Glauben an Christum aus auch diejenigen Stellen, die ihm vorher unverständlich oder anstößig waren, verstehen. So können wir denn sagen: Wo der rechte Glaube an Christum ist, also nur bei lebendigen Gliedern der Kirche muß auch die Ueberzeugung vom göttlichen Ursprung resp. der Inspiration der heiligen Schrift vorhanden sein.

Darum hat auch die Kirche zu allen Zeiten bekannt, daß die Schriften alten und neuen Bundes inspirirt seien. Freilich tritt dies Bekenntniß in verschiedener Modification auf. Während die morgenländische und die römisch-katholische Kirche in ihren Bekenntnissen die Schrift nicht als die genügende Quelle der Heilserkenntniß ansehen, sondern die Tradition neben sie stellen, welcher sie gleiche Auctorität und gleichen göttlichen Ursprung mit der heiligen Schrift beimessen, steht und fällt der Protestantismus mit dem Grundsatz, daß die Schrift die allein entscheidende Auctorität für die Kirche ist. Das bekennt die lutherische Kirche, wenn sie in der Concordienformel sagt, daß allein die heilige Schrift die Norm der Wahrheit sei und der Maßstab, an welchem alle Glaubenslehren der Kirche wie an einem Probirstein geprüft werden müssen; die Bekenntnisse sind der Concordienformel nur die Bezeugnisse der Kirche von dem in der Schrift begründeten Glauben, deren Ansehen daher ein relatives und bedingtes ist. — In gleicher Weise sprechen auch die reformirten Bekenntnisse mit der größten Bestimmtheit die alleinige Auctorität der Schrift aus. Mit diesem normativen Ansehen der Schrift ist natürlich implicite auch der göttliche Ursprung, die Inspiration derselben ausgesprochen. Aber merkwürdig! — wir finden nirgends eine ausgebildete und allgemein giltige Kirchenlehre über den Inspirationsbegriff. Der Kirche steht allgemein die Thatsache der Inspiration fest, aber den Modus, das Wie? derselben hat sie jederzeit der Theologie überlassen.

II.

Wir sind auch bis jetzt nur bei der Frage verweilt: Ist die Schrift überhaupt inspirirt? Und nachdem wir diese Frage mit der Kirche bejaht, wollen wir nun zu der Frage fortschreiten: W i e h a b e n w i r u n s d i e I n s p i r a t i o n d e r h l. S c h r i f t v o r z u s t e l l e n?

Wir wollen uns zunächst einmal einem historischen Ueberblick über die verschiedenen Auffassungen der Inspiration zuwenden.

Schon das klassische Alterthum hat eine ausgeprägte Inspirationslehre. Die Alten meinten, daß alles Hohe, Edle, Geniale im Menschen auf einem speziellen göttlichen Impuls beruhe. Insbesondere schöpfen Dichter, Künstler, Helden aus Einwirkungen der Götter. Aber auch jeder Einzelne steht unter göttlichen Impulsen. So kam durch Socrates, dessen wunderbares Verhältniß zu seinem Dämonion noch ein historisches Räthsel ist, der Glaube auf, daß jedem Menschen ein Dämon beigegeben sei, der ihn von Geburt an schütze und moralisch leite. Seneca denkt an das Gewissen im Menschen, wenn er sagt: Sacer intra nos spiritus sedet bonorum malorumque nostrorum observator et custos.*)

Eine besondere Gabe der Theopneustie ist die Mantik (ἡ μαντική — Divination bei den Römern). Ein μάντις (Seher) ist ein Mann, der den Beruf hat, in der Natur die Stimmen Gottes zu erkennen. Bei dem homerischen μάντις, z. B. bei Kalchas, tritt dieses Sehen und Weissagen bei vollem, klaren Bewußtsein ein, es ist eine fortwährende Inspiration bei völliger Unbefangenheit des Geistes, während die spätere Zeit annimmt, daß der Seher nur im ekstatischen Zustande weissagen könne. Es ist dies**) ein momentaner Zustand ungewöhnlicher Aufgeregtheit, in welchem die divinatorische Kraft hervortritt, indem die Seele des Menschen, vom Körperlichen abgezogen, in einen innigeren Verkehr mit dem Göttlichen getreten ist. Das weibliche Geschlecht hielt man besonders für befähigt, in solche weissagerische Ekstase versetzt zu werden (Kassandra, die Sibyllen, Pythia), auch Plato redet von einem ekstatischen Zustand, in welchem der Mensch weissagen könne; und nennt diese Ekstase eine μανία, durch welche der Mensch die höchsten Güter empfängt. So fand auch der Neuplatonismus, der trotz seiner Feindschaft gegen das Christenthum ein tiefes Sehnen nach außerordentlicher Offenbarung hatte, das höchste Glück in der ἄπλωσις, d. h. einem Zustande der Begeisterung, in der die Seele verstandslos und trunken sich in das göttliche Leben genießend einsenkt. Plotinus, der Meister dieser Schule, soll viermal in seinem Leben sich zu diesem ekstatischen Genuß erhoben haben (vergl. Ueber Gesch. der Philosophie I, 255).

Was das spätere Judenthum betrifft, so ist dessen Inspirationstheorie bereits im ersten Theile beiläufig besprochen worden. Nur so viel sei noch bemerkt, daß in der jüdisch-alexandrinischen Philosophie eine Verschmelzung des Judaismus und Platonismus eintrat. Hauptrepräsentanten derselben waren der schon erwähnte Josephus und Philo. Diese lehren, daß die Propheten in ekstatischem Zustande geweissagt und geschrieben hätten.

Als der neutestamentliche Kanon fertig und anerkannt war, wurde derselbe in Bezug auf Inspiration auf gleiche Linie mit dem alttestamentlichen Kanon gestellt. Im Anschluß an die platonische und philonische Anschauung faßten die Kirchenlehrer des zweiten und dritten Jahrhunderts, insbesondere

*) Ein heiliger Geist wohnt in uns als Beobachter und Wächter unsrer guten und bösen Thaten.

**) Nach Lübker, Reallexikon des klassischen Alterthums.

die Apologeten, die **Inspiration** als einen passiven **Zustand** der Ekstase, in welchem der willenlose Mensch einer Flöte vergleichbar ist, in welche der heilige Geist den Ton hineinbläst, oder einer Lyra, einem Plectron, darauf der heilige Geist spielt.

Diese Ansicht fand ihre Uebertreibung im Montanismus, dessen Anhänger den Begriff der Ekstase nicht nur auf die alt- und neutestamentlichen Schriftsteller anwandten, sondern ihn auch auf sich selbst ausdehnten, indem sie durch somnambule Visionen und schwärmerische Prophetien die Offenbarung Gottes, die sie nicht für abgeschlossen ansahen, fortsetzen wollten.

Die Kirche erkannte die darin liegende Gefahr; und es erhoben sich bald Stimmen gegen den Montanismus, welche insbesondere auch der übertriebenen Inspirationslehre desselben eine gemäßigtere und nüchternere Ansicht entgegenstellten. Gerade die bedeutendsten Kirchenlehrer der alten Kirche, wie Origenes, Irenäus, Theodor von Mopsvestia, Augustin, zeigen, daß ihnen jener mechanische Inspirationsbegriff nicht genügte. Die am meisten durchgeführte Ansicht hierin finden wir bei O r i g e n e s. Er sagt: „Wie alle Christen eins sind im Geiste der Heiligung, verschieden aber an Gaben (ein Geist und mancherlei Gaben), so ist auch der Geist der Propheten und Apostel inspirirt, eine besondere Gabe, welche den Geist der Erleuchtung zur Voraussetzung hat." Die Inspiration vergleicht sich also den Gnadengaben. Wie nun ein Christ zu einer Gnadengabe, die er hat, sich frei verhält, so bewegen sich auch die heiligen Schriftsteller frei in dem Elemente der Inspiration. Die Inspiration schließt die Freiheit des Bewußtseins nicht aus, sondern erhebt sie zur höchsten Höhe. Er nahm nicht eine Inspiration der Worte, sondern der Gedanken an und findet im Stil der heiligen Schriftsteller oft etwas Gewöhnliches, Niedriges (vilitas sermonis). Er sagt, daß nicht jedes Wort in der heiligen Schrift als Gottes Wort anzusehen sei; macht ferner einen Unterschied zwischen den einzelnen Schriftstellern, indem er die Apostel höher als die Propheten, die Evangelien höher als die Episteln, und unter den Evangelien das Johannesevangelium am höchsten stellt. Er erkennt also einen menschlichen Factor bei der Inspiration an und protestirt somit gegen die einseitige, mantische, alle Freiheit ausschließende Fassung derselben.

I r e n ä u s, der zwar die Inspiration der heiligen Schrift auf's Entschiedendenste betonte, verschweigt sich doch eine gewisse menschliche Seite bei der Abfassung der Schrift nicht, wenn er z. B. von Paulus sagt: Er gebrauche häufig Uebertreibungen wegen der Raschheit seiner Reden und wegen des Dranges seines eigenen Geistes; und Theodor von Mopsvestia urtheilt sehr nüchtern und frei über verschiedene alt- und neutestamentliche Schriften, z. B. über die katholischen Briefe im Neuen Testament.

Auch A u g u s t i n u s kann sich, trotz seiner Behauptung, daß die Schrift in keinem Punkte irre, nicht verhehlen, daß gewisse Differenzen in der Schrift vorhanden sind, und in seiner Schrift de consensu evangelistarum, darin er die Differenzen in den Angaben der Evangelisten auszugleichen versucht, kommt er zu dem Zugeständniß, daß die Evangelisten

geschrieben hatten, je nachdem sich Jeder erinnerte und es ihm um's Herz war — also eine menschliche Seite.

Besonders im Stil fanden die klassisch gebildeten Kirchenväter eine menschliche Schwäche. Es kam vor, daß man ihn bäuerisch, trivial, gemein nannte. (Schluß folgt.)

Zum
200jährigen Geburtstage von Johann Sebastian Bach.

Eingesandt von P. W. Wagner.

Am 21. März dieses Jahres sind es 200 Jahre her, daß zu Eisenach dem Hofmusikus Johann Ambrosius Bach ein Knäblein geboren wurde, das bei der Taufe die Namen Johann Sebastian erhielt. Wir dürfen diesen Tag nicht vorübergehen lassen, ohne dem Andenken des so großen Mannes, zu dem Gott jenes Knäblein hat heranwachsen lassen, einige Zeilen zu widmen. Und zwar dürfte dies wohl in einer theologischen Zeitschrift am Platze sein, da ja doch Bach um die protestantische Kirche in einer nicht zu unterschätzenden Weise sich verdient gemacht hat. Er hat nicht als Dogmatiker sich hervorgethan, hat auch nicht gelehrte Kommentare geschrieben, auch für die Kirchengeschichte hat er nichts Bedeutendes geleistet, aber in der Kirchengeschichte, unter den Namen derer, denen die christliche Kirche zu Dank verpflichtet ist, hat er seinem Namen einen ehrenvollen Platz gesichert; und auf sein Verdienst hinzuweisen, das soll nun der Zweck dieser Zeilen sein.

Was Bach Großes gethan hat, das hat er auf dem Gebiete der Musik geleistet, und zwar in besonderer Weise auf dem Gebiete der Kirchenmusik. Diese aber steht mit dem christlich religiösen Leben in so inniger, durchgreifender Wechselwirkung, daß man wohl sagen kann: wer, wie Bach, die geistliche Musik gefördert und eigentlich neugeschaffen hat, der hat auch zur Förderung des innern Lebens der christlichen Gemeinde wie des einzelnen Christen unendlich viel gethan. — Daß die Musik, diese edelste und zugleich populärste der Künste, welcher Art sie nun sein möge, auf das geistige Leben des Menschen großen Einfluß hat, ist eine Thatsache, die nicht bestritten wird, weil sie Jeder an sich selbst erfährt, und zwar ist dieser Einfluß je nach ihrem Charakter ein verschiedener. Frivole Musik stimmt frivol. Ueppige Tanzmusik kann geradezu berauschend wirken, so daß der von ihr Beeinflußte Dinge denkt, redet und thut, die er in normalem Zustande nicht thun würde — wie denn auch diese Art Musik meist in Wirthschaften, an Orten, wo auf durchaus gediegenes Benehmen nicht genau Obacht gegeben wird, gepflegt wird. Ihren aufregenden Einfluß verliert sie natürlich da, wo für Musik gar kein oder nur sehr wenig Verständniß vorhanden ist. — Jedermann weiß, wie sehr gewisse Lieder, welche den Geschmack eines Volkes treffen, dieses in Begeisterung versetzen, zu jedem Thun entflammen können. Welche Macht übt doch über das Franzosenvolk die „Marseilleise," wie begeistern den Deutschen die Klänge der „Wacht am Rhein," wie macht das „Rufst du, mein Vaterland" das

Herz des Schweizers höher schlagen! So hat wohl jede Nation eine Anzahl von Liedern, die ihr besonderes Eigenthum sind, das Volk für das Vaterland, für die Heimath begeistern können. In der Instrumental-, wie in der Vokalmusik können die Komponisten in ihren Schöpfungen allen möglichen Stimmungen des menschlichen Herzens Ausdruck geben, daß sie den Hörer bald froh und heiter, bald ernst und nachdenkend, bald wehmüthig und sehnsuchtsvoll stimmen. Es verhält sich eben darin mit der Musik wie mit den andern Künsten — obscöne Bilder, obscöne Poesie wirkt entsittlichend, und das thut auch frivole Musik. Gedichte, welche nationale Güter preisen, Bilder, welche glorreiche Thaten einer Volksgeschichte darstellen, heben das Nationalgefühl, und das thun auch die einem Volke eigen gewordenen Gesangsweisen. Wie überhaupt Gedichte, Bilder komischen, ernsten, traurigen oder beschaulichen Charakters die entsprechende Gemüthsstimmung bewirken, so beobachten wir das auch bei den verschiedenen Arten der Musik. Wie aber die bildende Kunst, wie die Dichtkunst erst dann ihre wirkliche, ideale Höhe erreicht, erst dann ihr Bestes leisten kann, wenn sie in den Dienst der Religion sich stellt, so ist auch die Musik da am erhabensten und vollkommensten, hat also auch da die tiefste und edelste Wirkung, wo sie den religiösen Gefühlen Ausdruck gibt, wo sie geistliche Musik wird. So ist denn das Beste, was die Tonkunst zu allen Zeiten geleistet hat, Eigenthum der Kirche, der christlichen Kirche; und die christliche Kirche hat auch an den Schätzen, welche die Musik ihr geschenkt hat, unerschöpfliche Quellen belebender Kräfte, unschätzbare Hülfsmittel, die ihr ferne Stehenden zu gewinnen, und ihre Glieder zu erbauen. Was oft die beredtesten Worte nicht vermögen, das richten ihrer Töne Macht aus. Wo Worte nicht hinreichen, das Göttliche zu preisen und auszusprechen, da führen ihre Klänge uns tief hinein in das Verständniß der tiefsten Geheimnisse. Wenn das Herz voll ist von der Liebe zu Gott, von Dank gegen Gott, wenn es gedrückt ist von der Sündenschuld, wenn es Trost und Hülfe, Stärkung und Erbauung bedarf, so zeigt sich gewiß immer eines unserer herrlichen Lieder, in welchem sich das Herz Luft machen kann, welches, aus vollem, gläubigem Herzen gesungen, dem Christen bietet, was er bedarf. Es ist allgemein bekannt, welche Macht in dieser Beziehung der Kirchengesang im engeren Sinne, das von der Gemeinde im Gottesdienst gesungene Lied hat; welche Quelle belebender Kräfte in ihm liegt, zur Belebung des Gottesdienstes, wie zur Rührung des geistigen Lebens der Gemeinde.

Aber diese kirchliche Musik kann auf Abwege gerathen; sie kann unrichtige, krankhafte Gefühle ausdrücken und dann auch ungesunde Gefühle wecken; sie gewinnt dann schnell einen ganz neuen Charakter. Während nämlich die richtige Art kirchlicher Musik der würdige, einfache, choralmäßige Gesang ist, entfernt sich ein ungesunder Geschmack schnell vom Choral und schafft süßliche, weichliche, dem ernsten, hohen Wesen des Christenthums wenig entsprechende Lieder, die, wie sie von Gefühlschristen herrühren, auch Gefühlschristen heranziehen. — Diese Geschmacksrichtung war denn auch im 17. Jahrhundert durch den Pietismus, dessen Charakter sie entspricht, in der Kirche zur Herr-

schaft gelangt. Der Sinn für den alten Choral war allmälig ganz abhanden gekommen; die eben in das Leben getretene Oper beeinflußte den gesammten musikalischen Geschmack und bürgerte auch in der Kirche ihren Arienstyl ein, der sich dann da nicht einmal in seiner Ursprünglichkeit erhielt, sondern mehrfach entartete. Alle die Schätze der alten Tonkünstler schienen in Vergessenheit gerathen zu sollen vor den gehaltlosen Machwerken eines verirrten Geschmackes, „als ein Meister auftrat, in welchem alles Großartige und Herrliche, was der evangelische Gemeinde- und Kunstgesang geleistet hat, gesammelt und konzentrirt erschien, ein Tonmeister, für's Himmelreich gelehrt, gleich einem Hausvater, der aus seinem Schatze Neues und Altes hervortrug."*) Es war Johann Sebastian Bach. Er erkannte, welche Schätze die Christenheit an den alten Chorälen hatte. Selbst ein tief und aufrichtig frommer Christ, versenkte er sich in sie, lebte sich ganz ein in ihre Höhen und Tiefen, machte sie zu seinem geistigen Eigenthum, und umgestaltet, wieder neu und lebendig, gingen sie aus seinen Händen hervor. Er hat sie harmonisirt, und so sehr wußte er in die Harmonien seine eigenen lebendigen religiösen Empfindungen zu legen, daß je nach dem Inhalt und Sinn der einzelnen Strophen ein und dieselbe Melodie ganz verschiedenen Charakter bekommen konnte. Wenn wir z. B. aus seiner Bearbeitung des Liedes: „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen?" 2c. die Strophe hören: „Wie wunderbarlich ist doch diese Strafe" 2c., so bemerken wir sofort, daß Bach sein eigenes Staunen über das Wunder des Erlösungstodes darin ausgedrückt hat; denn die Harmonie jener ersten Zeile ist wirklich wunderbarlich und merkwürdig. — Die Theorie der Musik, alle ihre Regeln, Gesetze und Künste, die ihm unbegrenzt zu Gebote standen, alle finden wir bei seinen Choralbearbeitungen in reichem Maße wunderbar und geistreich gehandhabt; aber nie ist es gezwungen, sondern immer nur ihm von selbst kommendes Mittel, die Choräle recht mannigfaltig zur Geltung zu bringen. Aber nicht nur die alten Choräle hat er umgearbeitet, sondern selbst hat er uns neue hinterlassen, die nun wiederum zu den besten unter allen gehören. Wir nennen nur die herrliche Melodie zu:

„Dir, dir Jehovah will ich singen — —"
„Brunnquell aller Güter — —"

Als er dann seine großen Oratorien schrieb und seine Kantaten, da war die Liebe zum Choral noch so groß, daß er mitten unter den großartigsten und majestätischsten Chören und den herrlichsten Arien immer wieder einen Choral erscheinen läßt. Und in der That, wenn der Zuhörer dem gewaltigen Meister gefolgt ist durch Chöre und Arien, die wirklich nichts sind als Kunst und erhabene Schönheit, so ruht er gerne wieder aus bei der einfachen würdigen Weise des Chorals, in den er doch wenigstens im Geiste miteinstimmen kann, um dem übervollen Herzen Luft zu machen. Seine herrliche Johannis-Passion läßt er geradezu abschließen in dem Choral, der in Text, Melodie und Harmonie so herzlich und inniglich die Bitte ausspricht:

---

*) S. Kurtz Kirchengesch. Bd. II. § 166, 7.

O Herr, laß dein lieb Engelein
An meinem End die Seele mein
In Abrahams Schooß tragen;
Den Leib in sein Schlafkämmerlein
Gar sanft und ohn' alle Qual und Pein
Ruh'n bis zum jüngsten Tage.
Alsdann vom Tod' erwecke mich,
Daß meine Augen sehen dich
In aller Freud', o Gottes Sohn,
Mein Heiland und mein Gnadenthron!
Herr Jesu Christ, erhöre mich, erhöre mich!
Ich will dich preisen ewiglich!

So hat Bach den Choral wieder zur Geltung gebracht, als er schon vergessen schien, hat in der Kirche die Liebe zu ihm wieder geweckt, so daß er in ihr seinen ihm gebührenden Platz wieder einnehmen konnte, den ihm die Produkte eines schlechten Geschmackes streitig gemacht hatten. Bach haben wir es also zu verdanken, daß jetzt noch unsere Gemeinden diese alten herrlichen Lieder haben, sich an ihnen stärken und erbauen können.

Das Beste und Schönste, was wir in der Kirchenmusik in weiterm Sinne, im geistlichen Kunstgesang, haben, ist wieder Kind von Bachs Muse. Seine Passionsmusik nach den Evangelien St. Matthäi und St. Johannis, seine C-moll-Messe, seine Kantaten sind über alles Lob erhaben; über sie läßt sich auf so beschränktem Raume nichts schreiben, die Feder ist zu schwach. Aber wer einmal das Glück hat, im Conzertsaal, oder viel lieber in den geweihten Räumen einer Kirche, wohin sie ja auch eigentlich gehören, die eine oder die andere dieser Schöpfungen zu hören, der hört gewiß dann die gewaltigste und eindringlichste Predigt, die je gehalten werden kann; der geht gewiß nicht ohne reichen Segen davon. Man erkennt in jedem dieser Tonwerke den tiefen Glauben des Meisters; alle sind sie Zeugnisse seines reichen Geisteslebens, seiner ernsten Frömmigkeit, ohne die er das nicht hätte leisten können, was er hat leisten können. Denn wie die christliche Kirche Bach viel verdankt, so haben ihm wieder ihre Gotteskräfte das verliehen, was seine Werke so großartig, würdevoll und doch innig und mild, was sie eben echt kirchlich, was sie zur heiligen Musik macht. Auf außerchristlichem Boden wäre Bach nicht so groß geworden. Er war ein Sänger von Gottes Gnaden.

Abgesehen von der Vokalmusik, war Bach ungemein fruchtbarer Komponist für die Orgel. Selbst der vollendetste Orgelspieler aller Zeiten, hat er auch für diese Königin unter den Instrumenten das Beste geschrieben, was vor und nach ihm geschrieben worden ist. Von ihm haben seither alle großen Orgelkomponisten gelernt bis in die neueste Zeit; Krebs, Kittel, Rink, Mendelssohn u. s. w. ehrten ihn als Lehrer und Meister, der auf unerreichbarer Höhe über ihnen stand. Seine Präludien und Fugen, Choralvorspiele, Sonaten (Trios) sind als das Vollkommenste, als unübertrefflich noch jetzt die Lieblinge der Organisten und derjenigen, welche für Orgelmusik Verständniß haben. — Mit den 48 Fugen seines wohltemperirten Klaviers, wie mit

den andern Compositionen für dieses Instrument, hat Bach eine Klavierschule gegründet, der Clementi, Kramer, Hummel angehören. — In seinen Suiten für Orchester hat er dasjenige begründet, was später bei Bethoven, Mozart, Haydn, Schubert zur Symphonie geworden ist. Alle seine Kompositionen auch für Instrumentalmusik haben durchweg einen ernsten, hohen Charakter; sein kirchlicher Sinn verleugnet sich nirgends.

So hat denn auf den verschiedensten Gebieten die Musik J. S. Bach sehr Vieles zu verdanken, aber am bedeutendsten ist wohl sein Verdienst um die Kirchenmusik, die er reformirt und bereichert hat. Er hat der Kirche ihre alten Liederperlen gerettet, ihr selbst neue Schätze geschenkt, die auf falschen Wegen irrende Geschmacksrichtung in die Bahnen edler Klassizität zurückgeführt. — Gott hat der christlichen Kirche mit J. S. Bach viel geschenkt, möge sie das nicht vergessen! — Es läßt sich nicht leugnen, daß auch jetzt wieder ein verderbter Geschmack den Choral zu einfach und eintönig findet und sich von ihm ab, zu seichten, gehaltlosen Liedern wenden möchte — wehren wir uns dagegen! Lassen wir uns unsere Choräle, die so reichen Quellen des Trostes, der Ermahnung, der Erbauung und der Stärkung uns bieten, nicht nehmen, sondern in unserm Theile dazu helfen, daß sie der christlichen Kirche, den Gemeinden und den einzelnen Christen erhalten bleiben!

Skizze von Bachs Leben.

Johann Sebastian war kaum zehn Jahre alt, als er schon als Waise in die Fremde wandern mußte. Sehr frühe hatte er seine Mutter verloren, und 1695 starb auch sein Vater. Er fand nun seine erste Unterkunft im Hause seines Bruders Johann Christoph, der in Ohrdruff Organist war. Seine schon begonnenen Studien im Klavier- und Orgelspiel setzte er da fort, bis er nach dem baldigen Tode seines Bruders seinen Fuß weiter setzen mußte. In Lüneburg, nahe Hamburg, fand er dann als Chorist eine Stelle, die er bis zum Stimmbruch inne hatte, wo er sich dann als Violinist nach Weimar gewinnen ließ. Bei seiner Vorliebe für Orgel nahm er aber gerne einen Ruf als Organist an, der schon in weniger als zwei Jahren von Arnstadt aus an ihn erging. In den drei Jahren, die er dann in dieser Stellung verlebte, ergab er sich den eifrigsten Studien, komponirte selbst und ließ sich auch nichts entgehen, was damals von einem Rheinke, Buxtehude und Bruhns geschrieben wurde. 1707 ging er nach Mühlhausen, aber schon das Jahr darauf sehen wir ihn wieder zu Weimar in der Eigenschaft eines Hoforganisten; 1714 wurde er eben da Konzertmeister. Nachdem er dann von 1717 bis 1723 in Köthen als Kapellmeister gewirkt hatte, folgte er einem Ruf nach Leipzig als Kantor an der Thomasschule. Hier lebte und lehrte er, hier schuf er seine herrlichsten Schöpfungen, hier starb er auch am 30. Juli 1750. Er war zweimal verheirathet und hinterließ zehn Söhne, alle bedeutende Musiker.

Ueber die Opportunität des Gebrauchs der englischen Sprache bei evangelischen Gottesdiensten.

Referat, eingesandt von P. H. Waldmann.

Die Ehrw. Prüfungscommission, welche dieses Thema gewählt, will damit gewiß nicht fragen, ob es überhaupt opportun sei, die englische Sprache bei evangelischen Gottesdiensten zu gebrauchen, denn das ist gewiß nicht in Zweifel gezogen, daß ein gottgefälliger evangelischer Gottesdienst nicht auch ebenso gut in englischer, als wie in deutscher Sprache abgehalten werden könnte, sondern ihre Meinung ist wohl die, ob es rathsam sei, in unseren deutschen evangelischen Gottesdiensten abwechselnd die englische Sprache zu gebrauchen? Dieses Thema ist in der That sehr zeitgemäß und wichtig genug, daß wir demselben unsere ungetheilte Aufmerksamkeit zuwenden. Wir machen besonders in den größeren Städten, wo die sogenannte englisch-lutherische Kirche ihr Wesen treibt, die Wahrnehmung, daß unsere deutsch-evangelischen Gemeinden in neuerer Zeit viele ihrer jungen Leute verlieren, welche sich leider durch die englisch-lutherische Kirche verlocken lassen. — Diese sogenannte englisch-lutherische Kirche geht auch geradezu darauf aus, unsere jungen Glieder durch allerlei zweifelhafte Lockmittel an sich zu reißen, so daß man nicht zu weit geht, wenn man behauptet, daß diese Kirche ungeachtet des neunten Gebotes: „Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Hauses," meistens vom Raub lebt! Ihre falsche Kirchlichkeit und ihre Sensationsspeeches und monatlichen Socials bahnen leicht dem jungen Volk den Weg in ihre Kirchen. Zu diesem kommt noch die leichte Weise, nach der sie die Kinder in die Kirche aufnehmen, indem sie dieselben vielfach nur durch ein oberflächliches, nur in der Sonntagsschule erworbenes Bekenntniß ohne viel Vorbereitung zum heiligen Abendmahl zulassen. Da die Kinder nur wenig Mühe bei ihnen haben, so verlassen sie schon vor der Confirmation, in der Sonntagschule angezogen, die deutsch-evangelische Kirche. Selbst die Eltern sind zu schwach und geben sehr leicht dem Drange der Kinder nach mit der Entschuldigung, es ist die englisch-lutherische Kirche ja auch eine evangelisch-protestantische Kirche. Das ist aber nicht ganz so. —

Nun fragen wir, was ist von unserer Seite zu thun, um der Ueberläuferei unserer Jugend in die englischen Kirchen zu steuern? Manche der Unseren sind der Meinung, wir müßten abwechselnd englisch predigen, um unsere Jugend von diesen Kirchen zurück zu halten. Der Mangel an englischen Gottesdiensten bei uns ist aber nicht der wahre Grund dieser Ueberläuferei. Dies ist meistens nur Vorwand, der wahre Grund dieser Erscheinung liegt viel tiefer. Unsere nüchterne evangelische Weise in unsern deutschen evangelischen Kirchen, die Predigt von Buße und Glauben gefällt ihnen nicht, sie liebt die Theaterstücke und die Socials der englischen lutherischen Kirche mehr. Diese Dinge zieht die deutsche Jugend in die englischen Kirchen. Auf die Frage, warum gehst du in die englische Kirche? kann man vielfach die Antwort hören: Wir haben dort mehr Fun! Ein Beweis davon ist, daß, wo deutsche

Pastoren mit der englischen Predigt auch nur hie und da gekommen, diese ebenso schlimme Erfahrungen gemacht, wie solche, die rein Deutsch in ihrem Gottesdienst geblieben. Beispiele stehen der Versammlung zu Diensten. In der englischen lutherischen Kirche ist der Gottesdienst mehr Unterhaltung als Lehre und Erbauung, man hält dort mehr auf Fun und wird dort weniger Buße und Bekehrung gepredigt; es ist dort mehr Schein als Wesen und wahres evangelisches Christenthum. Wenn nun viele Uebergelaufenen erklären, sie verstehen die deutsche Predigt nicht, so ist das nur Ausrede und Eitelkeit und eine fadenscheinige Decke, das nicht mehr Deutsch sein wollen zu verdecken. Darum halte ich es durchaus für verfehlt, allein durch den Mitgebrauch der englischen Sprache die deutsche Jugend zu fesseln und bei der deutschen evangelischen Kirche halten zu wollen! Ich behaupte, daß sie die englischen Kirchen-Sprache um nichts besser versteht, wie die deutsche! — Nur dann fesselten wir vielleicht Manche für eine Zeitlang — wenn wir mit der englischen Sprache auch das englische amerikanische Kirchenwesen nachäfften. Dies aber wäre der Tod unserer deutschen evangelischen Kirche, dafür behüte uns, lieber Herr Gott! —

Würden wir also die englische Sprache abwechselnd in unsern Kirchen auch gebrauchen, blieben aber bei unserer nüchtern evangelischen Weise, wie wir ja auch nicht anders können, wir würden der Ueberläuferei doch nicht steuern, im Gegentheil, manche würden nur um so schneller englisch. Wir sehen hieraus, daß wir als deutsche evangelische Kirche unter keinen Umständen weder in den Gottesdiensten, noch in den Sonntagsschulen die englische Sprache mitgebrauchen dürfen, in kurzer Zeit wäre es um unsere deutsche evangelische Kirche dieses Landes geschehen. Das Stockamerikanerthum wartet mit Sehnsucht auf die Zeit, wo die letzte deutsche Predigt erschallen und die letzte deutsche Schule gehalten wird. Vergessen wir das doch ja nicht! —

Bleiben wir also unentwegt bei der deutschen Predigt und Kinderlehre! Schon unsere Sendung galt ausschließlich dem deutschen Volke und besonders der deutschen evangelischen Kirche dieses Landes. In unserer deutschen Muttersprache, der Sprache des deutschen Apostels Dr. Martin Luthers, sollen wir das Wort Gottes verkündigen. Als deutsche evangelische Christenleute und als gute amerikanische Bürger sollen wir diesem Lande dienen und nur als solche erfüllen wir unseren Beruf. Gehen wir aber im englischen Wesen auf, so hat unser besonderer Beruf ein Ende, wir sinken herunter, wie die Gibeoniten unter Israel gesunken und werden Halzhacker und Wasserträger des Anglicismus. Der Aufschwung des deutschen Volkes seit den letzten Jahren ist für uns eine neue Mahnung, wenigstens sprachlich und kirchlich, wenn auch als amerikanischer Bürger doch deutsch zu bleiben. Wie heimisch sind unsere ächt deutschen Gottesdienste für die Neueingewanderten! Wenn diesen alles fremd hier ist, so haben sie doch in unseren Gottesdiensten etwas, was ihnen die heimathliche Kirche gar oft mehr als ersetzt. Unser deutsches Christenthum ist nicht im Widerspruch mit unserem amerikanischen Bürgerrecht, denn wir können dieses Land und sein Volk gerade so lieb haben, auch wenn

wir deutsche Christen bleiben und unsere Gottesdienste ausschließlich in deutscher Sprache feiern. Unsere liebe deutsche Jugend ist durchaus nicht behindert, mit ihren englischen Genossen für ihr Vaterland zu schwärmen. Ein rechtschaffener deutscher Christ muß auch ein rechtschaffener amerikanischer Bürger sein können. Wären wir die Einzigen, welche dieses Volk zu evangelisiren gesandt sind, so wäre es heilige Pflicht in der Sprache dieses Volkes ihm das Evangelium zu predigen. Es mag ja auch die Zeit nicht mehr ferne sein, daß selbst unsere Nachkommen es für nöthig halten, rein englische Gemeinden und englische Conferenzen zu bilden, unbeschadet der deutschen evangelischen Kirche, wie dieses bei den Lutheranern bereits geschehen. —

Für jetzt ist diese Nothwendigkeit nicht vorhanden, im Gegentheil ist es annoch heilige Pflicht, bei der deutschen Sprache in unserem Gottesdienst zu bleiben und dieselbe zu pflegen. Vor allem müssen wir Bedacht haben, wo es immer möglich, deutsche Kirchenschulen zu gründen und die bestehenden zu erhalten suchen. Wo solches nicht thunlich, so müssen wir darauf aus sein, in der Familie, Sonntagsschule und Confirmandenunterricht die deutsche Sprache treulich zu pflegen. Wo solches geschieht, kann noch immer so viel erreicht werden, daß unsere Kinder die deutsche Predigt verstehen. Die deutsche Sprache ist alsdann schon für unsere Kinder ein bedeutendes Hülfsmittel in geschäftlicher Beziehung und sie sind dadurch gegen ihre amerikanischen Mitbürger sehr im Vortheil. Schon von diesem Gesichtspunkte aus ist es rathsam, in allen Gemeinde-Angelegenheiten n u r die deutsche Sprache zu gebrauchen. Das Englische lernen unsere Kinder ohnehin leicht und schnell genug. —

Das Hauptmittel aber, unserer Jugend die deutsche Mutterkirche lieb und werth zu machen ist jedoch das, daß wir in Lehre und Predigt die Innerlichkeit des Christenthums, die Vorzüge der deutschen evangelischen Kirche in Geschichte und Lehre b e t o n e n; auf die Oberflächlichkeit und Seichtigkeit des amerikanischen englischen Kirchenthums und des verflachenden scheinheiligen amerikanischen Sectenwesens h i n w e i s e n, damit unsere deutsche Jugend innere Gründe kennen lernt, warum sie Ursache hat, sich von der englischen lutherischen Kirche fern zu halten. Die Confirmationshandlung ist sehr geeignet, Alt und Jung diese heilige Pflicht gegen die deutsche evangelische Kirche einzuschärfen und zu begründen. Schon im Confirmations-Unterricht gibt es Gelegenheit, neben dem Katechismus die Reformations-Geschichte zu treiben und besonders die Jugend mit dem deutschen Kirchenlied bekannt zu machen. Auch das ist ein Vorzug der deutschen evangelischen Kirche, daß sie eine singende Kirche ist. —

Ausgeschlossen bleibt jedoch nicht, daß wir in gewissen Fällen, besonders bei Trauungen und Beerdigungen (bei letzteren aber nur im Nothfall), wo gar oft der eine Familientheil unsere Sprache nicht spricht, uns der englischen Sprache bedienen müssen. Bei Taufe und Abendmahl dürfte es weniger nöthig sein. Da aber auch die Gerichtssprache dieses Landes die englische ist, so ist es nothwendig, daß unsere Pastoren sich die englische Sprache an-

eignen, um im Falle der Noth sich selbst helfen zu können. Selbst beim Religions-Unterricht der Kinder ist es von großem Vortheil, wenn der Pastor fähig ist, den Katechismus den Kindern in's Englische zu übersetzen. Absolut nothwendig ist dies jedoch nicht, wenn die Kinder hinreichend im Deutschen zu Hause sind.

Es ist daher sehr wünschenswerth, wenn in unseren Anstalten mehr Gewicht auf das Erlernen der englischen Sprache gelegt, besonders, wenn unsere jungen Theologen selbst in der englischen Predigt geübt würden, denn sollten wir uns berufen fühlen, unsere evangelische Kirche unter dem englisch redenden Volke auszubreiten, oder auch nur unsere eigenen Nachkommen bei der evangelischen Kirche zu erhalten, alsdann würden wir die nöthigen Kräfte an Hand haben, rein englische evangelische Gemeinden und entsprechende englische Conferenzen zu bilden, wozu es denn doch vielleicht bald kommen dürfte.

Unsere deutschen Gemeinden sollten sich jedoch hüten; dem größtentheils unreifen und meistens in der Eitelkeit und Bestreben, das englische Kirchenwesen nachzuäffen, begründeten Verlangen ihrer jüngeren Glieder, bei den Vakanzen nur Prediger zu berufen, die auch im englischen Predigen geübt sind, ist *in keiner Weise Rechnung zu tragen* und darauf zu bestehen, wie es meistens die Gemeinde-Ordnung vorschreibt, am deutschen Gottesdienst absolut festzuhalten. Unsere jungen Leute sollten ein solches Verlangen nie stellen, sondern lieber die deutsche Sprache üben, weil diese ihnen so große Vortheile schon im bürgerlichen Leben bietet. — Würde eine Gemeinde trotzdem die englische Sprache in ihren Gottesdiensten auch nur abwechselnd zulassen, so wäre das der Anfang vom Ende der deutschen Gemeinde.

Die englische Sprache in unserer Synode.

Der in der Januar-Nummer der Theol. Zeitschrift erschienene Artikel: „Die englische Sprache in der evangelischen Synode," hat ohne Zweifel das Gute, daß er die Ziele eines, wohl an Zahl nicht sehr geringen Theiles der Synode, einmal klar darlegt. Die Frage betreffs Uebersetzung des deutschen Katechismus hat sich nun zur Frage: Soll die deutsche evangelische Synode von Nord-Amerika deutsch bleiben oder deutsch-englisch werden, entwickelt.

Obschon nun Schreiber dieses keineswegs von einer Aenderung unserer bisherigen Verhältnisse, im Sinne des oben erwähnten Januar-Artikels, eine Förderung für die Lösung der in unsern Statuten uns gestellten Aufgabe sehen kann, so verschließt er sich doch nicht der Erkenntniß, daß einigen, in jenem Artikel berührten und, wie anzunehmen ist, glaubwürdig geschilderten Verhältnissen Rechnung getragen werden muß. Es ist ganz unnütz darzuthun, daß jene Verhältnisse vielfach auf Rechnung der Pastoren selbst zu setzen sind, da eben eine ganze Anzahl derselben *diese Verhältnisse schaffen hilft*, weil sie englische und nicht deutsche Sympathien hegen. Das Hervorheben dieser Thatsache, neben derjenigen, daß die *Mittel zur Erhaltung deutscher Sprache und deutschen Wesens vernach-*

lässigt werden, zeigt vielmehr, daß der englische Einfluß wächst, und mit der Zeit immer gewaltiger zunehmen wird, und daß es nur noch eine Frage der Zeit ist, wann und auf welche Weise die englische Sprache in unserer Synode der deutschen coordinirt werden wird.

Dieses Endresultat, so wenig wünschenswerth es auch ist, wird wohl kaum vermieden werden können und wird auch bei ruhiger Betrachtung lange nicht so gefährlich, d. h. dem Reiche Gottes förderlicher sein, als das Sich-gegenüberstehen zweier feindlichen Parteien innerhalb der Synode, welche sich mit sehr fleischlichen Waffen ungeistlicher Ritterschaft bekämpfen, bis schließlich doch die eine oder die andere Partei unterlegen ist, und ohnmächtig die Faust in der Tasche ballt. Besser ist es jedenfalls, die Frage, welche doch gelöst werden muß, ruhig zu prüfen und zu sehen, ob sie nicht auf eine, beide Theile befriedigende Weise zum Abschluß gebracht werden kann. Dazu gehören aber positive Vorschläge und nicht Luftstreiche, und solche Vorschläge als Grundlage späterer Anträge möchten hiermit zur gelegentlichen Besprechung dargelegt werden:

1. Gezwungen durch die, vielerorts geschaffenen Verhältnisse, ist die Errichtung eines deutsch-englischen Distrikts anzubahnen.
2. Dieser Distrikt erhält keine Circumscription.
3. Das Recht, diesem Distrikte gliedlich sich anzuschließen, haben:
   a. Diejenigen Gemeinden, welche auf Grund ihrer Constitution einen dahinzielenden Beschluß fassen. Es soll aber in jedem Falle wenigstens eine Zweidrittel-Majorität der Gemeindeglieder zur Gültigkeit eines solchen Beschlusses vorliegen.
   b. Diejenigen Pastoren, welche an Gemeinden amtiren, die dem englischen Distrikte sich anschließen.
4. Die Verhandlungen in den Sitzungen dieses Distrikts sind deutsch-englisch. Seine Protokolle und Anträge mögen in der einen oder andern Sprache vor die Generalsynode gebracht werden, wo sie aber deutscher Debatte unterliegen.
5. Ausschließlich für den Gebrauch in dem deutsch-englischen Distrikt gibt die Synode einen englischen Katechismus, Agende und Gesangbuch heraus. (Doch soll das nicht so verstanden werden, als ob schon bestehende englische Gemeinden außerhalb unsrer Synode diese Bücher sich nicht anschaffen dürften.)
6. Dem Distrikte soll erlaubt sein, ein englisches Blatt als Organ der evangelischen Synode herauszugeben, für dessen Herstellung die Gesammtsynode aufkommt, dessen Ertrag aber auch zu gesammtsynodalen Zwecken verwendet wird.
7. Im Uebrigen steht der neue Distrikt an Rechten und Pflichten andern Distrikten gleich.
8. Die Errichtung dieses Distrikts darf keine Aenderung in den sprachlichen Verhältnissen der Generalsynode, ihrer Comites und des Predigerseminars im Gefolge haben.

Um an Aufrichtigkeit dem geehrten Verfasser des Artikels in der Januar-Nummer nicht nachzustehen, soll hier gleich bemerkt werden, daß die vorstehenden Vorschläge als Grundlage für eventuelle Anträge wiederum derart abgefaßt sind, um zu erfahren, ob das letzte Ziel der Freunde des Englischen wirklich nur die Aufhebung der Nothstände in etlichen Gemeinden ist, oder ob eine Umänderung der Gesammtsynode in eine deutsch-englische mit endlichem Siege des Englischen in ihrem Plane liegt. Th. Tanner.

Das Gleichniß.

(Eingesandt von Lehrer C. G. F. Brill.)

Ein Kind der Dichtkunst, gehört die Parabel oder das Gleichniß unter die Rubrik der didaktischen Epik; im allgemeinen gehört es jener Dichtungsart an, die als Vorbote des aufdämmernden Kulturmorgens zwischen kraftvoller Urwüchsigkeit, Geistesherrschaft und feinen Sitten die erste Brücke bildet. Aber auch die didaktische Epik im besonderen hat nicht etwa in unserem Vaterlande, nicht in unserer Muttersprache ihre ersten Früchte gezeitigt; auch sie, und mit ihr das Gleichniß gehört dem Orient an. Außer vielen anderen liefert uns der Heiland hierzu Beweise, indem er sich sehr oft der Parabel als Lehrform bedient.

„Das Gleichniß ist die Veranschaulichung einer sittlichen oder religiösen Wahrheit, dargestellt an einem Vorgange aus dem alltäglichen Leben. Es hat den Zweck nur einen Hauptgedanken an's Herz zu legen, und alle übrigen Züge in demselben dienen lediglich der deutlichen Veranschaulichung des einen Hauptgedankens." (Nach Kietz.)

Warum redest Du zu ihnen durch Gleichnisse? fragen die Jünger den Herrn Matth. 13, 10. Er antwortet ihnen V. 11: Euch ist es gegeben, daß ihr das Geheimniß des Himmelreiches vernehmet, diesen aber ist es nicht gegeben. Also das Gleichniß dient dem Herrn gleichsam als Schale, aus deren Form nur seine Freunde und Anhänger den köstlichen Inhalt derselben erkennen konnten, während seinen Feinden diese Schale in ihrer schönen Aeußerlichkeit, d. h. in ihrer Formvollendung der Stilgattung nur Schale blieb und nur auf ihr sinnliches Ohr wirkte, daher dem geistigen Ohr jede verständnißinnige Empfindung fern blieb. Dennoch kann es der Herr in seiner Raum und Zeit bewegenden Sünderliebe nicht lassen, den Mahnruf auszusprechen: „Wer Ohren hat zu hören, der höre."

Aus diesen Worten können wir aber auch leicht errathen, daß der Herr sich bewußt ist, die gewollte Wirkung erreicht zu haben.

Wie schon vorerwähnt, ist auch der Heiland nicht der Erfinder der Parabel; schon vor ihm und mit ihm wirkende Lehrer bedienten sich der parabolischen Lehrform. Sollten darum nicht noch andere Gründe den Herrn bewogen haben durch Gleichnisse zu reden? Versuchen wir diese Frage in etwa zu beantworten: Meister nennt ihn Nicodemus, Meister nennen ihn seine Jünger, Meister nennen ihn auch die — — Pharisäer. Diese Benennung

soll dem Herrn indeß nicht nur ein leerer Titel sein, sondern er will sich auch durch die immer zutreffende Auswahl seiner Bilder und Gleichnisse aus seiner nächsten Umgebung als Meister der Meister rechtfertigen; ja noch mehr, für den Lehrer des Himmelreiches stellt er eine derartige Fertigkeit, durch geschickt gewählte Gleichnisse zu lehren, als eine reale Nothwendigkeit hin, wenn er Matth. 13, 52 sagt: „Darum ein jeglicher Schriftgelehrter, zum Himmelreiche gelehrt, ist gleich einem Hausvater, der aus seinem Schatze hervorträgt Altes und Neues."

Endlich gewinnen wir ein drittes Moment zur Beantwortung der obigen Frage aus Matth. 12, 42: „Und siehe hier ist mehr denn Salomo." (Dr. Jordan Bucher verweist auf diese Stelle.)

Der König Salomo war und ist den Juden bis auf den heutigen Tag der Inbegriff aller Weisheit. Im Hohenlied redet auch er durch Gleichniß, und seine Schriften wurden als die eines anerkannten Weisen ausgelegt.

Christus nennt sich nun mehr denn Salomo, um aber mehr sein zu können, muß er ihm auch in der Lehrkunst zunächst mindestens gleichkommen, damit pharisäische Spitzfindigkeit ihm nicht etwa zurufen konnte: „Du stellst Dich über Salomo und verstehst doch nicht zu lehren wie dieser!" — So mögen der Gründe noch mehr sein für die parabolische Lehrform des Herrn; uns aber sind die erwähnten ein hinlänglicher Beweis für die Thatsache, daß im Leben und Wirken des Herrn kein Zufall spielt, sondern daß alles geschehen mußte, auf daß die Schrift erfüllt werde.

Der eigentlichen Gleichnisse giebt es nur 19, obgleich man denselben für gewöhnlich mehrere Allegorien des Herrn zuzählt. So hat auch die Biblische Geschichte unserer Synode 22 aufgeführt. Für die Schule ziehe ich ein Mehr dem Weniger vor.

Auch die Gliederung ist eine verschiedene, wie wir beispielsweise aus Folgendem ersehen. Postel gliedert sie nach Liser folgendermaßen:

a. Solche, welche das Himmelreich als eine Gotteskraft, d. h. als den Inbegriff göttlicher und seligmachender Wahrheit schildern.

b. Solche, welche das Himmelreich als eine Gemeinde oder Kirche darstellen.

c. Solche, welche die innere Beschaffenheit der Genossen des Himmelreiches schildern.

1. Ihren Glauben; 2. ihre Liebe; 3. ihre Hoffnung.

In P. Langes Bibelwerk sind sie wie folgt geordnet:

1. Die sieben Gleichnisse von dem Entwickelungsgange des Reiches Gottes überhaupt.
2. Die Gleichnisse von dem Erbarmen und der Gnade, wodurch das Reich Gottes gegründet wird.
3. Die Gleichnisse von der vergeltenden Gerechtigkeit, welche das Reich Gottes verwaltet.
4. Die Gerichte, welche das Reich Gottes vollenden.

Dr. Jordan Bucher (Kath.) endlich faßte sie unter folgenden drei Ueberschriften zusammen:

1. Die Verwerfung der Juden, oder das alte Gesetz ist abgeschafft.
2. Der persönliche Charakter des Priesters, Königs und Propheten des neuen Bundes, oder Jesus Christus der Mittler zwischen Gott und allen Menschen.
3. Die Hauptgrundsätze und Hauptlehren seines ewigen Reiches, oder Jesus Christus, der Weg zum ewigen Leben.

Und gerade diese Gliederung, als eine einfache und dem Verständnisse der Kinder naheliegende, will uns für die Schule am geeignetsten erscheinen.

Nach ihrem sachlichen Inhalte theilt man die Gleichnisse a. in apologische, die eine Wahrheit aus dem Menschenleben versinnlichen, indem in ihnen redende und handelnde Personen die Hauptgegenstände bilden. b. In symbolische, die ihren Stoff aus der leblosen Natur nehmen (Schütze). Der Grund, ein Mehr dem Weniger vorzuziehen, liegt in dem Umstand, daß es das Gleichniß in der That verdient, in der Schule vor vielen anderen Biblischen Geschichten eine besondere Berücksichtigung zu erfahren.

Alle Biblischen Geschichten sind zwar Heilsgeschichten, und als solche ist jede einzelne für das Christenthum so unentbehrlich, als dieses für die Menschheit; allein in Beantwortung der Frage, welche Biblischen Geschichten für den Unterricht den größten pädagogischen Werth haben, steht das Gleichniß gewiß mit in erster Linie und zwar

1. Wegen seines naheliegenden Inhaltes aus dem praktischen Leben, und daraus ergiebt sich
2. eine leichte Uebersichtlichkeit, zumal dasselbe nur einen sittlichen Hauptgedanken enthält.
3. Wegen seiner treibenden Kraft auf das Glaubensleben des Einzel-Christen.

Das Gleichniß ist eine Geschichte, und Geschichten hört das Kind gern, besonders wenn dieselben phantasieerregend sind, wie das hier der Fall ist. Gern und gespannt folgen die Kinder dem im richtigen Ton erzählenden Lehrer; denn solche Personen, solche Dinge, solche Verhältnisse sind ihnen bekannt und verständlich, darum gewinnt es im Geiste der Schüler schon durch sich selbst und ohne viele Sacherklärung greifbare Gestalt, welches wiederum zur Folge hat, daß das vor ihnen entrollte, liebliche Bild sattsam Interesse bietet, aufmerksam zu sein, so daß der Lehrer nicht nöthig hat, durch seine Subjektivität Disziplin zu üben. Der Unterrichtsgegenstand bewirkt Ruhe und Hörwilligkeit.

Auf des Lehrers Frage: „Warum, liebe Kinder, erzähle ich euch diese Geschichten?“ würden unbefangene Schüler zweifelsohne antworten: „Weil sie so schön sind!“

Gut vorgetragene, anziehende Erzählungen prägen sich auch dem Gedächtnisse leicht ein und können deshalb leicht wieder erzählt werden; dadurch hat man ein Zwiefaches gewonnen: Das Kind schöpft aus dem Sachinhalte

Kenntnisse über Natur und Lebensverhältnisse, oder mit anderen Worten, es sammelt Erfahrungen, die seiner Anschauung fern liegen.

Hier begehen wir scheinbar einen Widerspruch, indem wir oben sagten, daß solche Personen, Dinge 2c. dem Kinde bekannt seien u. s. w., aber nur scheinbar; denn wenn dem Kinde auch wohl Perlen (Glasperlen) bekannt sind, so ist ihm der große Werth einer echten Perle dennoch unbekannt; ebenso das Wachsvermögen eines Senfkorns; das Säen und Ernten (Ackerbau) den Stadtkindern; Kraft des Sauerteiges u. s. w.

Endlich ist es eine Fertigkeit, gut erzählen zu können; mithin dient das Gleichniß erstens dem materialen Bildungszweck in nicht zu unterschätzender Weise, zweitens dient es auch der formalen (Kraft) Bildung, und zwar darum, weil es wegen seiner leichten Erlernbarkeit leicht übersichtlich und verständlich wird, zumal es nur einen Hauptgedanken enthält, und weil es zur Reflexion, zur inneren Selbstthätigkeit reizt. Das Wiedererzählen in der Gewöhnung an eine fließende Sprache trägt hierzu auch das seine bei; nicht zu vergessen ist die Stärkung des Gedächtnisses und Gewöhnung an klares Denken in der Katechese. In dieser bleibt es aber nur Aufgabe des Lehrers, den Hauptgedanken zu fixiren und denselben unter Bezug auf die Nebenzüge des Bildes durch geschicktes Fragen „herauszuentwickeln."

Eine katechetische Behandlung, und damit kommen wir auf den dritten Punkt zu sprechen, ist aber wegen der leichten Bewältigung des Stoffes nicht nur wünschenswerth, vielmehr ist dieselbe um des pädagogischen Zweckes willen sogar geboten. Um des pädagogischen Zweckes willen hat der Heiland die Gleichnisse erzählt, und zuerst aus diesem Grunde lehren wir sie in der Schule. Auch erkennt die Kirche ihnen im hohen Grade ethisch wirkende Kraft zu, indem sich in der Evangelienordnung für die 52 Sonntage des Kirchenjahres 13 Gleichnisse vorfinden.

Die Macht der Parabel, das Gemüth zu bilden, tritt uns schon bei kleinen Kindern entgegen, wenn man ihnen z. B. erzählt: Vom barmherzigen Samariter, vom verlorenen Sohn, oder der reiche Mann und der arme Lazarus u. s. w.

Auf der Mittel- und Oberstufe kann die Willensbildung auf das vortheilhafteste durch das Gleichniß vom Säemann, von den zwei ungleichen Söhnen, vom Pharisäer und Zöllner u. a. beeinflußt werden. Ueberhaupt sind alle Gleichnisse für das Glaubensleben des wachenden Christen von nicht zu berechnendem Einfluß.

Man denke nur an das Wort: Freund, wie bist Du hereingekommen? oder: Ich bitte Dich, entschuldige mich; oder: Ei, Du frommer und getreuer Knecht u s. w.

Gradezu handgreiflich erscheint uns aber ihr Werth in den Katechismusstunden; bei der fünften Bitte ergiebt sich aus „der Schalksknecht" der sprechendste Hintergrund. Hier bewirkt das Gleichniß mehr Verständniß als langstündiges Auslegen und Moralisiren seitens des Lehrers.

Wir lassen es bei diesem einen Beleg bewenden, da wir ja alle aus Er-

fahrung wissen, wie sehr uns dieselben in der Katechismusstunde zu statten kommen.

Wenn wir nun erwägen, daß sich aus dem Zusammenhange der Gleichnisse schon in reichlichem Maße herleiten läßt: Aus Liebe die Gnade; aus Gnade die Erlösung; durch die Erlösung die Seligkeit; aber auch dem Sünder das Gericht, so müssen wir es als pädagogisch von großem Nutzen erachten, daß sie von dem Biblischen Geschichtbuch unserer Synode nacheinander aufgeführt werden, was noch mehr in die Augen fällt, wenn man berücksichtigt, daß durch die zweiundzwanzigmal wiederkehrende Behandlung eines Stückes gleicher Stilgattung den Kindern durch die Biblische Parabel auch die der Profanliteratur sammt der Fabel verständlich wird. Ein Vortheil für den Sprachunterricht, der sich unbeabsichtigt ergiebt. — Sind wir uns nun auch nur einigermaßen über Wesen und Werth der Gleichnisse klar geworden, so wollen wir noch versuchen, etwas über die methodische Behandlung derselben zu sagen.

Vor Schulbeginn schreibe der Lehrer an die Wandtafel: Ein Gleichniß ist ein Bild, in welchem uns himmlische „Wahrheiten an irdischen Vorgängen veranschaulicht werden." Nachdem die Kinder sich diese Erklärung durch Ablesen zu eigen gemacht haben, beginne man sie zu erläutern; aber nicht vortragend, sondern analytisch synthetisch entwickelnd. Was der Schüler empfangen sollte, ist ihm mit der Erklärung gegeben und die Fähigkeit obige Erklärung zu verstehen, liegt im Geist des Kindes selbst, darum ist es Sache des Lehrers dasselbe zu lehren, wie es diese Fähigkeit richtig anwendet. Mit anderen Worten, er soll seine Schüler in sokratischer Weise veranlassen, über die Erklärung nachzudenken. Wenn der Lehrer vortragend erklärt, so werden die Kinder nichts gewinnen, weil sie nicht in Mitthätigkeit gezogen werden; denn eine trockene Ausführung über obige Definition seitens des Lehrers ist an und für sich nicht im Stande, die Willenskraft der Kinder zur Aufmerksamkeit genügend zu beeinflussen. Daß der Lehrer den Wänden predige, davon würde ihn Gähnen, Träumen und anstößiges Betragen der Schüler gar bald überzeugen.

Erst durch die Entwickelungsfrage gewinnt des Lehrers Wort Leben. Aber klar und bestimmt muß gefragt werden, alsdann läßt sich das Kind auch gern willig finden zu antworten; es freut sich über sein Können; es giebt sich gern Mühe zu folgen, und es schöpft das unbewußt aus sich selbst, was der Lehrer ihm durch seinen Vortrag nicht verständlich gemacht hatte. Doch gesetzt, das Kind wäre auch dem Vortrag mit Verständniß gefolgt, so liefe es immer noch Gefahr, das Gehörte wieder aus dem Gedächtniß zu verlieren, da das mechanisch Aufgenommene keineswegs auch zur inneren Selbstthätigkeit anspornt. Anders verhält es sich mit der katechetischen Lehrform. Indem das Kind die Fragen denkend beantwortet, verdaut es das Gewonnene gleichzeitig und wird sich vollständig klar über den betreffenden Gegenstand. Das Resultat ist ein geistiger Fortschritt.

Da wir die in Rede stehende Methode genügend motivirt haben, wenden wir uns obiger Erklärung zu.

Zu entwickeln sind die Begriffe: **Bild**, künstliche Darstellung vorhandener Dinge (durch Farbe, Ton, Wort u. s. w., Gleichniß, Redebild). **Himmlische** Wahrheiten (Wahrheiten v. H.) Offenbarung der Gnadenabsichten Gottes, die Menschen heilsbegierig und selig zu machen. **Irdische** Vorgänge, menschliches Thun und Treiben. **Veranschaulichen**, verständlich machen, vergleichen, Gleichniß.

Nachdem die Schüler Wesen und Zweck des Gleichnisses erkannt haben, gehe man zu diesem selbst über, indem man vorerst mittheilt, aus welcher Ursache der Heiland Veranlassung nahm durch dasselbe zu lehren, dann das Gleichniß ein- oder zweimal vorträgt und darauf die Behandlung folgen läßt.

Das Gleichniß vom Säemann oder mancherlei Acker behandeln wir in folgender Weise (Veranlassung): „Die Pharisäer hatten aus Judäa Boten geschickt mit dem Auftrage, der Begeisterung Einhalt zu thun, mit welcher das Volk in Galiläa bisher dem Herrn zugestimmt hatte. Es zeigt sich auch sehr bald, daß diese Sendung nicht ohne Erfolg auf die schwankende Menge blieb. An solche Oberflächlichkeit und Unbeständigkeit des menschlichen Herzens knüpft der Herr das Gleichniß an, um die verschiedene Herzensstellung der Menschen zum Worte Gottes, je nach der Empfänglichkeit und Treue derselben für die erhaltenen Eindrücke klar zu machen." (Kietz).

Dem Herrn, welcher sich aus Capernaum an das schöne Ufer des galiläischen Meeres zurückgezogen hatte, war eine solche Volksmenge nachgeströmt, daß er in ein Schiff stieg und von dort aus redete: Es ging ein Säemann aus u. s. w. Matth. 13, 2. Das Gleichniß vom mancherlei Acker deutet der Herr nachher seinen Jüngern. Der Säemann ist Christus selbst und nach ihm alle Apostel und Diener am Wort. Der Same ist das Wort Gottes, und der Acker ist das Menschenherz, welches ebenfalls wie der Acker, vorher zur Aufnahme des ausgestreuten Samens zubereitet werden muß. Wie aber der Beschaffenheit des Bodens der Ertrag des Samens, so entspricht auch der jedesmaligen Beschaffenheit des menschlichen Herzens die Wirkung des göttlichen Wortes und dessen Frucht.

Die Herzen, die dem Wege gleichen, sind, die es hören. Wegeland, hartgetretenes Land; der Same kann nicht eindringen. Unempfängliche Herzen. Felsland, Land mit dünner Kruste, nur oberflächlich empfänglich. Oberflächlich empfängliche Herzen. Dornenland, halbempfängliche Herzen, weil die Dornen (Sorge, Reichthum, Wollust) mitwachsen. Gutes Land, ganz empfängliche Herzen.

Also Hauptgedanke: Die verschiedene Herzensstellung der Menschen zum Reiche Gottes.

1. Die empfängliche, 2. die oberflächlich empfängliche, 3. die halbempfängliche, 4. die ganz empfängliche Herzensstellung. Biblische Beispiele zu 1: Die Einwohner von Sodom und Gomorra, Ahab und Isebel, die Pharisäer, die Leute zu Lystra und Derbe u. a.; zu 2: Israel in der Wüste, die Hosiannarufer, Pilatus u. a.; zu 3.: Achan, der reiche Jüngling, Ananias und Saphira u. a.; zu 4: Abraham, David, Jesu Jünger, Hauptmann zu Capernaum, der Kämmerer aus Mohrenland u. a.

Sprüche: Seid Thäter des Worts und nicht u. s. w. Das Evangelium ist eine Kraft Gottes u. s. w.

Liedervers: Liebster Jesu, wir sind hier u. s. w.

Katechismus: 3. Gebot und 2. Bitte. (Theils nach Kietz.)

Wenn nun der Lehrer keine Mühe scheut, die Gleichnisse so oder in ähnlicher Weise zu behandeln, so erwächst ihm aus dem sichtbaren Segen seiner treuen Arbeit an Herz und Gemüth seiner ihm anvertrauten Zöglinge der schönste Lohn. Uns aber erscheint der Parabelcyclus unsers Herrn und Heilandes inmitten aller Heilsgeschichten, die in ihrem Zusammenhange einem von Menschen unentweihten Urwalde gleichen, worin jede Geschichte wieder einem Baum ähnlich ist, an dem man ruhen, sich stützen und halten kann, der da Schutz, Schatten und Nahrung giebt, als ein besonderes Paradies; jedes Gleichniß einer köstlichen Blume gleich, aus deren Kelch man trinken kann Liebe, Freude, Seligkeit und Frieden.

Betrachtungen über die Gemeindeschule.

(Eingesandt von H. Säger.)

(Fortsetzung.)

In den Betrachtungen über die Gemeindeschule fortfahrend, wollen wir jetzt die wesentlichen Erfordernisse einer guten Gemeindeschule darzustellen versuchen.

Zu den wesentlichen Erfordernissen einer guten Gemeindeschule gehört vor allem ein tüchtiger Lehrer. Der Lehrer ist gleichsam die Seele der ganzen Schule. Ist der Lehrer gut, so ist auch die ganze Schule in einem guten Zustande; taugt der Lehrer nicht, so steht es gewiß auch um die Schule schlecht. Um daher über den Werth einer Schule zu urtheilen, darf man nur den Lehrer als solchen in's Auge fassen. Darum mögen hier jetzt einige Bemerkungen am Platze sein über das, was denn eigentlich die Tüchtigkeit eines Lehrers bedingt.

Zunächst ist die Tüchtigkeit eines Lehrers dadurch bedingt, daß derselbe gewisse natürliche Anlagen besitzt. Diese natürlichen Anlagen umfassen Anlagen des Geistes, des Herzens und des Körpers. Zu den Anlagen des Geistes gehören ein klar denkender Verstand, eine gute Beurtheilungskraft, ein gutes Gedächtniß und eine daraus sich entwickelnde Gewandtheit des Geistes. Als Anlagen des Herzens nennen wir ein leicht anzuregendes, aber sanftes Gemüth, ein gefühlvolles Herz, und hauptsächlich ein lebendiges Gefühl für das Gute, Schöne, Edle und Göttliche. Eine feste Körper-Constitution, eine starke Brust, ein nicht zu reizbares Nervensystem, gesunde Sinneswerkzeuge und eine reine, starke Stimme sind die, die Tüchtigkeit eines Lehrers bedingenden Anlagen des Körpers. Auch musikalisches Talent ist zur Tüchtigkeit des Lehrers erforderlich.

Im Besitze der genannten natürlichen Anlagen muß der Lehrer aber auch, um auf Tüchtigkeit Anspruch zu machen, eine gewisse Bildung sich aneignen und besitzen.

Hier steht obenan die *sittliche* oder *moralische Bildung*. Wenn der Lehrer nicht ein sittlich guter, streng rechtschaffener Mann ist, so steht es gewiß um die ihm anvertraute Schule äußerst schlecht. Matth. 5, 13: „Ihr seid das Salz der Erde. Wenn nun das Salz dumm wird" u. s. w.

Wollen nun versuchen, die moralischen Eigenschaften, welche den Charakter eines guten Lehrers zieren müssen, näher darzustellen. Zunächst sind es solche, welche der Lehrer in Beziehung auf *eine gute Amtsführung* besitzen muß. Hierher gehört vor allem eine thätige Religiösität. Der Lehrer einer evangelischen Gemeindeschule soll ein von Herzen gläubiger Christ sein, der seinen Glauben durch einen frommen Wandel in aller Demuth und Liebe bethätigt. Sodann erfordert die gute Amtsführung eines Lehrers wahre Liebe zu seinem Berufe, fließend aus der Liebe zu seinem Gott und Heilande und sich beweisend durch Berufstreue und Fleiß und Eifer im Dienste. Auch weise Selbstbeherrschung und ein demüthiges Streben nach Vervollkommnung dürfen nicht fehlen. *Im Verhältniß des Lehrers zur Jugend* sei es sein aufrichtiges Bestreben, Sanftmuth und Geduld mit väterlicher Ernstlichkeit und Strenge zu verbinden, weise Herablassung mit einer vernünftigen Festigkeit des Willens zu paaren, und ein fröhliches Herz, sowie eine sich stets gleichbleibende Laune zu besitzen. Im Umgange mit Andern, namentlich mit Gemeindegliedern, dem Gemeindevorstande und dem Pastor der Gemeinde sollen den Lehrer zieren Wohlanständigkeit im Benehmen, anspruchslose Bescheidenheit und Friedfertigkeit. Auch weise Sparsamkeit und Genügsamkeit, welche auf Grund des Wortes Gottes die Werke thätiger Liebe und Barmherzigkeit zum Zwecke haben, sollen zu den Tugenden eines christlichen Lehrers gehören. Lasset uns denn mit aller Kraft nach diesem Ideale eines christlichen, sittlichen Lehrers streben; denn nichts ist wohl wahrer, als der Satz: „Soll es besser werden in der Welt, so müssen wir selbst besser werden."

Außer der moralischen Bildung soll ein tüchtiger Lehrer ferner auch die *intellectuelle Bildung* besitzen. Dazu gehört zuvörderst, daß der Lehrer die nöthige logische oder Verstandsbildung besitzt, d. h. die Regeln und Gesetze des menschlichen Denkens kenne und in einem genauen und wohlgeordneten Denken selbst hinreichend geübt sei; denn dadurch wird er nicht nur in den Stand gesetzt, alles, was er treibt, gründlicher aufzufassen, sondern auch zu einer zweckmäßigen Mittheilung seines Wissens an Andere mittelst des Unterrichts erst recht befähigt. Ein Lehrer, der nicht regelmäßig denken und seine Gedanken nicht zweckmäßig ordnen könnte, würde, selbst im Besitze guter Kenntnisse, nur wenig zu leisten vermögen, indem er seinen Stoff nicht zu beherrschen vermag und keine Unterrichtsmethode mit günstigem Erfolg in Anwendung zu bringen im Stande ist.

Nicht minder aber hat der Lehrer auch die nöthigen Kenntnisse oder die *materielle Bildung* sich anzueignen. Der Kreis derjenigen Kenntnisse und Fertigkeiten, welche ein Lehrer der Gemeindeschule pflichtgemäß sich zu erwerben verbunden ist, mag freilich im Vergleich mit dem Umfange derjenigen Kenntnisse und Fertigkeiten, welche von den andern Dienern der Kirche,

den Pastoren, gefordert werden, gering erscheinen; nichtsdestoweniger ist derselbe noch immer groß genug, um eine angestrengte Geistesthätigkeit zu erfordern, zumal wenn der Lehrer, welches immer der Fall sein sollte, die Gründlichkeit dabei erstreben will.

Auch die erforderliche methodische Bildung darf einem tüchtigen Lehrer nicht abgehen. Er soll erfahren und bewandert sein in der Schulmethodik und Schulpädagogik. Die erstere schließt in sich, daß der Lehrer die bewährtesten Unterrichtsmethoden für die einzelnen Unterrichtsgegenstände nicht nur theoretisch kenne, sondern auch in ihrer praktischen Anwendung sich durch Uebung die nöthige Gewandtheit verschafft hat. In der letzteren, der Schulpädagogik, soll der Lehrer kein Neuling sein, und daher nicht nur die erforderlichen Kenntnisse von den Grundsätzen einer vernünftigen Schuldisciplin besitzen, sondern auch bei der Anwendung derselben ebenso weise als aufrichtig zu Werke gehen.

So haben wir denn in kurzen Zügen und Umrissen das Musterbild eines tüchtigen Lehrers der Gemeindeschule aufzustellen versucht. Wo ein solcher Lehrer arbeitet, da gedeihet und blühet gewiß die Schule. Indeß ist zu einem fröhlichen Wachsthum derselben noch mehr erforderlich. Es bedarf dazu auch ohne Zweifel einer zweckmäßigen äußern Einrichtung der Schule, da die Erfahrung lehrt, daß ohne dieselbe auch der beste Lehrer überall in seiner Wirksamkeit sich behindert fühlt. Also auch über diese sollen nachfolgend noch einige Bemerkungen gemacht werden. (Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Der Hirtenbrief des Concils in Baltimore hat für uns zwar nicht die Bedeutung eines Berichtes unseres Ehrw. Synodalpräses, aber er ist dennoch wichtig genug, um ihn etwas näher anzusehen. Wäre die römische Kirche nur eine Denomination unter allen andern, die zufrieden wäre, in der ihr hier gegebenen Freiheit zu leben und andere auch darin leben zu lassen, so wäre nicht viel darüber zu sagen. Aber die römische Kirche steht allen andern Kirchen insgesammt gegenüber. Ist sie das, was sie auch nach diesem Hirtenbrief zu sein beansprucht, so haben — man mag sich drehen und wenden, wie man will — alle andern Denominationen kein Existenzrecht. Haben die andern Denominationen ein Recht — wenn auch nur ein politisches — zu existiren, so ist der Anspruch Roms auf alleinige Berechtigung eine Verneinung der Religonsfreiheit. Freilich, man kommt nicht so plump damit heraus; man hat auch in Rom gelernt, klug zu sein und es darf uns daher nicht wundern, wenn der Hirtenbrief im Allgemeinen vorsichtig abgefaßt ist. Etwas deutlicher spricht sich die, von Niemandem unterzeichnete, dem Hirtenbrief vorgedruckte Einleitung aus. Sie gibt sich der Hoffnung hin, daß das Plenarconcil „zweifelsohne eine neue Epoche in der Geschichte der katholischen Kirche in Amerika inaugurirt hat." Ohne Geheimthuerei geht es dabei natürlich nicht ab. „Die Beschlüsse der Concilsväter entziehen sich vorläufig der Oeffentlichkeit, bis sie vom hl. Stuhl approbirt sind; indeß weiß jeder Katholik, daß es sich bei einem derartigen Concil nicht um Definirung irgend eines Glaubenspunktes handeln konnte, sondern lediglich um Mittel und Wege zur Beförderung des kirchlichen Lebens." Oder, wenn wir das in klares protestantisches Deutsch übersetzen: Das Concil hatte weder religiöse, noch speziell theologische, sondern lediglich kirchenpolitische Bedeutung. Daher auch die strikteste Abhängigkeit von Rom und geheime Berathung.

„Als Grundlage der Berathungen," heißt es, „diente ein, von Papst Leo XIII. approbirtes Dokument, welches die Erzbischöfe von Amerika festgestellt hatten, als sie sich vor etwa Jahresfrist in Rom versammelten, um unter den Augen des hl. Vaters diejenigen Punkte zu erwägen, deren Ordnung für die katholische Kirche der Vereinigten Staaten von besonderer Wichtigkeit zu sein schien. Bei den Berathungen des Concils war natürlich (!) die Oeffentlichkeit ausgeschlossen. Die sogenannten „öffentlichen Sitzungen" waren lediglich eine feierliche Darstellung des Concilsverfahrens."

Ueber die bei dem Concil entfaltete pompa religiosa spricht sich der Verfasser der Einleitung in einer Weise aus, der man eine Kenntniß von der Bedeutung einer solchen Show in einer amerikanischen Stadt sofort abmerkt; er sagt: „Die großartigste öffentliche Feier des Concils war —" (nicht etwa ein Gottesdienst oder Predigt oder auch nur ein Hochamt. D. R.) — „die Eröffnungs-Procession am 9. Novbr. und die erste öffentliche Sitzung in der ehrwürdigen Kathedrale von Baltimore. Die Procession war von dem herrlichsten Wetter begünstigt und verlief ohne jeden störenden Zwischenfall......... Was übrigens für den befähigten Beobachter in Erwägung aller Umstände das meiste Interesse erregte, war die Haltung der Massen des Volkes bei der feierlichen Procession..... Jung und Alt, alle waren ganz Auge und gleichsam athemlos vor staunender Bewunderung. Der Anblick wäre ferner auch nicht so pompös gewesen, wenn nicht der Glanz der Sonne vom Himmel alle die mit Gold und selbst mit Edelsteinen gezierten Ornate der Bischöfe und Priester so prachtvoll beleuchtet hätte. (Vgl. Sach. 9, 9. D. R.) Der Berichterstatter des New Yorker „Herald" drückte sein Erstaunen mit den Kraftworten aus: „Es war, als ob die Heiligen von den Kirchenfenstern der alten Kathedrale auf der Straße erschienen wären." Dazu kam der überwältigende Eindruck des kirchlichen Gesanges von Hunderten von Männerstimmen während der Procession. Der Palästrinachor in der Kathedrale selbst leistete wahrhaft Meisterhaftes; er war von zwei Chören und zwei Orgeln unterstützt. Bei einer solchen Gelegenheit, in Gegenwart von über achtzig Bischöfen und Aebten im Sanctuarium des Gotteshauses, erprobte sich durchweg die Majestät und Würde dieser Art gottesdienstlichen Gesanges. Jeder der Bischöfe, bemerkte ein protestantisches Blatt, schien uns ein Prinz von königlichem Geblüt zu sein, und die Gesammtheit der Physiognomien bot an sich das Abbild von Wissenschaft, Erfahrung und Energie.........

Die zahlreiche Secte der Methodisten begann am Schlusse des Concils eine Centennialfeier der Einführung ihrer Secte in Amerika, und zwar mit dem Wunsche und der Absicht, den höchst günstigen Eindruck, den die Feier des dritten Plenarconcils in den Herzen aller denkenden (!) Amerikaner hervorgerufen, zu paralysiren oder wohl gar dasselbe in Schatten zu stellen. Doch dies gelang denselben so wenig, wie es den Freimaurern zu Neapel gelang, durch ihr Afterconcil einen Schatten auf das Vaticanum zu werfen.........

Was aber Amerika ganz besonders ehrt, ist der Umstand, daß in unsern Tagen eine solche Glanzentfaltung kirchlicher Macht und Würde statt hatte. Denn es gibt kein anderes Land auf Erden, wo ein solch erhebendes Schauspiel (!) sich verwirklichen konnte, als eben die Ver. Staaten von Amerika. Erstlich existirt kaum ein zweites Reich, das so viele Bischöfe und infulirte Aebte aufzuweisen hat. Zweitens aber können die übrigen weltlichen Regierungen eine solche Macht- und Prachtentfaltung der Kirche nicht ertragen und verbieten sie der Kirche. (Warum entfaltet die römische Kirche nicht Geist und Wahrheit, anstatt Macht und Pracht? Das würde sich dem Bereich der Staatsmacht entziehen und könnte weder verboten, noch verhindert werden. D. R.) In Rom selbst ist es den Bischöfen nicht gestattet, in vollem Kirchenschmuck vor dem heiligen Vater zu erscheinen. — Es weist somit dieses Ereigniß zugleich auf eine glorreiche Zukunft hin, welche der katholischen Kirche in Amerika in Aussicht steht."

Der Hirtenbrief selbst weist zunächst auf das Wachsthum der römischen Kirche seit dem letzten amerikanischen Plenarconcil vor 18 Jahren hin, und nimmt dann seinen Ausgangspunkt vom vaticanischen Concil, das, nach Angabe des Hirtenbriefes, „einige große Wahrheiten ausgesprochen, welche die Kirche unveränderlich festgehalten

hatte von den Tagen Christi und seiner Apostel, in Betreff derer sie es aber für nothwendig hielt. sie n o c h m a l s zu verkünden und einzuschärfen gegenüber dem weitverbreiteten Skepticismus und Unglauben unserer Zeit."

Von den Adressaten des Hirtenbriefes wird nun allerdings nicht befürchtet, daß sie den vom Vaticanum verurtheilten „falschen Lehren" zum Opfer fallen konnten. „Indeß können wir unsere Augen doch nicht der Thatsache verschließen, daß Lehrer des Skepticismus und der Irreligion in unserem Lande an der Arbeit sind. Sie haben sich in tonangebende Erziehungsinstitute unserer n i c h t k a t h o l i s c h e n Mitbürger eingeschlichen; sie sind (wenn auch selten) in der öffentlichen Presse aufgetaucht, und sogar auf der Kanzel." Daher wir nun die Befürchtung ausgesprochen: „Zu allererst wird u n s e r e Freiheit verloren gehen. Denn wer weder Gott noch Religion kennt, kann niemals die unveräußerlichen Rechte achten, welche der Mensch von seinem Schöpfer erhalten hat. In solchem Falle muß der Staat zum Despoten werden, ob nun seine Gewalt in den Händen eines Einzigen oder Mehrerer ruht."

Wie listig! Man stellt sich, als ob man dem Protestantismus Anerkennung zu Theil werden lasse und nur den Unglauben innerhalb desselben bekämpfe, weil man bei sich selbst in dieser Hinsicht nichts mehr zu thun habe. „Unsere Freiheit," sagt man. Hat die römische Kirche eine andere Freiheit zu beanspruchen, als die protestantischen Kirchen? Ja, sie will eben die Freiheit der Alleinherrschaft, und nimmt sich ja schon in dem Hirtenbrief die Freiheit der Obervormundschaft über die tonangebenden Erziehungsinstitute der Nichtkatholiken. Außerdem ist es aber Thatsache, daß die römische Kirche und auch der Hirtenbrief das unveräußerlichste Menschenrecht, die Gewissensfreiheit, nicht achtet, aber gleichwohl Gott und die Religion zu kennen behauptet, ja sich selbst ausschließlich die wahre Gotteserkenntniß und die wahre Religion zuschreibt.

Nun wird das Unfehlbarkeits-Dogma eingeschärft in einer Weise, die für jeden, der nur einigermaßen die Geschichte Roms kennt, deutlich die Ansprüche klarlegt, die Rom auch hier damit verbindet. „Was sie geschrieben (die Apostel nämlich) und was sie mündlich gelehrt, ist in gleicher Weise das Wort Gottes. Und dieses zweifache Wort, das geschriebene und das ungeschriebene, ist das Unterpfand der göttlichen Wahrheit, das der katholischen Kirche anvertraut wurde und besonders ihm, auf den die Kirche gebaut wurde — dem einzigen Apostel, der im vollen Sinne des Wortes noch lebet und regiert in der Person seiner Nachfolger, und der von seinem unfehlbaren Stuhle Allen, die darnach suchen, die Wahrheit des christlichen Glaubens mittheilt.........

In Betreff dieser Lehre also, die durch und durch in das Leben und Handeln der Kirche eingegangen war, hielt es das vatikanische Concil für angemessen, sie durch eine feierliche Definition zu heiligen. Damit also Niemand in Zukunft hinterlistig vorgebe, nicht zu wissen, wie und wodurch er sich vergewissern könne, was die Kirche officiell lehre; vor allem, daß fortan Niemand (ist hier gar Niemand oder nur kein römischer Katholik gemeint? D. R.) die giftige Saat falscher Lehre ungestraft ausstreue unter der Maske eines Appells vom Urtheil des heiligen Stuhles (sei es an berühmte Universitäten oder staatliche Gerichtshöfe, oder künftige Concile, Particular- oder allgemeine Concile, wie es von Luther und den Jansenisten geschah) hat die Kirche des lebendigen Gottes, durch die Väter des vaticanischen Concils unwiderruflich erklärt, daß ihr authentischer Sprecher der Nachfolger des hl. Petrus auf dem apostolischen Stuhl in Rom ist, und daß, was er als Haupt der Kirche officiell entscheidet, ein Theil des Glaubensunterpfandes ist, das ihr von Christus, unserm Herrn anvertraut wurde, und darum weder einer Verwerfung, noch einem Zweifel, noch einer Aenderung unterworfen werden kann, sondern unbedingt angenommen und von Allen geglaubt werden muß."

Hier haben nun die Väter des Concils entweder dummer Weise vergessen, zu sagen, daß Alle, eben nicht alle Menschen, sondern nur alle römischen Katholiken sind, oder kluger Weise beschlossen, zu verschweigen, daß Alle ohne Ausnahme gemeint sind. In diesem letztern Fall geht der Hirtenbrief uns auch an, und wir möchten eigentlich wissen, wie das „muß" gemeint ist. Ist es das Versprechen eines unwiderleglichen, mit mathemathischer Evidenz geführten Beweises für die Unfehlbarkeit, dessen Beweiskraft sich

Niemand wird entziehen können, oder ist es die Drohung, daß man die, welche nicht wollen, mit Gewalt zwingen werde? — natürlich nicht eher, als man die Macht dazu hat. Im erstern Fall können wir ruhig bis auf Weiteres warten, im letztern Fall werden wir wachsam und auf die Wahrung unserer Gewissensfreiheit, die uns hier in Amerika von Staatswegen garantirt ist, bedacht sein müssen. Denn dieser Passus des Hirtenbriefs ist thatsächlich nichts anderes als die Proclamation der Bulle Unam sanctam in einer den Zeitumständen angepaßten Form. Der Widerspruch ist auch in diesem Falle nichts Neues. Derselbe ging, wie der Hirtenbrief versichert, von den Pforten der Hölle aus, deren Raserei in der Erscheinung des Altkatholicismus ein Echo auf Erden gefunden haben soll. „Aber," wird weiter gesagt, „was bei weitem bedeutsamer war, die Könige der Erde erhoben sich und die Fürsten schaarten sich zusammen gegen den Herrn (Apostelgesch. 4, 26) und gegen seinen gesalbten Stellvertreter, wegen der Definition.... Die Regierungen, durch welche vor 300 Jahren die neuen Lehren Luthers, Zwinglis und Calvins durch das Schwert dem widerstrebenden Volke aufgedrungen wurden, waren die ersten und thatsächlich die einzigen, die das Schwert wieder zogen gegen katholische Gläubige und besonders gegen Bischöfe und Priester.

Ihr Ziel war, nach und nach die katholische Hierarchie auszurotten, und sie durch eine feile Priesterschaft zu ersetzen, die ihr Lehr- und Hirtenamt dem Willen des Staates unterordnen würde.

Um dies zu erreichen, mußten sie feierliche Verträge und organische Gesetze mit Füßen treten. Aber die Katholiken Preußens, Clerus und Volk erhoben sich wie eine demantene Mauer gegen die Tyrannei der Regierung, während sie sich zugleich den Gesetzen ihres Landes durchaus treu (?) und gehorsam (?) zeigten." (Wie machten sie das? D. R.)

Gerade in Beziehung auf den Widerstand gegen das Unfehlbarkeitsdogma sagt der Hirtenbrief: „die Bosheit habe wider sich selbst gelogen." Wir denken, er hätte sich wenigstens hier der Wahrheit doch etwas mehr befleißigen sollen, um nicht unter das Gericht seiner eigenen Worte zu fallen.

„Die Thatsache, daß die preußische Regierung sich auf den Patriotismus der Katholiken stützen mußte, um den drohenden Fortschritt des Socialismus und der Revolution aufzuhalten," existirt nur in dem Hirtenbrief und in der Phantasie derer, die ihn unbesehen annehmen, denn das Centrum hat dem Socialistengesetz keineswegs aus Patriotismus zugestimmt. In Wirklichkeit dagegen existirt die Thatsache, daß Ultramontane und Socialisten bei den Reichstagswahlen an vielen Stellen Hand in Hand gingen.

Was aber beabsichtigt man hier in Amerika? Darüber sagt der Hirtenbrief nicht allzuviel. „Wir glauben behaupten zu dürfen," sagen die Concilsväter, „daß wir mit den Gesetzen, den Einrichtungen und dem Geiste der katholischen Kirche, sowie mit den Gesetzen, den Einrichtungen und dem Geiste dieses Landes vertraut sind, und erklären nachdrücklich, daß kein Widerstreit zwischen ihnen besteht." Also der Geist eines Landes, dessen Bewohner überwiegend Protestanten sind, ist nicht im Widerstreit mit dem Geist der katholischen Kirche! Haben die Concilsväter Recht, dann steht es allerdings schlimm mit der Zukunft der protestantischen Denominationen, denn das weiß Jeder, daß wenigstens seit den letzten 70 Jahren der Geist der römischen Kirche in immer schärferen Gegensatz zum Protestantismus getreten ist und eine Ausgleichung zwischen römischem und nichtrömischem Kirchenthum mit jedem Tage unmöglicher wird. Sollten die Concilsväter trotz ihrer nachdrücklichen Erklärung doch vielleicht im Irrthum sein? Weiter sagt der Hirtenbrief: „Der Katholik fühlt sich in Amerika vollkommen zu Hause, denn der Einfluß seiner Kirche hat sich stets zu Gunsten der Rechte des Einzelnen und der Freiheiten des Volkes geltend gemacht. Und ein aufrichtiger Amerikaner fühlt sich nirgends so sehr zu Hause, wie in der katholischen Kirche, denn nirgends sonst athmet er jene Luft der göttlichen Wahrheit, die allein uns freimachen kann. (Joh. 8, 32.)

Es gibt in der Welt keine eifrigeren Anhänger der katholischen Kirche des hl. Stuhles und des Stellvertreters Christi als die Katholiken der Ver. Staaten. Engherzige, beschränkte nationale Ansichten und Eifersüchteleien betreffs der kirchlichen Au-

torität und der kirchlichen Organisation ...... finden keinen Anklang in dem Geist des echten amerikanischen Katholiken. Sein natürliches Gefühl nicht weniger als seine religiöse Erziehung würde ihm nicht gestatten, sich in Glaubenssachen (ein nach römischer Praxis sehr dehnbarer Begriff. D. R.) der Entscheidung des Staates, oder irgend einer andern blos menschlichen Autorität zu unterwerfen." Das klingt ziemlich unschuldig, wenn man unter Glaubenssachen nicht allzuviel versteht. Aber wenn man etwa erwägt, daß z. B. die Bulle Clericis laicos heute noch nicht aufgehoben ist, so kann ein „echter Katholik" eigentlich sich keinem Gesetze unterwerfen, das die Priester besteuert, denn der unfehlbare Papst Bonifacius VIII. hat doch gewiß auch hier nicht in das Gebiet des Staates übergegriffen, wie hätte er sonst unfehlbar sein können? Oder wenn der Papst den Anspruch macht, daß Alle ihm glauben müssen, kann dann der „echte Katholik" sich nicht der Entscheidung eines Staates unterwerfen, die eben Andere in der Ausübung des Rechtes beschützt, das nicht zu glauben, was der Papst erklärt?

Daß „der große und verehrte" Pius IX. als Gefangener des Vaticans starb, wird auch im Hirtenbrief gesagt, und von Leo XIII. erklärt: „Während er mit dem Heldenmuthe eines Märtyrers die Prüfungen erträgt, die auf ihn einstürmen und vertrauensvoll dem Tage seiner Erlösung entgegenharrt, macht sich seine Energie und Weisheit bis an die Grenzen der Erde fühlbar. Mit den Regierungen Europas führt er die Unterhandlungen fort, welche der Kirche bald den Frieden zu bringen verheißen. Im Morgenlande bereitet er den Weg zur Rückkehr von Millionen, welche das griechische Schisma so lange der Gemeinschaft mit dem Stuhle des hl. Petrus beraubt hat, zur katholischen Einheit vor, und folgt der fortschreitenden Erforschung bisher unbekannter und unzugänglicher Länder mit entsprechender Ausdehnung der katholischen Missionen."

Wenn Rom erst einmal mit allem diesem fertig ist, dann werden die Wogen der römischen Kirchenpolitik in ihrer Machtentfaltung über dem Protestantismus zusammenschlagen. Die Frage ist dabei nur die, ob der Papst oder Gott die Welt regiert, ob die päpstliche Unfehlbarkeit oder die göttliche Weisheit die Geschichte ordnet.

Wenn dann in einem späteren Abschnitt des Hirtenbriefes gesagt wird: „Es dürfte indeß wohl kaum nöthig sein, euch, geliebte Brüder, daran zu erinnern, daß der kostbarste und der am meisten und am liebsten benützte Schatz jeder Familienbibliothek die heilige Schrift sein soll," so frägt man billig: Ist Saul auch unter den Propheten? Aber bei der ganzen Sache wird doch die Berechnung das eigentlich maßgebende gewesen sein. Erstlich einmal ist es heutzutage nicht mehr möglich durch ein Bibelverbot die Leute vom Bibellesen abzuhalten, also hält man sie lieber dazu an, um zu zeigen, daß man sich vor der heiligen Schrift nicht fürchtet. Sodann aber ist die Gefahr, daß das Lesen der Bibel dem Protestantismus Anhänger zuführen werde, hier in Amerika geringer als sonstwo. Da, wo die evangelische Kirche als compacte Einheit Rom gegenüber steht, ist das Zerfallen mit dem Romanismus selbstverständlich der Uebergang zu der Rom gegenüberstehenden evangelischen Kirche. Zerfällt aber hier Jemand mit der römischen Kirche, so wird er, wenn es aus Unglauben geschieht, sich keiner andern Denomination anschließen; ist aber Jemand nur von Zweifeln darüber gequält, ob die römische Kirche auch die rechte sei, sucht er aus religiösen Gründen nach der wahren christlichen Kirche, so steht er einer doppelten Aufgabe gegenüber. Zunächst dem Entschluß, mit der alten Kirche zu brechen. Ist aber auch dieser gefaßt, so tritt an einen solchen die noch viel schwierigere Frage heran: Welche unter den zahllosen protestantischen Denominationen kommt der wahren christlichen Kirche am nächsten? Zudem muß ihn das bunte Gewirr der sich unter einander mehr oder weniger bekämpfenden Kirchen gegen die Zuverlässigkeit seiner eigenen Ueberzeugung mißtrauisch machen, und ein solches Mißtrauen wird ihn von jedem entscheidenden Schritt abhalten. Wozu also eine Stellung noch besonders befestigen, die durch Selbstzersplitterung der Gegner schon hinlänglich gedeckt ist? Das wissen die Concilsväter gerade so gut wie andere Leute.

Wenn an andern Stellen des Hirtenbriefes behauptet wird, daß es von jeher das Bestreben der Kirche gewesen ist, daß ihr Klerus in den Wissenschaften glänze, so wird allerdings nicht behauptet, daß er von jeher geglänzt hat, auch nicht geleugnet, daß dieser

Glanz eigentlich nur da zum Vorschein kommt, wo die katholische Kirche mit dem Protestantismus sich berührt.

Den Freimaurern gegenüber wird gesagt, daß der Zweck niemals die Mittel heilige und an das Gewissen der Einzelnen appellirt. „Es gibt eine charakteristische Eigenschaft, die stets einen starken Verdachtsgrund gegen einen Verein bildet und das ist die Geheimthuerei ..... Wenn nun aber ein Verein eine derartige Verpflichtung aufstellt, daß seine Mitglieder das Geheimniß bewahren müssen, selbst, wenn sie von der rechtmäßigen und zuständigen Autorität befragt werden, dann stellt sich ein solcher Verein selbst außerhalb der Grenzen aller Gutheißung......... Dasselbe gilt auch von a l l e n (?) Organisationen, welche ihre Mitglieder zu dem Versprechen blinden Gehorsams verpflichten — (Gilt es auch vom Jesuitenorden?), — die im Voraus zu versprechen haben, jeden Befehl, sei er gesetzlich oder ungesetzlich, anzunehmen und erfüllen zu wollen, welcher von ihren höchsten Beamten ausgeht; denn ein solches Gelöbniß ist gegen Vernunft und Gewissen."

Damit wird wohl Jeder genug vom Hirtenbrief haben.

Die Rede des Papstes am Weihnachtsfeste spricht sich auch deutlich genug darüber aus, was Rom thun würde, wenn es nur die nöthige Macht zu entfalten im Stande wäre. Leo XIII. sagte: „Zu ungeheurem Leid und zu tiefer Bangigkeit gereicht uns die Schlechtigkeit, mit welcher die P r o t e s t a n t e n f r e i u n d u n g e s t r a f t h ä r e t i s c h e L e h r e n a u s s t r e u e n und die erhabensten und unverletzlichsten Glaubenssätze unserer heiligsten Religion angreifen, hier in Rom, wo das Centrum des Glaubens ist und der Sitz des allgemeinen und unfehlbaren Lehramtes der Kirche, hier, wo die Integrität des des Glaubens in der wirksamsten Art geschützt, die Ehre der alleinigen wahren Religion gesichert sein sollte. Es schnürt uns das Herz zusammen, zu sehen, daß sich hier u n t e r d e m S c h u t z e d e r ö f f e n t l i c h e n G e s e t z e d i e T e m p e l d e r I r r g l ä u b i g e n v e r m e h r e n, und daß es erlaubt ist, in Rom offen die schönste und kostbarste Einheit der Italiener, die religiöse Einheit anzutasten im Wege der ungesunden Bestrebungen jener, welche sich die verruchte Mission anmaßen, in Italien eine neue Kirche außerhalb des einzigen Felsens zu begründen, welchen Christus als unerschütterliche Grundlage seines himmlischen Gebäudes gesetzt hat."

Der Gnadenwahlstreit hat sich auch bis nach Europa hinüber verbreitet. Ob er aber dort praktische Folgen haben wird, bleibt noch abzuwarten. Hier in Amerika haben die, der Synodalconferenz nicht angehörigen Lutheraner den Streit zu lokalisiren verstanden, indem sie selber die unlösbare Frage nicht zu lösen versuchten, sondern sich auf den Wortlaut der lutherischen Bekenntnisse zurückzogen. Das durch den Advokaten von Briesen veranlaßte Gutachten der Rostocker theologischen Facultät ist nicht nur in Amerika von Lehre und Wehre des Synergismus beschuldigt worden, sondern auch in Mecklenburg selbst ist eine Schrift dagegen erschienen unter dem Titel: Oeffentliches Zeugniß gegen die unlutherische neue Lehre der theologischen Facultät zu Rostock von der Gnadenwahl." Es scheint die Sache indeß nur einer der letzten Wellenschläge einer Bewegung zu sein, die sich vollends im Sande der kirchenpolitischen Richtung des modernen Lutherthums zu verlaufen im Begriffe ist. Daher denn auch ein Mitarbeiter der A. L. Kztg. sagt: „Was unserer mecklenburgischen Landeskirche nöthig ist, ist Sammlung, und der Geistlichkeit eine Geschlossenheit auf theoretischem, wie besonders auf praktisch pastoralem Gebiete, w o d u r c h i h r A n s e h e n w ü c h s e; in nicht allzuferner Zukunft kann sie, bei veränderter kirchlicher Strömung, berufen sein, dasselbe zur Erhaltung der Kirche in ihrem Bekenntniß und in ihren Ordnungen in die Wagschale zu werfen."

Altes und Neues, ist zuerst mit dem 1. Januar 1880 erschienen und war das Zeichen zum öffentlichen Ausbruch des Gnadenwahlstreites innerhalb der Synodal-Conferenz. Dieses Blatt, welches sich lediglich diesem unerquicklichen Streit gewidmet hat, ist nun eingegangen. Redakteur war Prof. Dr. F. A. Schmidt von Madison, Wisc., Mitglied der norwegischen Synode. In den deutschen Synoden, welche der missourischen Richtung angehörten, ist der Kampf längst beendigt, indem sich die Ohio-Synode gegen, die Wis-

consin- und Minnesota-Synoden aber für Missouris Stellung erklärt haben. Innerhalb der norwegischen Synode dauert derselbe jedoch noch immer fort. Da ein deutsches Blatt dabei nichts helfen kann und es sonst den Zweck seines Erscheinens erreicht hat, so hat dasselbe nun aufgehört. (Luth. K.-Bl.)

Die Spiritisten sollen in Boston einen Tempel erbaut haben, welcher 1500 Personen faßt, und mit welchem ein Lehrsaal, Schule u. s. w. in Verbindung steht. Die Kosten des Baues, im Betrag von etwa $250,000, sollen von einem reichen Spiritisten, Mr. Ayer, aufgebracht worden sein.

Schulnachrichten.

In der Dezember-Lieferung vorigen Jahres dieser Zeitschrift wurde die Anzahl der Lehrer genannt, welche an Gemeindeschulen der evang. Synode von Nord-Amerika in Chicago thätig sind. Auch wurde in der erwähnten Lieferung bemerkt, daß diese Lehrer monatlich eine Lokal-Conferenz abhalten. Es geschieht dieses immer am 1. Sonnabend im Monat. Zweck dieser Versammlungen ist gegenseitige Belehrung und das Interesse für Schule und Kirche rege zu halten. Die erste Versammlung fand am 29. Dezember 1883 statt. Es wurden folgende Beamte gewählt: H. Packebusch, Präses; C. Rahn, Vicepräses und W. H. Blankenhahn, Sekretär. Ueber folgende Themata wurden für die einzelnen Conferenzen im Jahre 1884 Arbeiten geliefert:

Januar: Thesen, betreffend den grammatischen Unterricht in unseren Schulen, zur Besprechung. Lehrer Packebusch.

Februar: I. Pestalozzis Einfluß auf die Erziehung. Lehrer Rahn. II. Der erste Leseunterricht. Lehrer Breitenbach.

März: I. Eine Beurtheilung unserer Synodalfibel. Lehrer Schleizer. II. Klassenziel im Deutschlesen, Schreiben und Sprachlehre für eine einklassige Schule. Lehrer Gersch.

April: Die Behandlung eines Lesestücks. (Probelection.) Lehrer Brill.

Mai: Einführung der Kinder in die Wortklassen. Lehrer Gersch.

Juni: I. Ist es nöthig, Mädchen körperlich zu züchtigen? Lehrer Brill. — II. Wie ist der geographische Unterricht in unseren Volksschulen zu betreiben? Lehrer W. Blankenhahn. (Der jährlichen Lehrer-Conferenz halber fand im Monat Juli keine Lokal-Conferenz statt.)

August: I. Soll der Anschauungs-Unterricht als besondere Disciplin in der Schule betrieben werden? Lehrer Eidmann. II. Zur Geschichte des Sprüchworts. Lehrer Breitenbach.

September: Der Gesangunterricht in unseren Gemeindeschulen. Lehrer Brodt.

Oktober: I. Wahrnehmung, Vorstellung und Sprache. Lehrer Krüger. II. Stoffverzeichniß für die bibl. Geschichte. Lehrer Held.

November: I. Die Verwendung des Sprüchworts in der Volksschule. Lehrer Breitenbach. II. 1. Feststellung der bibl. Geschichten, welche statarisch und welche cursorisch in der Schule vorgenommen werden sollen. 2. Auswahl von bibl. Geschichten für die Unterklasse. Lehrer Held.

Dezember: I. Naturgeschichte und Gemeindeschule. Lehrer Krusche. II. Inwiefern ist Schillers Glocke als ein literarisches Kunstwerk ersten Ranges zu betrachten? Frei vorgetragen von Lehrer Brodt.

Es wurden für das Jahr 1885 dieselben Beamten wiedergewählt.

W. H. Blankenhahn, Sekretär.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XIII. April 1885. Nro. 4.

Der Inspirationsbegriff.

Referat von P. A. Schimmel.

(Schluß.)

Wir sehen, daß die Kirchenväter zwar alle auf dem Boden der Inspiration stehen, aber in der Theorie derselben weit auseinander gehen, so daß es zu einer abgeschlossenen dogmatischen Ansicht nicht gekommen ist. Dem Mittelalter, dem Zeitalter der Scholastiker, welche ja die heilige Schrift fast nur in der Vulgata (der Uebersetzung des Hieronymus), lasen, lag eine Frage, wie die über Inspiration fern. Nur ganz vereinzelte Stimmen erhoben sich darüber, wie z. B. die des Abälard, der, als ihm seine geistvolle Geliebte, die bekannte Heloise, eine Reihe von Punkten aus der Schrift vorgelegt hatte, welche sie nicht auszugleichen vermochte, offen aussprach, daß die Propheten und Apostel nicht irrthumsfrei seien. Auch Erasmus erklärt, daß die Autoren der Schrift in einzelnen Stücken geirrt haben.

So hat es auch das Mittelalter zu keiner feststehenden Ansicht über die Inspiration gebracht. Man sollte meinen, daß nun die Reformatoren, denen ja die heilige Schrift als die höchste Wahrheitsnorm feststand, die supranaturalste Form der Inspirationslehre angenommen hätten. Dem ist aber nicht so. Gerade in der freien Stellung, welche Luther, Melanchthon, Zwingli, Oekolampadius, Calvin zu dem Kanon, sowie zur Inspiration desselben einnahmen, bezeugt sich der unbestechliche Wahrheitssinn derselben. Luther verbindet mit der festesten Ueberzeugung von der Inspiration der heiligen Bücher zugleich eine lebendige Anschauung von ihrer menschlichen Entstehung. Er sagt: „Haben ohne Zweifel die Propheten in Mose, und die letzten Propheten in den ersten studirt, und ihre guten Gedanken, vom heiligen Geist eingegeben, aufgeschrieben. Ob aber denselben guten treuen Lehrern und Forschern in der Schrift zuweilen auch mit unterfiel Heu, Stroh und Stoppel, und nicht lauter Silber, Gold und Edelsteine bauten, so bleibt doch der Grund da, das andere verzehret das Feuer."

Von den Büchern Esra, Nehemia, Esther urtheilt er sehr gering. Die Bücher des Neuen Testamentes schätzt er, je nachdem sie „Christum treiben oder nicht." Er sagt: „Was Christum nicht lehrt, das ist noch nicht apostolisch, wenn es gleich St. Paulus oder Petrus lehrte. Wiederum, was Christum predigt, das wäre apostolisch, wenn's gleich Judas, Hannas, Pilatus oder

Herodes thät.“ (S. Luthardts Dogmatik und Kahnis Dogm. Gesch. Colleg.) So nennt er das Johannes-Evangelium „das einzige zarte, rechte Hauptevangelium.“ Den Brief Jacobi nennt er aber eine „stroherne Epistel,“ — „denn sie doch keine evangelische Art an ihr hat.“ So zweifelte er an dem apostolischen Ursprung des Hebräerbriefs und urtheilte auch über die Apokalypse sehr gering.*)

Calvin verhehlt sich die menschliche Seite der heiligen Schrift nicht, die ihm aus Sprach- und Stileigenthümlichkeiten, sowie aus einzelnen Ungenauigkeiten entgegentritt und hat auch seine Bedenken über einzelne Schriften.

Durch die Reformation wurde auch die römisch-katholische Kirche gezwungen, ihre Ansicht über die Schrift bestimmt auszusprechen. Es will bei dem absolutistischen Sinn der katholischen Kirche wundersam erscheinen, daß sie zu der Inspirationslehre eine sehr freie Stellung einnimmt. Dies erklärt sich bei näherer Betrachtung aus der Gleichstellung der Tradition mit der heiligen Schrift. Die Inspiration der Schrift konnte für sie keine andere sein, als die der Tradition, zu der ja auch die päpstlichen Decrete und die Beschlüsse eines ökumenischen Concils gehören. Die katholischen Dogmatiker beschränken darum die Inspirationslehre auf die Annahme einer allgemeinen göttlichen Assistenz, welche die biblischen Schriftsteller vor Irrthümern bewahrte. Diese Inspiration hat nicht mit den Aposteln ihren Abschluß gefunden, sondern wirkt noch heute fort in Papst und in den ökumenischen Concilien.

Im Gegensatz zu dieser freien Stellung der römischen Kirche zur Inspiration, sowie gegenüber den rationalistischen Bestrebungen der Sozinianer und Arminianer, glaubte der Protestantismus des 17. Jahrhunderts die göttliche Seite der Inspiration absolut gelten lassen zu müssen. Die gesunde Ansicht der Reformatoren ging ihm verloren und eine Inspirationslehre ward aufgestellt, welche alles Menschliche ausschloß. Die Dogmatiker dieses Zeitalters der Orthodoxie gingen von dem Grundsatz aus: die Schrift ist Gottes Wort, nicht weil sie Gottes Wort enthält, sondern weil Gott resp. der heilige Geist der eigentliche Verfasser (auctor primarius) derselben ist. Der heilige Geist hat nun nicht selbst geschrieben, sondern hat dazu die heiligen Schriftsteller benutzt, welche sich aber ihm gegenüber ganz passiv verhalten. Sie werden die Sekretäre und Schreiber des heiligen Geistes genannt. Der Akt der Inspiration geschieht auf rein mechanische Weise. Auf Antrieb des heiligen Geistes legt der biblische Autor die Hand an den Schreibgriffel (Hollaz) (impulsus ad scribendum) und alle Gedanken, Gegenstände und Worte gibt der heilige Geist dem Schreibenden ein (suggestio rerum et verborum).

Alle Schriften Alten und Neuen Testaments sind gleich inspirirt; ja, man brachte es so weit, daß sogar die hebräischen Vocalpunkte für inspirirt angesehen wurden,**) und da der heilige Geist keinen schlechten Stil schreiben

*) Luthardt Dogmatik.

**) Die Behauptung der Inspiration der hebräischen Vokalzeichen ist, so lächerlich sie auch auf den ersten Anblick erscheinen mag, doch nur eine logisch richtige Consequenz des ganzen Systems. Waren die einzelnen Worte inspirirt, so mußten nothwendig auch die einen wesentlichen Bestandtheil derselben bildenden Vokale inspirirt sein. (D. R.)

konnte, so galt es als eine schwere Gotteslästerung, wenn Jemand der Schrift nicht die höchste Classicität beimaß. Diese altdogmatische Inspirationslehre löste sich seit Anfang des 18. Jahrhunderts mehr und mehr auf. Mit dem Zeitalter des Pietismus trat wieder eine freiere Stellung zur Inspiration der heiligen Schrift ein. Schon Phil. Spener nahm Anstoß an der orthodoxen Inspirationslehre und Joh. Albr. Bengel konnte, so sehr er von der Heilig keit der Schrift hingenommen war, sich die Unhaltbarkeit jener Inspirationslehre nicht verhehlen.

Die dem Pietismus folgende Zeit der Aufklärung suchte sich mehr und mehr von der Ansicht, daß bei der Entstehung der heiligen Schrift ein göttlicher Factor gewaltet habe, loszuarbeiten, bis sie zuletzt im Rationalismus dahin kam, daß man unter Inspiration nur eine gewisse heilige Begeisterung, eine gehobene Stimmung verstand, wie man sie bei jedem kirchlichen Schriftsteller voraussetzt.

Dem seichten Rationalismus setzte Schleiermacher eine tiefere Anschauung über die heilige Schrift entgegen. Er kennt zwar keinen besonderen Akt der Inspiration, folgert aber die Auctorität der heiligen Schrift daraus, daß die Apostel die ursprünglichsten Zeugen des neuen Lebens aus Christo waren. Nachdem so Schleiermacher einer kirchlicheren Fassung der Inspirationslehre Bahn gebrochen, trat eine orthodoxe Richtung auf, welche zur alten Inspirationslehre des 17. Jahrhunderts zurückkehren wollte. Am weitesten ging darin Dr. Walther in seiner Schrift: „Was lehren die neueren orthodox sein wollenden Theologen von der Inspiration?"

Unter der neueren positiven Theologie herrscht meist eine gemäßigte, eine menschliche und eine göttliche Seite in der heiligen Schrift verknüpfende Inspirationslehre.

Aus diesem historischen Ueberblick geht hervor, daß sich durch die Geschichte der Kirche zwei Auffassungen der Inspiration hindurchziehen, und nämlich eine streng supranaturalistische, welche ihre höchste Ausbildung in der Dogmatik des 17. Jahrhunderts fand und eine freiere, welcher unstreitig auch die Reformatoren huldigten. Wir dürfen entschieden die letztere als die gesündere Ansicht betrachten.

Nach jener streng supranaturalistischen Ansicht wirkt der heilige Geist rein mechanisch auf den Schreibenden. Nun ist aber der Geist der Inspiration derselbe, welcher den Menschen heiligt, und wir können nicht annehmen, daß der heilige Geist bei der Inspiration eine andere Art und Weise des Wirkens habe, als bei dem Werke der Heiligung. Wie nun die Heiligung nicht auf mechanischem Wege geschieht, so läßt sich auch nicht annehmen, daß der Mensch bei der Inspiration sich als ein todtes Werkzeug verhalten habe. Der heilige Geist diktirt nicht, sondern wirkt dynamisch auf die Seele des Schriftstellers. Der heilige Geist wirkt überhaupt durch gewisse natürlich vorhandene Kräfte des Menschen, zu denen aber der Mensch selbst sich frei verhält. Wie nun diese Kräfte verschieden sind, so sind nun auch die Gaben des heiligen Geistes verschieden. Eine solche Gabe des heiligen Geistes ist die Inspiration. Wie

nun das Verhältniß des Menschen zu seinen geistigen Kräften und Fähigkeiten ein freies ist, so auch das Verhältniß zu den Gaben des heiligen Geistes. Denn die Gaben des heiligen Geistes sind eben nur die unter dem Einfluß des heiligen Geistes gesteigerten natürlichen Kräfte des Menschen.

Die Gaben des hl. Geistes können aber bei dem Einen im größern, bei dem Andern im geringern Maße vorhanden sein. So ist auch das Maß der Inspiration bei den einzelnen Schriftstellern ein verschiedenes. Wenn alle Schriften des Alten und Neuen Testamentes vom hl. Geiste dictirt wären, dann müßten die Schriften alle auf gleiche Linie gestellt werden. Es ist aber, wie wir gesehen haben, schon bei den Juden, und dann in der christlichen Kirche jederzeit ein Unterschied zwischen den einzelnen Büchern gemacht worden. Das Gesetz und die Propheten stehen gewiß höher als das Buch Esther. Auch ist ein Unterschied der Inspiration nach den Persönlichkeiten und dem Inhalt, den sie darstellten, zu machen. Die Inspiration der Propheten und Apostel ist eine andere als die der hl. Dichter und Geschichtsschreiber.

Daß der hl. Schriftsteller in einem Verhältniß der Freiheit gegenüber der ihm verliehenen Gabe der Inspiration stand, also unter vollem Selbstbewußtsein schrieb, dafür liegt der thatsächlichste Beweis in der Verschiedenheit des Stils in der hl. Schrift. Der Stil aber ist ein Ausdruck für die charakteristische Eigenthümlichkeit des Schriftstellers. So sagt, wie wir bereits bemerkten, Irenäus schon von Paulus, daß sein bewegter Stil in der unruhig strebenden Natur des Apostels seinen Grund habe. Dazu kommt, daß die Apostel in ihren Briefen zuweilen die Erwähnung rein menschlicher Angelegenheiten mit unterfließen lassen. Aus alledem ergibt sich, daß die rein supranaturalistische Fassung der Inspiration nicht haltbar ist. Ihre Anhänger lassen sich entschieden eine Verwechselung der Begriffe „Offenbarung" und „Offenbarungsurkunde" zu schulden kommen, und führen dieselbe consequent durch, wobei Offenbarung und Inspiration als identisch gesetzt werden.

Die Schrift ist ihrem Begriff nach die authentische Urkunde der Heilsoffenbarung Alten und Neuen Bundes. In diesem Begriff liegt schon, daß Offenbarung und Inspiration zu trennen sind. Offenbarung ist der weitere und Inspiration der engere Begriff. Bei der Frage: „Ist überhaupt die Schrift inspirirt?" habe ich mehr den praktischen Zusammenhang zwischen Offenbarung und Inspiration betont und habe von der Thatsächlichkeit einer supranaturalen Offenbarung auf das Vorhandensein eines supranaturalen Factors bei der Abfassung der hl. Schrift geschlossen, wie man überhaupt von dem göttlichen Inhalt der hl. Schrift auf den göttlichen Ursprung derselben schließen muß. Wenn wir aber nun nach einer psychologischen Vereinbarung der Inspiration mit der menschlichen Seite der hl. Schrift suchen wollen, so müssen wir die Begriffe Offenbarung und Inspiration streng unterscheiden. Die Offenbarung ist ein rein göttlicher Act, bei welchem sich das Offenbarungsmedium nur receptiv verhält, gleichviel, ob es im Zustand der Ekstase oder bei klarem Bewußtsein, ob es schlafend oder wachend, durch Traum oder Vision die Offenbarung empfängt. Etwas anderes ist die Verkündigung der

Offenbarung, mag dieselbe nun mündlich oder schriftlich geschehen. Hier tritt das Medium der Offenbarung in den Zustand der Thätigkeit. Es wäre eine tiefe Herabsetzung der hl. Schriftsteller, wenn wir ihre Thätigkeit nur als eine scheinbare und mechanische betrachten wollten. Wenn wir z. B. die Reden der Propheten betrachten, so veranlaßt uns nichts zu der Annahme, daß dieselben in einen besonderen an Ekstase streifenden Zustand gesprochen oder geschrieben seien; sie bezeugen im Wesentlichen einen Zustand der Gottesgemeinschaft und eine durch dieselbe gehobene Thätigkeit der Propheten, bei welcher ihnen der freie Gebrauch ihrer menschlichen Gaben, Kräfte und Fähigkeiten in vollem Maße zu Gebote stand. Noch deutlicher tritt uns dies bei den Aposteln entgegen. Paulus sagt 1 Cor. 14, 32: „Die Geister der Propheten sind den Propheten unterthan," und drückt damit aus, daß der Mensch zu der ihm verliehenen Gnadengabe der Prophetie in freiem Verhältniß stehe.

Diese Gabe der Prophetie können wir als das gemeinsame Charisma der hl. Schriftsteller betrachten. Prophet heißt Sprecher Gottes. Sprecher Gottes aber sind alle hl. Autoren. Denn alle verkündigen die Offenbarungen Gottes und zwar auf Grund einer prophetischen, die Heilswege Gottes tief erfassenden Anschauung, welche nur als eine besondere Gnadengabe betrachtet werden kann. Vermöge dieser besonderen Gabe vermochten die hl. Schriftsteller tiefere Einblicke zu thun in den Gang der göttlichen Offenbarungen, und wenn auch verschiedene Grade dieser Begabung anzunehmen sind, je nachdem der Träger derselben als unmittelbarer Zeuge, oder als hl. Geschichtsschreiber, oder als Dichter von den Heilsthaten Gottes redete, so ist doch jener prophetische Geist bei allen das Merkmal ihrer Unterscheidung von den nicht kanonischen Schriftstellern.

In dieser Gnadengabe beruht eben der besondere Geistesbeistand, unter dem die heiligen Schriftsteller geschrieben haben. Durch die Gabe prophetisch tiefer Auffassung befähigte der heilige Geist die einzelnen Schriftsteller alten und neuen Testamentes, die offenbarten Heilswahrheiten zu richtiger und vollkommener Darstellung zu bringen. Diese Gnadengabe schließt aber die menschliche Seite der schriftstellerischen Thätigkeit nicht aus. Wie die allgemeine Gnadengabe der Heiligung die Thätigkeit der natürlichen Anlagen, Kräfte und Fähigkeiten des Menschen nicht ausschließt, sondern dieselben vielmehr in ihren Dienst nimmt, so setzt auch die besondere Gabe der Inspiration die menschlichen Geisteskräfte nicht außer Thätigkeit, sondern bringt vielmehr die Geisteseigenthümlichkeit des einzelnen Schriftstellers in höchster Potenz zum Ausdruck*). So bekommt zunächst das Gedächtniß des Menschen die Aufgabe, das Zeugniß des hl. Geistes fest in sich aufzunehmen; dann kommt die Denkthätigkeit, um das Zeugniß des hl. Geistes begrifflich durchzuarbeiten und sich die Gewißheit desselben zum klaren Bewußtsein zu bringen. Hierauf

*) Als die kreatürliche Kraft, welche sich im Menschen unter göttlichem Einfluß zu der Gabe des prophetischen Geistes, also zur Inspirationsfähigkeit ausbildet, ist jedenfalls das Ahnungsvermögen anzusehen. Dieses zieht aber auch die übrigen geistigen Kräfte in Mitthätigkeit.

folgt die rhetorische Thätigkeit, welche die Verkündigung der empfangenen Wahrheit zur Aufgabe hat und bei welcher Phantasie, Reflexion und alle geistigen Kräfte in dem Maße, wie es die Geisteseigenthümlichkeit des Schriftstellers mit sich bringt, zur Thätigkeit kommen. Indem so der hl. Geist die Seelenkräfte des Autors in seinen Dienst nimmt, tritt eine derartige Verbindung des göttlichen Worts mit dem Herzen des Schriftstellers ein, daß das Wort Gottes förmlich zum Wort des Schriftstellers selbst wird. Ein deutliches Beispiel hierzu haben wir an dem Apostel Paulus. Zuerst mußte er durch die überwältigende Offenbarung auf dem Weg nach Damascus zum Christenthum überhaupt bekehrt werden. Dann nachdem er die allgemeine Ausrüstung zum Christenthum empfangen, konnte ihm die specielle Ausrüstung zum apostolischen Amte zu Theil werden, welches ihm die mündliche und schriftliche Ausbreitung des Evangeliums zur Aufgabe machte. Dazu gab ihm der hl. Geist den tiefen apostolischen Blick in die göttlichen Geheimnisse, die felsenfeste Ueberzeugung von der Wahrheit des Evangeliums, die sein ganzes apostolisches Leben und Wirken durchdrang und in ihm als die lebendige Quelle immer neuer christlicher Erkenntniß floß. Das war die göttliche Gabe, die er empfing, und durch welche der hl. Geist auch bei der Abfassung seiner Schriften inspirirend auf den Apostel wirkte. Dieser Zustand der Receptivität aber reichte noch nicht aus zum apostolischen Amte, — Receptivität mußte mit Spontaneität sich vereinigen. Paulus mußte auch vom menschlichen Standpunkte aus das Seinige beitragen, daß die apostolische Aufgabe erfüllt werde. Darum sehen wir ihn alle seine Kräfte, mit denen er vorher das Christenthum bekämpft hatte, in den Dienst des Evangeliums stellen. Selbst seine pharisäische Bildung muß ihm in seinem apostolischen Berufe zu Hülfe kommen, denn als Schriftgelehrter fühlte er sich veranlaßt, das, was ihm durch das Zeugniß des heiligen Geistes als absolute Wahrheit feststand, auch begrifflich durchzuarbeiten. So zeigt sich die Eigenthümlichkeit des Paulus auch in dem besonderen Lehrbegriff, der in seinen Schriften zur Darstellung kommt.

Wie von einem paulinischen, so redet man auch von einem petrinischen und johanneischen Lehrbegriff. Diese Verschiedenheit der Lehrbegriffe gehört also unstreitig, ebenso wie die Verschiedenheit des Stils, zur menschlichen Seite der heiligen Schrift. Dasselbe gilt auch von den Evangelien, deren jedem eine eigenthümlich charakteristische Auffassung des Lebens Jesu zu Grunde liegt. Wir können somit sagen, daß der besondere Beistand des hl. Geistes, unter dem der hl. Schriftsteller geschrieben hat, die menschliche Thätigkeit desselben nicht ausschloß, sondern erst durch eine innige organische Verbindung mit den natürlichen Kräften und charakteristischen Eigenthümlichkeiten des schreibenden Individuum selbst zur wirklichen Bethätigung gelangte.

So viel von dem Beistand des hl. Geistes. Aber unter Inspiration haben wir ja nicht nur den Geistesbeistand beim Schreiben verstanden, sondern auch den Antrieb des hl. Geistes zum Schreiben.

Wie steht es nun mit diesem impulsus ad scribendum? (Antrieb zum

Schreiben.) Wie haben wir uns denselben vorzustellen? Auch diese Seite der Inspiration dürfen wir nicht als eine mechanisch gewirkte, sondern menschlich vermittelte ansehen.

Die hl. Schriftsteller schrieben ihre Bücher nicht in der Absicht, sie zu einer einheitlichen Offenbarungsurkunde für die späteren Zeiten der Kirche zusammenzufügen, sondern jeder schrieb zu seiner Zeit und nach seiner Art. Und dennoch — wenn wir jetzt die hl. Schrift als Ganzes überblicken, so sagt uns ihre innere Vollendung und Einheit, daß die einzelnen Bücher derselben nicht zufällig entstanden sein können, sondern daß ihrer Abfassung ein bestimmter göttlicher Plan zu Grunde liege und somit den einzelnen Schriftstellern gegenüber ein besonderer göttlicher Antrieb zum Schreiben stattgefunden habe. Dieser besondere Antrieb des heiligen Geistes aber, unter welchem die Schriften verfaßt sind, ist kein unvermittelter. Er hat seine innere Begründung in dem Berufe der Offenbarungszeugen, die göttliche Wahrheit zum Heile Anderer auszubreiten. Um aber eine wirkliche schriftstellerische Thätigkeit der Offenbarungszeugen herbeizuführen, bedurfte es außer dem inneren Triebe noch der äußeren Veranlassung zum Schreiben; diese aber hatte ihren Grund in den natürlich menschlichen Verhältnissen der Offenbarungszeugen und vermittelte sich durch äußere irdische Veranlassungen. So liegen den meisten Briefen Pauli bestimmte äußere Veranlassungen zu Grunde; so wurde das Freundschaftsverhältniß mit Theophilus die natürliche Veranlassung zu den Schriften des Lucas.

Wir sehen also, daß der besondere Antrieb wie der besondere Beistand des heiligen Geistes, unter dem die heiligen Schriftsteller geschrieben haben, d. i. die Inspiration der heiligen Schrift nicht als eine mechanische Wirkung anzusehen ist, sondern überall eine freie Thätigkeit des Menschen zur Voraussetzung hat. Gemäß dieser Inspirationstheorie können wir auch in der heiligen Schrift eine göttliche und eine menschliche Seite unterscheiden. Es wäre aber thöricht, wenn Jemand um dieser menschlichen Seite willen die Dignität der heiligen Schrift herabsetzen wollte. Alle heiligen Schriften alten und neuen Testaments deuten auf einen gemeinsamen Mittelpunkt hin; das ist der Gottmensch Jesus Christus. Wie in Christo die göttliche und menschliche Natur so eng verbunden waren, daß sie sich gegenseitig durchdrangen, so sehen wir auch in dem gottmenschlichen Charakter der Schrift eine innige Verschmelzung ihrer göttlichen und menschlichen Seite. Wer der hl. Schrift nicht trauen will, wegen gewisser menschlicher Eigenthümlichkeiten, der könnte ebenso gut sagen: Ich traue Christo nicht, weil er am Kreuz das menschliche Wort ausrief: Mein Gott, warum hast du mich verlassen. Christus mußte Mensch werden, um Mittler zwischen Gott und der Menschheit zu sein. So mußte auch die heilige Schrift, um fort und fort das Wort der Wahrheit in das Leben der Kirche hineinvermitteln zu können, eine menschliche Seite an sich tragen. Durch den gottmenschlichen Charakter erst vermag die hl. Schrift ihre Aufgabe, sowohl der Kirche im Ganzen als auch der einzelnen heilsbedürftigen Seele gegenüber, vollkommen zu erfüllen.

Der Kirche gegenüber hat die Schrift die Aufgabe, Quell und Norm der Wahrheit zu sein. Falsch freilich ist es, wenn man die Schrift an die Stelle des Bekenntnisses setzen will. Das ist im Grunde eine Herabsetzung der Schrift. Die Schrift steht über jedem Bekenntniß. Alle Kirchen und Secten haben die Schrift. Das Bekenntniß aber ist das Zeugniß davon, wie die einzelne Kirche sich zur Schrift stellt. Das kirchliche Bekenntniß ist nicht für den einzelnen Christen nothwendig, sondern für die sichtbare Gemeinschaft der Kirche. Wenn wir sagen: die Schrift ist das Richtmaß unseres Kirchenglaubens, so müssen wir auch wissen, was wir gemeinsam als den Inhalt der Schrift bekennen. Die Schrift selbst ist kein Lehrsystem, sondern die authentische Urkunde der Heilsoffenbarung, welche über jede Bedingung erhaben ist. In dem breiten Strome der Kirchengeschichte gehen die Wellen auf und nieder, ein Lehrsystem verschlingt das andere; aber über den flüchtigen Wogen steht leuchtend die Sonne der heiligen Schrift und spiegelt sich in jeder einzelnen Welle. Die Welle zerrinnt, aber die Sonne bleibt stehen. So werden dereinst die Gestalten der Sonderkirchen zerrinnen, die Bekenntnisse werden verstummen, die Systeme der Theologie werden vergehen, — das Wort Gottes aber bleibet in Ewigkeit.

Eine Antwort auf die Frage in dem Artikel der Märznummer: Die englische Sprache in der evang. Kirche.

Es sei dem Unterzeichneten zuerst erlaubt, seine Freude auszudrücken von der in der Debatte (in anderer Weise kennt der Unterzeichnete keine Gegnerschaft) entgegengesetzten Seite Verständniß gefunden zu haben und zu sehen, daß man anstatt, wie es oft geschieht, jedem Nothruf nur ein „non possumus" entgegenzusetzen, auf Abhülfe sinnt. Denn das ist sicher, daß unserer Kirche damit nicht geholfen wird, daß man nur andere Kirchen verdächtigt und ihren sittlichen Ernst in Frage stellt, die eigene Kirche erhebt und Luther einen Apostel nennt, auch nicht, daß man die Leute, die zu andern Kirchen gehen, beschuldigt, sie gehen „for fun". Das mag in manchen Fällen wohl zutreffen, daß es aber in allen Fällen so ist, wird man weder behaupten noch beweisen können.

Was nun die Frage in dem oben beregten Artikel betrifft: „Ob das letzte Ziel der Freunde des Englischen wirklich nur die Aufhebung der Nothstände in etlichen Gemeinden ist, oder ob eine Umänderung der Gesammtsynode in eine deutsch-englische mit endlichem Siege des Englischen in ihrem Plane liegt", so ist der Verfasser des Januar-Artikels und dieser Antwort genöthigt zu sagen, daß er nicht der Mund aller Freunde des Englischen ist und er nicht als der offizielle Vertreter der Freunde des Englischen, sondern nur als Person und Glied der Synode handelte, dem das Wohl der Synode am Herzen liegt. Die „Theologische Zeitschrift" bietet ja auch keinen Raum für offizielle Beschlüsse, dazu sind die Synodalversammlungen da, sondern nur für den Gedanken- und Ideenaustausch. So gut also der Artikel in der Märznummer nur die Gedanken des verehrten Verfassers enthält, so enthält

auch diese Antwort nur meine Gedanken. Würde ich also auch sagen: Ich nehme diese Anträge des Verfassers des Artikels in No. 3 an, so wäre die Frage nicht gelöst, vielleicht sind viele auf seiner Seite und viele auf meiner Seite nicht einverstanden.

Nun zur Sache. Die erste Frage darf ich getrost mit „ja“ beantworten. Es lag mir, und ich darf getrost hinzusetzen, allen, mit denen ich in einer Reihe von Jahren über die Sache sprach, nur daran, die wirklichen Nothstände zu heben. Die zweite Frage: „Ob eine Umänderung der Gesammtsynode in eine deutsch-englische mit dem endlichen Siege des Englischen im Plane der Freunde des Englischen liege,“ darf ich ebenso getrost mit „nein“ beantworten. So lange noch Deutsche da sind, die deutsch singen, deutsch lesen, deutsch verstehen, so lange soll Gesangbuch, Katechismus, Agende, Friedensbote rc. auch in deutscher Sprache gedruckt werden, sollen diese Deutschen versorgt werden mit des Deutschen mächtigen Predigern und Lehrern. Wenn keine Deutschen mehr da sind (und dieses wird weder Br. Tanner noch ich erleben), so verlangt es ja wohl auch der geehrte Einsender in No. 3 nicht. Dieses „nein“ bezieht sich also zunächst auf die Worte: „mit endlichem Siege des Englischen.“ Denn deutsch-englisch wird die Synode, auch wenn der Antrag des geehrten Einsenders angenommen wird. Denn wenn die Synode einen deutsch-englischen Distrikt hat, so ist sie eben deutsch-englisch, gerade so gut, wie wenn ein Amerikaner eine Deutsche heirathet, das Kind eben deutsch-englisches oder englisch-deutsches Blut hat. Also über das Ziel sind wir uns einig.

Aber man kann sich über das Ziel einig sein, ohne daß man genöthigt ist, zu Anträgen, wie die in No. 3 gestellten, nur mit einem „ja“ antworten zu müssen. Als Ziel und als Ganzes stimme ich den Anträgen bei. In der Ordnung und in einzelnen mehr nebensächlichen Dingen nicht. Das erste ist nicht die Bildung eines „deutsch-englischen Distrikts“ (dem ich nicht abgeneigt bin, sobald als eine Anzahl lebensfähiger Gemeinden da sind). Ein Distrikt besteht aus Gemeinden und Pastoren. Deutsch-englische Gemeinden haben wir aber noch nicht, denn wir haben für das Englische noch nichts gethan. Wohl sind uns schon deutsche Gemeinden gestorben und sehr viele geschwächt worden, weil wir nichts gethan haben, aber deutsch-englisch sind sie nicht, weil noch Niemand englisch dort gepredigt hat. Die Kinder sind eben unkonfirmirt geblieben und gehen in gar keine Kirche oder haben sich lutherischen und anderen Kirchen angeschlossen. Wenn wir also von dem wirklichen Nothstand ausgehen, und darüber haben wir uns ja oben geeinigt, so ist die Ordnung folgende: 1. Gebt uns einen englischen Katechismus, 2. dann ein Gesangbuch und mit der Zeit einmal einen „Messenger of Peace,“ dann will ich es schwarz auf weiß geben, daß ich gegen die Bildung eines deutsch-englischen Distrikts durchaus nichts einzuwenden habe. Aber mit mit der Bildung eines deutsch-englischen Distrikts anzufangen, würde keinem Nothstande abhelfen, denn nicht einen Distrikt bedürfen wir einstweilen, wir wohnen ja alle in einem, sondern Bücher, die unsere Jugend lesen und verstehen kann. Auch über das Deutschbleiben der Generalsynode und über die

„deutsche Debatte" habe ich nichts zu sagen. Es liegt uns nicht an einer Machtstellung in der Synode, sondern an der Bewahrung der Seelen, die zu uns gehören, aber unsere Sprache und darum unsere Lock- und Warnungsrufe nicht mehr verstehen. Ueber das No. 5 in den Anträgen: Ausschließlich für den Gebrauch des deutsch-englischen Distrikts" könnte ich ruhig hinweggehen. Denn wenn ein Pastor, der nicht zu dem deutsch-englischen Distrikt gehörte, auch englische Seelen durch englischen Unterricht gewinnen könnte, so würde er sich wohl nicht verbieten lassen, sich zu diesem Behufe einen englischen Katechismus anzuschaffen, sondern würde sagen: „Richtet selbst, ob es vor Gott recht sei, daß wir Euch mehr gehorchen, denn Gott? Wir können es ja nicht lassen daß wir nicht (auch englisch) reden sollten von dem, was wir gesehen und gehört haben." Ich wäre also, wenn ich geheime Ziele verfolgte, gar nicht genöthigt, eine Bemerkung zu machen, aber weil ich das nicht thue, so bemerke ich, daß wir noch keine Bücher für Distrikte (nicht einmal unsere Protokolle) sondern für Pastoren und Gemeinden gedruckt haben. Ich denke, es wäre dem geehrten Einsender selbst lästig, wenn englische Personen zu ihm kämen und um Unterricht bitten würden, und er müßte sagen: „Ich kann das thun aber ich muß einen lutherischen oder reformirten Katechismus dazu brauchen, denn der unsere ist „ausschließlich für den deutsch-englischen Distrikt" bestimmt. Wenn seine Gemeinde einmal nicht mehr genug deutsche Leute besitzen würde, um Delegaten für die deutsche Conferenz zu haben, würde er sich natürlich mit der Gemeinde im deutsch-englischen Distrikte aufnehmen lassen aber es wäre ihm doch lästig, um eines halben Dutzends willen, die englischen Unterricht begehrten, sich zuerst an den deutsch-englischen Distrikt anschließen zu müssen.

Um es nochmals recht klar zu sagen, was wir wünschen, will ich es nochmals ohne Hörner und Zähne sagen: 1. Einen deutsch-englischen Katechismus. 2. Etwas später ein englisches Gesangbuch und 3. jetzt schon Pastoren, welche neben der deutschen auch der englischen Sprache so mächtig sind, um englisch zu predigen und zu unterrichten, wo es nöthig ist. 4. Wenn sich das Bedürfniß zur Wahrung der deutschen oder englischen Sprache herausstellt, einen deutsch-englischen Distrikt, der für den Anfang ohne circumscription zu sein braucht, beim Größerwerden aber der Eintheilung unterliegt, wie andere Distrikte. Ich denke, daß ich es jetzt so deutlich gesagt habe, daß Niemand mehr geheime Hintergedanken dahinter wittern soll. Was ich und manche andere wünschen, ist, daß man jetzt und zukünftig den jedesmaligen Postulaten der Gegenwart und Zeit Rechnung trage, damit „wir fechten nicht als die in die Luft streichen."

J. B. Jud.

Die Sprachenfrage

ist zwar keine künstlich gemachte Frage; aber ob sie das in Wirklichkeit ist, wozu sie im Laufe der Besprechungen geworden ist, darf billig bezweifelt werden. Zudem ist der Zweck einer jeden Erörterung in unserer Zeitschrift nicht der — oder soll es wenigstens nicht sein, — für eine einmal angenommene,

und festgehaltene Ansicht Anhänger zu gewinnen, eine Majorität zu sammeln, (das kann wohl Zweck einer Rede in einer Debatte sein), sondern der, die Frage so viel als möglich ihrer Lösung entgegenzuführen, damit die parlamentarische Erledigung durch Beschluß nicht zum Siege einer Partei, sondern zur wirklichen Lösung der Frage im Interesse der ganzen Synode werde. Dieses ist aber nur dann möglich, wenn die verschiedenen Ansichten keine unversöhnlichen Gegensätze bilden, sondern nur die beiden Seiten ein und derselben Sache sind. Sind dagegen die Gegensätze unversöhnlich, so hat jeder Compromiß nur den Werth eines Waffenstillstandes und bei aller Willigkeit zum Entgegenkommen läßt sich eben das Unvereinbare wohl durcheinander mischen, aber nicht ineinander auflösen. Würden nun die englische und deutsche Sprache ebenso nur die beiden Seiten unseres synodalen Wesens darstellen, wie etwa das lutherische und reformirte Bekenntniß die beiden Seiten des Bekenntnisses der evangelischen Kirche ausmachen, so wäre eine Sprachenfrage in unserer Synode ebenso wenig vorhanden, als bei richtiger Auffassung eine Bekenntnißfrage in dem Sinne vorhanden sein kann, daß wir uns fragen müßten, ob wir denn als evangelische Synode lutherisch oder reformirt seien. Ebenso wenig wäre eine Sprachenfrage, die irgend welche praktische Bedeutung hätte, vorhanden, wenn sämmtliche Angehörige unserer Synode die deutsche und englische Sprache mit gleicher Fertigkeit handhabten. Denn dann wären allerdings die beiden Sprachen nur die beiden sprachlichen Seiten ihres einen Gedankenlebens. Derartige Persönlichkeiten sind aber immer nur in beschränkter Anzahl vorhanden; im Großen und Ganzen sind die einzelnen auch mehr oder weniger Träger der einen oder andern Sprache. Die einen sind noch deutsch und die andern schon englisch, während auf verschiedenen Uebergangsstufen sich solche befinden, die entweder noch mehr deutsch als englisch, oder schon mehr englisch als deutsch sind. Gerade diese Letzteren sind es aber, um die sich zunächst die Sprachenfrage dreht. Daß diese der deutschen Kirche den Rücken kehren, ist weder unbegreiflich noch unverzeihlich. Ist aber diese Umwandlung eine rein sprachliche, sind die betreffenden nur in der Sprache anglisirt, während sie im übrigen unserer evangelischen Kirche völlig ergeben sind, dann ist die Sache ziemlich einfach: man vertausche nur, während sonst alles bleibt, wie es ist, die deutsche Sprache mit der englischen, und es werden diese alle unserer evangelischen Kirche oder specieller gesagt unserer evangelischen Synode erhalten bleiben. Das wird aber auch nur so lange ohne Schwierigkeit geschehen, als eben die betreffenden noch nicht ganz englisch geworden sind. Wenn aber dieses vollends eingetreten ist, dann ist die Sache doch ein wenig anders. Wir werden dann in den Synodalversammlungen Leute haben, die gar nicht mehr deutsch, und solche, die noch gar nicht englisch sind. Das wäre nun allerdings von weiter keinem Belang, wenn die eigentlichen Organe der Leitung unseres Kirchenwesens mit bischöflicher Gewalt bekleidete Persönlichkeiten wären. Denn in solchem Falle dürfte man von einem Bischof billig erwarten, daß er beide Sprachen zu handhaben verstehe, und daß er den nur englisch und den nur deutsch Redenden gerecht werden könne.

So hätten wir eine so einfache Lösung der Sprachenfrage, als sie nur gedacht werden kann, und es ist nur der eine Fehler dabei, daß dieselbe von Voraussetzungen ausgeht, die nur theilweise oder auch gar nicht zutreffen. Es wird deshalb eine solche theoretische Lösung der Sprachenfrage eben nur in geringem Grade praktisch anwendbar sein. Nun kann man aber auch in anderer Weise verfahren. Verwickelt ist die Sache, das sieht Jeder. Man lasse also einen Jeden thun, wozu er Lust hat. Wozu sich mit Erörterungen, Erwägungen von Wahrscheinlichkeiten, Entwerfen von Plänen und dergleichen quälen? Man lasse der Sache ihren Gang und das Resultat wird sich mit derselben unwidersprechlichen Gewißheit ergeben, wie das Resultat eines Baues, den man vorher nicht so genau geplant und nicht so scharf berechnet hatte. Ist man erst einmal fertig, so weiß man ganz genau, was man hat und, was es kostet. Abgesehen davon, daß unser Herr selbst ein solch unüberlegtes Handeln nicht gut heißt (Luc. 14, 28 ff.), ist noch zu sagen, daß eine solche Lösung der Sache nur dann angezeigt wäre, wenn eben der Sprachenwechsel ein reiner Naturprozeß wäre, der durch ein Eingreifen des menschlichen Handelns höchstens gestört, aber nicht geordnet werden könnte. Nun ist allerdings der Sprachenwechsel in einer Hinsicht natürlich bedingt und da läßt sich nicht viel machen. Daß wir uns aber nun deßwegen von dem Strome treiben lassen müssen, weil wir ihn nicht umkehren können, ist nur dann richtig, wenn diese Strömung nach demselben Punkt geht, der auch unser Ziel ist. Das wird aber Niemand behaupten wollen, der das Ziel unserer Synode, wie es in unseren Statuten dargelegt ist, genau ins Auge faßt. Zudem ist eben dieser Wechsel der Sprachen nicht blos Sprachenwechsel (es wechseln mit den Worten auch Begriffe, Anschauungen, Lebensgewohnheiten) und auch nicht bloßer Naturprozeß. Wie rasch oder wie langsam unsere deutsche evangelische Synode sich in eine englisch-evangelische Synode umwandelt, bei der eben nur die Sprache wechselt, sonst aber alles bleibt, hängt — wenn ein solcher Häutungsprozeß überhaupt möglich ist — doch zum größten Theil eben davon ab, wie die Synode selber sich zu einer solchen Umwandlung stellt. Auf der andern Seite ist aber das Eindringen der englischen Sprache in die Gemeinden eine unleugbare Thatsache, und es wird dasselbe um so unwiderstehlicher, je mehr man ihm entgegenkommt, oder auch nur nachgibt; kann aber auch beim zähesten Widerstand nicht verhindert werden.

Wie helfen wir uns nun hier? Sollen wir eben so lange als möglich und mit aller Kraft, die uns zu Gebote steht, die englische Sprache bekämpfen? Das ist nicht unsere Aufgabe. Sollen wir gleichgültig und unthätig zusehen? Ebenso wenig, das wäre nichts als Trägheit oder Rathlosigkeit. Oder sollen wir, um aus dem immerhin unangenehmen Uebergangsstadium herauszukommen, unsere Synode und unsere Gemeinden möglichst rasch anglisiren? Das wäre unverantwortlich. Ebenso wenig ist damit geholfen, daß wir entweder klaren Thatsachen gegenüber nicht sehen oder in idealer Betrachtung der Dinge uns über die rauhe Wirklichkeit hinwegsetzen wollen. Wohl nimmt man im Meere, auch des kirchlichen Lebens, seine Richtung von dem Stern des in der

Schrift uns vorgehaltenen Ideals, aber auf dem Wege, den man einhalten will, muß man die Brandungen vermeiden und die Untiefen umgehen, wenn man nicht scheitern oder sich festfahren will. Wohl gilt in Christo eine nur neue Kreatur; was aber eine internationale Allerweltskirche ist, das sehen wir an Rom. Die nationalen und sprachlichen Unterschiede sind zwar für das Christenthum keine feindlichen Vorpostenketten oder gar Festungswälle, aber durch göttliche Ordnung zu Recht bestehende und friedlich respektirte Grenzlinien, innerhalb deren einem Jeden das Seine zukommt. Aber mit allen diesen Erörterungen können wir eben nur sagen, was wir zu meiden, wovor wir uns zu hüten haben, nicht aber, was wir thun sollen. Das kann eigentlich nur die Erfahrung lehren. Aber die haben wir noch nicht. Also müssen wir die Sache eben einmal probiren, denn Probiren geht über Studiren. Ja wenn man studirt hat, sonst aber nicht. Ein Probiren ohne Studiren, d. h. ein ziel- und zweckloses Experimentiren in's Blaue hinein, ist da, wo man im Stande wäre, auf Grund erlangter und erreichbarer Einsicht zu handeln, ebenso unbegreiflich und unverantwortlich wie die Blindheit eines solchen, der nicht sehen will. Wenn wir nun auch selbst in Beziehung auf die Sprachenfrage keine Erfahrungen aufzuweisen haben, so haben andere Kirchengemeinschaften solche gemacht, und wir können, ehe wir selbst in's Dunkle hinein probiren, einmal ein wenig studiren. Es ist dabei allerdings weder der Ruhm der Originalität noch der der Genialität zu holen; denn wenn es gelingen sollte, auf Grund der Erfahrungen anderer richtiger zu sehen, schärfer zu urtheilen und Mißgriffe zu vermeiden, so wird man für diese bescheidene Benützung solcher Erfahrungen kein anderes Verdienst in Anspruch nehmen können als das, daß man gethan hat, was man zu thun schuldig war.

Wenn wir nun von allen den deutschsprechenden Kirchengemeinschaften absehen, die eben wesentlich und ursprünglich schon nur Zuflußkanäle oder Anhängsel englischer Kirchen sind, so wird das wohl kaum noch einer besondern Begründung und Rechtfertigung bedürfen. Ebenso wenig gehört die römische Kirche in den Kreis unserer Erörterung. Sie ist eigentlich nicht einmal international, sondern antinational, innerhalb ihrer Mauern existirt nur die Sprache eines untergegangenen Volkes und sie spricht zu den Völkern nur deshalb zuweilen in ihren lebendigen Sprachen, weil dieselben eben diese todte Sprache nicht mehr verstehen können.

Es können hier nur solche Kirchengemeinschaften in Betracht kommen, die ursprünglich deutsch waren und entweder theilweise oder überwiegend englisch geworden sind. Da steht die Generalsynode oben an. Bei ihrer Gründung im Jahre 1820 war sie noch deutsch. Sie verfaßte, wie ihre eigene Denkschrift berichtet, ihre Constitution in deutscher Sprache. „Im Jahre 1827 bereiste Dr. B. Kurtz Deutschland, um Beiträge zur Errichtung einer theologischen Bildungsanstalt für evangelische Geistliche" zu sammeln und es erschien sogar in Berlin eine Broschüre, welche über dieses Collectiren Aufschluß gab und dasselbe befürwortete. Das war also noch im Jahre 1827. Es ist aber bemerkenswerth, wie ungeheuer rasch sich der Wechsel vollzog, der

keineswegs ein bloßer Sprachenwechsel blieb und keineswegs blos durch die Unmöglichkeit, das Deutsche zu verstehen, bedingt war. „Im zweiten Viertel des gegenwärtigen Jahrhunderts schien das Deutsche am Aussterben zu sein, und man hielt es für die höchste Weisheit, sich so rasch wie möglich zu amerikanisiren.“ Diese damalige Amerikanisirung oder genau genommen Anglisirung bestand zum großen Theil auch in einer Nachäffung des Methodismus in dem sog. Neumaßregelwesen. Wie aber das so rasch gehen konnte, das erklärt uns dieselbe Denkschrift hinlänglich. „Was soll unsere Kirche sein, englisch oder deutsch? so fing man an zu fragen, da die erste Einwanderung nachließ, und ein Jeder beantwortete diese Frage nach seinen persönlichen Wünschen.“ Eine Lösung der Sprachenfrage wurde nicht für nöthig gehalten und nicht angestrebt, weil man in dem Wirrwarr so viel mehr Freiheit hatte und sich die Sache leicht und bequem machen konnte.

„Die Gemeinden sowohl wie die Prediger waren deutsch und deutsch-englisch, aber die hierzulande erzogenen wurden mehr und mehr amerikanisch gesinnt und auch die Lehranstalten wurden mit der Zeit in den Dienst der amerikanischen Zunge hineingezogen. Als die erste Einwanderung abnahm und die hiesigen Deutschen im Genuß äußerlichen Wohlstandes anfingen sich zu amerikanisiren, da geschah es, daß deutsche Schulen vernachlässigt wurden und die jüngeren Kirchenleute sich bald mit Vorliebe des Englischen bedienten.“

Fragen wir nun, welchen Gewinn die Generalsynode von jener Bewegung hatte, so ist von vornherein zu sagen, daß eine Ausbreitung der von der Generalsynode vertretenen Principien unter der von England stammenden Bevölkerung im Allgemeinen nicht stattgefunden hat, weil die Sache ja in sich selbst unmöglich war. Denn wie hätte man Dinge, die man selbst aufgab, noch ausbreiten können. Wurde nun auf der einen Seite nichts gewonnen, weil nichts da war, das man hätte gewinnen können, so ging dafür auf der andern Seite auch das, was man hätte gewinnen können, verloren, nämlich die deutschen Einwanderer der vierziger Jahre. Lassen wir wieder die Denkschrift der Generalsynode reden: „In den vierziger Jahren brach sich jedoch ein anderer Geist Bahn. Die Deutschen regten sich. Sie gründeten deutsche Schulen, deutsche Kirchen, deutsche Synoden, deutsche Zeitungen und befürworteten deutsches Wesen, und dabei konnte der hartnäckigste Widerspruch nicht ausbleiben. In diese Kämpfe ist unsere Generalsynode mit verwickelt worden. Es war das die brennende Frage von 25 Jahren (jetzt 35 d. R.) ......Unsere Generalsynode war zu jener Zeit durch und durch amerikanisirt, aber es geschieht ihr Unrecht, wenn man behauptet, sie sei dem Deutschen abhold von Herkunft und Ursprungs wegen, und es könne kein Deutscher in ihrer Verbindung eine kirchliche Heimath finden......... Für das etwa vorgekommene ungerechte und parteiische Verhalten einzelner Synoden oder Prediger gegen ihre deutschen Glaubensgenossen kann man den Generalkörper nicht verantwortlich halten. Daß sie eine englisch-redende Körperschaft ist und vorwiegend auf amerikanische Interessen Bedacht nimmt, das haben Zeit und Umstände ihr aufgenöthigt.“

Man sieht auch ohne besondere Erklärung, daß diese Umstände, sowie die

Kürze der Zeit des Uebergangs eben durch das, was man für „die höchste Weisheit" ansahe, geschaffen wurden. Allerdings war nicht von Herkunft und Ursprungs wegen die Generalsynode den in den vierziger Jahren und später einwandernden fremd, wohl aber deßwegen, weil sie ihren Ursprung und ihre Herkunft zu verleugnen suchte. Wie weit einzelne darin gingen, zeigt eine Aeußerung von Dr. Späth: „Das Organ der Generalsynode konnte so weit gehen, einen engherzigen kleinlichen Nativismus mit dem Warnungsruf aufzustacheln: „Alle unsere Seminarien, Collegien und Kirchen können eines Tages ihren rechtmäßigen Eigenthümern entrissen werden, um in die Hände der bigotten Menschen überzugehen, die eben erst von Schweden, Norwegen und Deutschland eingewandert sind."

Daß man unter solchen Umständen nicht daran dachte, sich unter der eingewanderten Bevölkerung auszubreiten, sondern dieses Feld bereitwillig den im Westen entstehenden und rasch heranwachsenden deutschen Synoden überließ, ist leicht verständlich. Man hatte durch Verleugnung seines Ursprungs eben auch die Fähigkeit verloren, seine in diesem Ursprung liegende Aufgabe zu erkennen. Erst im Jahre 1873 kam es soweit, daß in der Generalsynode eine deutsche Missionsbehörde eingesetzt wurde. Was aber hätte geschehen können, sieht man am deutlichsten aus einigen wenigen Ziffern. Im Jahre 1859 nach Aufnahme der Melanchthon-Synode zählte die Generalsynode 764 Pastoren und ihre Einnahmen für "home mission" betrugen $10,051; die Zahl der Pastoren unserer evangelischen Synode betrug in demselben Jahr 77, für innere Mission — wofür die Kasse im nämlichen Jahr errichtet wurde — waren $124 eingegangen, also etwa ebenso viele Cents als der Generalsynode Dollars zur Verfügung standen. Und doch hat bei allem dem die Generalsynode weder den Altlutheranern noch uns irgend welche nennenswerthe Concurrenz gemacht. Indem sie in Sprache und Wesen englisch geworden war, sich in jene Mischform germanischen und romanischen Wesens hineingebildet hatte, die sich im englischen Volkscharakter ausgeprägt hat, verlor sie ihre Eigenheit und damit auch die Kraft dieselbe geltend zu machen; sie war neutral geworden. Wer Augen hat, der kann hier deutlich sehen, wohin es führt, wenn man sich einfach von Wind und Strömung treiben läßt. Man kommt wohl weiter — unter Umständen sogar sehr rasch — aber zu keinem Ziel.

Aber soweit wird es mit uns nicht kommen, sagt mancher. Wir werden nicht weiter gehen als das General-Concil thut, wir lassen die Sprachen gleichberechtigt neben einander stehen. Das klingt in der Theorie ganz plausibel, wie sich aber die Sache bei ihrer praktischen Ausführung gestaltet, läßt sich im Voraus errathen und an solchen Kirchengemeinschaften, bei denen diese Gleichberechtigung Gesetz ist, nachweisen. Man mag vielleicht das Urtheil der A. E. L. Kztg., daß das General-Concil einen Keim der Disharmonie mit sich herumschleppe, der seinem Gedeihen hinderlich sei, zunächst dahin gestellt sein lassen, aber das wird man nicht leugnen können, daß, wenn es richtig ist, es in erster Linie auf die Vielsprachigkeit des General-Concils Anwendung fin-

det. Sehen wir zunächst darauf hin, wie der ehrw. Präsident des General-Concils sich in dieser Sache äußert, er sagt:

„Auf einer seiner ersten Konventionen (in Chicago 1869) hat das General-Konzil sich eingehend über das Verhältniß der Sprachen zu einander ausgesprochen. (Protok. der dritten Konvention S. 38—40.) Die deutsche Sprache wird besonders empfohlen, weil die größten Schätze unserer evangelisch-lutherischen Literatur uud unseres kirchlichen Lebens nur durch sie zugänglich sind. Es wird zur heiligen Pflicht gemacht, für den Gottesdienst in der Muttersprache zu sorgen, so lange auch nur einige Gemeindeglieder sie mit Vorliebe gebrauchen. Die Kinder sollen wie im Glauben, so auch in der Sprache der Väter auferzogen werden. Dabei zeigt aber doch die Erfahrung, daß die zweite und dritte Generation, manchmal sogar schon die erste der hier Geborenen, mit dem Englischen besser vertraut ist, als mit der Sprache ihrer Väter. Dazu kommt noch die Thatsache, daß um unsere jungen Leute her überall die andern Denominationen sich befinden, die um so eher eine Anziehungskraft auf sie ausüben werden, je weniger sie in der ihnen geläufigsten Sprache kirchlich versorgt werden. Darum sollen die deutschen und skandinavischen Gemeinden darauf sehen, daß das nachwachsende Geschlecht ja nicht um der Sprach-Differenz willen der Kirche ihrer Väter entfremdet werde, sondern vielmehr derselben erhalten bleibe. Wo darum die Muttergemeinde nicht selbst für englischen Gottesdienst sorgen kann, da sollen diejenigen, welche die Predigt des göttlichen Wortes in der Väter Sprache nicht mehr verstehen, ohne Schwierigkeiten an englisch-lutherische Gemeinden übertragen werden. Allen Pastoren und Gemeinden wird es dringend ans Herz gelegt, daß sie in der Einigkeit unseres gemeinschaftlichen lutherischen Glaubens fest zusammenstehen und keine sprachlichen Differenzen hindernd und störend in den Weg treten lassen, wo es sich darum handelt, das große Ziel zu erreichen, das Gott unserer evangelisch-lutherischen Kirche in diesem Lande vorgesteckt hat.

Im Geiste dieser nüchternen und gesunden Anschauungen ist Gott sei Dank bis heute im wesentlichen die Sprachenfrage im General-Konzil behandelt worden, wenn auch der alte Adam nationaler Besonderheit und Einseitigkeit bald da, bald dort einmal sein Haupt erheben will. Es wird ja unter allen Umständen und zu allen Zeiten viel Geduld, Vertrauen, zarte Rücksicht, feinen Takt und feste Glaubenseinigkeit erfordern, daß die durch Sprache, Nationalität und Erziehung so verschiedenen Elemente, wie das deutsche, skandinavische und englische, in einem solchen Kirchenkörper recht harmonisch zusammenstehen und anstatt einander Aergerniß zu geben und an einander irre zu werden, eines das andere reize und ermuntere zur Aneignung alles Guten, was das andere hat. Eine besondere Aufgabe wird es da für die Deutschen und Schweden sein, das Eigenthümliche des anglo-amerikanischen Charakters verstehen und richtig schätzen zu lernen. Das ist gewiß, daß es dem Amerikaner besonders schwer wird, das Mysterium kindlich gläubig zu erfassen und, wenn man so sagen darf, ins innere Heiligthum lutherischen Glaubens mit innigem Verständniß und rechter Empfänglichkeit einzugehen. Sein aufs Aeußere gerichteter, praktischer Sinn befähigt ihn von Natur mehr zum Handeln, zum frischen kräftigen Dreingreifen, als zum Lernen und Lehren, zum geduldigen, ausdauernden Hören Forschen. Lehrfragen an sich, ohne eine lebendige Beziehung aufs Leben, auf die Gegenwart, ohne eine gleichsam mit Händen zu greifende praktische Bedeutung, haben in der Regel für ihn weniger Anziehungskraft. Darum ist er in Gefahr, auch wo ihn die Liebe zur Wahrheit und die Anhänglichkeit an die Kirche der Reformation zum rechten Bekenntnißstandpunkt gebracht hat, doch mehr oder weniger mit einer äußerlichen Anerkennung der betreffenden Glaubenssätze zufrieden zu sein, ohne sie innerlich durchdrungen und lebendig angeeignet zu haben. Er mag geneigt sein, seinen Eifer um das Haus des Herrn eher noch in der Einrichtung gewisser gottesdienstlichen Ordnungen und Formen (im Kultus) zu zeigen, als daß er ihn in eingehender und erbaulicher Lehrpredigt bewährte und bezeugte."

Eine sprachliche Trennung mußte auf wenigstens einem Gebiete ausgeführt werden, nämlich gerade da, wo die sprachliche Neutralität sich als be-

sonders abstumpfend und lähmend gezeigt hatte, auf dem Gebiete der inneren Mission. Darüber heißt es:

„Bei der zweiten Convention in Pittsburg wurde von einem das Jahr zuvor bestellten Comite ein eingehender Bericht über die ungeheure Aufgabe der einheimischen Mission und ein umfassender Plan zur Betreibung des Werkes vorgelegt......... Zum Betrieb des uns auferlegten ungeheuren Werkes forderte das Comite für's erste Jahr die Summe von wenigstens $10,000. Aber es gelang ihm nur einen kleinen Bruchtheil dieser Summe aufzubringen. Es fehlte offenbar auf Seiten der Kirche an richtiger Werthschätzung der Aufgabe, um die es sich handelte. Jahre lang kam dieselbe Klage über Theilnahmlosigkeit gegen dieses wichtige Werk. Da wurde, der früheren Centralisation des ganzen Werkes gegenüber vor einigen Jahren ein neuer Weg eingeschlagen. Die Missionsfelder wurden nach Sprachen und Nationalitäten getheilt.........

Gewiß haben die schon jetzt erzielten Resultate, obwohl sie nur ein kleiner Anfang sind, die neue Eintheilung des einheimischen Missionsgebietes unwiderleglich gerechtfertigt...... Darüber kann kein Zweifel sein, daß das Missionswerk des General-Concils auf die Mission unter der eingewanderten Bevölkerung (also unter Deutschen und Skandinaviern) gegründet sein muß. Ohne das wäre all unser englisches Missionswerk ein Luftbau ohne solide Grundmauern. Die an den Eingewanderten versäumte Arbeit läßt sich an den hier geborenen Generationen nicht nachholen."

In Beziehung auf das Verhältniß des General-Concils zu seinen einzelnen Theilen wird gesagt:

„Es fehlt vielfach an der lebendigen Beziehung zwischen dem Haupt und den Gliedern zwischen General-Concil, Distrikts-Synoden und Gemeinden. Die auf unseren Conventionen besprochenen Grundsätze und Ueberzeugungen dringen zu wenig in die weiteren Kreise ein. Sie mögen allmälig, wenn auch nur langsam, das Eigenthum der jeweiligen Delegaten werden, aber da diese vielfach von Jahr zu Jahr dieselben sind, bleibt die direkte Wirkung des General-Concils oft nur auf einen kleinen Kreis beschränkt."

Wenn in dem oben angeführten Abschnitt auf die schwierige Aufgabe, das Eigenthümliche des anglo-amerikanischen Charakters verstehen zu lernen, hingewiesen wird, wenn zwischen die sich reibenden Theile das Oel der Ermahnung zum Hinwegsehen über sprachliche Differenzen gegossen wird, so ist das ganz gewiß löblich, aber doch auch ein Beweis dafür, daß eine solche Reibung vorhanden ist, die eben hier, gerade so wie überall, gemildert werden muß, wenn nicht das Ganze zu Grunde gehen soll. Wie stark aber unter Umständen die nationale und sprachliche Verschiedenheit sich geltend macht, das können wir am besten aus dem Luth. Kirchenblatt entnehmen, das man deutscherseits zum deutschen Organ des Generals-Concils zu erheben versucht hatte, aber ohne Erfolg. (Vgl. Theol. Ztsch. 1884, Seite 300). Dasselbe sagt:

„Aber nun droht (ja ist vielmehr schon da) den deutschen Gemeinden ein gewaltiger Sturm, der nicht bloße Folge des natürlichen Ganges der Dinge, sondern ein Zeichen dieser Zeit ist, und der ihnen ihren kirchlichen Wohlstand sammt aller ihrer Freude bald rauben wird, wenn nicht Eltern und Lehrer mit vereinten Kräften dagegen arbeiten. Man fängt fast allgemein an (oder besser gesagt, man ist schon mitten darin), besonders in den Städten, die Kinder ganz in der englischen Sprache zu erziehen und für den deutschen Gottesdienst unverantwortlich zu vernachlässigen......... Wenn man die Jugend gut englisch lernen läßt, so kann kein Vernünftiger etwas dagegen sagen — ihre zeitliche Wohlfahrt in diesem Lande macht es nothwendig; aber sie ganz dem deutschen Gottesdienst und Elemente entziehen, setzt eine Religionsgleichgültigkeit voraus, die sicherlich auffallend ist.........

Viele eurer Kinder verlieren aber auch ihre lutherische Kirche und die Kirche sie. Schüttelt den Kopf nicht, meine Brüder! laßt mich ausreden. Gesetzt: sie gehen zur englischen Kirche über — und das ist in abertausend Fällen schon geschehen und wird noch geschehen. — Wenn sie nur zu englisch-lutherischen Gemeinden sich hielten, oder solche gründeten, wo noch keine vorhanden sind; aber sie lassen sich nur zu leicht von ihrem Umgang, ihren Gefährten bewegen und folgen ihnen, schließen sich den Presbyterianern u. s. w. an......... Ich selbst habe eine Familie in meiner Gemeinde mit fünf Kindern. Die Mutter ist unserer lutherischen Kirche treu geblieben; von ihren fünf Kindern aber besucht jedes eine andere Kirche, leider aber nicht ein einziges die englisch-lutherische; und das ist nicht die einzige Familie in meiner Gemeinde, deren Kinder unserer Kirche den Rücken gekehrt haben........

Die Synode von Pennsylvanien...... war größtentheils englisch geworden, deshalb sagte auch Dr. S. in der heurigen Synode, als ein Bruder sein Aufnahmegesuch damit begründete: er möchte gerne Glied einer deutschen Synode sein, ganz treffend: „In eine deutsche Synode, wo unter 1000 Wörtern ein deutsches gesprochen wird? Ich sage dies deutsch, aber es ist so." Ebenso ist es in den Conferenzen: die deutschen Brüder müssen sich dem Englischen accommodiren; befindet sich nur ein Bruder darunter, der die englische Sprache nicht versteht — ich kenne deren mehrere — so sitzt er wohl bei den Verhandlungen, aber wie?"

Darüber spricht sich ein Pastor aus Ohio aus:

„Eines ist es, was mich immer sehr betrübt, nämlich, daß ich hier so abgeschlossen bin und an keiner Conferenz theilnehmen kann, weil in unserer Synode alles in englischer Sprache verhandelt wird. Wenn ich zu den Versammlungen gehe und da sitze volle acht Tage lang und verstehe dabei kein Wort, so weiß ich ebenso viel am Ende wie am Anfang, nämlich nichts."

Daß dann dieser Pastor die Bildung einer deutschen Conferenz befürwortet, wird Jeder leicht begreifen.

Ein anderer Einsender im selben Blatte sagt:

„Es ist gewiß ein gutes Ding, Predigtamts-Candidaten aus dem alten Vaterland zu erhalten, aber wenn dieselben Kirchenkörpern zugewiesen werden, wo man nur englisch parlamentirt, so fühlen sich dieselben wie verlorene Schafe. Auch die Delegaten deutscher Gemeinden sind nicht immer im Stande solchen Verhandlungen zu folgen, ja es gehört schon überhaupt eine gute Kenntniß der englischen Sprache dazu, um überall hin sich orientiren zu können."

Wie schwerfällig eine vielsprachige Behandlung mancher Dinge ist, erfahren wir auch aus demselben Blatte:

„Von den vielberegten Formularen für Amtshandlungen wurde das Taufformular, das in deutscher Bearbeitung vorlag, durchgesprochen, wenn auch ohne daß ein endgültiger Beschluß darüber gefaßt wurde......... Fahren wir in demselben Stil und Tempo bei all den andern Formularen fort, so dürfte noch manches Jahr in's Land gehen, ehe eine Agende des General-Concils, von allen Gliedern approbirt, in allen Sprachen des Concils erscheinen wird.........

Wir haben gar keinen Zweifel, daß bei weiterer Berathung es sich immer klarer und bis zur Evidenz herausstellen wird, wie nothwendig es sei die projectirte Agende, in der Hauptsache ja für alle drei Hauptsprachen des General-Concils gleich, aber in einzelnen Punkten doch die deutsche, die englische und die schwedische dem besondern Nationalcharakter und den volksthümlichen Eigenheiten gemäß und entsprechend zu haben. Das ist ja denn auch in keiner Weise ein Auseinandergehen, eine Separation, sondern vielmehr ein berechtigtes Zugeständniß dem unverkennbar nothwendigen Spielraum für die nationale Individualität gemacht. Die Vorenthaltung eines solchen Zugeständnisses, wodurch kein Schaden angerichtet, sondern nur aus der Noth eine Tugend gemacht

wird, möchte vielleicht zu unliebsamen Conflicten führen. Eine genau in allen Einzelnheiten wörtlich übereinstimmende Agende für alle drei Sprachen würde am Ende zur unerträglichen Zwangsjacke für zwei davon werden müssen."

Wie sehr die Sprache auch die Scheidelinie für verschiedenartige Anschauungen ist, zeigt die Art, wie sich das Luth. Kirchenblatt über den Theol. Ztschr. 1884, Seite 300 angeführten Vorfall ausspricht:

„Auf's Tiefste zu beklagen ist die verwerfliche Praxis, daß noch immer Glieder des General-Concils in irgend welchen Sektenkirchen des Ortes, wo der Körper sich versammelt, predigen...... Es ist eine solche Weise meistens nur eine amerikanische Höflichkeitsform von mehr als fraglicher Berechtigung. Der Ortspastor hat ohnehin die größte Schwierigkeit sich von aller Gemeinschaft mit den Secten, besonders auch bei Begräbnissen, frei zu halten — nun reißen Prediger des General-Concils in einem Tag, in einer Stunde, die mühsame Arbeit von Jahren nieder. Denn die Gemeindeglieder und die schlichten Leute machen da keine feinen Unterschiede, noch ziehen sie alle zu Grunde liegenden Umstände in Betracht — ihnen genügt die Thatsache, daß lutherische Pastoren, und noch dazu officielle Vertreter der lutherischen Kirche Amerikas, Delegaten des General-Concils, in der presbyterianischen Kirche, auf der presbyterianischen Kanzel gepredigt haben. Denken wir nur daran, welche Behandlung der von der gesammten Delegation der Michigan-Synode und vom Ortspastor unterzeichnete Protest......erfuhr. Man war in der Eile und ohne Lust, auf die überdem unliebsame und unbequeme Materie einzugehen. „Auf den Tisch gelegt" — damit also nicht einmal in's Protokoll aufgenommen, und somit stillschweigend ohne Sang und Klang aus der Welt geschafft wurde, das, was einer Anzahl würdiger und erprobter Männer das Gewissen bedrückte und das Herz tief verwundet hatte! Von der parlamentarisch gestatteten und angerathenen Maßregel, gegen solche Allegretto-Erledigung zu protestiren, wurde schließlich tief verletzt und entleidet Abstand genommen, in der ausgesprochenen Erkenntniß, daß damit nichts gewonnen, sondern doch nur zu Papier gebracht werde, was auf dem Papier bleibe."

Es bedarf wohl keines besondern Nachweises mehr, daß eine Gleichberechtigung der Sprachen höchstens auf dem Papier ihre Stelle findet, in Wirklichkeit aber nur den Kampf des einen oder andern Elementes um die Herrschaft über das Ganze verdeckt. Sehen wir nur zu, wie im Lutheran die bedeutende Stärkung des deutschen Elementes im General-Concil beurtheilt wird, die durch die Kropper Anstalten in Aussicht steht. Man sollte doch denken, daß dieselbe ohne allen Rückhalt freudig begrüßt würde. Aber das liest sich beinahe so, als ob man über die Stärkung eines Gegners sich ausspreche. Es heißt da:

„Dem augenblicklichen Bedürfniß des deutschen Lutherthums wird durch diesen ausländischen Zuschuß sehr bedeutend abgeholfen. Es fragt sich jedoch, ob dies das Beste sei, was die Deutschen für das Lutherthum in Amerika thun konnten. Dies von Deutschland herübergebrachte Element, mag es noch so trefflich und geistlich bedeutend sein (however proficient and spiritually efficient), ist deutsch und bleibt deutsch. Gewinnt man auf diese Weise ein Ministerium für die Zukunft? (Aber für die Gegenwart gewinnt man ein solches, das im General-Concil — vgl. Theol. Ztsch. 1883, Seite 141 — hochnöthig zu sein scheint. D. R.) Behält man bei einem solchen Ministerium weislich den Uebergangsproceß im Auge, der sich beständig auch in deutschesten Gemeinschaften vollzieht? Ist es nicht eine Thatsache, daß jede deutsche Gemeinde in einer einzigen Generation ein sehr amerikanisirtes Element hat, und daß es anderer Mittel bedarf als der deutschen Sprache, um es zu halten?

Dazu macht Lehre und Wehre die Bemerkung:

„Kann man vielerorten ein gewisses „Element" nur durch das Medium der englischen Sprache bei der Kirche der Reformation erhalten, so ist es die heilige Pflicht

der einzelnen Gemeinden und der Synoden, für englische Predigt und Prediger zu sorgen. Es wäre unverantwortliche Starrköpfigkeit, wenn Jemand aus Vorliebe für die deutsche Sprache sich der Bildung englisch-lutherischer Gemeinden widersetzte, obwohl offenbar nur so ein Theil der Kinder unserer Kirche bei derselben erhalten werden könnte. Das kann nicht ernstlich genug betont werden. Wir müßten hier tamulisch predigen, wenn's nöthig wäre......... Die Jugend ist hauptsächlich deshalb so bald zu Secten gegangen, weil sie überhaupt nicht in der lutherischen Lehre erzogen worden ist. Es wird doch Niemand im Ernst behaupten wollen, daß die Jugend in der lutherischen Lehre erzogen werde, wenn sie die ganze Woche die public-schools besucht, um am Sonntag vielleicht eine Stunde in der Sonntags-Schule im Glauben der Eltern unterwiesen zu werden. Wenn der Schreiber sagt: Es bedarf anderer Mittel als der reinen deutschen Sprache, um die Jugend bei der Kirche zu erhalten, so möchten wir dem Satze den andern gegenüberstellen: Es bedarf anderer Mittel als der englischen Sprache, um die Jugend bei der Kirche zu erhalten. Wenn die lutherische Kirche des Ostens — deutscher oder englischer Zunge — nicht für lutherische Wochenschulen sorgt, so wird sie ihre Jugend nicht bei der lutherischen Kirche erhalten, sondern größtentheils an die Secten verlieren ..... Es ist gewiß Pflicht der lutherischen Kirche, dort überall für die Gründung englischer Gemeinden zu sorgen, wo nur auf diese Weise ihre eigenen Kinder der Kirche behalten werden können. Aber man hüte sich auch gar sehr künstliche Bedürfnisse zu schaffen. „Daß die Kinder unserer deutschen Familien sich stark amerikanisiren" — das heißt vor allen Dingen die englische Sprache annehmen, ist gewiß „keine Sünde;" aber ebenso wenig ist es Sünde und jedenfalls natürlicher, wenn die Kinder unserer deutschen Familien sich der deutschen Sprache bedienen und die deutsche Sprache festhalten. Sie sind dabei ebenso gute Amerikaner."

Im Kirchenblatt der Jowa-Synode wird unter den Punkten, die in Folge des Antrages eines Distrikts auf Anschluß der Synode an das General-Concil zu erwägen seien, auch die Sprachenfrage genannt. Es heißt dort:

„Man wird sich die Frage vorzulegen haben, was denn unsere Synode von einer Verbindung mit dem Generalconcil für einen Nutzen haben wird, namentlich wenn sie nicht im Stande ist, sich auf den Versammlungen auch ordentlich vertreten zu lassen. Es kann ja nicht außer Betracht gelassen werden, daß unsere Synode dem Haupttheil des Generalconcils so ferne gerückt ist, daß die Pflege und Bethätigung der Gemeinschaft ihre Schwierigkeit haben wird. Und ob wir, um einen etwas zarten Punkt nicht ganz unberührt zu lassen, mit dem in mancher Hinsicht so ganz anders gearteten englisch-amerikanischen Element, das im Generalconcil fast überwiegt, uns recht zusammenfinden und im Frieden zusammengehen und zusammenarbeiten könnten, ob wir nicht ein störendes Element auf den Versammlungen sein würden, möchte wohl auch mit in Betracht zu ziehen sein. Niemand könnte es uns mit Recht verargen, wenn unsere Synode aus derartigen Gründen von einer organischen Verbindung noch abstehen zu müssen glaubte und ihre Gemeinschaft mit dem Generalconcil auch fernerhin nur in freier Weise zu bethätigen suchen würde."

Nun könnte man immerhin sagen, daß das Lutherthum mit der deutschen Sprache so enge verwachsen sei, daß dieselbe im Interesse der lutherischen Theologie mindestens ebenso gepflegt werden müsse, wie die griechische und hebräische Sprache im Interesse der biblischen Theologie. Aber die Elemente unseres Bekenntnisses sind auch deutsch und ihre theologische Verarbeitung war auch deutsch, und es läßt sich unser Bekenntniß ohne die Kenntniß dieser Theologie so wenig voll und ganz verstehen, als das Vaterunser sich in seinem ganzen Umfange und in seiner ganzen Tiefe ohne das Neue Testament erfassen ließe.

Aber nicht blos die Lutheraner sprechen sich in dieser Weise aus. Der

„Fröhliche Botschafter," das Organ der Vereinigten Brüder, sagt mit Bezug auf die Aeußerung eines Methodistenpredigers, „daß die deutschen Vereinigten Brüder sich bald auflösen würden, dieweil ihre Kinder und jungen Leute Englisch werden":

„Dieser hätte, so er vor zwanzig und mehr Jahren gelebt hätte, damals die nämliche Prophezeiung, die aber heute noch nicht erfüllt ist, hören können. Das ist schon ein ganz altes Lied und doch klingt die deutsche Zunge noch in unseren Gemeinden...... Vor vielen Jahren sagte man das besonders von Pennsylvanien, aber auch dort stirbt das Deutsche noch nicht so bald aus.

Es ist wahr, die jungen Leute sprechen lieber und besser englisch als deutsch. In der Schule haben sie englischen Unterricht und ihre meiste Umgebung ist englisch. Man sollte sie aber mehr ans Deutsche halten, als gewöhnlich geschieht. Aber laß unsere jungen Leute echt deutsch bekehrt werden, dann halten sie sich auch zur deutschen Gemeinde. Hie und da findet man junge und auch alte Leute, die...... meinen, das Englische sei höher und besser als das Deutsche, und deßwegen gehen sie zu englischen Gemeinden.......

Immerhin ist es uns am liebsten, daß wir unsere jungen Leute bei der deutschen Gemeinde behalten, und das wollen und können wir ganz gut, so wir es recht anfangen, und sie auch lieber englisch sprechen, als deutsch. Es ist nicht die Sprache, was sie zur englischen Gemeinde gehen macht, sondern ganz andere Dinge. Dann und wann hört man junge Leute sagen, sie verständen das englische Predigen besser als das deutsche.......

Die deutschen Gemeinden, die wir verloren, haben wir nicht der Sprache wegen verloren. Aber wahr ist, wenn wir unsere Kinder nicht deutsch lehren oder uns nicht so viel um sie bekümmern, als die Englischen, dann ist es leicht möglich, daß sie uns verlassen und zu ihnen gehen......... Unsere betenden jungen Leute bleiben meistens bei uns, und diese sind's besonders, womit wir unsere Gemeinden aufbauen müssen. Und weil wir noch auf gründliche Bekehrung dringen und noch gründlich bekehrte und betende junge Leute in unsern deutschen Gemeinden haben, so wird's noch lange dauern, bis wir deutsche Vereinigte Brüder ausgestorben und aufgelöst sind."

Auch die deutschen Presbyterianer, von denen man doch als selbstverständlich annehmen könnte, daß sie ihren Nachwuchs für die englischen Presbyterianer erziehen würden, wollen das nicht thun. Ihr Organ, der „Deutsche Evangelist," sagt:

„Im Januarheft der Theologischen Zeitschrift wird von P. Jud dem englischen Katechismus der unirten Kirche sowie deren stufenweiser Verenglischung recht plausibel das Wort geredet. Und doch möchten wir ihm nicht beistimmen, sondern es mit für eine Aufgabe der deutschen Kirche erklären, nach Kräften die deutsche Sprache zu erhalten.

Wir unterrichten z. B. seit zehn Jahren unsere Confirmanden ausschließlich deutsch und finden es durchaus thunlich und praktisch. Die Hauptsache ist aber die: so lange Deutsche einwandern, müssen deutsche Gemeinden bestehen, das ist unleugbar. Sollen dieselben aber immer klein, arm, bettelhaft sein? Von Gnaden amerikanischen Hilfgeldes leben? Dazu sind sie aber gezwungen, wenn man ihnen nicht gestatten will, sich aus ihren eigenen Kindern heraus zu bauen. Solche Gemeinde könnte weder einen Pastor bekommen, noch ihn erhalten, wäre überhaupt eine todte Gemeinde, deren Glieder sich nie wohl fühlen könnten, denn es fehlte das Entwicklungsmotiv gänzlich."

Ja sogar in unserer eigenen Synode ist die Sprachenfrage schon einmal aufgekommen, und zwar schon vor mehr als 35 Jahren. Wie man damals darüber dachte, das entnehmen wir aus dem im Jahre 1871 erschienenen Lebensbild des sel. Pastor Rieger. Dort heißt es Seite 65:

„Riegers Wirksamkeit für das Seminar vollendete die Veränderung, welche mit seiner Ansicht über deutsche Sprache und deutsche Kirche vorging. Als Rieger nach Amerika

kam, dachte Niemand daran, daß man in 50 Jahren in Amerika noch deutsch sprechen würde, und die allgemeine Ansicht war, daß die deutsche Kirche nach und nach in die englische übergehen werde. Ein Umschwung der öffentlichen Meinung trat erst von 1848 an mit der reißend überhand nehmenden Einwanderung ein und mit dem überraschenden Wachsthum der deutschen Gemeinden an Größe und Zahl. So war es nicht befremdlich, daß Rieger es für das gerathenste gehalten, nach und nach mit den englischen Christen sich zu verbinden, zumal er gerade unter diesen treffliche Männer kennen gelernt hatte. Mancher machte ihm den Vorwurf, er sei mehr Amerikaner als Deutscher und wolle Alle amerikanisiren. In diesem Umfang war der Vorwurf ein ungerechter, aber das war richtig, daß Rieger dem Deutschthum „keine Zukunft" verhieß. Doch schon auf seinen Reisen als Kolporteur wurde er inne, theils, daß die Zahl der Deutschen viel größer sei, als er vermuthet, theils, daß dem englischen Kirchenwesen doch das deutsche Gemüth fehle und dieser Mangel eine Scheidewand bilde, die nicht sobald fallen werde. Seitdem fing er auch an, dem Deutschthum sich wieder mit warmer Liebe zuzuwenden und mehr deutsche Bücher als englische zu lesen. Dieser Umschwung vollendete sich durch seine Wirksamkeit für das Seminar. Das Seminar hätte kein so schnelles Aufblühen gehabt, wenn nicht die englischen Freunde des Evangeliums es so kräftig unterstützt hätten. Aber — sie sprachen auch immer wieder den Wunsch aus: amerikanisirt euch; bringt eure Gemeinden zu unseren Kirchen. Laßt den Friedensboten in deutscher und englischer Sprache drucken und ertheilt den Unterricht im Seminar in englischer Sprache. Viel wurde darüber verhandelt und gerade diese Verhandlungen überzeugten Rieger, der alles nüchtern und besonnen zu überlegen pflegte, daß es Pflicht sei, treu zur deutschen Sprache und Kirche zu stehen und jenem Ansinnen endlich ein entschiedenes „Nein" entgegenzustellen. Er selbst brachte ihnen dies Nein*, denn jede Ueberzeugung ging bei ihm alsbald in entsprechendes Thun über und er selbst machte seitdem die jungen Leute immer aufs Neue aufmerksam auf die Schätze der deutschen Wissenschaft und der deutschen Kirche. Wir wollen nicht unterlassen, zu erwähnen, daß die englischen Freunde weitherzig genug waren, auch nach diesem Nein das Seminar noch zu unterstützen, so lange es dessen bedurfte wie der Erfolg dieser sowie der letzten Collectenreise, die Rieger für das Seminar unternommen, bewiesen."

Die Geschichte unserer Synode seit jener Zeit hat unwiderleglich bewiesen, daß damals die Entscheidung das Richtige getroffen hatte, und wenn wir keine andere Absicht hätten, als die, dem englischen Katechismus und allem, was dazu gehört, ein non possumus entgegen zu stellen, dann wären wir am Ziele, und die Frage ließe sich wieder vorerst einmal auf unbestimmte Zeit vertagen. (Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen über die Gemeindeschule.

(Eingesandt von H. Säger.)

(Fortsetzung.)

Zu den wesentlichen Erforderniſſen einer guten Gemeindeschule gehört auch, wie am Schlusse der vorigen Betrachtung gesagt wurde, eine zweckmäßige äußere Einrichtung der Schule, wovon jetzt die Rede sein soll. Sie betrifft das Schulzimmer, den Lehrapparat, die Classification der Schüler, den Lectionsplan, die Schulverzeichnisse, die Aufnahme, Versetzung und Entlassung der Schüler, die Schulprüfung und die Ferien.

Das Schulzimmer ist der Form nach am zweckmäßigsten, wenn es ein Rechteck bildet, dessen Breite etwa drei Viertel seiner Länge beträgt. Die

---

* Auf einer Collectenreise im Jahre 1850, bei der er in Norwalk, Conn., erkrankte. D. R.

Höhe und überhaupt die Geräumigkeit desselben muß der Art sein, wie sie für die Gesundheit des Lehrers und seiner Schüler erforderlich ist. Die Fenster des Schulzimmers sollen womöglich zur Rechten und Linken der für die Schüler bestimmten Plätze angebracht sein.

Zum Lehrapparat gehören zunächst die für die Schüler bestimmten Tische und Bänke. Die Einrichtung, wo je zwei Schüler einen Tisch und eine Bank einnehmen, wie dieselbe in den hiesigen öffentlichen Schulen und auch in manchen Gemeindeschulen stattfindet, ist zur Förderung des Unterrichts und namentlich der Disciplin von besonderem Nutzen. Auch geräumige Gänge zu beiden Seiten der Schulbänke, sowie zwischen den einzelnen Bankreihen, und auch ein besonders geräumiger Platz der Front entlang, vor dem Pulte des Lehrers, zur Aufstellung einzelner Classen, sind zur guten Einrichtung des Schulzimmers erforderlich. Die nöthigen Wandtafeln, die in neuerer Zeit auf den getünchten Seitenwänden des Schulzimmers sehr praktisch angebracht sind, dürfen nicht fehlen. Ein Globus und Wandkarten, am besten solche ohne Namen (outline maps), sind erforderlich. Auch Tabellen zum Lautiren, Buchstabiren und Lesenlernen und ein sogenannter Rechnenapparat für die Unterklasse, der dazu dient den Schülern das Zählenlernen und den Begriff des Zehnersystems klar zu machen, sind sehr zu empfehlen.

Ueber die Classification der Schüler mögen folgende Bemerkungen am Platze sein. Nicht nur der Ordnung wegen, sondern auch vorzüglich um einen stufenweise fortschreitenden und gründlichen Unterricht ertheilen zu können, ist es durchaus erforderlich, daß die in der Schule zu unterrichtenden Kinder gehörig classificirt, d. h. in Abtheilungen gebracht werden. Nicht ist hier die gänzliche Sondirung der Knaben von den Mädchen gemeint, welche nach dem Urtheile der erfahrensten Pädagogen unnöthig sein dürfte. So denken wir ferner auch nicht an eine Abtheilung der Kinder nach ihrem Alter, welche mehr schädlich als nützlich sein möchte. Wir denken vielmehr nur an eine Abtheilung der Kinder nach ihren Fähigkeiten und Kenntnissen. Die sogenannte getheilte oder mehrclassige Schule, die aus zwei, drei oder vier Classen besteht, von ebenso viel Lehrern bedient, hat hierin vor der ungetheilten oder einclassigen Schule, wo sämmtliche Kinder, vom ältesten an bis zum jüngsten, nur von einem Lehrer unterrichtet werden, einen bedeutenden Vorzug, indem dadurch der Unterricht, sowie auch die Disciplin nicht nur erleichtert, sondern auch gefördert wird. Ueber die Classification der Schüler in den einzelnen Classen einer getheilten Schule und insonderheit in einer ungetheilten Schule ist Folgendes zu bemerken:

Man bringe die Kinder in nicht gar zu viele Classen oder Unterabtheilungen, weil dadurch, statt Ordnung zu befördern, Unordnung hereingeführt und weil dabei die Thätigkeit des Lehrers zu sehr zersplittert wird. Am zweckmäßigsten ist es, die Kinder in zwei, höchstens drei Classen, und sodann wieder, jedoch nur bei einzelnen Gegenständen des Unterrichts, z. B. beim Rechnen, jede Classe in zwei Ordnungen zu theilen. Bei dazu geeigneten Gegen-

ständen, wie z. B. beim Religionsunterrichte und beim Unterrichte im Gemeinnützlichen, als Geographie, Naturgeschichte u. s. w., sollten alle Schüler nur eine Classe oder Ordnung bilden. Auch nehme man nicht zu oft Veränderungen in diesen Abtheilungen vor und lasse solche nur bei den halbjährlichen, oder jährlichen Versetzungen stattfinden. Für jede Classe oder Ordnung ist ein festes Classen- oder Ordnungsziel zu bestimmen, welches Ziel erst erreicht sein muß, ehe sie in die nächstfolgende höhere Classe oder Ordnung hineinkommt.

Der Lectionsplan, welcher die Vertheilung der Lehrgegenstände auf die einzelnen Lehrstunden enthält, soll die Thätigkeit des Schülers während der täglichen Unterrichtszeit bestimmen und ordnen. Ein Lehrer, der ohne Lectionsplan unterrichten wollte, würde bald eine große Unordnung in seiner Schule wahrnehmen. Ein solcher Unterrichtsplan muß aber mit Umsicht und Nachdenken abgefaßt und nach den Bedürfnissen der Schüler eingerichtet sein. Bei der Bestimmung der auf die einzelnen Unterrichtsgegenstände zu verwendenden Zeit lasse man sich nicht durch eigene Vorliebe für einen Gegenstand, sondern durch die Wichtigkeit desselben, auch nicht durch die Neigungen der Schüler, sondern durch den Hinblick auf das künftige Verhältniß derselben leiten. Die Gegenstände, welche in dem Lectionsplane vorkommen, sind theils feststehende, das ist solche, welche immer unverändert in demselben bleiben müssen, wie z. B. Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen; theils wechselnde, das ist solche, mit welchen vierteljährlich oder halbjährlich abgewechselt werden muß, wie z. B. Geographie, Naturgeschichte und Naturlehre.

Zu den Schulverzeichnissen gehört zunächst das Schulregister oder Hauptbuch. In dieses wird jedes Kind nach Vor- und Zunamen eingetragen, und wird dasselbe zur leichteren Uebersicht nach dem Alphabete angelegt. Zugleich kann dieses Schulregister, wenn nöthig, so eingerichtet sein, daß die Quittung des von den Schülern monatlich, oder vierteljährlich zu entrichtenden Schulgeldes damit verbunden ist. Außer dem Hauptbuche erfordert eine gut geordnete Schule auch noch die Absentenliste und eine Liste über Fleiß und Betragen der Kinder. In der Absentenliste werden täglich einmal oder zweimal die anwesenden und fehlenden Kinder durch bestimmte Zeichen angemerkt. In der Liste über Fleiß und Betragen werden monatlich, oder vierteljährlich die von dem Lehrer über die Fortschritte und das Betragen der Schüler gemachten Bemerkungen eingetragen. Diese Liste muß bei Versetzungen und Censuren als Norm dienen.

Aufnahme, Versetzung und Entlassung der Schüler.

Was die Aufnahme neuer Schüler, namentlich in Beziehung auf die Kleinen oder Anfänger, betrifft, so ist es wünschenswerth, daß solche Aufnahme jährlich nur einmal, höchstens zweimal, also jährlich oder halbjährlich stattfindet, damit der regelmäßige Fortschritt im Unterrichte nicht durch zu viele Unterabtheilungen gehindert wird. Gut und schön ist es, wenn

der Lehrer dahin zu wirken sucht, daß die Eltern, Vormünder und Pfleger selbst die neuen Schüler ihm zuführen, und zwar rechtzeitig, vor dem Beginne der Schulstunden.

Jetzt einige Andeutungen über die Versetzung der Schüler. Die Schüler können den Platz, welchen sie beim Eintritt in die Schule, oder in die Classe erhalten, nicht für ihre ganze Schulzeit so behalten, daß sie in der Reihenfolge der Schüler mit dem Alter hinaufwärts rücken; wenigstens würde dies höchst unzweckmäßig sein. Vielmehr müssen die Schüler von Zeit zu Zeit versetzt werden, d. h. es muß ihnen zufolge ihrer Fortschritte und ihres Betragens ein anderer Platz angewiesen werden. Die Versetzung der Schüler aus einer Classe in die andere (Classen- oder Ordnungs-Versetzung) geschieht ganz nach den bei der Classification der Schüler besprochenen Grundsätzen. Ueber die Versetzung der Schüler in den Ordnungen und Classen selbst, oder die Versetzung nach den Plätzen, dürfte noch Folgendes zu bemerken sein. Man sehe dabei nicht auf das Alter der Schüler, auch nicht auf deren Anlagen, sondern auf die wirklichen Leistungen, Kenntnisse und Fertigkeiten und auf das sittliche Betragen. Das letztere dabei ganz unberücksichtigt zu lassen, dürfte in disciplinarischer Hinsicht sehr unzweckmäßig erscheinen. Diese Versetzung geschieht nicht etwa täglich und stündlich, sondern monatlich, oder vierteljährlich. Die täglich und stündlich vorgenommene Versetzung hat den Nachtheil, daß sie den eigentlichen Zweck der Versetzung vereitelt, weil die Kinder nur gleichgültig gegen dieselbe werden. Die Versetzung geschieht am besten in Gegenwart der ganzen Classe nach vorgenommener öffentlicher Censur, bei welcher jedem Kinde über sein Betragen, seine Fortschritte und seinen Schulbesuch nach den vorher erwähnten Listen das Nöthige gesagt worden ist. Die ertheilte Censur enthält zugleich den Grund der Versetzung und überzeugt die Kinder, daß der Lehrer nicht willkürlich, sondern mit strengster Gerechtigkeit dabei zu Werke geht. Die auf diese Art vorgenommene Versetzung muß nicht später auf Bitte der Schüler, oder der Eltern wieder zurückgenommen werden, weil sie sonst den Charakter der Gerechtigkeit verliert. In besonderen und dringlichen Fällen, wo etwa Schüler so träge waren, oder sich so betragen haben, daß sie ihres Platzes nicht mehr würdig erscheinen, kann und muß auch eine außerordentliche Versetzung stattfinden.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Sprichworts.

(Eingesandt von A. Breitenbach.)

Man hört wohl häufig hie und da die Klage, daß das Volksleben aufgehört habe in seiner früheren Gemüthlichkeit und Tiefe, in seiner natürlichen Frische und Tüchtigkeit zu bestehen, und daß dafür eine täglich mehr und mehr um sich greifende Verflachung und Verödung einreiße. Dem gegenüber ist es erfreulich wahrzunehmen, mit welcher Liebe gerade die neuere Zeit, und zwar nach langer Verachtung dieses Elements, sich der Erforschung des deutschen Volksthums in allen seinen bezeichnenden Erscheinungen, in Sitte und Brauch,

in Geschichte und Sage, Lied, Wort und Sprache sich zugewendet hat. Diese Thatsache dient zu einem charakteristischen Zeichen unserer Zeit, und wir werden in dieser neu erwachten Liebe und Schätzung des Eigenen, gegenüber dem Fremden, in dieser Erkenntniß der verborgenen Reichthümer unseres Volkslebens gegenüber so mancher aufgeputzten Armuth und eingebildeten Weisheit, mit Freuden die frischen Regungen eines sich neu belebenden und verjüngenden Nationalgefühls bemerken.

Neben dem Volkslied, dem Volksmärchen, der Sage, und auch dem Volksräthsel, ist eine Hauptquelle der Erkenntniß des echt Volksthümlichen das Sprichwort. Volkslied und Volksmärchen finden wir aber nur bei gemüths- und gefühlstiefen, phantasiereichen Völkern; das Sprichwort aber umspannt so zu sagen die ganze Erde; denn fast alle Völker, die auf einer mehr oder minder hohen Stufe der Kultur stehen, haben ihre größere oder geringere Anzahl Sprichwörter. Sehr reif an Spruchweisheit sind die orientalischen Völker, die Indier, Perser und namentlich die Araber, auch die Japanesen, Chinesen und Egypter haben ihre Sprichwörter. Wir haben in's Deutsche übertragene russische, abessinische, bulgarische, tartarische Sprichwörter. Auch das Volk Israel besaß seine Sprichwörter, von denen nur ein Theil in die Bibel übergegangen ist. In dem Buche von Schultze sind der letzteren 296 enthalten, 179 des alten und 117 des neuen Testaments. Unter den abendländischen Völkern sind vorzugsweise reich daran die Deutschen, die Italiener, Franzosen und namentlich auch die Spanier, von welch letzteren wir ein gut Theil ihrer Sprichwörter in dem Don Quixote finden, denn so oft Sancho Pansa, der getreue Schildknappe Don Quixotes den Mund öffnete, fließt er über von Sprichwörtern. —

In den Sprichwörtern stellt das Volk gleichsam eine Selbstschau an, worin es sich wie in einem Spiegel wiedererkennt. Darum sind dieselben für die Erkenntniß des Volkes in seinen Sitten und Gebräuchen, Anschauungsweisen und Grundsätzen vor allem wichtig. Die Sprichwörter sind ein lebendiges Besitzthum des Volkes, und weil sich in ihnen des Volkes Weisheit am bestimmtesten ausspricht, hat sie der Deutsche die Weisheit auf der Gasse genannt; sie sind, um mit den phantasiereichen Morgenländern zu reden, die Blume der Sprache; dem Italiener sind sie eine Volksschule, in der Volksweisheit gelehrt und gelernt wird; dem Spanier eine Seelen-Medizin, die den Menschen gesund, weil natürlich erhält.

Die Sprichwörter sind Sprossen und Blüthen aus dem Organismus des Volkslebens, und es hat keine Zeit gegeben, wo der lebendige Baum nicht frische Triebe entwickelt hätte. Doch unter dem Theil des Volkes, der sich an die Wand lehnt und die Ecken der Häuser stützt, oder in den Kneipen den Mittelpunkt seines geistigen Lebens sucht und findet, also mit dem Eckensteherthum der Städte und mit den Faulenzern und Umhertreibern der Dörfer haben wir es hier nicht zu thun; in ihm finden wir weder jene Reste eines selbständigen volksthümlichen Lebens, noch jene gesunde Weltanschauung, die in den lebensvollen Bildern der Sprichwörter enthalten sind. Vielmehr ver-

stehen wir unter Volk im engern Sinne den arbeitsamen, ehrenhaften, dabei derben und tüchtigen Bürger- und Bauernstand, mit unbedingtem Ausschluß der wirklich höher gebildeten Klassen, wie des eigentlichen Pöbels. Nirgends aber spricht sich dieses Volkes Beobachtungsvermögen und gesunder Sinn reiner und inniger aus, als in seinen Sprichwörtern, deren Werth und Bedeutung auch zu allen Zeiten und von allen Völkern anerkannt worden ist. Wander sagt darüber: „Keine Erzeugnisse des menschlichen Geistes haben die Aufmerksamkeit der Gebildeten mehr erregt, als gerade das Sprichwort, weil es die Farbe und den Charakter des Volkes an sich trägt, und Kenntniß von dessen Sitten und Gebräuchen, wie von dessen Art zu sehen und zu fühlen geben, und uns die Art und Weise enthüllen, wie die Völker anschauen und denken." Man hat die Sprache das Herz des Volkes und die Sprichwörter die Adern genannt, die das Blut nach allen Theilen des Körpers leiten und dadurch ihre Wichtigkeit in dem geistigen Leben eines Volkes bezeichnen. Da die Sprichwörter das Produkt des Volksgeistes sind, und dieser nie zu schaffen aufhört, so muß die Literatur, wenn sie nicht absterben soll, in steter Verbindung mit dem Volksgeiste bleiben, d. h. sich aus ihm ergänzen." — Ueber den Begriff Sprichwort existiren viele Erklärungen. Wander sagt jedoch darüber, daß der Begriff Sprichwort sich schwerlich mit allen Erklärungen darüber vollständig erschöpfen lasse, und daß durch alle Erklärungen derselben nicht ein oder das andere Sprichwort hindurchschlüpfen könne. Die Gesellschaft für „deutsche Sprache in Berlin" sagt: „Den Begriff eines Sprichworts wird man wohl dahin fassen können, daß es eine zu einem untheilbaren Ganzen verbundene Aneinanderreihung von Wörtern ist, welche einen bestimmten Erfahrungssatz, oder eine bestimmte Anschauung oder Meinung darstellt, und durch häufigen Gebrauch derart Gemeingut des Volkes geworden ist, daß es unbesehen, unverändert und unbedacht, mithin als Münze umläuft." Weil es ein Ganzes ist, giebt es eben nur Sprichwörter, nicht Sprüchwörter; weil es eine bestimmte Meinung darstellt, ist nicht jede Redeweise ein Sprichwort. Weil es als Münze unbesehen und unverändert umläuft, wird nicht jeder Denk- und Sinnspruch zum Sprichwort. — Kahle sagt: „Unter einem Sprichwort verstehen wir einen kurzen, im Mund des Volkes lebenden, in fester Form überall wiederkehrenden Satz, der vom Volke ausgegangen, sich zum Lebensbilde — sofern er darstellt, wie es ist, oder zur Lebensregel — sofern es darstellt, wie es sein soll — gemacht hat." — Eiselin sagt: „Das Sprichwort ist ein mit öffentlichem Gepräge ausgemünzter Satz, der seinen Cours und anerkannten Werth unter dem Volke hat." — Stongcamp sagt: „Das Sprichwort, — ein Wort, das gesprochen wird — ist ein kurzer Ausspruch, der in bestimmter, feststehender Form im Munde des Volkes lebt." — Das Sprichwort muß 1. ein kurzer Ausspruch sein. Längere Volksreime, Liederverse sind nicht als Sprichwörter anzusehen; erstere sind zwar auch in bestimmter, feststehender Form im Munde des Volkes, aber es fehlt ihnen die Kürze des Ausdrucks. Das Sprichwort muß 2. in feststehender Form wiederkehren, gleichsam stereotyp geworden sein. Der Ausspruch:

„Alles mit Bedacht" ist ein Sprichwort. Derselbe Gedanke wird täglich als Lehre oder Regel ausgesprochen, z. B. Beginne dein Geschäft mit Vorsicht, oder: Ueberlege wohl, ehe du etwas anfängst; aber Sprichwort ist er nur in jener bestimmten Form. Das Sprichwort muß 3. im Munde des Volkes leben. Es giebt eine Menge von Sentenzen, die jedenfalls zu Sprichwörtern geworden wären, wenn der Zufall sie dem Volke bekannt gemacht und die Verbreitung desselben befördert hätte. Sie sind nicht Sprichwörter, weil sie nicht volksthümlich sind. Sobald aber ein kurzer Ausspruch in bestimmter, fester Form volksthümlich geworden ist, nennen wir ihn, wenn er einen Gedanken ausdrückt, ein Sprichwort. Warum aber sprechen und schreiben wir Sprich- und nicht Sprüchwort? Grimm, gewiß einer der größten Autoritäten auf dem Gebiet der deutschen Sprache und Sprachforschung, erklärt sich in seinem Wörterbuche auf Grund einer Stelle im Freidank für Sprichwort. Auch Wander hält die Schreibweise Sprichwort für die allein richtige; denn Sprichwort ist nicht ein Spruch, sondern ein Wort, ein Gedanke, der dadurch ausgesprochen wird. Die Schreibweise Sprüchwort ist daher, da Spruch auch einen Gedanken bezeichnet, eine „Tautologie." Man hat zwar auf die Aehnlichkeit von Hilfe und Hülfe hingewiesen, aber mit Unrecht, da sich hier für beide Schreibarten haltbare Gründe anführen lassen, während in jenem Falle alle Gründe gegen ü und für i sprechen. Wer Hülfe schreibt, kann sich auf Aussprache und Ableitung (von hulp) berufen, sowie die Schreibweise Hilfe ebenfalls Aussprache und Ableitung (von helfen) für sich hat. In der Schreibweise Sprüchwort aber bezeichnen beide Wortglieder immer dasselbe. Kahle sagt über den Begriff und die Schreibweise der Sprichwörter gegenüber den Sprüchwörtern und sprichwörtlichen Redensarten: „Man schreibt richtiger Sprichwort als Sprüchwort, denn das Wort ist nicht eine Zusammensetzung mit Spruch — es könnte denn kaum anders heißen, als Spruchwort, sondern mit dem mittelhochdeutschen spriche, das ist Wort. Sprichwort ist demnach eine ähnliche Zusammensetzung wie „Lindwurm," denn sowohl „lind" althochdeutsch „lint" als auch Wurm bedeutet im Althochdeutschen soviel als Schlange. Die Zusammensetzung zweier sinnverwandter Wörter dient dazu, den Begriff zu verstärken. Da nun Wort etwas Gesprochenes bedeutet, so wäre Sprichwort ein solches Wort, welches immer, von allen, unter allerlei Verhältnissen und dergleichen gesprochen wird." — (Schluß folgt.)

Schulnachrichten.

Lehrer F. Riemeier wird im Laufe der kommenden Monate sein Schulamt an der Paulsgemeinde in Waterloo, Ills., niederlegen, indem er die Berufung als Lehrer an die Gemeindeschule der Dreieinigkeits-Gemeinde in Chicago, Ill., angenommen hat. Die Paulsgemeinde in Waterloo hat in Folge dessen es für nöthig erachtet, die Lehrerstelle an ihrer Gemeindeschule aufzubessern, und dem nun anzustellenden Lehrer einen bestimmten Gehalt von $500 jährlich nebst freier Wohnung zu sichern. Lehrer B. Fündeling in Darmstadt, Ill., wird, weil er den von der Paulsgemeinde in Waterloo an ihn ergangenen Ruf angenommen hat, Lehrer Riemeiers Nachfolger werden.

Deutscher evangelischer Lehrerverein von St. Louis und Umgegend. Dies ist der Name eines Vereins, der sich vor Kurzem in unserer Stadt gebildet und von dem wir hier kurz berichten möchten. Der Hauptzweck dieses Vereins ist, wie es in den Statuten heißt: gegenseitige Förderung im Lehrerberuf durch Lehrproben, Referate u. s. w., sowie auch gegenseitige Ermunterung und Pflege brüderlicher Gemeinschaft. — Daß ein solcher Verein eine gute Sache, ja eine Nothwendigkeit für jeden strebsamen Lehrer ist, läßt sich leicht einsehen; denn hier ist dem einzelnen die Gelegenheit geboten, von andern zu lernen, ebenfalls auch mit seiner Kraft den Brüdern zu dienen. Bis jetzt hatten wir zwei Referate; das erste hatte zum Thema: „Die Behandlung des Gleichnisses für die Volksschule," und das zweite handelte „von den rechten Verhältnissen eines evangelischen Christen gegen die Freischule." Beide Abhandlungen zeugten von großem Fleiße der betreffenden Herren Referenten und wurden mit Dank entgegengenommen. — Es steht zu hoffen, daß die Zahl der Glieder bald eine recht große werde.

C. Karbach, Sekr.

Kirchliche Rundschau.

Missourische Aufmerksamkeit, für die wir uns eigentlich bedanken müßten, erzeigt uns der „Lutheraner." Es hatte nämlich ein Pastor unserer Synode in seinem großen Eifer versucht, durch ein Inserat die Leute auf unsere Synode und seine Gemeinde aufmerksam zu machen. Der „Lutheraner" druckt nun aus diesem Inserat 25 volle Zeilen ab und sagt dann: „Das Evangelium, welches dieser sogenannte Evangelische predigt, mag hiernach ein sauberes Evangelium sein." Der liebe Bruder wird es uns gewiß nicht übel nehmen, wenn wir ihm sagen, daß wir, wenn wir noch Student wären, das, was der Lutheraner aus jener Zeitungsanzeige abgedruckt hat, ohne Weiteres als Mist bezeichnen würden. Das ist wohl auch die Ansicht des „Lutheraners," der nun allerdings mit etwas bäuerlicher Betriebsamkeit dergleichen Abfälle sogar vor den Thüren anderer Leute zusammenfegt, um sie entsprechend zu verwenden, denn die Stechäpfel der Verdammungstheologie, die Tollkirschen des Confessionshaders, sowie der Tabak missourischer Orthodoxie, den ja bekanntlich außer den Missouriern Niemand mehr vertragen kann, bedürfen jeweilen der Düngung. Wir hätten nun allerdings nicht geglaubt, daß Missouris eigener Vorrath zu Ende sei, besonders da wir im „Lutherischen Kirchenfreund" Nummer 10, Seite 2, Spalte 4 und Nummer 12, Seite 1, Spalte 4, zwei gehörige Ladungen finden, die als von Missouri herrührend bezeichnet werden.

P. S. Ueber „die sogenannten „Evangelischen" oder Unirten und ihre Katechismen" später. Der „Lutheraner" ist noch nicht ganz damit fertig.

Eine umfassende interessante und werthvolle Statistik religiöser Gemeinschaften in den Ver. Staaten entnehmen wir dem Lutherischen Kirchenfreund; derselbe sagt:

Wie in früheren Jahren so haben wir uns auch dieses Jahr bemüht, eine Statistik der verschiedenen religiösen Gemeinschaften in den Ver. Staaten zusammenzustellen. Wir beanspruchen für unsere Zahlen gar nicht, daß dieselben vollständig sind. Können wir ja dies nicht einmal von denen unsrer eigenen Kirche behaupten. Aber das sagen wir, daß unsre Statistik so vollständig und zuverlässig ist als irgend eine andre. Diejenige, welche wir letztes Jahr in No. 6 dieses Blattes veröffentlicht haben, war in manchen Stücken genauer als die, welche der "N. Y. Observer" und der "Independent" brachte.[1]) Wie die, welche wir letztes Jahr veröffentlicht haben, so ist auch die vorliegende gänzlich selbständig gearbeitet. Die Zahlen sämmtlicher größeren sowohl als der bekannteren Gemeinschaften sind officiell. Manche der kleinern und weniger bekannten sind nach den zuverlässigsten Quellen zusammengestellt. Wir haben dieses Jahr die Statistik so vollständig als möglich gemacht und alle uns bekannten religiösen Gemeinschaften aufgenommen, wie Mormonen, Shakers 2c. In Folgendem geben wir nun die Zahlen in alphabetischer Ordnung:

Namen der kirchlichen Gemeinschaften.	Zahl der Prediger, Priester &c.	Zahl der Gemeinden.	Zahl der Communikanten, resp. Mitglieder.
1. Adventisten:			
Adventisten	107	91	11,100
Siebter Tag Adventisten	167	680	19,434 Zun. 1,266
Zweite Adventisten	501	583	63,500
Zusammen	775	1,354	94,034
2. Baptisten:			
Die Regelmäßigen	17,327 Abn. 363	27,913 Zun. 983	2,474,771 " 88,172
Jünger oder Campbelliten	4,050	5,700	631,720
Mennoniten	500	455	80,000
Tunker oder Dunkers	1,731 Zun. 31	500	80,500 " 2,071
Frei-Willen Baptisten	1,257 Abn. 1	1,367 Abn. 47	78,909 " 12,000
Anti-Mission Baptisten	918	1,802	46,507
Kirche Gottes oder Weinbrennerianer	450	475	45,000
Allgemeine Baptisten	300	300	13,000
Siebten Tag Baptisten	120	100	8,800
6 Grundsätze Baptisten	15	17	2,189
Zusammen	26,669 Abn. 582	38,712 Z. 1963	3,461,396 " 88,309
3. Brüdergemeinde	70 " 9	84 Abn. 10	10,032 " 104
4. Christianer: [2]			
Regelmäßige	1,500	2,000	150,000
Südliche	28	70	8,000
Zusammen	1,528	2,070	158,000
5. Communisten, religiöse			2,838
6. Congregationalisten	3,889 Zun. 94	4,092 Zun. 76	401,549 " 5,340
7. Episcopale:			
Protestantische	3,645 " 86	4,391 " 125	381,894 " 17,891
Reformirte	125 " 29	85 " 5	8,100 " 681
Zusammen	3,770 " 115	4,476 " 130	389,994 " 18,572
8. Juden [3]			14,500
9. Lutheraner	3,708 " 126	6,529 " 107	871,936 " 49,968
10. Methodisten:			
Bischöfliche Methodisten	13,313 " 659	19,065 " 913	1,800,150 " 557
Südliche Methodisten	4,045	15,465	879,299 " 11,706
Afrik. bischöfl. Methodisten [4]	1,500	4,000	191,000
Afrik. bischöfl. Zions-Kirche	2,061	3,729	300,000
Vereinigte Brüder	1,336 " 90	4,308 " 16	166,323 " 4,495
Farb. bisch. Method.-Kirche	1,051	1,856	145,000
Methodistische Protestanten	1,400 " 42	1,838 " 340	125,671 " 2,017
Evangelische Gemeinschaft	975 " 22	1,688 " 66	124,554 " 4,836
Welsche calvin. Methodisten	600	1,147	118,979
Wesleyan. Methodist. Verb.	400	495	17,087
Freie Methodisten	461	922	14,250
Congregationale	100	120	13,000
Unabhängige	24	40	5,000
Primitive	44	84	3,585
Union Am. bisch. Methodist.	112	Nicht angegeben.	3,500
Afr. Union der Farb. Kirche	40	50	3,000
Farb. Method. Protestanten	32	47	2,913
Zusammen	26,494 " 1382	54,884 Zun. 12,421 [5]	3,913,441 Abn. 152,144 [6]

1) So hatte z. B. der „N. Y. Observer" etliche baptistische und methodistische Gemeinschaften übersehen und hatte daselbst seine eigene presbyterianische Kirche nicht nach den offiziellen Zahlen der States Clerks angeführt. Ganz dasselbe Versehen begeht Herr H. K. Carroll im „Independent."

Namen der kirchlichen Gemeinschaften.	Zahl der Prediger, Priester ꝛc.	Zahl der Gemeinden.	Zahl der Communikanten, resp. Mitglieder.
11. **Mormonen**	28,838 [7])	Nicht angegeben.	92,000
12. **Presbyterianer:**			
Der nördliche Zweig	5,336 Zun. 118	5,923 Zun. 115	615,942 Zun. 15,237
Der südliche Zweig	1,079 " 9	1,993 Abn. 47	131,258 " 4,241
Cumberl. Presbyterianer ...	1,503 " 64	2,642 Zun. 51	123,240 " 9,490 [8])
Vereinigte Presbyterianer ..	717	839	85,443
Synode d. Ref. Presb. Kirche	107	118	10,322
Gen.=Syn. d. Ref. Presb. K	50	60	5,000
Zusammen	8,782 " 178	12,575 " 1036	971,205 " 29,633
13. **Protestantischer Bund** ...	Nicht angegeben.	Nicht angegeben.	5,000
14. **Reformirte**			
Ref. Kirche d. Ver. St. deutsch	783	1,467	192,940 [9])
Ref. Kirche in Amer. holländ.	549 " 20	520 Zun. 4	81,880 " 724
Assoc. Ref. Syn. d. Südens	76	108	6,737
Zusammen	1,408 Abn. 16	2,095 Abn. 47	281,557 " 25,231
15. **Römische Katholiken**	6,905	7,663	6,800,000 [10])
16. **Quäker**			
Orthodoxe	880	300	68,000
Hicksites	150	272	29,845
Zusammen	1,030	572	97,845
17. **Schwenkfelder**	Nicht angegeben.	Nicht angegeben.	700
18. **Swedenborger**	96	93	5,000
19. **Shäkers**	Nicht angegeben.	Nicht angegeben.	2,400
20. **Unirte**	442 Zun. 15	592 Zun. 37	101,838 " 18,494
21. **Unitarier**	434	362	20,000
22. **Universalisten**	713	719	36,238

Nach dieser Tabelle würden demnach die bedeutenderen Gemeinschaften der Zahlen nach in folgender Ordnung stehen:

Römische........................ 6,905 Priester, 7,663 Gemeinden, 6,800,000 Seelen.

Nicht nur stimmen seine Zahlen nicht überall mit den offiziellen Berichten der Gemeinschaften selbst, sondern die Unterordnung der verschiedenen Zweige ist zuweilen höchst willkürlich und falsch. So zählt er die Quäker, die Congregationalisten und die Unirten zu den Baptisten; die wälsche, calvinistische Methodistenkirche zu den Presbyterianern anstatt zu den Methodisten ꝛc. Die Reformirten (beide deutsch und holländisch) zählt er zweimal; zuerst jeden Theil besonders und hernach beide nochmals unter den Presbyterianern ꝛc. Diese Statistik hat Stall in sein Year Book aufgenommen (S. 102). Es hätte sich unschwer eine richtigere finden lassen. Wir schreiben dies nicht, um diese Blätter zu tadeln. Es ist keine leichte Sache, eine annähernd richtige Ueberschicht über die verschiedenen Gemeinschaften zu geben. Es gehört Vieles dazu.

2) Angaben sehr schwankend und unsicher.

3) Nach dem Rand=McNally Index. Natürlich nur Mitglieder der Synagogen.

4) Nach der von Rev. Arthur Edwards vor der allgem. Meth.=Conferenz verlesenen Abhandlung. Früher viel zu hoch angegeben.

5) Besonders infolge genauerer Statistik der südlichen bisch. Methodisten=Kirche.

6) Ist aus den reduzirten Zahlen der Afrik. Bisch. Meth.=Kirche zu erklären.

7) Nämlich: 12 Apostel, 68 Patriarchen, 3413 Hohepriester, 4747 Mitglieder des Rathes der „Siebenzig," 12,191 Aelteste, 1621 Priester, 1786 Lehrer und 5022 Diakonen.

8) Letztes Jahr blieben mehrere Gemeinden ungezählt; daher die große Zunahme.

9) D. h. confirmirte Glieder. Communicirt haben nur 141,654. Die Angabe ist darum bedeutend höher als früher.

10) Dies ist nicht die Zahl der Communikanten, sondern der mit der Gemeinde verbundenen Seelen.

„Herold und Zeitschrift."

	Prediger	Gemeinden	Mitglieder
Methodisten	26,494	54,884	3,913,441
Baptisten	26,669	38,712	3,461,396
Presbyterianer	8,782	12,575	971,205
Lutheraner	3,708	6,529	871,936
Congregationalisten	3,889	4,092	401,549
Episcopale	3,770	4,476	389,994
Reformirte	1,408	2,095	281,557
Christianer	1,528	2,070	158,000
Unirte	442	592	101,838
Quäker	1,030	572	97,845
Adventisten	775	1,354	94,034

Die Summe sämmtlicher Gemeinschaften beläuft sich auf 115,551 Prediger, Priester u. s. w. gegen 96,534 im Vorjahre (da wir die Mormonen und andre nicht mitzählten); 136,872 Gemeinschaften gegen 118,763 im Vorjahr und 17,731,503 Mitglieder, resp. Seelen bei den Römischen, gegen 17,315,539 im Vorjahre. Die Summe, welche davon auf die unevangelischen Gemeinschaften kömmt, als Römische, Protestantische Bund, Mormonen, Juden, Adventisten, Shakers, Swedenborgianer, Unitarier, Universalisten, Quäker und religiöse Communisten beträgt: 38,791 Prediger, 10,763 Gemeinden und 7,169,855 Mitglieder, resp. Seelen. Ziehen wir diese Zahl vom Gesammtresultat ab so erhalten wir die Stärke der sogenannten evangelischen kirchlichen Gemeinschaften, nämlich 76,760 Prediger, 126,109 Gemeinden und 10,561,648 Communikanten, resp Mitglieder. Dies ergiebt eine Zunahme während des letzten Jahres von 2102 Predigern, 16,891 Gemeinden und 42,710 Communikanten. Daß die Zahl der Communikanten so gering ist, hat, wie unten bemerkt, hauptsächlich seinen Grund darin, daß die Stärke der afrikanischen bischöflichen Methodistenkirche früher viel zu hoch angegeben worden war.

Pastor Theodor Harms in Hermannsburg ist am 16. Februar gestorben und es wird berichtet, daß der von ihm ernannte Aufsichtsrath der Hermannsburger Mission mit dem Direktorat derselben, vorläufig auf einen Monat, den ganz jungen Sohn des Verstorbenen, der vor kurzem Missionsinspektor in Hermannsburg geworden war, betraut habe, und daß dieser höchstwahrscheinlich auch das Pfarramt in der separirten Hermannsburger Gemeinde erlangen werde. Die Hoffnungen auf einen Ausgleich mit Hermannsburg, die namentlich von der sog. „Lehrter Partei", einer Harms nahestehenden Anzahl von Geistlichen der hannoverschen Landeskirche, gehegt wurden, waren durch die zwischen Th. Harms und den Vertretern missourischer Anschauungen in Deutschland angebahnte Gemeinschaft geschwunden und werden durch diese Wendung der Dinge auch nicht wieder hergestellt werden. Merkwürdig ist immerhin, wie man es verstanden hat, die Hermannsburger Mission in der Familie zu halten, oder fehlt es an einer besseren Kraft? Das Letztere wäre wohl das stärkste Zeugniß für die geistige Unfruchtbarkeit der Harmsschen Separation.

Literarisches.

Meine Lesefrüchte von P. W. Behrendt, Zanesville, Ohio (Preis 30c) ist der Titel eines Büchleins mit schöner Ausstattung und buntem Inhalt, wie sich ja das von einer solchen Sammlung gar nicht anders erwarten läßt Es besteht das Büchlein aus meistens kurzen, zum Theil sehr kurzen, Sentenzen die unter 78 Rubriken vertheilt sind, was namentlich für das Aufsuchen recht bequem ist. Daß nicht alles gleich brauchbar und für einen Jeden gleich annehmbar ist, ist kein Fehler des Büchleins. Thesen, die nothwendig eine Antithese fordern oder Verneinungen, die zum Suchen nach einem bejahenden Urtheil anregen, sind oft wirksamer als klare selbstverständliche Urtheile und unwidersprechliche Grundsätze, die man wohl stehen läßt, aber daran vorübergeht. Und so sei denn das Büchlein bestens empfohlen.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XIII. Mai 1885. Nro. 5.

Vom Predigen über alttestamentliche Texte.

Eingesandt von P. M. Otto.

„Was soll ich predigen?"

Die Antwort auf obige Frage kann für einen Pastor nicht schwierig oder ungewiß sein, denn jeder weiß, daß er das Wort Gottes predigen soll. Nur das kann die Frage sein, woher er die Texte zu seiner Predigt nehmen soll: aus dem alten oder aus dem neuen Testamente? Es war eine Zeit, in welcher das alte Testament zur Predigt in der Gemeinde sehr wenig zur Verwendung kam; das sieht man auch daran, daß beinahe keine Predigtsammlungen über alttestamentliche Texte vorhanden sind In neuerer Zeit scheint darin eine Wendung zum Besseren eingetreten zu sein, und sich die Ansicht Bahn zu brechen, daß auch das alte Testament der Gemeinde in der Predigt nähergebracht und mitgetheilt werden solle. Dafür zeugen auch mehrere Predigtbücher, welche nun schon über alttestamentliche Texte vorhanden sind. Das ist ein erfreuliches Zeichen, und es hätte in der Kirche nie dahin kommen sollen, daß das alte Testament in der Predigt so sehr zurückgesetzt und vernachlässigt wurde, wie es doch beinahe allgemein geschehen ist. Ist doch das alte Testament ebensowohl Gottes Wort, wie auch das neue, und schon um deswillen sollte es der christlichen Gemeinde nicht vorenthalten werden. Sodann ist es ja auch die Vorstufe des neuen Testaments in Geschichte, Lehre und Vorbild; die Grundlage, auf welcher das neue Testament ruht; — die große, in Wort und That bestehende Verheißung, welche im neuen Testament ihre herrliche Erfüllung erhalten hat. Wenn das Gesetz, wie der Apostel sagt, unser Zuchtmeister auf Christum ist (Gal. 3, 24), — wenn die Geschichte des Volkes Israel uns zum Vorbilde geschehen und berichtet ist; 1 Cor. 10, 6; — wenn die heiligen Männer Gottes geredet und geschrieben haben, getrieben von dem heiligen Geiste, 2 Pet. 1, 21; — dann sollte dieses Wort von uns hoch geachtet und fleißig gebraucht werden. Aber auch um seines Inhalts willen verdient das alttestamentliche Wort wohl, daß wir es sehr werth halten. Wie viele treffliche Beispiele des Glaubens und der Frömmigkeit stellt es uns vor Augen in den Personen Henoch, Noah, Abraham, Joseph, Moses, David rc.; welch reichen Schatz des Trostes in allen unseren Trübsalen bieten uns die Psalmen? Und die Propheten; — wie stellen sie uns in ihren Schriften „das trotzige und verzagte Menschenherz," aber auch die Langmuth und Barmherzigkeit Gottes

gegen die Menschen vor die Augen? Welch einen Genuß bietet die Betrachtung der Geschichte des Volkes Israel im Ganzen und der verschiedenen Personen im Einzelnen. Das Anschauen der Führungen Gottes mit seinem Volke im Allgemeinen, — mit den Frommen im Besonderen kann nicht anders, als einen erhebenden, stärkenden Eindruck auf den Betrachtenden machen. Aus diesen und anderen Ursachen sollte das alte Testament der neutestamentlichen Gemeinde auch gepredigt und vorgehalten werden.

Diesen Erwägungen gegenüber erheben sich aber auch nicht ganz unbegründete Einwendungen, die sich auf die Gemeinde und ihre Verhältnisse beziehen. Nehmen wir zuerst eine Landgemeinde. Sie hat Sonntags nur einen Gottesdienst, und Familienverhältnisse werden es veranlassen, daß die Glieder eines Hauses im Kirchenbesuch mit einander abwechseln und immer eines oder etliche zu Hause bleiben müssen. Es kommt auch vor, daß wegen ungünstiger Witterung der Kirchenbesuch einmal ganz unterbleibt. Unter solchen Umständen ist es ohne Zweifel besser, wenn der Pastor für seine Predigten nur neutestamentliche Texte wählt, und höchstens als Ausnahme einmal einen solchen aus dem alten Testament. Sonst gäbe es eine Vernachlässigung des Evangeliums von Christo, und die Gemeinde würde dadurch Schaden leiden. — Anders steht die Sache bei einer Stadtgemeinde, die Sonntags zwei Gottesdienste und auch in der Woche noch eine Bibelstunde hat. Aber auch da läßt sich noch fragen, ob es zweckmäßig sei, in einem Sonntagsgottesdienst regelmäßig über alttestamentliche Texte zu predigen, weil die Zuhörerschaft in jeder Versammlung meist wieder eine andere sein wird. Auch in der Stadt machen es häusliche Verhältnisse nöthig, daß die Glieder im Kirchenbesuch mit einander abwechseln müssen und nur unregelmäßig am Gottesdienst theilnehmen können. Da ist dann die Frage wohl berechtigt: wann soll das alte Testament eintreten, Morgens oder Abends? Und wie man es auch einrichten möge, so wird immer ein Uebelstand damit verbunden sein, welchem aber nicht wohl abgeholfen werden kann.

Steht es nun aber einmal fest, daß über alttestamentliche Texte gepredigt werden soll, dann entsteht die neue Frage: wie soll die Textwahl geschehen? Zwar fehlt es auch in dieser Beziehung nicht ganz an Vorarbeiten. Wir haben eine solche, von Dr. Nitzsch getroffene Auswahl von alttestamentlichen Texten „im Anschluß an das Kirchenjahr," über welche ein Pfarrer in Deutschland ein Predigtbuch herausgegeben hat unter dem Titel: „Der Stern aus Jakob." Weiter ist da ein Predigtbuch unter dem Titel: „Siloah", und eines „aus dem Vorhof in's Heiligthum," sowie das, für amerikanische Verhältnisse bestimmte, von der Pilgerbuchhandlung herausgegebene Buch: „Predigtstudien über das alte Testament." Aber diese Bücher sind nicht jedem Pastor zugänglich, und mancher, der sie benützen kann, wird oft in den Fall kommen, daß er den gebotenen Text beiseite läßt und einen andern wählt, theils um seiner selbst, theils um seiner Zuhörer willen. Sodann kommt in Betracht, w i e die Auswahl, in welchem numerischen Verhältniß sie geschehen solle? Sollen gleichmäßig Texte aus der Geschichte, den Psalmen und den Propheten zur

Verwendung kommen? Eine solche relative Gleichmäßigkeit dürfte wohl das Empfehlenswertheste sein, weil auf diese Weise am Leichtesten und Sichersten der Zweck erreicht würde, die Zuhörer in das alte Testament einzuführen und mit demselben bekannt zu machen. Aber mit der Wahl des Textes kommt dann auch die Qual. Gerade die große Masse des Stoffes macht die Auswahl so schwer. Man weiß nicht, wo anfangen und wo aufhören. Doch bei einer genaueren Prüfung dürfte wohl die Einsicht sich geltend machen, daß solche Abschnitte, welche sich gut zu Predigttexten eignen, sich doch nicht in solch großer Anzahl vorfinden, wie es auf den ersten Anblick scheinen könnte. Geschichtliche Abschnitte, welche sich in der Predigt verwerthen lassen, sind in genügender Anzahl vorhanden. Etwas anderes ist es bei Texten aus den Psalmen und Propheten. Doch sind auch hierin die Ansichten verschieden, wie auch die Gaben zur Behandlung eines Textes verschieden sind. Demgemäß sind auch die Predigten gar sehr verschieden.

Was bei der Wahl eines alttestamentlichen Textes, nach meiner Meinung, hauptsächlich beachtet werden sollte, ist das, daß er nicht zu kurz sei. Wenn es besonders darauf abgesehen ist, die Zuhörer mit dem alten Testament bekannt zu machen, dann muß ihnen schon in dem Texte etwas geboten werden, das sie fassen und behalten können. Besteht aber der Text nur aus einem oder wenigen Versen, ohne größeren Zusammenhang, dann kommt der Zuhörer zu keiner Kenntniß oder Erkenntniß. Das gilt besonders von geschichtlichen und prophetischen Abschnitten. Bei Texten aus den Psalmen ist es etwas anderes, weil dieselben meist lehrhafter Art sind, und von ihnen darf vielleicht gesagt werden: sie sollten nicht zu groß sein, wenn die Predigt Einheit und Zusammenhang haben soll. — Auch wird der Prediger bei der Wahl seines Textes nicht allein an sich, sondern auch an seine Zuhörer, an den Zustand seiner Gemeinde und an die Zeitverhältnisse zu denken haben, damit die Predigt dem Zuhörer nicht fremd und unverständlich sei. Der Text soll derart sein, daß er sich ungezwungen den gegenwärtigen Verhältnissen anpassen läßt und eine ungekünstelte Anwendung ermöglicht. Wenn dieses im Auge behalten wird, so wird es sich bestätigen, daß die oben gegebene Ansicht von der Schwierigkeit der Textauswahl nicht ungegründet sei.

Nun aber die Behandlung des Textes. Jede Predigt soll eine Textpredigt sein, und insofern ist mit dem Text auch schon die Predigt bestimmt, dem Inhalt und theilweise auch der Form nach. Sie soll eine Auslegung des Textes und eine Anwendung desselben auf die Zuhörer sein; sie muß sich an den Text halten und nach ihm richten, ja gleichsam aus ihm herausgewachsen sein. Aber alttestamentliche Predigten nach diesem Maßstabe findet man sehr selten. Wie der Predigtsammlungen über alttestamentliche Texte noch wenige sind, so sind diejenigen Predigten in denselben, welche jener Anforderung entsprechen, nicht sehr zahlreich. Doch sind auch die Anforderungen verschieden, und nach dem Augenschein zu urtheilen, scheint die Meinung im Allgemeinen dahin zu gehen, daß in eine Predigt über einen alttestamentlichen Text das neue Testament so viel als möglich hereingezogen und verwerthet werden solle. Ja, es

gibt Predigten über alttestamentliche Texte, an welchen eigentlich nichts alttestamentlich ist, als der Text. Natürlich halten Prediger, welche solche Predigten halten, diese Art der Textbehandlung für die richtige, sonst würden sie es anders machen. Wenn z. B. ein früherer Prediger „eine Sammlung von Predigten über die heilsgeschichtliche Bedeutung der Namen der Wüstenstationen Israels" herausgegeben hat, so wollen wir darüber nicht rechten. Aber wer würde sich wohl heute versucht fühlen, ihm darin nachzuahmen? Und wenn Zinzendorf einmal sagt: „Ich rede gerne um die Texte herum," so hat er damit nur mit Worten ausgesprochen, was andere in der Wirklichkeit geübt haben. Es ist ja wahr, — verschiedene Texte erfordern verschiedene Behandlung. Aber Willkür ist keine Behandlung und sollte nicht geübt werden. Der Gedanke an die Würde des Wortes, die Bestimmung und der Zweck der Predigt sollte davon abhalten.

Bei Behandlung eines alttestamentlichen Textes ist vor Allem nöthig, daß der Prediger sich bewußt werde, welcher Art sein Text sei; — d. h. nicht, ob's ein geschichtlicher, lehrhafter oder prophetischer Text sei, sondern welches sein Inhalt, seine Tendenz sei. Ist es ein geschichtlicher Text, dann müssen die äußerlichen Verhältnisse und Umstände in's Auge gefaßt werden, — als: der Zustand des Volkes in bürgerlicher und religiöser Beziehung; sein Verhältniß zu Gott; seine Wohnstätte (Egypten, Wüste, Canaan); Nachbarschaft, Verfassung. Und weil es sich meist um das Volk Israel handelt, so muß dasselbe immer als Volk Gottes, als Volk der Wahl und des Segens betrachtet werden, mit welchem Gott besondere Absichten habe und einen großen Zweck erreichen wolle, nämlich die Beseligung des ganzen Menschengeschlechts. Alle Zustände des Volkes — seine Herrlichkeit und Knechtschaft — seine geistliche Blüthe und göttliche Verwerfung; — sie sind alle Zeugen und Mittel der göttlichen Pädagogie, zur Vollendung seines Volkes. Diese Gesichtspunkte sollten auch bei der Predigt im Auge behalten werden und an ihrem Orte zum Vorschein kommen. Wenn aber auch die geschichtlichen Zustände des Volkes Israel sehr verschieden sind, so geht doch der obengenannte „goldene Faden," — Gottes Heilsplan, auch „Reichsplan" genannt, durch alle Zeiten hindurch, uud in Folge dessen ist die Geschichte doch nicht so mannigfaltig, als man denken könnte, und also auch die Zahl der gut zu verwendenden Texte nicht so gar groß. Wer daran zweifelt, der versuche es einmal. —

Beinahe in derselben Weise dürfte mit prophetischen Texten zu verfahren sein. Der Zustand des Volkes — die Predigt in Verheißung und Drohung — das sind die beiden Seiten, der Hauptinhalt der prophetischen Verkündigung. Wo die Situation klar dargelegt ist, da ist auch die Behandlung leicht, ist das aber nicht der Fall, dann ist auch die Behandlung schwierig.

Besondere Schwierigkeiten für die Behandlung in der Predigt bieten manche Psalmen dar, und zwar deshalb, weil in ihnen das Subjekt so oft und schnell wechselt, wodurch die Klarheit des Zusammenhanges leidet und das Verständniß erschwert wird. Am leichtesten dürften wohl solche Psalmen zu behandeln sein, die nicht zu groß sind, eine erkennbare Einheit darstellen und

deren Inhalt leichter zu verstehen ist. Dahin dürften wohl zu rechnen sein: Psalm 1, 6, 8, 14, 15, 19, 23, 27, 32 u. a. m.

Erleichtern kann man sich die Sache allerdings dadurch, daß man kleine Texte wählt und über dieselben predigt, z. B. einzelne Sprüche aus den verschiedenen Büchern des alten Testaments. Solche Texte sind leicht zu behandeln; an sie lassen sich viele und verschiedenartige Gedanken anknüpfen. Aber der eigentliche Zweck, die Kenntniß des alten Testaments, wird dadurch nicht erreicht. Auch wäre es in diesem Falle besser, neutestamentliche Texte zu nehmen.

Aber nun die Behandlung. Eine Predigt soll sein Auslegung, Erklärung und Anwendung des Textes auf die Zuhörer. Soll und will aber der Prediger den Text erklären, dann muß er selbst erst denselben recht verstehen, ehe er ihn Andern auslegen kann. Und zwar soll hiebei immer zuerst die eigentliche, wörtliche und sachliche Erklärung gegeben werden, ehe man zur Deutung und Anwendung übergeht. Der Zuhörer soll erst einen Einblick in die Sache bekommen, so, daß er sich dieselbe vorstellen kann. Ist der Text von der Art, daß er eine allegorische Deutung zuläßt, dann mag auch diese angebracht werden. Doch ist es gewiß besser, davon zu wenig als zu viel Gebrauch zu machen, wie es in früheren Zeiten geschehen ist. Aber auch die Anwendung soll eine natürliche, ungezwungene sein, damit der Zuhörer den Zusammenhang zwischen der Zeit und den Verhältnissen des Textes und seiner eigenen erkennen möge. Auch in dieser Beziehung lassen die Predigten der frühern und auch der jetzigen Zeit Manches zu wünschen übrig. Noch auf einen andern Abweg ist aufmerksam zu machen und vor demselben zu warnen. Dieser besteht darin, daß man das neue Testament in das alte herüberholt, und das, was doch der Zeit nach auseinanderliegt, gleichsam vereinigt. Bei den Weissagungen und vorbildlichen Abschnitten ist das freilich in der Ordnung, und soll geschehen. Hier muß, nach der Darlegung des Inhalts und der Beziehung und Bedeutung auf die Gegenwart — auch darnach gefragt werden, ob sie schon erfüllt seien, und wenn so, dann die Erfüllung auch nachgewiesen werden. Jede alttestamentliche Stelle muß ja ihre Bedeutung schon in der Zeit gehabt haben, in welcher sie dem Volke bekannt wurde. Nun sind ihrer aber viele, welche außer der ersten noch eine weitere Bedeutung haben, die über die gegenwärtige Zeit und die jetzt lebenden Menschen hinausweisen. Das erkennt man daran, daß die Weissagung viel weiter geht und Größeres aussagt, als was sich an den gegenwärtigen Menschen verwirklichen kann. Das gilt ja besonders von den messianischen Weissagungen und Psalmen. Es muß also zuerst dargelegt werden, was die Weissagung für die Gegenwart sein soll, welchen Zweck sie für die Menschen hatte, welchen sie gegeben war, und dann erst wird nach der Zukunft, nach der Erfüllung gefragt. — Aber wie oft geschieht es, daß in Wort und Schrift das Erstere stillschweigend übergangen wird, und nur das Letztere zu seinem Recht kommt. Statt einer Erklärung des Textes wird sogleich zur Deutung übergegangen, d. h. es wird ein Sprung gemacht, aus der Vergangenheit

in die Zukunft, — aus dem alten in das neue Testament. Das wird aber schwerlich die rechte Art der Behandlung sein. Es sollen vielmehr beide Momente gleichmäßig zur Darstellung gebracht werden. Aber diese Art der Schriftauslegung ist nicht so leicht und bequem, wie die vorhin getadelte, deßhalb ist sie auch die weniger geübte. Sie erfordert ernstes Studium und gründliches Eingehen in die Schrift; und das ist nicht Jedermanns Ding.

Das neue Testament ist die Erfüllung des alten, aber nicht seine Erklärung. Das möchte ich so verstanden wissen: — das neue Testament mit seiner Erfüllung gibt uns Licht zum Verständniß des alten. In der Erfüllung sehen wir, was die Weissagung gemeint habe; — die Erscheinung dessen, was vorher gesagt war. Ja, die Erfüllung geht oft weiter, als die Weissagung; stellt sich auch oft ganz anders dar, als nach der Weissagung erwartet werden konnte. Aus diesem Grunde kann nicht kurzweg das alte Testament mit dem neuen erklärt und eins in das andere gemengt werden. Zeit und Umstände müssen wohl berücksichtigt und nach Verhältniß auseinander gehalten werden. Dadurch wird es auch möglich, daß der obengenannte Zweck, der durch Predigten über alttestamentliche Texte erreicht werden wollte, erreicht werde. Soll also eine völligere Kenntniß und Erkenntniß des alten Testaments in die Gemeinde gebracht werden, so muß die Behandlung desselben auf oben beschriebene Weise geübt werden.

Aber wie nun? Wer hilft uns dazu? Der Erklärungen des alten Testaments sind wenige, und die vorhandenen sind gerade in dieser Beziehung so arm, daß das Suchen bei ihnen meist umsonst ist. Und die geforderte Leistung ist fast immer so schwer, daß Viele, ohne besondere Hülfe, sie nicht vollbringen können. Wenn aber der Prediger bei Behandlung des alten Testaments nur so, wie man zu sagen pflegt, „mit der Stange im Nebel herumfährt;" wenn er keine gewissen Tritte zu thun weiß: — wäre es da nicht besser, er bliebe im neuen Testament, wo die Aufgabe etwas leichter ist und der Hülfsmittel mehr vorhanden sind? Es gibt freilich auch viele Predigten über neutestamentliche Texte, die nicht gerade gut zu nennen sind; aber doch ist eine geringe Predigt über einen neutestamentlichen Text noch eher zu tragen und wird wohl auch noch besser sein, als eine solche über einen alttestamentlichen Text.

Die Predigt soll aus dem Text herausgewachsen, herausgearbeitet sein. Das ist aber nicht immer der Fall, sowohl bei alttestamentlichen wie bei neutestamentlichen Texten. Nur gar zu oft stehen Text und Predigt in einem äußerst losen, ja oft in gar keinem innern Zusammenhang, sondern nur äußerlich neben einander. Da ist keine Verwandtschaft, wie sie sein sollte. Bei der Vorbereitung auf die Predigt sind zwei Fälle möglich: entweder sucht der Prediger einen Text zu seiner Predigt, oder er sucht einen solchen, um aus demselben eine Predigt zu machen. Beides scheint gleichbedeutend zu sein, ist es aber in Wirklichkeit nicht. Im ersten Falle sucht er sich einen Text zu seiner Predigt, welchen er derselben voranstellen, an welchen er seine Predigt hängen kann. Die Predigt ist, so zu sagen, schon fertig, ehe er seinen

Text weiß (und ich vermuthe, daß das bei der Wahl freier Texte sehr oft vorkomme), und nun sucht er einen solchen, von dem er glaubt, daß er zu seiner Predigt passen werde. Dann ist aber die Predigt keine Textpredigt, sondern eine willkürliche Zusammenstellung der beiden. — Im zweiten Falle sucht der Prediger seinen Text und bearbeitet ihn derart, daß er ihn seinen Zuhörern erklärt, deutlich zu machen sucht und auf ihre Zustände anwendet. Er hält sich streng an denselben und sucht ihn ganz oder theilweise zu verwenden und zu verwerthen. Auf diese Weise kommt Text und Predigt jedes zu seinem Recht, und auch der Zuhörer wird dadurch ungleich mehr befriedigt, als wenn er nicht vernehmen kann, „was gepfiffen oder geharfet ist." — Das gilt von der Behandlung aller Texte!

Einer rechten Predigt wird immer auch eine Disposition zum Grunde liegen; ein Plan, nach welchem jene zu verlaufen hat. Und wenn das der Fall ist, dann wird man schon an der Disposition sehen können, wie die Predigt sein oder werden wird. Sie läßt schon gleich erkennen, ob der Text ausgelegt werde, oder ob er nur eine Voranstellung eines Schriftwortes zur Verzierung der Predigt sein solle. Und bei einem alttestamentlichen Texte wird man auch sogleich sehen können, ob das alte oder neue Testament gepredigt werden solle. Denn das Thema gibt doch den Gegenstand, die Theile geben die Hauptpunkte der Predigt an; somit hat man schon im Entwurf die ganze Predigt vor Augen und weiß im Allgemeinen, wie der Text behandelt wird. Doch kann es Fälle geben, wo die Grenze zwischen einer Disposition über einen alttestamentlichen und neutestamentlichen Text nicht so ganz scharf, sondern mehr fließend ist. Eine solche wird aber immer farblos und allgemein gehalten sein, was aber kein Vorzug ist. Man soll es einer solchen auf den ersten Blick ansehen können, ob sie dem alten oder dem neuen Testamente angehört, auch wenn nicht Namen oder Gegenstände besonderer Art darinnen sind.

Aus den oben angeführten Predigtsammlungen folgen hier eine Anzahl Dispositionen, aus welchen man sehen kann, wie über alttestamentliche Texte gepredigt worden ist. Diese Weise wird aber schwerlich zur Nachahmung empfohlen werden können. Derjenige aber, dem es ein Ernst ist, recht predigen zu lernen, der wird auch hieraus etwas lernen können.

Beispiele:

I. Ueber 2 Chron. 20, 20—28.

„Das Vorbild des Königs Josaphats ruft uns zu: Danket dem Herrn! Denn dazu treibt uns 1) ein guter Grund, 2) eine gewählte Gesellschaft, 3 ein großer Gewinn."

Ueber 2 Mos. 12, 1—13.

„Wir gedenken heute an die Zukunft des Herrn; und betrachten 1) den Tag, dessen wir warten; 2) die Rettung, die uns gegeben ist, und 3) den Gebrauch, denn wir davon machen sollen."

II. Ueber Jes. 2, 2—5.

„Der Advent der Heiden." — 1) Wie der Heiland zu den Heiden kommt,

2) wie die Heiden zu ihm kommen, 3) die Aufgabe der Kirche, dies beiderseitige Entgegenkommen aus allen Kräften zu fördern."

Ueber Spr. Sal. 8, 22—36.

„In Christo ist die ewige Weisheit wieder in liebenden Verkehr mit den Menschenkindern getreten, und zwar 1) in der Person Christi, 2) in dem Werke Christi, und 3) in den fortdauernden Gnadenwirkungen seines heiligen Geistes."

Ueber Ps. 62, 2—8.

„Was es heißt, seinem Heiland das Kreuz nachtragen. Das heißt nämlich: 1) Er war still, wie ein Lamm; — sei du es auch; 2) Ihn haben seine Feinde nicht übermocht; — birg dich unter seine Flügel; 3) Er hat Gott vertraut, der ihm ausgeholfen; darauf setz auch du all dein Vertrauen und Zuversicht."

Ueber Jes. 63, 1—9.

„Jesus Christus, Einer und derselbe im Gericht und Gnade. Wir betrachten ihn 1) als Richter über Edom, 2) als Israels Heiland."

III. Ueber 5 Mos. 34, 1—6, verbunden mit Luk. 2, 26—35.

„Was sagt von Christo ein Jahr dem andern; was thut von ihm ein Geschlecht dem andern kund? — 1) daß Christus noch immer der Mittler des Friedens, 2) daß Christus noch immer das Zeichen des Widerspruchs ist."

Ueber 1 Mos. 22, 1—19.

„Das Evangelium von dem Vater, der seines einzigen Sohnes nicht verschonet. — 1) die Größe des Opfers, das dargebracht wird; 2) der Reichthum des Segens, der aus diesem Opfer quillt."

Ueber Ps. 27, 4—6, in Verbindung mit Col. 3, 1—4.

„Das Leben der Gläubigen in seiner Innigkeit und Sicherheit. — 1) Es ist ein mit Christo in Gott verborgenes, 2) ein mit Christo in Gott geborgenes Leben."

Ueber Jes. 55, 6—11.

„Die Erhabenheit der Gedanken und Wege Gottes im apostolischen Glaubensbekenntniß. Wir sehen, wie diese Erhabenheit 1) unsere Kurzsichtigkeit tröstet, 2) unsere Flachheit beschämt, 3) unsern Trotz überwindet."

Die Sprachenfrage.

(Fortsetzung und Schluß.)

Zu dem in der vorigen Nummer Angeführten ist zunächst noch Einiges nachzutragen, was damals dem Schreiber noch nicht bekannt war. So macht in der Reformirten Kirchenzeitung ein Correspondent den Vorschlag, es solle die Ursinus = Classis aus der Synode des Nordwestens austreten und sich einer neu zu bildenden englischen Synode anschließen. Ihr Anschluß wäre in sprachlicher Beziehung von Bedeutung. Deßhalb liege es im Interesse der Ursinus-Classis, sich mit dieser neuzubildenden Synode zu verbinden und ihr Deutschthum geltend zu machen. Darauf antwortet eine etwas erregte „Stimme aus der Ursinus-Classis":

„Ist denn G. R. ganz unbekannt mit den Erfahrungen deutscher Gemeinden und Klassen, die ehedem im Verbande englischer Klassen und Synoden standen?

Warum haben denn in den letzten Jahren zahlreiche deutsche Gemeinden (New Bavaria, Freeport, Tiffin u. s. w.), ja eine ganze Classis (Cincinnati) ihre Entlassung aus dem Verbande englischer Synoden und Classen genommen? Doch einfach, weil man es also für ersprießlicher erachtete, ja englische Classen sogar der rechten Entwicklung einer deutschen Gemeinde und englische Synoden der einer deutschen Classis oft hindernd in den Weg traten und bei etwaigen Vakanzen gänzlich urtheilsunfähig über deutsche Pastoren waren. Die Generalsynode hat das ja selbst erkannt, als sie vor einigen Jahren den Beschluß passirte, englische Classen und Synoden seien angehalten, deutschen Gemeinden und Classen auf ihr Verlangen die Entlassung zu gewähren, um sich deutschen Körpern anzuschließen."

Nun mag sich diese Stimme in einem oder dem andern Wort vielleicht etwas zu stark geäußert haben. Die Redaktion der „Ref. Kztg." spricht sich in sehr gemäßigter Weise, aber in ganz unmißverständlichem Sinne über die Sache aus. Sie sagt:

„Für die Entlassung der Ursinus-Classis aus dem Verband der Synode des Nordwestens an die neu zu bildende Synode aus den westlichen Classen der englischen Synode von Ohio, wird wohl schwerlich eine Neigung, weder bei der Classis, noch bei der Synode, in deren Verband sie steht, vorhanden sein. Unsere englischen Brüder bilden mit uns einen Kirchenkörper und die Sprache ist wahrlich keine Ursache, diese Einheit zu beeinträchtigen. Diese Einheit hört nicht auf durch sprachliche Trennung. Unsre Kirche leidet keinen Schaden, daß die Deutschen ihr Werk selbständig betreiben; unter der deutschen Bevölkerung liegt die Zukunft unserer Kirche.

Im Westen sind auch eine Anzahl deutscher Classen, welche möglicher Weise eine neue deutsche Synode bilden könnten; es handelt sich aber darum, ob dies ersprießlich ist. Wir glauben es nicht. Wir betreiben unser Missionswerk durch eine Behörde und diese arbeitet mit den verschiedenen Classen zusammen, und Mission kann nur dann mit Erfolg betrieben werden, wenn unter unserm Volk rechter Missionseifer vorhanden ist; fehlt dieser Eifer, so wird die Thätigkeit der Brüder im Westen gelähmt bleiben. Das Missionsfeld der beiden deutschen Synoden liegt besonders im Westen; durch ihre Missionsthätigkeit sind dort neue Classen gebildet worden, wir erinnern an die von Nebraska, Missouri und Chicago; wir hoffen, daß dieselben einmal erstarken werden und wenn einmal eine Nothwendigkeit dazu vorhanden sein wird, daß aus diesen, im Verein mit der Ursinus-Classis eine deutsche Synode gebildet werden kann. Ob die Ursinus-Classis im Verein mit genannten Classen von der Ohio-Synode ihr Deutschthum geltend machen kann, ist doch sehr fraglich und zwar nach Erfahrungen, die in dieser Hinsicht anderswo uns zu Gebote stehen."

Ueber solche Erfahrungen spricht sich ein anderer Artikel desselben Blattes in einer Weise aus, die man fast bitter nennen könnte. Derselbe sagt:

„Das Organ der drei englischen Synoden im Osten machte in neuerer Zeit wiederholt höchst ungerechte Angriffe auf den deutschen Theil unserer Kirche. Nach der verschrobenen Ansicht dieser muthwilligen Friedensstörer hindern die Deutschen das Wachsthum der Kirche, sind abgesagte Feinde der englischen Sprache, verehren abgöttisch ihre Muttersprache und entbehren des christlichen Gemeindesinnes, ja, alles Interesses für die Pflanzung neuer englischer Gemeinden. Man ist ungehalten darüber, daß wir unsere deutschen Gemeinden nicht mit Gewalt englisiren. Auch hat ein Correspondent besagten Blattes in der Nummer vom 18. März d. J. das fade Märchen, als sähen unsere deutschen Prediger ihre englisch werdende Jugend lieber in andere Kirchen übergehen, als in die eigenen Gemeinden, auf's Neue aufgetischt. Das sind schwere Anklagen, die jedoch nur auf Hörensagen beruhen, jeglichen Beweises entbehren und Jeden, der sie öffentlich macht, mit Schamröthe erfüllen sollten, besonders wenn man bedenkt, was un-

sere deutschen Gemeinden und Pastoren der Kirche leisten, wie sie sich in ihrem Dienste mühen, sich selbst verleugnen und nach Leib und Seele ihrer Lehre, ihren Gebräuchen und ihrer wahren Wohlfahrt ergeben sind.

Wie kommt es doch, daß man von angesehenen Männern, wie z. B. den Doktoren Gerhart, Bausmann, Kremer u. A. keine solche Beschuldigungen vernimmt; daß sie im Gegentheil den Eifer und die Treue der Deutschen unter uns anerkennen und ihnen die herzlichste Theilnahme erzeigen? Es kommt einfach daher, weil sie gänzlich unbefangen sind und Verständniß der Sache besitzen. Wer das Verhältniß des Deutschen zum Englischen, wie es nothgedrungen in unserer Kirche besteht, nicht oberflächlich, noch nach einer vorgefaßten Meinung und persönlichen Lieblingsidee beurtheilt, sondern gründlich versteht, der singt ein ganz anderes Lied. Er muß es beklagen, daß den Deutschen englischerseits schon so oft durch gewaltsames Aufzwängen des englischen Gottesdienstes so großes Unrecht geschah. Wie viel Schaden und Verlust hat nicht unsere Kirche dadurch erlitten in Städten wie Easton, Lancaster, Harrisburg, Chambersburg, Frederick City u. a. m. Die Geschichte der letzteren Stadt ist noch in frischem Andenken. Nicht einmal den Gebrauch des alten Kirchleins hat die englische Gemeinde mit ihrer großen neuen Kirche der armen deutschen Gemeinde überlassen. An allen obengenannten Orten wurden die Deutschen gleichsam in's Freie gesetzt und gezwungen, in andere Confessionen überzugehen."

Man scheint erstaunt zu sein, weil wir, um unsere englischwerdende Jugend zu erhalten, keinen englischen Gottesdienst in unseren deutschen Gemeinden einführen. In Landgemeinden ist das wohl thunlich, aber nicht auch in Stadtgemeinden. Diese wurden durch frühere bittere Erfahrungen gewitzigt. In keiner hiesigen deutschen Kirche darf je regelmäßig englischer Gottesdienst gehalten werden. So lautet ihr Gesetz. Und warum nicht? Keineswegs aus Abneigung oder Feindschaft gegen die englische Sprache, welcher unsere deutschen Pastoren mehr Freundschaft erzeigen und anerkanntermaßen weit mächtiger sind, als die englischen Pastoren der deutschen. Es geschieht blos darum, weil der Gebrauch beider Sprachen in Stadtgemeinden leicht Verwirrung anrichtet, und weil man sich gezwungen sah, durch eine solche Maßregel deutsche Kirchen für die zukünftigen Deutschen zu sichern. Die deutschen Gemeinden kämpfen mit nichten um die Sprache, noch wollen sie dieselbe, wie Einer sogar im Gotteshause sich ausdrückte, „abgöttisch verehren". Sie kämpfen einfach um ihre Existenz.

„Gebt uns Frieden!" Der theologische Streit, welcher Jahre lang unter uns geherrscht und viel Schaden angerichtet hat, sollte nun nicht in einen Sprachenkampf umschlagen. Glauben unsere englischen Brüder wirklich, sie hätten ein Aug' und ein Herz für unsere ganze Kirche, so sollen sie es auch von uns Deutschen denken. So denkt die Liebe."

Es wird uns gewiß Niemand der Anmaßung beschuldigen können, wenn wir Angesichts dessen, was die lutherischen und reformirten Kirchenblätter über das Verhältniß der Sprachen äußern, die Meinung aussprechen, daß die Behauptung, man sehe das Englische und Deutsche in der lutherischen und reformirten Kirche nebeneinander in schönster Ausführung, doch etwas zu weitgehend ist.

Aber was sollen denn wir thun? Diese Frage ist eben dadurch, daß wir an dem Beispiel Anderer sehen können, was wir nicht thun dürfen, noch lange nicht beantwortet. Es scheint sich nun ein bequemer Ausweg zu bieten, in den Vorschlägen, welche im Märzheft der Theol. Zeitschrift Seite 80 ff. gemacht und im Aprilheft Seite 104 — um es möglichst kurz zu sagen — angenommen sind. Es scheinen die Vorschläge um so annehmbarer zu sein, als eben die beiden einander so diametral gegenüber stehenden

Opponenten sich so rasch darauf geeinigt haben und nun ein weiterer Streit um so weniger in Aussicht zu stehen scheint, als beide erklären, daß sie keine weiteren Absichten und Pläne haben, als die dort gegebenen. Gerade dieses letztere aber müssen wir nicht für einen Vorzug, sondern für einen Fehler der im März- und Aprilheft erschienenen Artikel ansehen. Die Vorschläge und ihre Annahme sind allerdings aufrichtig gemeint und liefern in jedem Falle den Beweis, daß die Sprachenfrage wenigstens nicht schon soweit Parteisache geworden ist, daß man das Heil im Siege der Partei suchte. So lange aber dieses noch nicht der Fall ist, ist es auch noch möglich, die Frage zu lösen, ohne den Frieden oder gar den Bestand der Synode gefährden zu müssen. Aber eine Verständigung darf nicht auf Grund eines Mißverständnisses erfolgen, denn eine solche Vereinigung ist noch schlimmer, als eine Entzweiung aus dem gleichen Grunde. Im letzteren Falle bringt die Einsicht in die Wahrheit Frieden, im ersteren bitteren Streit, und vielleicht gar die gegenseitige Beschuldigung der Treulosigkeit.

Die Gefahr eines Mißverständnisses ist aber sehr naheliegend. Seite 81 No. 8 wird gesagt:

„Die Errichtung dieses Distrikts darf keine Aenderung in den sprachlichen Verhältnissen der General-Synode, ihrer Comites und des Prediger-Seminars im Gefolge haben.“

Das ist ein Machtspruch, der auf die Länge der Zeit unhaltbar, aber allerdings gegenwärtig auf Grund der thatsächlichen Verhältnisse berechtigt wäre. P. Jud erklärt nun, daß er darüber nichts zu sagen habe. Damit wird die Sache anerkannt und gewissermaßen angenommen. Geschähe nun auf einer Synodalversammlung dasselbe oder etwas Aehnliches, so wäre doch klar, daß bei Veränderung der Verhältnisse der Widerspruch an den Tag treten müßte. Die eine Seite würde Das, was einmal anerkannt war, eben auf Grund davon, daß es anerkannt wurde, als gültige Rechtsgrundlage festhalten; die andere Seite würde eben auf Grund der eingetretenen Veränderung, die alte Rechtsbestimmung, als veraltet, zu beseitigen suchen. Der gemeinsame Punkt, auf dem beide Ansichten sich treffen könnten, ist, wie man leicht sieht, nicht vorhanden, beide Ansichten stehen, so zu sagen, windschief gegeneinander, es ließe sich keine durch die andere widerlegen und das schließliche Resultat wäre die Klage über Hartnäckigkeit auf der einen und Hinterlist auf der andern Seite; der eine Theil würde dem andern keine Einsicht und dieser jenem keine Offenheit zutrauen. Hat sich aber einmal das Gift des Mißtrauens eingefressen, so wird der Kampf unvermeidlich und in seinen Folgen verderblich sein.

Es wird daher nöthig sein, daß man sich nicht blos auf irgend etwas einigt, was eben beide Theile vorläufig zufriedenstellt, sondern daß die Vereinigung auf Grund dessen erfolgt, was eben das Richtige ist. Daraufhin müssen wir die gemachten Vorschläge ansehen. Zunächst einmal handelt es sich bei Lösung der Sprachenfrage nicht blos, ja man könnte sagen überhaupt nicht, um Beseitigung eines Nothstandes. Wenn die Sache so aufgefaßt

wird, dann kommen wir über Flickwerk nicht hinaus; es gibt nichts Neues, als neue Lappen, die wieder abreißen, den Riß ärger machen, und wenn sie abgerissen sind, wieder nichts Ganzes sind; sei es nun das kleine Läppchen des englischen Katechismus oder der große Lappen des englischen Distrikts ohne Circumscription (ohne Begrenzung) mit eigenen Büchern und besonderem Organ. Ein Nothstand ist nur da, wo das Alte muthwillig zerrissen und weggeworfen wird, ehe das Neue geschaffen ist, oder da, wo man das Alte trotzdem es alt und überjahrt ist, nicht als veraltet gelten lassen will, und nun das Neue, welches eben nicht als Flickwerk, sondern als Neuschöpfung auftritt, verschmäht.

Wenn wir es nun nicht mehr blos mit einem englischen Katechismus, sondern schon mit der Frage nach einem oder mehreren englischen Distrikten zu thun haben, so ist das ein großer Gewinn, denn man sieht doch, was da werden will und wird. Daß der Eine den englischen Distrikt jetzt gleich und der Andere erst später gebildet haben will, ist kein wesentlicher Unterschied. Wenn wir nun aber sagen würden, daß ein Distrikt ohne Circumscription ein Widerspruch in sich selbst ist — daß eine Kreuz- und Quertheilung der Synode einmal nach geographischen, das andere Mal nach sprachlichen Gründen nichts als Verwirrung ist —, so würde man vielleicht antworten, daß man sich um solche Formalitäten nicht zu kümmern brauche. Der Einwand ist gerade so richtig wie der, daß man sich um die Formalitäten des Einmaleins nicht zu quälen brauche, wenn man nur richtig rechne. Aber sehen wir einmal die Sache selbst näher an. Der geplante Distrikt ist eben kein Distrikt, sondern eine Synode mit Synodalorgan, synodalen Büchern, geographisch o h n e, aber rechtlich i n Distriktsgrenzen. Eine solche Verwirrung wird nun aber um so schädlicher sein, je größer sie wird, d. h. in demselben Maße, als der englische Distrikt wächst, wird sich die Stellung, die er innerhalb der Synode einnimmt, als eine erdrückende Zwangsjacke erweisen, die er sprengen muß, wenn er nicht verkümmern will. Das wird dem englischen Distrikt nicht so schwer, aber für die Entwicklung der ganzen Synode höchst verderblich sein. Ein englischer Distrikt steht allen andern acht oder zehn Distrikten als geschlossene Einheit gegenüber, während die andern wohl auch eine Einheit bilden würden, aber keine so geschlossene wie jener es ist. Wenn nun der englische Distrikt sich auf der Generalsynode majorisiren lassen muß, wo es sich um deutsch oder englisch handelt, so wird er dafür ausschlaggebend sein, wo die Ansichten der übrigen Distrikte beinahe gleich stark gegenüberstehen. Es wird nun der Distrikt das durch Macht ersetzen müssen, was ihm an formellem Recht fehlt. Je stärker er nun wird, desto weniger braucht er sich um formelle Rechte zu kümmern und in ganz kurzer Zeit wird man vor der Frage stehen: Ist die deutsche evangelische Synode deutsch oder englisch? Der Sprachenkampf ist dann innerhalb der Synode und zwar in einer solchen Form, daß jeder der beiden Theile um seine synodale Existenz kämpft. Welches dann die Resultate sein werden, wissen wir nicht; aber sicher ist jedenfalls das, daß der Sieger nicht gestärkt, sondern geschwächt aus dem

Kampfe hervorgeht, und daß das Nebeneinander beider Sprachen nicht fördernd, sondern hindernd für unsere synodale Aufgabe sein wird.

Nehmen wir an, der englische oder deutsche Theil der Synode wünschte neue Bücher oder Blätter oder Maßregeln. Wer soll darüber beschließen? Doch jedenfalls die Generalsynode. Dann beschließt jedesmal ein Theil der Synode über Dinge, für die er nicht dasjenige Verständniß und Interesse haben kann, welches er für die ihm näherliegenden Dinge hat. In demselben Maße aber, als das Interesse und Verständniß abnimmt, verdunkelt sich auch das Bewußtsein der Verantwortlichkeit und man kommt dann nur zu leicht mit der Entschuldigung, daß man eben gerade in dieser Sache sich auf Andere verlassen habe.

Nun sage aber Keiner, es könne nicht so werden, wenn er nicht zugleich den Beweis liefern kann, daß unsere Synode aus lauter so einzigartigen Gliedern besteht, daß bei denselben etwas, das sonst die Regel war, rein unmöglich ist.

Ganz ähnlich wird es aber auch in den Gemeinden sein. Ein englischer Katechismus ist auch hier nicht ausreichend. Denn was sollen Leute, die die nicht einmal mehr ihren Katechismus deutsch lernen konnten, in einer deutschen Gemeinde? Entweder muß auch die Gemeinde englisch werden, oder sie müssen zu einer englischen Gemeinde gesammelt werden. Das erstere wird da nöthig sein, wo eben eine deutsche Gemeinde am Aussterben ist, weil eben das nachwachsende Geschlecht das Deutsche nicht mehr achtet, weil es darin nicht erzogen wurde. Aber auch da wird der Theil der Gemeinde, der noch deutsch ist, englisch gemacht werden müssen. Das wird auch nicht ohne Kämpfe abgehen. Sind aber diese glücklich überstanden und ist die Gemeinde englisch, so wird sie für ihre Fortexistenz auf die englisch sprechende Bevölkerung angewiesen sein, und etwaiger neuer Zuzug von Deutschen wird sich, wenn nicht wiederum von vorn angefangen wird zu missioniren, eben nicht der englisch-evangelischen, sondern irgend einer deutschen Kirche zuwenden. Das Zweite: Die der Sprache wegen Ausscheidenden und Andere, die sich noch gewinnen lassen, zu einer besonderen englisch-evangelischen Gemeinde zu sammeln, wird da angezeigt, ja das einzig richtige, sein, wo eben die deutsche Gemeinde noch in voller Lebenskraft steht. Hier das Englische aufzwängen wollen, wäre geradezu unverantwortlich. Nicht etwa der Literaturschätze wegen, die das Deutsche hat, sondern des pädagogischen und sittlichen Werthes der Muttersprache wegen, die eben diesen Werth hat, nicht — weil sie zufällig die deutsche — sondern — weil sie Muttersprache ist. Was das heißt, will ich weiter erklären, und zwar nicht mit gelehrten Definitionen, sondern an der Hand der Erfahrung, die ich nicht blos in einem einzelnen oder gar vereinzelten Falle gemacht habe.

Ich habe nicht blos in New York und Philadelphia, sondern auch in Kansas und Nebraska Familien kennen gelernt, in denen die Eltern sehr, sehr wenig englisch, die Kinder aber sehr wenig oder gar nicht deutsch sprechen konnten oder wollten. Was sind nun die Folgen eines solchen Verhältnisses?

Einfach die, daß die Kinder im Hause der Eltern eben essen und schlafen, so lange sie noch nicht erwachsen sind, vielleicht auch auf dem Acker oder im Geschäfte des Vaters arbeiten, im letzteren Falle sehr oft um Lohn, wie ein Fremder. Es besteht eben zwischen Eltern und Kindern zuletzt nur noch das natürliche Verhältniß leiblicher Abstammung und das rechtliche Verhältniß der darauf bezüglichen Staatsgesetze. Ein geistiges Verhältniß von Eltern und Kindern ist des mangelnden und mangelhaften Sprachverkehrs wegen gar nicht mehr möglich. Solche Kinder sind geistig verwaist, verwahrlost und sehr oft verwildert. Dieser Verwilderung wird aber durch die englische Schule nicht abgeholfen. Sind die Erziehungsresultate (nicht Lehrresultate) der öffentlichen Schulen oft von zweifelhaftem Werth, so sind sie hier geradezu verderblich, weil eben das geistige Verbindungs- und Zuchtmittel der Muttersprache vollends verloren geht. Nicht diejenige Sprache ist Muttersprache, welche das Kind am geläufigsten spricht, sondern die, welche im elterlichen Hause gesprochen wird; die Muttersprache wird eben nicht auf der Straße, sondern im Elternhause gelernt. Nun wird man allerdings auch mit dem Einwand kommen, daß die Erziehungresultate mancher deutschen Familie auch nicht die glänzendsten sind (gerade wie anderswo auch). Das mag sein, aber die Regel ist es nicht, und eine mangelhafte Erziehung ist noch immer besser, als gar keine. Die Erziehung ist aber um so mehr auf geistigen Einfluß angewiesen, je weiter sie fortschreitet, je mehr der Zögling heranwächst. Selbst die äußeren Zuchtmittel wirken nur dann erziehend, wenn das Kind ihre Berechtigung und ihren Zweck einsehen lernt; auch diejenige Thätigkeit des Erziehers, die zunächst auf Gewöhnung des Zöglings angelegt ist, wird nur dann nicht zur Dressur, wenn außer der angewöhnten Gewohnheit auch noch die geistige Grundlage derselben im Gemüthe des Kindes gelegt werden kann. Wo dieses aber nicht möglich ist, da sieht das Kind in der Muttersprache ein unverständliches Gewelsche, in jeder körperlichen Züchtigung eine rohe Mißhandlung, in jeder Beschränkung seines Beliebens eine drückende Fesselung, in jedem Anspruch der Eltern auf irgendwelche Leistung eine unberechtigte Sklaverei, die es mit seinem Mündigwerden abzuschütteln entschlossen ist. Daß dann mit dem elterlichen Hause auch die elterliche Kirche verlassen wird, ist eigentlich gar nicht zum Verwundern. Werden nun solche durch einen englischen Katechismus bei der Gemeinde gehalten werden können? Wir glauben's nicht. Sie müssen, wenn sie überhaupt wieder eine evangelische Gemeinde bilden sollen, erst wieder von Neuem zu einer solchen, aber einer englischen Gemeinde gesammelt werden. Wird man aber das, was an Erziehung versäumt worden ist, durch einen englischen Katechismus wieder einholen können? Keineswegs. Der englische Katechismus wird, wenn er in einer noch lebenskräftigen deutschen Gemeinde eingeführt wird, nicht einem Nothstande abhelfen, sondern erst einen solchen hervorrufen, indem er den Aberglauben begünstigt, daß der englische Katechismus die Gemeindeschule entbehrlich mache. Ist aber einmal erst diese beseitigt, oder kommt sie überhaupt nicht zu Stande, weil man meint, sie nicht nöthigen zu haben, dann

ist es in der That leichter mit einem englischen Katechismus zu unterrichten als mit einem deutschen. Das erzeugt aber noch lange keine englische Gemeinde, sondern hilft nur die deutsche soviel rascher auflösen, ohne daß sie sich durch diese Auflösung schon zu einer englisch-evangelischen Gemeinde umgestaltete. Es bleibt in diesem Falle nichts übrig als eben eine englische Gemeinde neben der deutschen gründen, in der diejenigen Aufnahme finden können, die eben kein Deutsch mehr verstehen. Wollte man aber nun die deutsche Gemeindeschule auch preisgeben, so würde man damit die deutsche Gemeinde aufgeben. Wo man aber die deutschen Gemeinden aufgäbe, gäbe man auch die deutsche Synode auf, sowohl in sprachlicher, wie in kirchlicher Hinsicht. Nun kann man allerdings sagen, daß dieses mit der Zeit doch geschehen müsse, daß ein starres todtes Festhalten am Deutschen eben auch ertödtend wirke, so daß unsere Synode auf diese Weise wohl länger fortexistiren könne, aber nur als kirchliche Mumie. Das kann nun allerdings dadurch am gründlichsten verhütet werden, daß man einfach, ohne lebendige Gegenwirkung von innen heraus, sich den auflösenden und zersetzenden Einflüssen der Umgebung, in der wir leben, hingibt, daß man eben die Gemeinden auch sprachlich verfaulen läßt. Aber ein solches Verfaulen ist kein Ersterben um neue Frucht zu bringen, es kann nur düngend, aber nicht befruchtend wirken. Das gesunde Weizenkorn keimt und sprießt unter denselben Verhältnissen, unter denen die Spreu verwest, weil eben gerade unter der Einwirkung von außen die schlummernde Lebensthätigkeit geweckt und angespornt wird. Diese bringt dann eben in ihrem Kampfe mit den Todesmächten der Zersetzung und Auflösung ein neues Leben hervor. Wo dagegen dieser Kampf nicht durchgekämpft wird, wo das eigenartige Leben des Weizenkornes dieses — nämlich das Weizenkorn — nicht vor dem Verfaulen bewahrt, da mag wohl an derselben Stelle, wo der Weizen gesät wurde, wieder eine neue Pflanze aufwachsen, die aber etwas ganz Verschiedenes ist, weil sie von dem ausgestreuten Samen nicht erzeugt, sondern nur gedüngt wurde.

Die Anwendung auf die Sprachenfrage ist hier ziemlich einfach. Unsere deutsche Sprache ist die Schale, welche das geistige Leben unserer Synode umschließt und verwahrt. Daß diese Schale im Laufe der Entwicklung ihrer Auflösung entgegengeht, ist wohl allgemeine Annahme; daß aber die Zerstörung der Schale die Entwicklung des Kerns bewirke, wird Niemand behaupten. Führt man nun einfach englische Bücher ein, so wird die sprachliche Schale zerstört und der sich entwickelnde Kern seines Schutzes beraubt, verkümmert oder geht ganz zu Grunde. In diesem Falle wird aber unsere Synode in ihrem sprachlichen Tode nicht zu einer geistigen Auferstehung gepflanzt, sondern einfach begraben werden und wir graben in der Anglisirung unserer Gemeinden nicht einen Graben, um die verrinnenden Wasser zu sammeln, sondern ein Grab, in welchem wir nicht einmal im Frieden ruhen werden. (Vgl. die angef. Artikel anderer Blätter.)

Das Fortleben unserer Synode ist vielmehr bedingt durch die lebendige Erfassung ihres innersten geistigen Kernes durch solche Persönlichkeiten, die

eben noch deutsch genug sind zur scharfen Auffassung und englisch genug zur richtigen Darstellung desselben. Eine solche Auffassung und Darstellung wird aber nur dann möglich sein, wenn sowohl das deutsche, wie das englische Element rein erhalten und nicht durch Vermischung getrübt und verwirrt werden. Welches, wird man aber nun fragen, ist der innerste geistige Kern unserer Synode? Doch gewiß nicht der Katechismus! Dieser ist vielmehr eine daraus hervorgegangene Frucht. Dann wird es wohl das Bekenntniß sein? Gewiß! Nun, da haben wir es noch leichter! Dann bedarf es nur einer Uebersetzung des Bekenntnißparagraphen, denn die Augsburgische Confession, der Heidelberger und der Luthersche Katechismus sind ja schon lange übersetzt! Das wäre recht schön, wenn's nur auch richtig wäre. Allerdings liegt der innerste Kern unseres synodalen Wesens im Bekenntnißparagraphen, aber auch diese ist eben die sprachliche und rechtliche Schale desselben. Er ist, um es mit einer früheren Arbeit in ein Wort zu fassen, das Schriftprinzip unserer Synode. Ist dieses aber einmal lebendig bewegt, so wird es die alte Schale sprengen, nicht durch eine Revision von § 2, sondern dadurch, daß es in der englischen Sprache und namentlich den englischen Denominationen gegenüber ebenso seine Fassung und Darstellung erhält, wie es dieselbe jetzt den Deutschen gegenüber hat. Dazu wird aber eine bloße Uebersetzung von § 2 nicht genügen, denn sobald wir englisch werden, treten wir in Beziehung zu einer ganzen Anzahl von Denominationen, denen wir jetzt völlig fremd gegenüberstehen. Hier muß nun der Unterschied zwischen den Lehr-, Verfassungs- und Kultusgrundsätzen Anderer bestimmt hervorgehoben und klar erkennbar sein, ohne daß dabei das Gemeinsame, wenn und wo ein solches vorhanden ist, versteckt und verdeckt werde. Daß nun auch hier eine buchstäbliche Uebersetzung des Katechismus nicht genügend sein wird, ist an sich klar. Man wird dann eben keinen blos übersetzten, sondern einen neuen englischen Katechismus brauchen, der wohl an der Hand und unter Zugrundelegung unseres jetzigen Katechismus zu Stande kommen mag, aber schwerlich nur eine buchstäbliche Uebersetzung eines deutschen, sondern ein englisch-evangelischer Katechismus sein wird. Wie sich aber das Verhältniß des englischen Katechismus zum deutschen nur als ein freies denken läßt, wenn es haltbar sein soll, so wird auch das Verhältniß derer, welche den englischen Katechismus gebrauchen, der Synode gegenüber ein anderes sein müssen, als das eines Distrikts zur Generalsynode. Es wurde oben (Seite 137) den englischen Synoden innerhalb der reformirten Kirche entgegengehalten, daß sie bei eintretenden Vakanzen oft gänzlich urtheilsunfähig über deutsche Pastoren gewesen seien. Ganz derselbe Vorwurf würde sich nur in anderer Form wiederholen, wenn eine deutsche Generalsynode über die Bedürfnisse und Maßregeln eines englischen Distrikts zu beschließen hätte, oder umgekehrt. Es würde da immer wieder die Frage auftauchen: Welcher Theil herrscht über den andern, der Streit würde sich immer wieder darum drehen, welcher der Größeste sei; während gerade hier mehr als irgendwo die Mahnung gilt: Dienet einander ein Jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat. Wie das

zu machen ist, davon hat unsere Synode selbst schon ein Beispiel erlebt. Sie ist ja sowohl von hier in Amerika aus durch englisch Redende, wie auch von Deutschland aus unterstützt und in ihrem Gedeihen durch Darreichung von Geldern gefördert worden, ohne daß ihr, als Preis für solche Unterstützung, die Beherrschung von irgend einer Seite aus zur Bedingung gemacht worden wäre. Und es war gut, daß man unserer Synode weder die preußische Agende noch den Ritus der Episkopalkirche, weder die Consistorial= noch Episkopalverfassung u. dgl. aufgezwungen, sondern ihr die Freiheit der Entwickelung gelassen hat. Was aber damals durchaus richtig war, kann jetzt, wo vielleicht ähnliche Verhältnisse eintreten werden, nicht gänzlich falsch sein. Es wird freilich Selbstverleugnung kosten, eine Zeitlang außer der eigenen Last, auch noch die anderer zu tragen. Aber damit werden wir nur das Gesetz Christi erfüllen, und schließlich wird es doch dahin kommen, daß jeder seine Last tragen kann und auch wirklich trägt.

Man könnte nun vielleicht sagen, daß es sich um alles dieses noch nicht handle, daß der andere erst da sein müsse, ehe man seine Last tragen könne, oder mit andern Worten, daß es sich nur dann um die Frage über das Verhältniß einer deutsch=evangelischen Synode zu einer englisch=evangelischen handeln könne, wenn diese einmal wirklich vorhanden sei. Das wäre ganz richtig, wenn es sich nur um die Feststellung von Rechtsverhältnissen handelte, aber auch nur in diesem Falle. In jedem andern Falle aber nicht. Es handelt sich noch gar nicht um Feststellung, sondern nur um Begründung eines solchen Verhältnisses. Sowie die Verhältnisse eines noch nicht in Wirklichkeit vorhandenen Baues schon im Plane begründet sind und vor dem Anfang der Ausführung richtig und vollständig begründet sein müssen, wenn die Ausführung nicht zur Pfuscherei werden soll, so wird auch dieses Verhältniß schon begründet sein müssen, ehe die englische Synode vorhanden ist. Wenn wir hier nur den jedesmaligen Postulaten der Gegenwart und Zeit Rechnung tragen wollen, dann fechten wir allerdings nicht als die in die Luft streichen, sondern so, wie Demosthenes in der ersten Philippika die Athener schildert: „Wie Barbaren den Faustkampf treiben, so führt ihr Krieg mit Philipp; dort greift der Getroffene immer nach der wunden Stelle, und fallen die feindlichen Hiebe nach einer andern Seite, sogleich nehmen auch seine Hände den Weg dorthin, aber sich gegen einen Streich decken, ihn dem Gegner an den Blicken absehen, das kann und will er nicht. .... Ihr seht von den Thatsachen nichts voraus, bis ihr erfahret, was geschehen ist oder eben geschieht."

Wenn irgendwo, dann ist es in der vorliegenden Frage nöthig, vorauszusehen und ein klares Ziel vor Augen zu haben. Unser Ziel ist aber weder die Bekämpfung der englischen Sprache, noch der Untergang in derselben und durch dieselbe, sondern die Fortpflanzung der evangelischen Kirche. Wenn der Herr zu seinen Jüngern sagt: Ich habe euch gesetzt, daß ihr hingehet und Frucht bringet und eure Frucht bleibe, so wird das wohl auch von unserer Synode gelten. Diese Frucht ist aber eine Geistesfrucht, nicht eine große

äußere Kirchengemeinschaft. Fruchtbar ist aber immer nur dasjenige, was sich in seinem ihm eigenthümlichen Charakter voll und ganz entwickelt und ausreist; Zwitterbildungen bleiben immer unfruchtbar. Oder sollte unsere Synode einzig und allein die Ausnahme machen, daß sie geistige Früchte dadurch erzeugt, daß sie zur sprachlichen Zwitterbildung herabsinkt? So wird die Frage nicht mehr die sein, soll unsere Synode englische Bücher einführen, oder nicht? sondern folgendes:

1. Ist es Zeit, einleitende Schritte zur Begründung einer englischen Synode zu thun?
2. Auf welcher Grundlage hat dieselbe zu geschehen?
3. In welches Verhältniß hat eine solche etwa zu begründende englische Synode zu unserer deutschen evangelischen Synode zu treten, damit eine friedliche und segensreiche Fortentwicklung **beider** ermöglicht wird?

In diesen drei Punkten ist die Sprachenfrage mit klarem Ziele gestellt. Die Antwort ist wohl nicht ganz leicht, aber unumgänglich nöthig. Etwas thun, ehe man weiß, was man thun will, ist mindestens unbesonnen; blos deßwegen vorwärts gehen, weil man nicht stehen bleiben will, ist zielloses Umherschweifen. Es genügt nicht, auf Gerathewohl hin den Weg einzuschlagen, auf den man gerade gedrängt wird, sondern derjenige Weg muß gesucht werden, welcher dem Ziele, das man klar vor Augen hat, entgegenführt.

Wo bleiben die Bücher?

Eingesandt von Dr. John.

Neulich fand ich meinen Amtsnachbar in nichts weniger als angenehmer Stimmung und erfuhr auch alsbald den Grund davon. Der liebe Mann stand vor seinem Bücherschrank, einen Katalog in der Hand und Thränen in den Augen. „Da sieh!" redete er mich an und seine Stimme zitterte vor innerlichem Groll — „auch von Herzogs Real-Encyklopädie fehlen mir zwei Bände; da steht der erste Band von Schuberts Geschichte der Seele, der zweite ist fort; dort Theil II von Nebe's Passionsgeschichte, der sich ängstlich nach seinem ältern Bruder umzusehen scheint. Hier in der großen Lücke stand Burks Pastoral-Theologie und Lükes Commentar zum Johannes, darüber die loci communes, daneben Palmers Hymnologie — und dort ganz oben acht Jahrgänge des Daheims, von denen noch drei wie die Ruinen einer vergangenen Zeit auf mich niederblicken. Und alle diese Bücher, die mich schweres Geld gekostet haben —" fuhr der erzürnte Nachbar fort — „sind mir nicht etwa von nächtlichen Einbrechern gestohlen worden, dies könnte ich eher verschmerzen — nein! **ausgeborgt** sind sie, geliehen an gute Freunde, die mit ehrlicher Miene mir betheuerten, die Bücher nicht nur gut zu halten, sondern sie auch ja nicht weiter zu verleihen, sondern in kürzester Frist dankend zurückzubringen. O man möchte an der Menschheit, ja an der Existenz der Freundschaft, der Moralität, der Gewissenhaftigkeit verzweifeln, wenn man solchen Undank von seiner Gutmüthigkeit erntet und durch Leute ausgeplündert wird, die — die —"

Dem Alten war das Weinen nahe, während er kopfschüttelnd die freilich arg gelichteten Reihen seiner Bibliothek betrachtete. Ich faßte mir ein Herz und machte ihn darauf aufmerksam, daß seine Vergeßlichkeit und sein Mangel an Ordnungssinn den größeren Theil seiner bitteren Erfahrungen verursacht haben. „Auch ich gebe dann und wann (freilich und leider durchaus nicht gern) einem Bekannten, einem Gemeindeglied oder Amtsbruder ein Buch mit nach Hause, schreibe aber sogleich den Namen des Empfängers, Titel des Buchs und Tages-Datum in ein Büchlein, welches an der Seite meines Bücherschrankes hängt. Da weiß ich dann immer genau Bescheid — und die Borger wissen's auch, daß ich auf meine Bücher ein wachsames Auge habe, und so kommt's, daß ich nur selten einen Verlust zu beklagen habe."

„Freilich, ich bin ein unpraktischer Mensch; ich hätte dasselbe thun sollen, habe mir es auch oft genug vorgenommen, aber wenn der Bücherborger die Treppe hinunter war, kam jedesmal eine Abhaltung, ein Besuch oder der Gedanke an eine unaufschiebbare Arbeit und dann — dann vergingen Tage und Wochen, ehe ich wieder daran dachte. Aber, meine Unvorsichtigkeit, sogar Nachlässigkeit zugegeben — ist's nicht doch eine rechte Sünde und Schande, so ein fremdes Buch zu behalten, weiter zu geben oder ganz frech und unverschämt in den eigenen Bücherschrank zu stellen, als sei es gute Kriegsbeute, nach der der Eigenthümer nicht einmal mehr zu fragen habe? Darf, kann ein Christ, ein Kind Gottes so handeln?"

„Daß ein Christ so handeln kann, beweist deine traurige Erfahrung!" entgegnete ich — „denn die Mehrzahl derer, die jetzt im Besitz deiner Bücher sind, darf man doch nicht zu den Unbekehrten und Gottlosen rechnen. Aber auf die Frage, ob ein Kind Gottes so handeln darf, gehört ein entschiedenes Nein! Wer Bücher leiht und sie nicht ungemahnt wieder gibt, begeht eine doppelte Sünde: Vertrauensbruch und Diebstahl; ein Christenmensch, der aber Beides zu den „kleinen Sünden" rechnet, sich damit tröstet, das Buch werde schon irgend einmal zurückgegeben werden oder gar, der Besitzer brauche es ja eben nicht nothwendig, der mag wohl zusehen, daß er nicht aus der Gnade falle, denn mit muthwilliger und vorsätzlicher Sünde und Unredlichkeit verträgt sich der Glaube nicht und dann hat der Teufel auch in andern Stücken bald gewonnenes Spiel. Daß auch gegen das königliche Gebot der Nächstenliebe gefrevelt und die Ermahnung Christi: Alles, was ihr wollt, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen! mit Füßen getreten wird, ist ja selbstverständlich und ich weiß nicht, wie ein solcher untreuer Borger einen Blick auf seinen Bücherstand werfen kann, ohne sich zu schämen und zu erschrecken. Sieh, lieber Freund" — fuhr ich fort — „ich habe auch Bücher entliehen, ja manche derselben ein ganzes, ja zwei Jahre behalten; aber dann hatte ich auch dem Besitzer gesagt: Ich gedenke diese Werke zu benützen, aus ihnen zu schöpfen, sie zu studieren 2c. und müßte zu diesem Zwecke sie längere Zeit behalten. War mir dies bewilligt, so machte mir auch mein Gewissen keine Vorwürfe, so oft mein Auge auf die Bücher fiel, die nicht mein Eigenthum waren. Ehe ich mein Merkbüchlein angelegt hatte, ist's mir nicht

besser gegangen als dir; ich erinnere mich, daß ich ein mir sehr werthvolles Buch erst durch die fünfte Hand wieder bekam, obwohl mein Name darin stand. Es hat der berühmte Prediger Spurgeon einmal über „kleine Sünden" gepredigt und eine erschütternde Predigt ist's gewesen! Wahrscheinlich sind dem praktischen Manne aber keine Bücher abgeborgt und nicht wiedergebracht, also resp. gestohlen worden, sonst hätte er sicherlich auch diesen moralischen Schandfleck gebrandmarkt, den mancher dickfellige Christ für eine Kleinigkeit hält, um dererwillen er sich in seinen Andachtsübungen nicht stören zu lassen braucht."

Mein Freund drückte mir schweigend die Hand, holte dann ein altes Notizbüchlein aus seinem Schreibtische und schrieb auf die erste Seite mit großer Frakturschrift: Ausgeliehene Bücher! Dann wurde es mit einer Bleifeder versehen, an einer Schnur an die Wand des Büchergestells befestigt, und ich mußte lächeln über den siegesgewissen Blick, mit dem der Nachbar nun den Schrank musterte, als wollte er sagen: Jetzt kommt mir kein Buch mehr fort!

Vier Wochen später fand ich bei einem gelegentlichen Besuche das Notizbüchlein noch leer, aber der gute Freund konnte sich durchaus nicht mehr besinnen, wem er inzwischen Martensens Dogmatik geliehen und was ihn verhindert habe, den Namen des Borgers sogleich aufzuzeichnen. Hoffentlich bekommt er die Dogmatik wieder. —

Betrachtungen über die Gemeindeschule.

(Eingesandt von H. Säger.)

(Fortsetzung.)

Die Entlassung der Schüler einer Gemeindeschule geschieht jährlich nur einmal, und bezieht sich auf diejenigen Schüler und Schülerinnen, welche nach stattgefundener Confirmation die Schule verlassen. Leider ist es hier in den Ver. Staaten in manchen Gemeindeschulen Sitte geworden, daß nicht nur einige, sondern oft viele der Confirmanden schon beim Beginne des Confirmandenunterrichts, oder im Laufe desselben die Schule verlassen. Es sollte, wo solche Unordnung in einer Gemeindeschule stattfindet, der Pastor der Gemeinde in Verbindung mit dem Vorstande derselben dahin zu wirken suchen, daß diese für den Lehrer unangenehme und auf die ganze Schule nachtheilig wirkende Sitte abgeschafft werde. Die Entlassung der Confirmanden ist ein wichtiger und feierlicher Act, welcher unter der Leitung eines weisen und frommen Lehrers sehr erwecklich werden kann. Der Lehrer der Gemeindeschule wird daher diese treffliche Gelegenheit, einen tiefen Eindruck auf die Jugend zu machen, nicht unbenutzt lassen und durch Anordnung einer besonderen Schulfeierlichkeit, welche in einer passenden Ansprache, in besonders dazu geeigneten Gesängen und herzlichem Gebete bestehen mag, seinen Zweck zu erreichen suchen.

In jeder geordneten Gemeindeschule sollen auch regelmäßige Schul-

prüfungen gehalten werden, welche dazu dienen, um in Gegenwart der Schulgemeinde und ihres Vorstandes und Pastors über den Zustand der Schule überhaupt und über die von den Schülern in einem gewissen Zeitraume gemachten Fortschritte Rechenschaft abzulegen. Solche Schulprüfungen können halbjährlich, oder jährlich stattfinden. Die Leitung der Prüfung und die Bestimmung der Gegenstände für dieselbe sollte dem Lehrer überlassen bleiben, sowie auch der Act des Prüfens selbst vom Anfang bis zum Schlusse von dem betreffenden Lehrer geschehen muß. Will sich aber der Pastor sammt dem Vorstande an der Leitung der Schulprüfung, namentlich bei Bestimmung der Gegenstände derselben, betheiligen, so sollte solches in Verbindung mit dem Lehrer, und zwar in liebender und vertrauensvoller Weise geschehen. Was das Material dieser Prüfung betrifft, soll dieses eine summarische Wiederholung dessen sein, was in dem letzten halben Jahre, oder Jahre gelehrt und gelernt worden ist. Darum ist es auch nicht unzweckmäßig, wenn der Lehrer, etwa in den letzten zwei der Prüfung vorangehenden Wochen eine kurze Wiederholung in den Gegenständen der Prüfung mit den Schülern vornimmt. In solcher kurzen Vorbereitung kann wahrlich nicht nachgeholt werden, was im ganzen, oder halben Jahre etwa vom Lehrer oder Schüler versäumt worden ist, und hat solche nur den Zweck, die Kinder, namentlich die schwachbegabten mit dem Prüfungsgange ein wenig vertraut zu machen. Was die äußere Einrichtung der Schulprüfung anlangt, so muß dieselbe den Charakter einer würdevollen religiösen Feierlichkeit an sich tragen. Nicht nur die fähigeren Kinder, sondern alle ohne Ausnahme müssen beim Prüfen berücksichtigt, und womöglich kein Kind übergangen werden. Auch sollen solche Prüfungen ja nicht für hervorzubringenden täuschenden Effect berechnet sein, sondern sollen das Gepräge der Wahrheit an sich tragen.

Schließlich noch ein Wort über Schulferien. Die Schulferien, welche in den öffentlichen Schulen der Ver. Staaten von Mitte Juni bis Anfangs September dauern, werden in den hiesigen Gemeindeschulen von der Gemeinde und ihrem Vorstande in Verbindung mit dem Lehrer bestimmt, und sind in vielen Schulen, namentlich in den Städten, nur von der Dauer eines Monats in der Sommerzeit. Allerdings wäre im Sommer, der oft drückenden Hitze wegen, eine etwas längere Ferienzeit zur Erholung für Lehrer und Schüler wünschenswerth; doch dauert eine fast dreimonatliche Ferienzeit in Betreff des Unterrichts für die Kinder zu lange.

In den vorhergehenden allgemeinen Betrachtungen über die Gemeindeschule waren es der Charakter derselben, ihr Verhältniß zur Kirche und zum Staate und die wesentlichen Erfordernisse einer guten Gemeindeschule, worüber das Nöthige gesagt worden ist. In den nun folgenden besonderen Betrachtungen über die Wirksamkeit der Gemeindeschule wollen wir darstellen, was dieselbe als Unterrichtsanstalt zu leisten hat.

Ueber die Unterrichtsgegenstände in der Gemeindeschule, d. i. welche Kenntnisse und Fertigkeiten und in welchem Umfange dieselben zu lehren sind, mögen zunächst folgende zwei allgemeine Grundsätze gelten: Man wähle

nur solche Gegenstände zum Unterrichte, welche zu den wesentlichen Elementen der allgemeinen Menschenbildung gehören und welche darum für jeden Menschen in jedem künftigen Stande und Berufe unentbehrlich sind. Sodann entwerfe man sich einen festen Lehrplan, in welchem nicht nur bestimmt wird, was in der Schule gelehrt werden soll, sondern auch, in welcher Folge und Ordnung und in welchem Umfange es gelehrt werden soll, und weiche von diesem Fundamental-Lehrplan nur dann ab, wenn man sich vollkommen überzeugt hat, daß eine wesentliche Verbesserung in demselben nöthig ist.

Unter den Gegenständen des Unterrichts, die in einer jeden guten Gemeindeschule nothwendig behandelt und in den Lehrplan aufgenommen werden müssen, steht obenan der Unterricht im Christenthume. Derselbe umfaßt den Unterricht in der biblischen Geschichte, den Unterricht in den christlichen Heilswahrheiten nach Anleitung des Katechismus, die Anleitung zu einem erbaulichen, auf Herz und Wandel angewandten Bibellesen und einen sehr kurzgefaßten Unterricht in der Kirchen-, namentlich Reformationsgeschichte.

Nächst dem Unterrichte im Christenthume ist für die Gemeindeschule am nothwendigsten der Unterricht in gewissen Fertigkeiten, welche für Jedermann, theils als Mittel zur weiteren Ausbildung, theils zum praktischen Gebrauche im künftigen bürgerlichen Leben ebenso nützlich als nothwendig sind. Dahin gehört zunächst der Unterricht im deutschen und englischen Lesen, worin jeder Schüler wenigstens so weit gefördert werden soll, daß er fertig und richtig lesen kann. Ferner gehört dahin der Unterricht im deutschen und englischen Schreiben, wobei es namentlich auf ein deutliches und richtiges Schreiben ankommt, und die Schüler dahin gebracht werden sollen, daß sie ihre Gedanken einigermaßen schriftlich ausdrücken können und im Stande sind, einen Brief, eine Rechnung, eine Quittung und einen Schuldschein zu schreiben. Sodann gehört hierher der Unterricht im Rechnen, soweit dies im bürgerlichen Leben für Jedermann nöthig ist. Neben dem schriftlichen Rechnen soll auch das Kopfrechnen geübt werden, und soll das Rechnen in der Gemeindeschule nicht eigentlich wissenschaftlich, sondern vorzugsweise als eine einzuübende Fertigkeit behandelt werden. Jedoch wird ein tüchtiger Lehrer diesen Unterricht immer so ertheilen, daß derselbe als Bildungsmittel des Verstandes den Kindern nützlich wird. Auch gehört noch hierher der Unterricht im Gesange, welcher das reine und richtige Singen von Chorälen und ein- und zweistimmigen Liedern zum Zwecke hat.

Endlich ist noch hinzuweisen auf den Unterricht in denjenigen Gegenständen, welche mit Recht gemeinnützliche genannt werden, weil sie in der That jedem Menschen zu seiner geistigen Ausbildung nützlich sind, und weil der gänzliche Mangel dieser Kenntnisse manchen Nachtheil bringt. Als solche gemeinnützliche Gegenstände möchten wir zunächst bezeichnen eine, jedoch mehr praktische als theoretische Anleitung zur genauen Kenntniß und zum richtigen Gebrauche der deutschen und auch der englischen Sprache. Ferner gehört auch hierher der Unterricht in der Geograhie, welcher aber nur das

Wichtigste von der mathematischen, physikalischen und politischen Geographie, namentlich der des Vaterlandes, behandeln soll. Auch das Nothwendigste aus der Naturgeschichte darf nicht fehlen, kann aber wohl mit dem geographischen Unterricht, bei der Kenntniß der Erzeugnisse eines Landes, verbunden werden. Das Hauptsächlichste aus der Naturlehre, namentlich die Erklärung der gewöhnlichsten Naturerscheinungen muß unter die gemeinnützlichen Gegenstände gerechnet werden, sowie schließlich auch noch der Unterricht in der Weltgeschichte zu nennen ist, der indeß nur die allerwichtigsten Ereignisse aus der Geschichte, insonderheit aus der Geschichte des Vaterlandes, zu behandeln hat.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Sprichworts.

(Eingesandt von A. Breitenbach.)

(Schluß.)

Wie verschieden nun auch das Gepräge und der Gehalt der Sprichwörter sein mag, ihre Entstehung ist im wesentlichen dieselbe. Irgend eine Bemerkung, ein Gedanke, wird bei einem gewissen Anlaß in volksthümlichem Tone ausgesprochen, wobei es höchst gleichgiltig ist, ob mündlich oder schriftlich. Dieser Ausspruch hat das Glück, aus irgend einem Grunde zu gefallen, er wird bei demselben oder einem ähnlichen Anlaß wiederholt, gleichviel, ob durch den Mund, die Feder oder den Preßbengel. Je häufiger dieses geschieht, desto eher ist die Sprichwörtlichkeit des Ausspruches erreicht, und in je weitern Kreisen diese Wiederholung erfolgt, desto größer ist die Verbreitung des so entstandenen Sprichworts. Der Gedanke muß aber auch wirklich im volksthümlichen Tone ausgesprochen werden; denn die Wiederholung, auch die häufigste, und in den weitesten Kreisen erfolgende, macht ohne jene den Ausspruch nicht zum Sprichworte. So werden z. B. die Aussprüche: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht," „Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an," „Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme" u. s. w. sehr häufig wiederholt, aber Sprichwörter sind sie darum noch lange nicht. Sie kann man nur zu den geflügelten Worten oder schlagenden Sentenzen aus unsern Klassikern zählen. — Seiler sagt uns über die Entstehung der Sprichwörter: „Nicht durch die sinnende Thätigkeit eines oder vieler Gelehrten, nicht durch den verfeinerten Verstand der sogenannten höhern Stände, nicht durch die Beobachtungsgabe des aufmerksamen Volksfreundes, sondern wie das Volkslied gebiert es das Volk aus sich selbst, und hat es, namentlich zu jenen Zeiten geboren, da noch nicht die tiefen Kluften zwischen den einzelnen Ständen, Berufsarten und geistigen Richtungen waren, wie jetzt. Einer sah, fühlte und sprach, und das Sprichwort war geboren. Er sah das Ereigniß, fühlte die Wahrheit und sprach es aus, was er fühlte. Sein Nachbar hörte das Wort, fühlte mit die Wahrheit desselben, bewahrte den Fund und sprach dasselbe Wort bei ähnlichen Anlässen nach. So ward das Wort ein Sprichwort.

Das deutsche Volk ist im Hervorbringen der Sprichwörter so fruchtbar,

wie kein anderes, denn kein Volk der Erde hat eine so große Zahl von Sprichwörtern, als das deutsche. Wir gleichen darin jenen Reichen, die nicht wissen, wie viel sie besitzen, weil sie ihre Güter nie im Zusammenhange erblickt haben. Wander, der alle ihm erreichbaren Sprichwörter gesammelt herausgeben wollte, hat im ersten Band seines Werkes über 6000 Sprichwörter und das Werk ist auf vier solcher Bände berechnet. Demnach betrüge die Zahl der deutschen Sprichwörter weit über 20,000. Daher sagt Seiler mit Recht: „Man sollte meinen, die deutsche Vernunft hätte von den frühesten Zeiten bis zu uns herab nichts gethan, als Sprichwörter gemacht, so reich ist unser Volk daran. — Die Eltern erkennt man an den Kindern. So prägen die Sprichwörter eines Volkes das Wesen desselben aus, und zwar die deutschen Sprichwörter mehr, als die irgend eines andern Volkes. Nur am deutschen Wort hängt noch der Blutstropfen, mit dem es sich vom Herzen losgerungen hat. Kahle sagt sehr schön über das Wesen des Sprichwortes: „Wer des deutschen Volkes höchstes Gut und größtes Uebel, seine Liebe und seinen Haß, seine Treue und seine Wandelbarkeit, seine Müssigkeit und seine Genußsucht, seine Liebe zur Scholle und sein Hinausstreben in's Weite, seinen Familiensinn und sein Weltbürgerthum, seine Arbeitsamkeit und seine Bärenhäuterei, seinen Humor und seine Einfalt, seine Zartheit und Derbheit, seinen Witz und seine Tölpelhaftigkeit, seine Freiheit und seine Gebundenheit, sein Christenthum und Heidenthum, seinen Glauben und Aberglauben, seine Ehrlichkeit, seine Gradheit und seinen Muth, seine Sitte, sein Recht und seinen Rechtssinn, sein ehrliches, geselliges und bürgerliches Leben kennen lernen will, der findet in unseren Sprichwörtern eine reiche, ungetrübte Quelle." Der Verbreitungskreis der Sprichwörter ist nicht derselbe, wenn es auch die Entstehung ist. Gewisse Sprichwörter sind nur persönliche, und sie bewegen sich in dem Kreise, in dem sich die betreffende Person bewegt. Nur in seltenen Fällen gehen sie über ihre Heimath, die ihr eigentlicher Lebenskreis ist, hinaus. Wie gewisse Sprichwörter blos einer Person, einem Hause, einem Familienkreis, einem Dorfe, einer Stadt, einer Gegend, einer Provinz angehören, und andere wiederum einem ganzen Volke, ja ganzen Sprachstämmen eigen sind, so kann man wiederum von andern geradezu behaupten, daß sie sich bei allen Völkern von einiger Bildung finden, nur etwa mit der selbstverständlichen Einschränkung, daß derselbe Gedanke unter andern Bildern, in verschiedener Fassung oder Hülle erscheint, wie sich da, wo der Gedanke zuerst ausgesprochen worden ist, geboten hat. Wie es Menschen gibt, deren Name allbekannt ist, nicht nur im eigenen Lande und Volke und weit darüber hinaus, wieder andere, deren Wirksamkeit sich nur auf eine Provinz, einen Kreis erstreckt, und solche, die nie in ihrem Leben über die Feldmarken ihres Ortes hinauskommen, so ist es auch mit den Sprichwörtern. Aber Sprichwörter, die nur von wenigen gekannt und gesprochen sind, sind ebensogut Sprichwörter, wie jene letztern Personen Menschen sind. Ein großer, wenn nicht überhaupt der überwiegend größte Theil lebt nur im Volksmunde, und wenn überhaupt je gedruckt, so ist er doch in der Literatur zerstreut und noch nie

in eine Sprichwörter-Sammlung hineingekommen. Die Sprichwörter sind besonders in den verschiedenen Mundarten heimisch und wir besitzen lange nicht alle Sprichwörter, die im Volksmunde lebten oder noch leben. Jedes Jahrhundert, ja, jeder noch kürzere Zeitraum im Volksleben hat hat seine Sprichwörter-Literatur und nur der kleinste Theil derselben geht aus dem Volksmunde in die Literatur über. Der Nachwelt aber bleiben nur die erhalten, welche aufgezeichnet werden; ein großer Theil verschwindet mit dem Geschlechte, unter dem sie entstanden sind. Auch bedeutende Männer haben Sprichwörter zu Wahlsprüchen gehabt; Luther z. B.: „Des Christen Herz auf Rosen geht, wenn's mitten unterm Kreuze steht;" Johann von Sachsen: „Geradezu macht gute Renner;" Freiherr von Stein: „Selbst ist der Mann." An manchen alten Rathhäusern der guten alten Zeit fand man angeschrieben: „Eines Mannes Rede, keines Mannes Rede: man muß sie schließlich hören beede."

Was nun den Inhalt der Sprichwörter betrifft, so ließe sich derselbe unter viele Rubriken bringen, da es ja, wie schon erwähnt, alle Tugenden und Fehler, alle Stände, alle Berufsarten und Altersklassen umfaßt. Doch lassen sich, summarisch zusammengefaßt, zwei Hauptrichtungen unterscheiden; es stellt uns nämlich dar, wie vieles i s t und wie anderes sein s o l l t e; es stellt uns Sittenregeln und Sittenbilder auf; es ist also nicht blos Sittenlehrer, sondern auch Sittenmaler. So z. B. die Sprichwörter: Trau, schau, wem? Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben — Bete und arbeite — sind Sittenregeln, welche unser Verhalten bestimmen wollen. Dagegen sind: Einmal ist keinmal, — Mit den Wölfen muß man heulen — Sittenbilder, die der Welt Sinn und Art darstellen. Vielfach knüpft das Sprichwort seinen Inhalt außer an den Menschen mit seinen Tugenden und Fehlern an die, verschiedenen Menschen nahestehenden Thiere und ihre hervorstehenden Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten, so vorzugsweise an: Hund, Esel, Affe, Fuchs u. s. w. Es gibt ferner Sprichwörter, die das Besondere unter das Allgemeine stellen; man nennt sie sentenzartige Sprichwörter, z. B.: „Der Wolf verliert wohl die Haare, aber die Nauben nicht," — „Das ist ein schlechter Bettler, der nicht eine Thür meiden kann," — „Wenn der Fuchs anfängt zu predigen, so laufen die Gänse fort" u. s. w. Dem gegenüber gibt es wieder andere Sprichwörter, die das Allgemeine durch das Besondere und einen Ausspruch durch seine besondere Anwendung erklären und genauer bestimmen. Dieses sind die erklärenden Sprichwörter; die Thätigkeit kann veranschaulicht werden an der Wirkung, z. B.: „Es ist so kalt, daß die Eichen krachen," — durch eine Vergleichung, z. B.: „Er zittert wie Espenlaub," — durch ein Beispiel, z. B.: „Es ist nur ein Uebergang, sagte der Fuchs, da zog ihm der Jäger das Fell über die Ohren." Vielfach ist es auch auf Witz und Spott bei den in Beispielen eingekleideten Sprichwörtern abgesehen, z. B.: „Dann und wann muß es Kurzweil geben, sagte der Mann, da kitzelte er seine Frau mit der Mistgabel;" — „Was die Gewohnheit nicht thut, sagte Meister Fips, da stahl er ein Stück aus seiner eigenen Hose;" — „Ersaufen

sie, so ersaufen sie, sagte der Bauer, da setzte er junge Enten auf's Wasser;" — „Es ist gut, daß ich nichts damit zu thun habe, sagte ein Junge, da bissen sich zwei Krähen." Auch die „Ironie" hat ihre Stelle unter den Sprichwörtern, so z. B.: „Wer das Hängen gewöhnt ist, dem schwillt der Hals nicht;" „Das muß mir eine sein, sagte die Frau, da zog sie eine Katze aus dem Butterfaß;" — „Er ist so dumm nicht, daß es ihm am Essen schadet." Unter den verschiedenen Seiten des öffentlichen Lebens, wie Liebe, Freundschaft, Vertrauen, Recht u. s. w. ist besonders das letztere im Volksmund sehr stark vertreten und ausgeprägt, was uns lehrt, daß bei unsern Vorfahren nicht blos das Recht in Amtsblättern und Gesetzsammlungen lebte, sondern daß es unter dem Volk heimisch war. Claus Harms hat in seinem „Gnomon" eine große Zahl deutscher Rechts-Sprichwörter, von denen ich nur einige erwähnen will: „Mißbrauch ist keine Gewohnheit;" — „Was eintausend Jahre unrecht ist, das ist nicht **ein** Jahr recht;" — „Die Aemter und Zünfte müssen so rein sein, als wären sie von den Tauben zusammengelesen;" — „Ein Fund verholen, ist so gut wie selbst gestohlen;" — „Der Hehler ist so gut wie der Stehler;" — „Wo du deinen Glauben hingelegt hast, da mußt du ihn wieder suchen;" — „Geliehen Gut muß lachend wiederkommen;" — „Worüber sich Zwei einig werden, das geht den Dritten nichts an;" — „Wem die Hecke, dem ist auch der Graben;" — Der nächste zur Sippe, der nächste zur Erbschaft;" — „Geborgt ist nicht geschenkt." Unter der großen Zahl von deutschen Sprichwörtern gibt es auch solche, gegen die sich das Gefühl sträubt, die, von unserm sittlichen Standpunkte aus betrachtet, für unanständig gelten. Aber nicht alles ist so, wie es scheint, und auch hier trügt oft der Schein. Schon Agricola sagt: „Dieweil ich Sprichwörter schreibe, kann ich nicht allerwegen Seide spinnen, es muß auch grob mit unter laufen." Das Sprichwort stellt auch eine kulturgeschichtliche Seite unseres Volkes dar; in ihnen ist nicht die Anschauung und Bildung einer gewissen einzelnen Volksschicht, sondern des ganzen Volkes enthalten. So lange es nun in der bürgerlichen Gesellschaft Personen gibt, die für ein anderes Ohr anstößig reden, so lange werden es auch die Sprichwörter thun. Grimm sagt darüber: „Selbst in der Bibel gebricht es nicht an Wörtern, die bei der sogenannten feinen Gesellschaft verpönt sind. Wer an nackten Bildsäulen ein Aergerniß nimmt, oder an den nichts auslassenden Wachspräparaten der Anatomieen, der gehe auch in diesem Saale an den mißfälligen Sprichwörtern vorüber und betrachte die weit überwiegende Anzahl der andern." Es ist auch mit anstößigen Worten und Sprichwörtern eine eigene Sache. Die meisten derselben sind in dem Kreise oder der Zeit, der sie angehören, nicht einmal unsittlich oder verletzend; die sogenannte Anstößigkeit ist sehr beziehungsweise, sie hängt, sagt Wander, von der Bildung des Ohres und dem Charakter der Zeit ab. Viele Wörter, die im 16. Jahrhundert noch der Kirchensprache angehörten und sich zum Theil in der lutherischen Bibelübersetzung finden, kann man gegenwärtig in keiner guten Gesellschaft anwenden. Es kommt ferner dazu, daß in den Kreisen, wo ein in den höheren

Schichten anstößig werdendes Wort oder Sprichwort gebraucht wird, keine unsittliche Vorstellung damit verbunden und auch selten erregt wird. Abgesehen von dieser einen, wenn man so sagen darf, dunkeln Seite des Sprichworts, hat es doch herrliche Goldkörner in dem Ufersand, welche der immer jugendfrische Strom deutschen Dichtens und Lebens vorüberrauschend, zurückläßt. Wie manche unserer Zeitgenossen tragen alle ihre Lebensweisheit, Religion und Moral im Gefäße des Sprichworts bei sich. Was ihnen in dieser Form zukommt, ist der Achtung und Annahme gewiß. Wenn ihnen der Vorrath dieser altbewährten Weisheitsregeln wächst, so wächst sicher ihre Bildung. Jedes neue Sprichwort ist ihnen ein neues Licht, das leicht erkannt und benutzt wird. Das Sprichwort war, ist noch jetzt und bleibt, so hoffen wir, eine unvertilgbare Macht. Das erkannten die Volksschriftsteller der frühern Zeit besser, als unsere jetzigen. Denn wenn auch unter den Literaten unsrer Tage, wie Cl. Harms, W. O. v. Horn, Steiger, Gotthelf Fr. Reuter, Auerbach, auch Hebel, v. Seiler, Zarnack u. a. m viel für die Verbreitung des Sprichworts geschehen ist, so benutzten sie es immer nicht in dem Maße, wie es z. B. S. Frank, Müner, Fischer, Zinngraf, Seiler, v. Kaiserberg, Mattheslus, Abr. a Santa Clara, wie es in Brandts Narrenschiff und im Simplicissimus geschehen ist. Der Mann, der durch Wort und Schrift so bedeutend auf die deutsche Nation eingewirkt hat, wie vielleicht kein anderer vor und nach ihm (allenfalls in unserm Jahrhundert v. Bismarck), Luther, kannte die hohe Bedeutung des Sprichworts wohl. Aus seinen Werken sind über 3000 Sprichwörter ausgezogen worden. Er selbst soll den Wunsch ausgesprochen haben, daß sie Jemand sammele, ordne und in ein Buch fassen möge. Eine Sprichwörter-Sammlung von Dr. M. Luthers eigener Hand, welche auf 33 Seiten in Octavformat mehr als 500 Sprichwörter umfaßt, ist erst im Jahre 1862 aufgefunden worden und harrt bis heute noch der Veröffentlichung. Simrock klagt, daß aus unserer heutigen Bücher- und Rednersprache nur allzusehr die selbstwachsene, kernige Kraft des sprichwörtlichen Ausdrucks schwinde. Eine abstrakte, verschlissene, blasse Redeweise hat jene sinn- und bilderreiche, markige Sprache unserer Altvordern verdrängt die nationale Färbung geht immer mehr verloren, alles sieht fahl und verwaschen aus, im besten Falle wie aus dem Französischen übersetzt. Darum, um dem Volke zu geben, was das Volk ist, soll man ihm seine Sprichwörter am allerwenigsten vorenthalten.

Kirchliche Rundschau.

Den Armen wird das Evangelium gepredigt, sagt Christus. Wie man's aber den Reichen predigt, zeigt der Bremer Prediger Schwalb. Ein Wechselblatt theilt uns aus einer Predigt desselben über Matth. 6, 31 Folgendes mit: „Was werden wir essen? so fragen die Reichen. Und diese Frage ist für eine Hausfrau keine kleine, denn auch das einfachste Essen erfordert mehrere Gänge, und die Schwierigkeit der Frage wächst, wenn etwa ein größeres Essen dargeboten werden soll. Ist doch dabei auch die Jahres

zeit von Belang und zu berücksichtigen! Jene Frage habe ich selbst während meiner am Strand verlebten Ferien recht oft gehört. Ließen Männer diese Frage laut werden, dachte ich allerdings zuerst: was sind das für seichte und leere Menschen! Bei näherer Erwägung fand ich aber, daß das durchaus nicht zutraf. Es waren vielmehr Leute, welche in sich verschlossen sind und ihr Bestes für sich behalten und in der Zeit der Erholung lieber sich mit einer solchen Frage beschäftigen. Sie sind, Gott sei Dank! doch besser als die Pastoren, welche auf Weg und Steg, selbst während einer Reise, Jeden zu bekehren suchen...... Doch im Bade fragt man nicht blos: was? sondern auch wo werden wir essen? Hatte einer nach mancherlei Versuchen hier und dort und da endlich den geeigneten Ort gefunden, dann rief er den andern mit wahrhaft archimedischer Freude zu: da, da werde ich essen. — Was werden wir trinken? Das ist keine geringe Frage für den Mann, der einen Weinkeller hat. Ein solcher Keller will doch komplett erhalten sein. Da heißt's doch zuvor: was ankaufen? und täglich dann: was trinke ich heute? zuweilen auch: wie wollen wir trinken? 2c." — Es wird berichtet, daß etwa 300 Zuhörer anwesend waren. Und da beklagt man sich noch immer über Mangel an kirchlichem Sinn, wenn es selbst einem solchen Prediger nicht einmal gelingt, seine Kirche gänzlich leer zu predigen! Eine so zähe Kirchlichkeit bei so bescheidenen geistigen Ansprüchen, auch bei diesen Reichen — denn für diese ist das Ganze berechnet — ist doch bewunderungswürdig.

Ein Gegenstück zu dieser Badepredigt bilden die Fastenbriefe der italienischen Bischöfe. Die Fastenprediger sind Mönche, meist dem Ordensklerus angehörig, und als Fastenprediger auftreten zu dürfen, gilt namentlich in Rom als große Ehre und bietet oft Gelegenheit, sich in der römischen Kirche emporzuschwingen. Die Bischöfe halten keine Fastenpredigten mehr, sie haben's auch nicht nöthig und es ist merkwürdig, wie verschieden die Gegenstände sind, die in einer Anzahl dieser Fastenbriefe zur Behandlung kommen. Einige beklagen sich über den Verfall von Moral und Religion, suchen zu beweisen, daß die Moral nicht ohne „religiöse Dogmen" bestehen kann, oder liefern gelehrte Abhandlungen, so daß von einem derselben gesagt wird: „Was denkt wohl ein armer Bauer aus der Diöcese dieses Prälaten, wenn ihm dieser gelehrte Brief vorgelesen wird, von dem er nichts versteht." Von keiner allzugroßen Bedeutung ist es, wenn mehrere Fastenbriefe einen etwas evangelischen Anlauf nehmen; sie kommen über den römisch-katholischen Boden doch nicht hinaus.

Als Kirchenfürst, aber im römischen Sinn, hat sich der Kardinalerzbischof von Neapel bewiesen. An Stoff hätte es ihm wahrlich nicht gefehlt, wenn er seiner Diöcese wichtige Dinge hätte sagen wollen. Aber mit keinem Worte wird an jene furchtbare Zeit der Cholera erinnert; vielmehr nur hingewiesen auf den Erlaß des Papstes über die Reliquien des heiligen Jakobus in Spanien und die in dieser Beziehung vorhandenen Ablaßschätze. Der Erzbischof gibt den Mitgliedern seiner Diöcese die Mittel an, wie sie in den Besitz dieses Ablasses gelangen können, und ordnet dazu den geregelten Besuch einer in Neapel befindlichen Kirche des heiligen Jakobus an. Man braucht also, um den Ablaß zu erwerben, keine besondere Pilgerreise nach St. Jago di Compostella zu machen.

Was die Reliquien von St. Jago di Compostella betrifft, so sind sie für uns insofern merkwürdig, als hier der unfehlbare Papst geschichtliche oder geschichtlich sein sollende Thatsachen beglaubigt. Neu ist die Sache an sich nicht; schon im Jansenistischen Streit hat die päpstliche Partei die Entscheidung über eine Thatsache als solche dem Papste zugesprochen. Hier handelt es sich aber um eine nichts weniger als verbürgte Sage, die zu einer unumstößlichen Thatsache gestempelt werden sollte.

Eigenthümlich ist es, wie vorsichtig sich Leo XIII. in Beziehung auf die durch Reliquien bewirkten Wunder ausspricht. Er sagt nämlich, daß in his (den Leichnamen der Heiligen) die Vorsehung und Güte Gottes offenbar werde, der ja (Gott nämlich) zuläßt, daß Vieles durch dieselben divinitus geschehe (qui cum multa sinat per ea divinitus accidere). Divinitus können die Dinge aber auf zweierlei Weise geschehen, entweder

durch göttliche Kraftwirkung (δύναμις) oder in Folge göttlicher Zulassung (εἴασε Apostelg. 14, 16; παρέδωκεν Röm. 1, 24. 28). In beiden Fällen geschehen die Dinge (divinitus) kraft göttlicher Fügung. Es ist doch wirklich traurig, daß gerade hier der Papst, der es doch wissen sollte, seine Gläubigen in diesem Widerstreit stecken läßt. Oder ist es im Hinblick auf den Bostoner Reliquienhandel geschehen, der ja wohl damals, (3. November 1884) dem Papste schon bekannt sein mochte, um den Gläubigen nicht jede Ausflucht abzuschneiden?

Eigenthümlich waren die Arbeiten der römischen Prälaten. Es ist nämlich Thatsache, daß St. Jago di Compostella nicht die vollständigen Gebeine des heiligen Jacobus besitzt, vielmehr befindet sich ein Arm in Siena. Nun ging Msgr. Caprara (nomen et omen) zur Untersuchung nach Compostella, stellte dort genaue Messungen der Reliquien an, beschrieb jeden Knochen und reiste sofort nach Siena, um die Echtheit der Armknochen festzustellen. Da kam er aber in große Verlegenheit. Er vermochte nämlich nicht zu constatiren, ob es der rechte oder linke Arm sei. Sofort machte er sich wieder auf den Weg, reiste auf's Neue nach Compostella, stellte dort wiederum genaue Messungen an, bis er endlich zu dem unzweifelhaft sicheren Resultat gelangte, daß jener Arm der rechte Arm des Apostels sei. Hieraus geht auf's Deutlichste hervor, welche Mühe man sich gegeben, um zu diesem Resultat zu gelangen. Wir begreifen vollkommen die Freude aller Betheiligten, als endlich alle Schwierigkeiten überwunden waren, und finden es erklärlich, daß der in Rom weilende Erzbischof von Compostella, Paya y Rico, den an der Arbeit betheiligt Gewesenen ein glänzendes Festmahl gab, an welchem auch der spanische Gesandte, sowie Kardinal Jacobini und — wie berichtet wird — auch der preußische Gesandte v. Schlözer theilnahm. Auch Leo XIII. ist sehr erfreut darüber, daß auch in unserem Jahrhundert durch göttliche Fügung (divinitus) auch noch andere Reliquien gefunden seien.

In Betreff der Echtheit der Reliquien beruft sich der Papst vorsichtiger Weise nicht zunächst auf seine Unfehlbarkeit, sondern schreibt: Ex constanti et pervulgato apud omnes sermone, jam inde ab Apostulorum aetate, memoriae proditum est. Das bedeutet nun in etwas weniger gelehrtem Deutsch: Ein urkundlicher Beweis für das auf die Reliquien bezügliche Gerede ist nicht vorhanden. Ebenso sagt er von der Geschichte der Erscheinung eines Sterns, die im neunten Jahrhundert zur Wiederauffindung der Reliquien geführt hat: "Constans fama est." Es ist feststehende Sage.

Nichtsdestoweniger bezeichnet sich das Schreiben des Papstes als documentum confirmationis (Bestätigungsurkunde), gegen welches Niemand Zweifel erheben darf, und jeder Zweifler hat zu gewärtigen, daß auf ihn der Zorn des allmächtigen Gottes und des heiligen Petrus fällt. Auch wir bezweifeln die Echtheit des Dokumentes nicht, ebenso steht für uns die Echtheit der Reliquien gar nicht mehr in Frage, um so weniger als wir gar keine Lust verspüren, aus den perennes fontes (immerfließenden Quellen) zu trinken, die hier eröffnet werden. Denn davon, daß die Todtengebeine der Heiligen (corpora sanctorum) die Quellen bilden, aus denen die dona coelestia (die himmlischen Gaben) wie Bäche in die Völker hineinfließen, hat uns auch Leo XIII. noch nicht zu überzeugen vermocht.

Die geplante römisch-katholische Universität in Salzburg scheint sich bald verwirklichen zu wollen. Nicht nur die Bischofsconferenz in Wien, sondern auch das Herrenhaus hat in der Sache Stellung genommen. Auch ist — wie berichtet wird — die Zustimmung der autonomistischen Majorität des Abgeordnetenhauses, wenngleich nur aus Parteidisciplin, nicht zu bezweifeln. Der Adel wird für das Unternehmen schon dadurch gewonnen, daß der Papst dasselbe in einem eigenen Schreiben approbirt hat. Leo XIII. begrüßt den der projektirten Hochschule (von vorläufig zwei Fakultäten) zu Grunde liegenden Gedanken freudig und spricht mit großer Befriedigung von dem für die Förderung des römisch-katholischen Lebens hochwichtigen Projekte. Er ermahnt die Katholiken Oesterreichs zur Verwirklichung desselben nach Kräften beizutragen, und segnet alle die, welche der Sache in irgend einer Weise behälflich sind.

Der evangelisch-theologischen Fakultät in Wien wird mit allen Mitteln der Einzug in das neue Wiener Universitätsgebäude zu wehren gesucht. Der Rektor der Universität, ein katholischer Theologe, hat in seiner Eröffnungsrede den Kaiser beschworen, dafür zu sorgen, daß die Universität in ihrem neuen Gebäude unbeengt bleibe. Wie das gemeint ist, sieht man daraus, daß er mit einer Sturmpetition an den Kaiser droht, wenn noch einmal von der Hereinnahme der evangelischen Fakultät in das Universitätsgebäude die Rede sein würde.

Der Kardinal-Erzbischof von Prag, Fürst Friedrich Johann Nepomuk Schwarzenberg, starb am 27. März d. J. in Wien. (Geb. 6. April 1809, 1836 Fürst-Erzbischof von Salzburg, 1842 Kardinalpriester der römischen Kirche, 1849 Erzbischof von Prag.) An dem Zustandekommen und der Durchführung des Konkordats im Jahre 1855 hatte er hervorragenden Antheil. Auf dem vatikanischen Koncil hielt er eine Aufsehen erregende Rede, in welcher er sagte: „Bei der politischen Aufregung, die sich heutzutage aller Völker bemächtigt, wankt auch der religiöse Boden unter unseren Füßen. Und in diesem Augenblicke reißt ihr selbst die von unseren Vorfahren weise angelegten Schranken ein, schädigt die Autorität des Episkopats und bringt ein längst verunglücktes, durch den gesunden Menschenverstand einstimmig verworfenes Projekt von der Unfehlbarkeit des Papstes wieder auf das Tapet, als ein Dogma, welches, wie ihr selbst wißt, von der Welt niemals als Gesetz angenommen werden wird. Es wird zwar behauptet, daß ihr selbst an den inneren Werth dieses Dogmas glaubt; aber mir und meinen Gesinnungsgenossen wird man doch nicht zumuthen wollen, dasjenige als gut und wahr anzuerkennen, was uns als ein Absurdum erscheint." Nach wenigen Monaten war jedoch der Widerstand Schwarzenbergs gebrochen, er unterschrieb den Protest gegen das Unfehlbarkeitsdogma nicht und zog sich gänzlich von der Bewegung zurück. Er besaß eine nicht gewöhnliche Rednergabe, die er sowohl auf der Kanzel als in den Vertretungskörpern und in den kirchlichen Vereinen bethätigte. Dabei war er weitaus der friedlichste und toleranteste Bischof in ganz Oesterreich. Ihm war es zumeist zu danken, daß die interkonfessionellen Verhältnisse in Prag und in der Prager Erzdiöcese schon seit einem Vierteljahrhundert ungleich würdiger gestaltet sind als sonst irgendwo in Oesterreich; er erfreute sich daher auch in allen Kreisen der Bevölkerung einer großen Beliebtheit. Ein halbwegs homogener Bischof ist in Oesterreich nicht vorhanden, und es steht zu befürchten, daß unter den heutigen Verhältnissen gerade einer der ungeeignetsten zum Nachfolger ernannt wird.

Das erste in Australien stattfindende römisch-katholische Plenar-Concil soll unter dem Vorsitz des Erzbischofs M o r a n als päpstlichen Delegaten am 8. September in Sidney eröffnet werden. Die Synode wird sich mit der allgemeinen Lage der Kirche in dem fünften Erdtheil und speciell mit der Erziehungsfrage beschäftigen.

Die Unionsbewegung innerhalb der presbyterianischen Kirchen Schottlands nimmt ihren Fortgang. In einem Anfang Februar in Edinburgh abgehaltenen, zahlreich besuchten Meeting wurde zur Wahl eines Repräsentativ-Comites geschritten, das aus je sieben, den drei in Frage kommenden Kirchengemeinschaften angehörenden Männern bestehen und Vorschläge zur Vereinigung der drei Kirchen machen soll. Als Basis der Unionsverhandlungen wurde die folgende Resolution angenommen: „Mit Befriedigung nimmt das Meeting davon Act, daß mehrere Vereinigungen früher getrennter presbyterianischer Körperschaften in Schottland und im Ausland bereits zu Stande gekommen sind. Das Meeting hält die Zeit für gekommen, daß die presbyterianischen Kirchen Schottlands nicht länger mehr in Absonderung von einander verharren. Und während es die Schwierigkeiten, die einer derartigen Union entgegenstehen, nicht verkennt, hält es dieselben doch nicht für unüberwindlich und sieht es für die Pflicht eines jeden Schotten an, ernstlich in Erwägung zu ziehen, ob nicht eine unverzüglich erfolgende Lösung dieser Schwierigkeiten gefunden werden könne."

Mit der Heilsarmee hat sich auch die im Februar zusammengetretene Kirchenconvocation in England beschäftigt. Die Verdienste der Armee um die Mäßig-

keitssache werden rückhaltlos anerkannt. Im Uebrigen aber müsse man die Arbeit des „Generals“ Booth als einen Mißgriff ansehen. Sie habe großen Lärm gemacht, und dadurch, daß sie die Sache der Religion mit schwärmerischen Gefühlserregungen vermischt habe, nur Unheil und Verwirrung angerichtet.

Gleichzeitig wurden Berathungen über die Wirksamkeit und die Erfolge der „Kirchenarmee“, welche als Gegengewicht gegen die „Heilsarmee“ in's Leben gerufen war, gehalten. Der Bischof von Oxford machte auf die Fortschritte derselben in einigen Gegenden aufmerksam, und hielt den gegenwärtigen Augenblick für geeignet, sich einen Einblick in die Evangelisationsarbeit der Armee zu verschaffen. Jetzt wo die letztere noch keine feste und unabhängige Gestalt gewonnen habe, müsse man zu einem Urtheil über ihre Arbeit kommen. Wenn sie zu selbstständiger Organisation gelangt sei, werde es vielleicht zu spät sein. Der Bischof von Lichfield bekannte sich als Gegner aller derartigen Specialorganisationen.

Prof. Dr. Kolde in Erlangen hat „die Heilsarmee“ „nach eigener Anschauung und nach ihren Schriften“ übersichtlich und anschaulich dargestellt.

In Betreff der gottesdienstlichen Versammlungen erzählt der Verfasser was er selbst erlebte und sah, freilich nicht in London im „Generalquartier“, sondern in einer kleinen Station der Heilsarmee in einem englischen Curort. Er schildert die Versammlung unter freiem Himmel, wie in jämmerlichen Baracken, die Prozessionen, das schnelle Singen, die lärmende Musik, die schnell wechselnden Zeugnisse der Bekehrten; das Hallelujageschrei, Beten, Schluchzen, Weinen und Jauchzen, unterbrochen vom Einsammeln der Collekten und gibt seinen Widerwillen gegen das ganze Treiben zu erkennen, indem er den Abschnitt mit dem Wort des Propheten Amos schließt: „Thue weg von mir das Geplärr deiner Lieder, denn ich mag dein Psalterspiel nicht hören.“ Und doch muß er auf der andern Seite bekennen: „Es war erstaunlich, mit welcher Geschicklichkeit diese einfachen Leute...... überall auf das ich weiß, daß mein Erlöser lebt zurückkamen.

„General“ Booth — so berichtet Prof. Kolde im weiteren Verlauf — der von der englischen Staatskirche zu den Methodisten übertrat, hatte schon früh als Evangelist erstaunliche Erfolge, so bei einem ganz kurzen Besuch auf der Insel Guernsey, wo 300 Personen bekehrt wurden. Nachdem er sich dann von jedem kirchlichen Amt und Zusammenhang frei gemacht, entsteht, allmälig wachsend, sein Unternehmen. Aus den kleinsten Anfängen durch Haß, Verfolgung und Hohngelächter hindurch hat sich die Heilsarmee nach einem Bericht vom vorigen Jahre auf 900 Corps mit 2300 Offizieren vermehrt; hat Amerika, Australien und Indien mit großem Erfolg in seinen Wirkungskreis gezogen, Frankreich und die Schweiz wenigstens „angegriffen“, hat in zwei Jahren 846 Kasernen gebaut und für Miethe anderer Lokale 600,000 Mark verausgabt. Im letzten Jahre hatte die Heilsarmee eine Einnahme von etwa acht Millionen Mark, darunter einzelne Collekten, die 200,000 Mark eintrugen.

Die Prinzipien, Methode, Lehren und Riten sind in Folge der Thätigkeit der Armee in der Schweiz und des Angriffs der Gräfin Gasparin in ihrer Schrift: „Lisez et jugez“ bereits zur allgemeinen Kenntniß gelangt. In dieser Beziehung enthält die Darstellung Koldes nichts wesentlich Neues. Daß die Organisation anfechtbar, die Verwendung der Frauen im öffentlichen Dienste bedenklich, daß die Poesie der Armee werthlos, ihre Geringschätzung der Sakramente anstößig und ihre Verhaltungsmaßregeln von sehr weltlichem Klange sind, wird hervorgehoben.

Von Interesse ist überhaupt der durch die ganze Schrift Koldes gehende Gegensatz seines unbedingt abfälligen Urtheils über die „Heilsarmee“ und der mit der Objektivität des Berichterstatters gegebenen Schilderung des unmittelbaren Eindrucks, den er trotzdem empfangen hat. So erzählt er von dem Gebet einer Frau, welches den Mittelpunkt eines Armeemeetings bildete. Und man erwartet nach der unvortheilhaften Schilderung der Frau, daß auch das Endurtheil sehr abfällig lauten müsse. Aber nein, der Verfasser sagt: „es konnte Niemanden im Raume geben, der nicht davon ergriffen war...... Das Ganze macht einen fascinirenden Eindruck.“

Noch verweisen wir auf die trefflichen Artikel von Leon Pilatte in der „Eglise libre" über denselben Gegenstand. Auch er berichtet auf Grund eigener Anschauung d. h. der in Nimes abgehaltenen Meetings der Heilsarmee. Auch er urtheilt abweisend. Er sagt unter Anderm: die Sprache der Leute ist eine andre, als die unsrige. Sünde scheint bei ihnen nur thatsächliche Verfehlung zu bedeuten, auf den verderbten Herzensgrund wird nicht recurrirt. Gerettet heißt bei uns: erkauft durch Jesu Blut, erlöst von Sündenschuld und im Glauben des ewigen Lebens versichert; bei ihnen nur: von groben Lastern zurückgekommen. Heiligkeit ist für uns die immer erstrebte, aber nie erreichte Reinheit des Herrn selbst; für jene nur: thun was man kann."

Unter den Juden Südrußlands ist seit einiger Zeit eine Bewegung aufgetreten, die namentlich von Deutschland aus mit großem Interesse beobachtet wird. Sie knüpft sich an den Namen von Joseph Rabinowitsch an, eines bis vor kurzem von allen Juden hochgeachteten gesetzeskundigen Mannes, dem das Wohl seiner Volksgenossen, zunächst in Rußland auf dem Herzen lag. Derselbe war endlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß weder die Mittel älterer oder neuerer Bildung noch auch die Rückkehr nach Palästina im Stande sei, die Lage seines Volkes dauernd zu bessern. So ward es ihm dann allmälig deutlich, daß nur in einer Reform von innen heraus, in der Rückkehr zu der alten Lebensquelle der Schrift und in dem Bekenntniß zu Jesu, als dem Erfüller dieser Schrift, das Heil seines Volkes liege. Rabinowitsch will seinen Volksgenossen nicht diejenige Form des Christenthums bringen, die sich unter den nichtisraelitischen Völkern ausgestaltet hat, sondern er will mit der Annahme des Christenthums zugleich auch jüdische Nationalität festhalten. Jesus ist nach ihm die Erfüllung des Gesetzes und der Propheten; er ist es aber so, daß jenes für das Volksthum in Geltung bleibt. Wer sich der Beschneidung und dem Sabbath entziehe, handle zwar nicht wider Gott, aber er entfremde sich seinem Volke.

Die Sache hat auch schon zu einer Gemeindebildung geführt und am Weihnachtsabend des vorigen Jahres hat P. Faltin in Kischenew einem Gottesdienst der „Israeliten des neuen Bundes" beigewohnt, der von einigen hundert Personen besucht war und mit dem Gesang von: „O du fröhliche, o du selige" u. s. w. eröffnet wurde. Darauf verlas Rabinowitsch Schriftstellen vom Kommen des Messias und Luc. 2 in hebräischer Sprache, um daran anknüpfend über die Ankunft des Messias zu sprechen und seine Freude darüber zu bezeugen, daß der barmherzige Gott es soweit gebracht, daß christgläubige Israeliten Weihnachten feiern dürfen. ....

Bulgarien ist — wie der „Voss. Ztg." aus Sophia vom 29. März berichtet wurde — gegenwärtig der Schauplatz eines vielleicht noch nie dagewesenen Vorganges, nämlich eines allgemeinen Strikes der orthodoxen Geistlichkeit, welche im ganzen Bereich des Fürstenthums die Kirchen geschlossen und sich geweigert hat, am letzten Sonntag den Gottesdienst abzuhalten. Gleichzeitig hat die Geistlichkeit die Sakramentspendung sistirt und versagt ihre Assistenz bei Beerdigungen und anderen kirchlichen Funktionen. Als Ursache dieses unerhörten Vorgehens bezeichnet der Berichterstatter die Weigerung der Bevölkerung, die von der Regierung ausgeschriebene Spezialsteuer zur Deckung der staatlichen Dotation der Geistlichen zu entrichten. Der Cultusminister hat nach derselben Quelle ein Circular an die Präfekten veröffentlicht, mittelst dessen denselben anbefohlen wird, noch einmal einen energischen Versuch zur Eintreibung der Priestersteuer zu machen.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XIII. Juni 1885. Nro. 6.

Die Mutter Jesu in der heiligen Schrift und in der römischen Kirche.*)

Eingesandt von P. K. Wiegmann.

Ueber keine der vielen edeln Frauen, welche die hl. Schrift uns vorführt, ist je schon so viel geschrieben oder geredet, der Name keiner andern je so viel genannt und geehrt worden als der der Maria, der Mutter unsers HErrn und Heilandes. Das läßt sich auch wohl begreifen. Behauptet sie doch eben als Mutter Dessen, der die sündige Menschheit durch Sein Bluten und Erbleichen erlöst hat, ewiglich unter allen Töchtern der Menschen eine Stellung einzig in ihrer Art, weßwegen sie denn der Engel Gabriel auch als eine besonders Begnadigte begrüßte (Lucä 1, 28). Namen, die hienieden einen guten Klang hatten, sind schon oft in Vergessenheit gerathen, allein der Name der gottergebenen demüthigen Tochter aus dem Hause und Geschlechte Davids wird auf dem weiten Erdenrund unvergeßlich bleiben, wo nur immer der Glaube an den dreieinigen Gott bekannt wird. Dafür sorgt nächst der hl. Schrift das apostolische Symbolum, in welchem ihrer mit den schlichten Worten gedacht wird: „geboren von der Jungfrau Maria." Was in den Sprichwörtern Salomonis von den Gerechten gesagt wird, daß nämlich ihr Gedächtniß im Segen bleibe, das läßt sich ganz besonders von Maria sagen. An den verschiedenen Stellen in den Evangelien, wo ihrer Erwähnung geschieht, schwebt sie uns als ein leuchtendes Vorbild in Glauben, Liebe, Demuth und Gehorsam vor. Diese †) uns hier in Kürze zu vergegenwärtigen, sei zunächst unsre Aufgabe, denn da sehen wir, wie die heilige Schrift die Mutter Jesu schildert.

Ihre innige Gottergebenheit und Herzensdemuth zeigt sich in dem ersten Kapitel, das von ihr berichtet (Lucas 1) aufs klarste. Als Gabriel, der himmlische Gottesbote, der armen Nazarenerin verkündigt, daß der heilige Geist über sie kommen und sie den Heiland der Welt, Jesum, gebären werde, sprach sie, ihren Willen dem göttlichen völlig unterordnend, das schöne Wort: „Siehe, ich bin des HErrn Magd; mir geschehe, wie du gesagt hast!" Hören

*) Gelegentlich benützte Quellen: Dr. Ph. Schaff, Geschichte der alten Kirche; W. Joos, Anatomie der Messe.

†) Lucas, Kap. 1, 2; Matth. 2; Joh., Kap. 2, 19.

wir ferner ihr herrliches Magnificat, das sie bald nachher im Hause ihrer Freundin, der Priestergattin Elisabeth, anstimmt. Wie preist sie Den, der da mächtig und deß Name heilig ist, daß Er die Niedrigkeit Seiner Magd angesehen und große Dinge an ihr gethan habe! Nicht blos von ihrer lebendigen Frömmigkeit zeugt dieser Lobgesang, sondern auch davon, daß sie mit den Weissagungen der Propheten, ja des ganzen alten Testamentes innig vertraut war. Mochte der Engel sie mit dem wunderbaren Gruß grüßen: „Gegrüßt seiest du, Begnadigte (Luther: Holdselige)! der HErr ist mit dir, du Gebenedeiete unter den Weibern"; mochte die Freundin bei ihrem Anblick, des hl. Geistes voll, ausrufen: „Gebenedeit bist du unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes! Woher kommt mir das, daß die Mutter meines HErrn zu mir kömmt?" — sie weiß doch nichts von Selbsterhebung, „sondern wie die kornreife Aehre sich am tiefsten beugt, so beugt sie sich demüthig vor der Gnade, deren sie sich nicht werth hält (Gerok)"; sie erhebt den HErrn als Seine Magd. Als nun das Wunderbare im bethlehemitischen Stalle geschehen war und die Hirten ihr von der Engelerscheinung und dem himmlischen Gloria in excelsis Bericht erstattet hatten, wie andachtsvoll und gläubig behält sie alle diese Worte und bewegt sie in ihrem Herzen! Und wenn wir sie bald nachher im Tempel zu Jerusalem treffen, wo sie das vierzigtägige Knäblein Jesus dem HErrn darstellte und das schuldige Opfer brachte; wenn wir sie später mit dem Kindlein nach dem fernen Aegyptenland vor den Nachstellungen des mörderischen Wütherichs Herodes fliehen sehen; wenn der Evangelist sie uns zeigt, wie sie von ihrer heimathlichen Provinz Galiläa alljährlich zum Passah nach der alten Königsstadt pilgert: tritt sie da nicht vor uns als fromme Israelitin, der das Gesetz und der Wille Jehovahs heilig ist? Als fromme Mutter führt sie den Jesusknaben in den Tempel, als liebende Mutter sucht sie ihren vermißten Sohn und spricht bei seiner Wiederfindung im Gotteshause: „Mein Sohn, warum hast du uns das gethan? Wir haben dich mit Schmerzen gesucht!" Auf der Hochzeit zu Kana zeigt sie ihr Mitleid mit dem armen Brautpaare, das „nicht Wein hatte," und spricht zu den Aufwärtern glaubensvoll und Vertrauen zu Jesu erweckend: „Was Er euch sagt, das thut!" In frommer Gottergebung sehen wir sie als mater dolorosa auf Golgatha unter dem Kreuze stehen, wo „des Schwertes blut'ge Spitze tief durch ihre Seele geht," wie einst der wohlbetagte Simeon geweissagt hatte. Zuletzt sehen wir sie nach der Himmelfahrt des Erlösers zu Jerusalem im Kreise der Jünger und Jüngerinnen, die mit Flehen und Beten einmüthiglich versammelt waren und auf die Kraft aus der Höhe harrten. Act. 1, 14. Kurzum, nach Allem, was wir aus den hier citirten Stellen ersehen, dürfen wir mit **Kurz** (Hl. Geschichte) sagen: „In Maria entfaltet sich die zarteste und edelste Blüthe der Weiblichkeit; in ihr verwirklicht sich die höchste Bestimmung des Weibes. Darum ist in ihr das ganze Geschlecht gesegnet."

Wird nun aber — fragen wir — dieser edeln Magd des HErrn, die gewürdigt war des Heilands Mutter zu werden, in der hl. Schrift eine besondere Rolle, eine besonders hohe Stellung angewiesen? Christus selbst gibt

aufs klarste zu verstehen, — wer nur Augen hat, zu sehen, der sieht's, — daß nicht die Thatsache, daß sie Ihn geboren, ihr die Seligkeit sichere, sondern daß sie, wie irgend ein anderer Mensch, zum Leben in Ihm, dem Sohne, wiedergeboren werden mußte. Er stellt sie um nichts höher als die andern Nachfolger oder Jünger, sondern auf die gleiche Stufe mit ihnen. Das zeigt uns Lucä 8, 19 ff. (Parallelen: Matth. 12, 16 ff., Marci 3, 31 ff.) Als Jesu nämlich gemeldet wurde, daß Seine Mutter und Brüder draußen stünden und nach Ihm frügen, versetzte Er: „Wer ist meine Mutter und meine Brüder? Meine Mutter und Brüder sind die, die Gottes Wort hören und thun." (Nach Marcus: Gottes Willen thun.) — Eine andere Stelle (Lucä 11, 27. 28), der Schluß des Evangeliums auf Oculi, führt uns eine Frau vor, die nach einer Rede des HErrn, enthusiasmirt von Seinen gewaltigen Worten, nach Weiberart die Mutter, die einen solchen Sohn geboren rc., selig preist: „Selig ist der Leib, der dich getragen, und die Brüste, die du gesogen!" Jesus erwiedert aber corrigirend: „Ja (μενοῦν γε = imo vero = engl. yea rather), selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren!" — Ferner weist der HErr den Versuch der Maria, einen persönlichen Einfluß auf Ihn geltend zu machen, ganz entschieden auf der Hochzeit zu Kana zurück. Maria gibt Ihm dort einen Wink: „Sie haben nicht Wein;" sie will gleichsam sagen: Wäre es nun nicht an der Zeit, dich mit Wundermacht zu offenbaren? Er aber ertheilt ihr einen Verweis mit den Worten: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?" Einer der tüchtigsten Exegeten *) sagt zu dieser Stelle: „Warum das? Weil eine menschliche Ungeduld, ein vorwitziges Mitreden da, wo jetzt auch Seine Mutter schweigen und harren muß, ein leises Etwas der feinsten weiblich-mütterlichen Eitelkeit, wonach sie gern bald den Sohn in ihrer Gegenwart verherrlicht sähe, sich eingemischt hat. Darum, weil Er von nun an in Seinem Amt und dessen Werken auch nicht mehr ihr Sohn sein darf und ihr das lieber beim ersten Anlaß ein- für allemal sagt. Das ist die große Bedeutung Seiner Rede als wiederum eines ersten Wortes (Weib), mit dem Er sich, der geziemenden, vom himmlischen Vater gebotenen Würde gemäß, ablöst und lossagt auch von jedem bisher noch bestandenen kindlichen Rücksichts- und Abhängigkeits-Verhältniß zu Seiner Mutter nach dem Fleische......... Wie Er als Kind und Sohn sie Mutter geheißen und als Mutter geehret, davon steht nichts aufgezeichnet; das aber stehet geschrieben, wie das erste Wort im Amt und das letzte Wort für sie am Kreuze, sonst das Testament der kindlichen Liebe, sie nur Weib (γύναι) nennt und anders nicht." So ernst dies Wort (Weib, was habe ich rc.) auch erscheinen mag, so ist's doch für die Menschen noch nicht auffallend genug gewesen; sie haben dessenungeachtet Macht, Würde und Werk des Sohnes in dem Maß auf die Mutter übertragen, daß Ihm selbst fast nichts übrig geblieben ist, wie der Reformator Calvin bemerkt. Wie ganz anders, als die demüthige Magd ahnen und erwarten konnte, ist ihr Wort in Erfüllung gegangen: „Siehe, von nun an

*) Stier, Worte des Worts, I, 34.

werden mich selig preisen alle Kindeskinder!" (Lucä 1, 48.). Wie würde sie heute noch erschrecken und gedenken: „Welch ein Gruß ist das?" (Lucä 1, 29) wenn sie die vielen Bitten hörte, die täglich und stündlich zu ihr gesandt werden, wenn sie wüßte, was alles in der Christenheit ihr zugeschrieben wird!

(Schluß folgt.)

Noch ein Wort zur Sprachenfrage.

Eben lege ich No. 5 der Theol. Zeitschrift aus der Hand, die ich mit Interesse erwartete und mit Spannung las, in der Hoffnung, die erwartete Lösung zu finden. Da geht es mir, wie dem unbekannten Wanderer in der Schweiz, der am Abhange eines hohen Berges steht. Da droben muß es schön sein, ruft er, wer nur droben wäre! Er beginnt zu steigen, er keucht und schwitzt; er ruht und beginnt von Neuem. Endlich ist er droben! Aber welche Enttäuschung! Drei noch höhere Gipfel nehmen ihm die Aussicht. Die ersehnte Lösung besteht in drei Fragen. Wie gerne hätte ich meine Feder hingelegt oder sie zu so nothwendigem Nützlicheren verwandt, wenn die Frage gelöst wäre. Gelehrt — ja, das sind diese Abhandlungen, mit Fleiß zusammengetragen. Aber den Fragen: wie erhalten wir die Kinder unserer evangelischen Kirche? wie bewahren wir unsere hinsterbenden Gemeinden vor der Auflösung? — sind wir um keinen Schritt näher gekommen. Wer hungrig schreit nach Brod, der fragt nach keinem System der Staatsökonomie. Wem das Wasser Stück für Stück das Land wegreißt, der beschäftigt sich nicht damit, wie er in späteren Zeiten noch die Farm anlegen will, sondern wie er in der Zeit der Noth das Land verbarrikadiren kann, daß es ihm bleibt. Die systematische Kathederweisheit ist gut, aber besser um die bisherigen Resultate zusammenzufassen, als um neue rein praktische Fragen zu lösen. Wenn die Apostel erst einen Kirchenbegriff ausgearbeitet hätten, so wäre es nie zu einer Kirche gekommen, aber sie wußten davon nichts. Das überließen sie dem Geiste, die Kirche auszugestalten und hielten sich an die praktischen Bedürfnisse der Gegenwart. „Predigt das Evangelium!" Diesen Befehl hatten sie sich gemerkt und das thaten sie wo und wie sie konnten, unter Parthern, Medern und Elamitern, Juden und Judengenossen, Griechen und Arabern. Als die Griechen sich im Nachtheile glaubten, weil sie meinten, die ebräischen Wittwen würden vorgezogen, so riefen die Zwölfe eine Synodalversammlung zusammen und legten den Streit dadurch bei, daß sie die Armenpfleger erwählen ließen. Unter diesen Sieben erblicken wir eine Reihe griechischer Namen und jedenfalls einen, der nicht ein Jude, sondern nur ein Judengenosse war. Damit war der Streit beigelegt. Dann predigten Einige auch den Heiden. Da entstand ein ordentliches Gemurmel durch die Gemeinden. Aber das Concil erledigte die Sache. Wenn die Apostel erst gefragt hätten, ob es jetzt an der Zeit sei, eine Heidenkirche zu gründen und sich überlegt hätten, ob nicht einmal die Judenchristen und Heidenchristen einander in die Haare gerathen würden, so hätten sie über lauter Debattiren sich selber entzweit und aus der Heidenkirche wäre nichts geworden. Sie haben aber darnach nicht gefragt,

sondern den Heiden das Evangelium gepredigt und das Gestalten der Judenkirche zur Heidenkirche der Zeit überlassen. Gezankt hatte man sich dann auch, Ap. 15, 2. 7. Aber Gott sei Dank, erst nachdem eine Heidenkirche, d. h. eine aus Heidenchristen bestehende Kirche da war. Und obwohl die Sache am Apostel-Concil beigelegt war, hat man nachher noch Jahrhunderte gezankt zwischen Juden und Heidenchristen. Aber die Kirche war da und entwickelte sich trotz der oft einfältigen Zänkerei. — Man hat Jahrhunderte lang über die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern berathen und fand es immer nicht an der Zeit oder entzweite sich über das „Wie" der Reformation, aber dem Nothstand in der Kirche wurde nicht abgeholfen. Aber der Mönch in Wittenberg und der Leutpriester von Zürich fragten nicht mehr, was später daraus wird, sondern reformirten und gaben dem Volke Bibel, Predigt, Katechismus und Gesangbuch in der Landessprache, die das Volk verstand, Luther in sächsischer, Zwingli in schweizerischer Sprache. Dann wurde die Kirche der Reformation begründet. Man hat sich nachher viel in der Kirche gezankt, aber das reine Wort Gottes war da. Man hält uns entgegen: „Welcher ist unter euch, der einen Thurm bauen will und sitzt nicht zuvor und überschlägt die Kosten?" Wir antworten: „Lieber Herr, wir wollen keinen Thurm bauen, das überlassen wir den Leuten zu Babel, sondern nur arbeiten an deinem Werke, nur thun, was dazu nothwendig ist; nur die Seelen retten, die du uns zuführst. Die Kirche der Zukunft, das ist Sache des Herrn. Der hat den Plan längst gelegt und die Kosten überschlagen und bezahlt. Er ist der Architekt und wir nur die Bauleute. Allerdings, wir achten auf die Zeichen der Zeit, aber das Bedürfniß ist uns jedesmal ein Zeichen, daß wir anpacken sollen. Die Apostel und die Reformatoren haben darnach gehandelt. Die älteren Synoden der lutherischen und reformirten Kirche haben darnach gehandelt und — *sind gut dabei gefahren. Und zwar haben das alle angeführten Citate bewiesen in den letzten zwei Nummern der Theol. Zeitschrift. Sie haben Streit in diesen Synoden wegen der Sprache. Das ist menschlich, sündig, unvollkommen. Aber der ganze Streit zeigt, es ist aus der deutschen eine starke, große englische Kirche entstanden*, und die deutsche Kirche ist noch ebenso mächtig da und nicht im Entferntesten in Gefahr, unterzugehen. Es ist ein Streit, wie er Apostelgeschichte 6 und 15 auch vorkam. Und die Jacobus- und Petrus-Stimmen fehlen auch nicht, das zeigt der letzte Passus des letzten in No. 5 angeführten Citats: „Gebt uns Frieden! Der theologische Streit, welcher lange unter uns geherrscht hat, sollte nun nicht in einen Sprachenkampf umschlagen. Glauben unsere englischen Brüder wirklich, sie hätten ein Herz für unsere *ganze Kirche*, so sollten sie es von uns deutschen Brüdern auch denken. So denkt die Liebe." Was wollte der Streit in Jerusalem, Apg. 6 sagen, gegenüber der Thatsache, daß eine christliche Gemeinde da war! Was wollte der Streit über die Beschneidung sagen, gegenüber der Thatsache, daß das Evangelium in ganz Kleinasien und Griechen-

land verbreitet war! Was will der Streit, der heute in der Mission entsteht, sagen gegenüber der Thatsache, daß die Mission in der ganzen Welt getrieben wird! Was will der Sprachenstreit der Thatsache gegenüber sagen, daß die lutherische und reformirte Kirche Hunderttausende von englisch und deutsch redenden Gliedern und Tausende von Pastoren und Gemeinden hat! Streit ist unrecht, ist Sünde, wenn er aus Selbstsucht hervorgeht, aber wenn er um der Sache des Herrn willen geführt wird, so ist dieser Kampf geboten. Bei den wahren Christen ist er nun meist beides. Aber, wo das Prinzip und Ziel Gottes Reich ist, hat es der Herr nie an der Versöhnung mangeln lassen und hat nur dadurch die Luft gereinigt. Wir haben bis jetzt keinen Sprachenkampf gehabt, aber drum wurde bei uns doch mancher Kampf ausgefochten. Wenigstens hat der Unterzeichnete schon an manchem Kampfe theilgenommen und fürchtet, daß wenn er gestorben sein und die Synode auch ganz deutsch bleiben wird, doch noch über allerlei Dinge gekämpft werden wird. Die griechischen Wittwen, die murren, und die Juden, die die Beschneidung fordern, werden wohl bleiben, wenn auch kein Jud mehr da sein wird. Nicht das entscheidet, ob etwas möglicherweise einen zeitweiligen Kampf hervorrufen wird, das hat alles Gute gethan, sondern ob etwas recht ist. Doch gehen wir denn auf die gestellten Fragen ein und suchen mit den müden Beinen auch die drei Gipfel noch zu erklimmen. Also:

1. Ist es Zeit, einleitende Schritte zur Begründung einer englischen Synode zu thun? Davor bewahre uns lieber Herre Gott! Auf daß sie alle eins seien wie du, Vater, in mir und ich in dir; daß auch sie eins seien, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt. Ach, die Welt kann's ja nicht glauben, daß Gott den Sohn gesandt habe von wegen der vielen Synoden und Kirchen, die schon vorhanden sind. Und wir wollten noch eine gründen, weil wir glauben, daß das Evangelium in der englischen Sprache etwas anderes sei als in der deutschen! Wir, die wir auch unserer englischwerdenden Nachkommenschaft das Evangelium bringen wollen, nachdem wir ein Vierteljahrhundert mit Liebe dieser Synode verbunden waren, sollen dann den Scheidebrief erhalten, nicht, weil wir eine andere Synode gründen wollten, sondern diese Synode gerne groß auch im englischen Lager gesehen hätten? Wir, und damit meinen wir nicht blos ein paar alte Starrköpfe, sondern auch die jungen in diesem Lande aufgewachsenen und in unserm Seminar erzogenen jungen Leute, die einmal, daß ich mich so ausdrücke, den englischen Gedanken erfaßt haben, wollen das Vaterhaus nicht verlassen, weder mit noch ohne Gut. Wir sind noch nicht gekommen und haben gesagt: Gib uns das Theil der Güter heraus, das uns gehört. Und uns so auszuscheiden, haben wir einstweilen keine Veranlassung gegeben. Was an der Zeit ist, ist das, daß wir einen englischen Katechismus haben müssen, nicht eine Synode. Unsere Missionare draußen gehören auch zu unserer Synode, wenn sie auch eine Hindusprache sprechen und einen in's Hindi übersetzten Katechismus haben, warum sollen wir mit einem englischen Katechismus abziehen und

uns ein neues Heim gründen? So haben's die Apostel nicht gemacht. Sie haben um der murrenden Wittwen willen nicht mit den Griechen eine neue Kirche gegründet, sondern Almosenpfleger gesetzt. Entsteht ein englischredender Theil in unserer Kirche, so setze man Männer, die möglicher Weise ein so weites Herz haben, daß sie beide Theile verstehen können, ein und lasse sie auch die geistigen Almosen nach Bedürfniß vertheilen. Zur Gründung neuer Synode hat unsere Synode keine Pflicht, aber zur Vereinigung schon bestehender. Diese Pflicht stellt noch ein herrliches Ziel vor Augen.

2. „Auf welcher Grundlage hat dieselbe zu geschehen?" Weil es keine „dieselbe" geben soll, so braucht es auch keine Grundlage. Einen andern Grund kann Niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus 1 Cor. 3, 11. Er, Christus, ist das Haupt des Leibes, nämlich der Gemeinde. Oben und unten eins! Nur er!

3. „In welches Verhältniß hat eine solche etwa zu begründende englische Synode zu unserer deutschen zu treten, damit eine friedliche Fortentwicklung beider möglich wird?" In ein so inniges, daß sie nur eins ist und bleibt und ein Sammelplatz für die Kinder Gottes auf der ganzen Erde werden kann, mit dem einen Haupt Christus. Das wird sie werden, wenn sie jeder Stimme, die ihr im Namen des Herrn zuruft: „Komm herüber und hilf uns" hört und ihr folgt über alle Sprach- und andere Grenzen.

„In diesen drei Punkten ist die Sprachenfrage mit klarem Ziele gestellt. Die Antwort ist wohl nicht ganz leicht, aber unumgänglich nöthig. Etwas thun ehe man weiß was man thun will, ist mindestens unbesonnen. Blos deßwegen vorwärts gehen, weil man nicht stehen bleiben will, ist zielloses Umherschweifen." Wir antworten darauf 1. daß man sich auch recht klare Ziele stellen und dabei gründlich Fiasko machen kann. (Vide Thurm zu Babel.) 2. Daß wir klar genug gesagt haben was wir wollen, in all den Aufsätzen im „Friedensboten" und der „Theol. Zeitschrift", so klar, daß einer der Gegner nichts mehr an Klarheit wünschte. (Vide No. 3 die Vorschläge Tanners.) Und wir wollens nochmal sagen, wir wollen einen Katechismus, den auch unsere englischwerdenden Kinder verstehen und lesen können. Ein Gesangbuch für die heranwachsende englische Gemeinde und eine Zeitschrift, die diese Leute lesen können. Zur Kirchenbauplänenfabrikation hat uns der Herr nicht berufen. Der große Bauplan ist von ihm selbst verfertigt und liegt in der Bibel fertig da. Ich verstehe ihn nicht in allen Einzelheiten. Aber ich habe verstanden, daß das Evangelium in allen Zungen und Sprachen verkündigt werden soll und versuche das zu thun. Stümperhaft genug geht es. McClellan hatte große Pläne und blieb ruhig am Potomac. Grant hatte nur einen Plan, den Süden zu schlagen und nahm Festung um Festung bis Richmond ihm die Thore öffnete. Ein gelernter Oekonom von Deutschland kam in dieses Land und ging in den Urwald um zu farmen; für jedes Ding ging er alle seine Lehrbücher und Zeitungen durch, aber er kam nicht weit. Ein einfacher Bauer kam in den Urwald. Ziemlich planlos fing er eben da, wo vorderhand Wasser für ihn und sein Vieh war, an Holz zu schlagen und

eine Blockhütte zu bauen. Jahr für Jahr nahm sein klares Land zu und zuletzt hat er auch ein gutes Haus und eine gute Scheuer und eine tüchtige Farm. Er wußte was er wollte, wenn auch sein Plan nicht gleich in's Einzelnste hinein vor seinen Augen lag. Ich meine auf kirchlichem Gebiet ist es auch so. Dem sel. Präses Baltzer schickte ich einmal eine bogenlange, mit Fleiß ausgearbeitete Gemeindeordnung zu, die ich in einer neu gegründeten Gemeinde einführen wollte. Er schrieb mir: „Die Gemeindeordnung ist gut, aber schreiben Sie für Ihre neue Gemeinde eine Gemeindeordnung auf eine Quartseite." Und Baltzer war ein besonnener Mann. Was wir wollen, ist, die englischwerdende Jugend unserer Kirche erhalten, und dazu wollen wir Pastoren und Bücher. Ist es nicht merkwürdig? Ich agire für englische und deutschsprechende Brüder und Bücher. Vom Westen erhalte ich die Antwort: es soll nicht sein und ist nicht nöthig. Ich bitte demüthigst um einen englischredenden Seminaristen, weil ich ihn brauche in meinem verenglischten Osten. Er wird mir versprochen, aber die letzte Antwort ist, wir haben beide, die auch englisch sprechen, im fernsten Südwesten gebraucht, denn nur deutsch-englisch redende Pastoren können in Texas wirken. Wenn das am grünen Holz geschieht, was soll am dürren werden? J. B. Jud.

Noch ein Wort.

Wenn ein Wort das andere gibt, so braucht sich keiner der Leser zu wundern. Zunächst möchte ich bemerken, daß ich mich — denn mich geht der Artikel zunächst an — mit der Vertheilung der auszusendenden Seminaristen in keiner Weise befaßt habe und befasse, also auch ganz und gar unschuldig daran bin, wenn Br. Jud keinen Seminaristen, wie er wünschte, erhalten hat.

Ein besonnener Mann bin ich wohl auch, wenn auch vielleicht nicht so besonnen, wie der sel. Präses Baltzer. Große Pläne habe ich nicht gemacht; die finden sich im Januarheft der Theol. Zeitschr. Seite 6 und 15. Ich habe nur drei Fragen gestellt; ich habe nur so gut, als irgend möglich war, gesucht, die thatsächlichen Verhältnisse der übrigen deutschen Denominationen, die allmälig englisch geworden sind, darzustellen und zur Anschauung zu bringen. Ich habe es gerade so gemacht wie jener Bauer, der sich den Wald, die Weide und das Wasser gerade so besehen hat, wie es war und wo es lag und wie seine allernächsten Nachbarn es gebrauchten und nur auf das hörte, was diese, die mit ihm im selben Busch und am selben Bache wohnten, aus ihren Erfahrungen gelernt hatten, um sich das zu Nutze zu machen. Jener Bauer wußte, was er wollte, er fing nicht planlos an, aber ein in's Einzelnste hineingehender Plan lag so wenig vor seinen Augen, als er vor meinen Augen liegt, sonst hätte ich ihn zum Besten gegeben, statt Fragen zu stellen. Gerade auf dem Grund und Boden, auf dem wir stehen, auf die Bäume, die um uns her wachsen, auf die Bauten, die in der allernächsten Nachbarschaft und zum Theil auf unserm Grund und Boden stehen, auf die habe ich hingewiesen und gefragt: Was sollen wir denn thun? sollen wir leichtsinnig und unbe-

sonnen in dieselben Mißstände hineingehen, über die andere klagen oder gibt es einen Weg, auf dem sie sich vermeiden lassen? Gerade deßwegen hätte Br. Jud den gelernten Oekonomen von Deutschland für sich behalten können, um so mehr als er gerade auf ihn selbst paßt. Er argumentirt aus seinen Lehrbüchern, er legt die äußern sprachlichen und nationalen Verhältnisse der Apostelzeit als auch in unserer Zeit noch geltende seinen Beweisführungen zu Grunde*), er führt den Thurm zu Babel als Beweismittel dafür auf, daß man sich auch klare Ziele stellen und dabei gründlich Fiasko machen könne. Fiasko haben sie allerdings damals gemacht, aber hatten sie klare Ziele? Waren sie sich etwa darüber klar, wie hoch der Thurm sein mußte, damit seine Spitze bis an den Himmel reiche? Waren sie sich vielleicht darüber klar, wie hoch der Himmel über der Erde ist? Waren sie sich darüber klar, daß sie genug Material hatten? Waren sie sich darüber klar, daß ihr Material auch genug Festigkeit besaß? Waren sie sich klar darüber, ob sie auch die Vollendung des Baues erleben würden? Und die Leute, die sich über alle diese Dinge so unklar waren, daß sie diese Fragen gar nicht einmal für nöthig hielten, sollen sich klare Ziele gesteckt haben? Sie glaubten klar zu sein, sie glaubten ein Ziel zu haben, aber sie hatten kein's. Sie glaubten zu wissen, was sie wollten und wußten's doch nicht. Und könnte es am Ende nicht Br. Jud auch so

---

*) Dabei will ich noch gar kein besonderes Gewicht darauf legen, daß die Beweisführung nicht durchschlagend ist. Wenn der Herr Matth. 10, 5 sagt: Gehet nicht auf der Heiden Straße und ziehet nicht in der Samariter Städte u. s. w., so sagt er das nicht, weil die Heiden und Samariter für immer vom Reich Gottes ausgeschlossen sein sollten, sondern weil es noch nicht Zeit war, dort das Evangelium zu predigen. Wenn trotz dem Wort Christi: Prediget das Evangelium aller Creatur, dem Apostel Paulus vom Geist gewehrt wird, das Wort in Asien zu reden, so war es nicht etwa, weil das Evangelium dort überhaupt nicht hätte verkündigt werden sollen. Wenn Paulus überall, wo es irgend möglich war, bei den Juden anknüpfte, so war das auch kein Zufall oder nur nationale Beschränktheit oder gar kleinliche Judenthümelei. Wenn Paulus in Athen mehr das Heidenthum studirt als das Christenthum ausbreitet, wenn er von dort, obwohl er nach der ersten Predigt schon einige Gläubige findet, wieder weggeht, so handelte er jedenfalls nicht von Zufällen und Einfällen geleitet, sondern in der Erkenntniß, daß hier nicht die Zeit und der Ort seines Wirkens war. Wenn Paulus, (man lese nur die Apostelgeschichte) den Heiden gegenüber anders redet als in der Synagoge, d. h. einen ganz anderen Gedankengang nimmt, ganz andere Beweis- und Beweggründe geltend macht, so ist das nicht der Uebersetzung seiner Worte zuzuschreiben, denn unter den Hellenisten hat er auch Griechisch geredet, sondern einer Berücksichtigung der nationalen Unterschiede. Wenn das Apostelconcil dem Versuch den Heiden genau diejenige äußere Form des Christenthums aufzudrängen, die sich unter den Juden gebildet hatte, die Berechtigung absprach, so handelte es in der Erkenntniß, daß die nationalen Unterschiede in der Ausgestaltung der äußern Seite des christlichen Lebens mindestens nicht ohne Bedeutung seien. Wenn Gal. 2, 9 eine Theilung des Arbeitsfeldes vorgenommen wird, so ist das keine Ausscheidung des Apostels Paulus aus der christlichen Kirche, sondern eine Anerkennung der Thatsache, daß das Heidenchristenthum und die Arbeit unter den Heiden etwas von dem Judenchristenthum — nicht dem Wesen aber der Art nach — Verschiedenes sei und darum auch besonders geartete Persönlichkeiten erfordere. Wenn ich frage: „Ist es Zeit u. s. w.“, so ist das weder ein verstecktes „Nein“ noch ein verstecktes „Ja“, sondern eben eine Frage, die sich im Zusammenhange deutlich genug nicht als rhetorische, sondern als wirkliche Frage zu erkennen gibt.

geben? Oder ist er deßwegen schon vor jedem Irrthum gesichert, weil seine Weisheit natürlich keine Kathederweisheit ist. Ich kann nur so viel sagen: Wenn die Kathederweisheit Kathederweisheit ist, so ist sie an einem Platze, wo sie hingehört und wenn sie Weisheit ist, so schadet es mindestens nichts, wenn man auf ihre Zusammenfassung der bisherigen Resultate achtet, um bei der Lösung der neuen, rein praktischen Fragen die alten Fehler nicht noch einmal zu machen. Br. Jud sagt: Wir wollen keine einleitenden Schritte zur Gründung einer englischen Synode thun; verlangt aber einen englischen Katechismus, ein englisches Gesangbuch, ein englisches Blatt und englische Pastoren, damit englische Gemeinden gegründet werden können. Was sind diese Dinge denn anders als einleitende Schritte zur Bildung einer englischen Synode? Also das Ganze weist man von sich, die Theile aber reißt man an sich. Ist das Klarheit oder Unklarheit. Ob unsere deutsche Synode in einer englischen untergeht oder neben und mit unserer deutschen eine englische entsteht und besteht, das bleibt sich gleich; eine englische Synode gibt es in jedem Fall. Eine englische Synode können wir Deutsche überhaupt nicht gründen, so lange wir deutsch sind. Dazu müßten wir erst englisch werden. Daß das Evangelium in der englischen Sprache etwas anderes sei, als in der deutschen, ist ein so plumper Aberglaube, daß man ihn Niemandem zuschieben sollte, da ihn weder Jemand hat, noch Jemand etwas derartiges gesagt hat. Wahrheit dagegen, unumstößliche Wahrheit ist es, daß sich auf englischem Gebiete das kirchliche und religiöse Leben nicht in derselben Art und Weise äußert, wie auf deutschem.

Sodann möchte ich fragen: Wie kommt Br. Jud dazu, in dem, was er zur ersten Frage beibringt von Scheidebrief, Verlassen des Vaterhauses, Ausscheiden u. s. w. zu reden? Habe ich etwa so etwas gesagt? Habe ich so etwas angedeutet oder auch nur so etwas gedacht? Ich dächte, so viel Recht hätte ich auch, daß man mich beurtheilt nach dem, was ich sage und nicht nach Dingen, die man einfach aus der Luft greift, um sie mir dann unterzuschieben. Es läßt sich allerdings auf diese Weise leichter polemisiren, aber nicht das entscheidet, wie leicht man sich etwas macht, sondern das, ob man es recht macht. Wenn ich diese Absicht gehabt hätte, dann hätte ich einfach am Schluß in der Aprilnummer gesagt: Das, wobei wir die ganze Zeit uns gut befunden haben, wollen wir auch ferner festhalten. Will's aber einer anders halten, so mag er's thun, wo und wie er kann, aber uns geht es nichts an, wir wollen weder etwas dafür noch dagegen thun.

Den englischen Gedanken habe ich vielleicht eben so gut erfaßt, wie viele andere. Ich habe schon Jahre lang, ehe auch nur eine Silbe vom englischen Katechismus geredet wurde, Material zur Sprachenfrage gesammelt, ich habe Jahre lang, ehe ich auch nur daran dachte, daß ich je Artikel über die Sache schreiben wollte, das englische und deutsche kirchliche Leben studirt, und zwar nicht auf, sondern unter der Kanzel. Gerade deßwegen fällt es mir nicht von Weitem ein, solchen den Scheidebrief geben zu wollen, ich müßte ihn in diesem Falle mir selbst zu allererst geben.

Und wenn ich gefragt habe: In welches Verhältniß u. s. w., so liegt doch darin der allerdeutlichste Beweis, daß ich eine Ausscheidung nicht will. Durch den Scheidebrief wird doch kein Verhältniß begründet, sondern gerade eines aufgehoben. Leute, die sich nur friedlich entwickeln können, wenn sie von einander geschieden sind, dürfen überhaupt in kein Verhältniß zu einander treten. Das friedliche Verhältniß wird aber nicht dadurch geschaffen, daß Alle, Englische wie Deutsche, nur einen Synodalpräses haben, sonst wäre Rom das Vorbild, dem wir nacheifern müßten, denn dort gibt es nur eine Synode, aber keinen Synodalpräses mehr, sondern nur noch einen Papst.

Wenn gesagt wird: „Nicht das entscheidet, ob etwas möglicherweise einen zeitweiligen Kampf hervorrufen wird, das hat alles Gute gethan, sondern ob etwas recht ist," so stimme ich dem vollkommen bei, nur daß ich es weder als eine Correktur noch als eine Widerlegung dessen gelten lasse, was ich gesagt habe. Habe ich irgendwo gesagt, daß wir um jeden Preis den Sprachenkampf vermeiden müßten? Ich habe gesagt: „Der Sprachenkampf ist dann innerhalb der Synode und zwar in einer solchen Form, daß jeder der beiden Theile um seine synodale Existenz kämpft;" oder mit andern Worten: in einer solchen Form, daß der Sieg des einen Theils der Untergang des andern ist. Ist es nun recht, die Synode in einen solchen Sprachenkampf hineinzutreiben, in dem entweder das Deutsche oder Englische untergehen muß? Ich sage: Nein! es ist nicht recht und gerade das entscheidet. Der Raum unserer Synodalverfassung ist so wenig für zwei verschiedene sprachliche Einheiten berechnet, als eine und dieselbe Familie für zwei Familienhäupter. Beruht etwa die Einheit der evangelischen Kirche darin, daß sie einen Synodalpräses hat? Beruht die Einheit der evangelischen Kirche darauf, daß sie eine Synode bildet, oder nicht vielmehr darauf, daß die Einigkeit im Geiste gehalten wird? Sagen die Worte des Herrn: auf daß sie alle eins seien, daß sie alle nur eine Synode bilden und nur einen Synodalpräses haben sollen?

Nicht den Sprachenkampf an und für sich habe ich als das um jeden Preis zu Vermeidende hingestellt, denn diesen haben wir ja jetzt schon, ob wir wollen, oder nicht, sondern einen solchen Kampf, der mindestens einem Theile den Untergang und auch dem Sieger keinen Segen bringt. Man darf nur Seite 140, 141 und 143 der Mainummer lesen, so wird man's finden.

Wenn gesagt wird: „Die älteren Synoden der lutherischen und reformirten Kirche" u. s. w., so hätte ich dem gegenüber auch noch etwas zu bemerken: Ich könnte die ganze Behauptung unter ein scharfes Stichwort unterbringen, wenn es mir nur darum zu thun wäre, meinem Opponenten um jeden Preis einen Hieb zu versetzen.

„Sie sind gut dabei gefahren." Ja, denn sie hätten auch noch viel schlechter fahren können. Wir wollen einmal ein paar Zahlen vergleichen. Von 870,000 Lutheranern sind vielleicht 500,000 englisch. Bilden diese wirklich die ganze Nachkommenschaft aller derjenigen, die einst den deutschen lutherischen Denominationen angehört haben? Keineswegs. Wären also diese Synoden gut gefahren, so müßten sie sich mindestens ebenso stark ausgedehnt

haben, als der natürliche Bevölkerungszuwachs. Gut gefahren wären diese Synoden doch nur, wenn sie ihr natürliches Gebiet behauptet oder sich über dasselbe ausgedehnt hätten.

„Und zwar haben das alle angeführten Citate bewiesen.“ Wirklich alle? Auch die, in welchen davon, ob man gut oder schlecht gefahren sei, gar nicht im mindesten die Rede ist? Auch die, welche sich auf die Generalsynode beziehen? Auch die Citate Seite 115 und 116?

„Die deutsche Kirche ist noch ebenso mächtig da und nicht im Entferntesten in Gefahr, unterzugehen.“ Auch innerhalb der Generalsynode, wo sie nicht einmal im Stande ist, die Schulden ihres Organs des Kirchenfreundes aus dem gegenwärtigen Ertrage desselben zu decken, so daß der Redakteur in dem Blatte bemerkt: „Es wäre billig und recht, wenn die Generalsynode die eigentlichen Schulden, die der Kirchenfreund bei der Uebernahme 1883 hatte und wofür doch von Rechtswegen die Generalsynode haftbar sein sollte, bezahlt?“ Auch im Generalconcil, wo (Theol. Ztschr. 1884, S. 300) die Deutschen nicht einmal die Anerkennung des schon bestehenden und sich bezahlenden Lutherischen Kirchenblattes als Organ des Concils zu erlangen vermochten und von wo berichtet wird, was in der Theol. Ztschr. 1883, S. 41, zu lesen ist?

Ich möchte mir nur die bescheidene Bitte erlauben, die ganze Behauptung ebenso strikt zu beweisen, als sie stark betont wurde.

„Streit wegen der Sprache ist sündig.“ Ganz recht. Darum habe ich auch, so lange es mir irgend möglich war, den Streit wegen der Sprache in der Theol. Zeitschr. zu vermeiden gesucht. Als er dennoch sich nicht vermeiden ließ, da habe ich alle meine Kraft und alle meine freie Zeit daran gewendet, um auf den Frieden und auf gegenseitige Verständigung hinzuarbeiten, das Material zu einer richtigen und allseitigen Beurtheilung der Sache zu liefern und den Knäuel der durcheinanderlaufenden Anschauungen so viel als möglich zu entwirren. Ich habe Niemanden Friedensbedingungen dictirt, von Niemanden Unterwerfung unter meine Entscheidung gefordert, sondern nur gefragt, in der Hoffnung, daß man von beiden Seiten in einer Weise antworte, die aus dem Streit zur Verständigung und zum Frieden führe, damit man, anstatt im Streit einander gegenseitig zu schädigen, in friedlicher Arbeit einander fördern könne, damit man, anstatt um die Herrschaft über einander kämpfen zu müssen, einander dienen könne. Will man einen unnöthigen und verderblichen Streit vermeiden, so kann man es am besten thun, ehe er begonnen hat; wenn er erst einmal nicht mehr blos theoretisch auf dem Papier, sondern praktisch im wirklichen Leben geführt wird, dann ist's zu spät. Kann das, was man erstrebt, durch friedliche Arbeit erreicht werden, so ist es eben so unrecht wie thöricht, sich in einen Streit hineintreiben zu lassen, der beide Theile nicht stärkt, sondern schwächt. Darauf habe ich hingewiesen, darauf weise ich noch einmal hin. Will man es beachten, so kann man. Meint man dagegen, man könne nur thun, was man gerade wolle, so wird man mit der Zeit sehen, daß man auch das thun muß, was man nicht wollte. W. Becker.

Die sogenannten „Evangelisch-Lutherischen" oder Missourier und ihr „Lutheraner"

haben uns noch nicht vergessen, was sich in einem, durch drei Nummern des „Lutheraner" laufenden Artikel auf's klarste bestätigt. Welchen Zweck der Artikel „Die sogenannten Evangelischen oder Unirten und ihre Katechismen" hat, das geht erst mit Klarheit aus der Antwort auf eine Erwiederung des „Friedensboten" hervor. Denn wenn der „Lutheraner" am Schlusse seines Artikels sagt: „Das Angeführte genügt, um jeden aufrichtigen Lutheraner zu überzeugen, daß wir mit den sogenannten „Evangelischen" nicht in Kirchengemeinschaft stehen können, weil sie das Evangelium vielfach verkehren und darum eine Secte bilden, die man nach Gottes Wort meiden soll," so müssen wir doch wahrhaftig fragen: Wozu so lange Artikel? Die „aufrichtigen Lutheraner" — und das sind ja allein die Missourier — sind ja schon längst überzeugt, daß sie uns zu meiden haben. Oder sollten sich auch unter ihnen unionistische Gelüste regen? Wir glauben's nicht. Was soll also die ganze Beweisführung uns gegenüber, wenn sie blos genügend war, jeden aufrichtigen Lutheraner zu überzeugen, wenn sie blos für „aufrichtige Lutheraner" berechnet war? Soll sie uns etwa auch überzeugen? Der „Lutheraner" nennt zwar seine Beweise unwiderleglich. Da sie aber nur „aufrichtigen Lutheranern" gegenüber überzeugend, so sind sie jedenfalls auch nur für „aufrichtige Lutheraner" unwiderleglich. Nichtsdestoweniger prahlt der „Lutheraner" in No. 9: Widerlegt er sie? Das kann er nicht; er macht nicht einmal einen Versuch, fürchtend, manche Leser würden, wenn etwas davon mitgetheilt würde, merken, wie sie von ihren Lehrern um die theuersten Schätze betrogen würden."

Das ist nun genau so, als wenn die Franzosen, als sie vor einigen Jahren ein großes Manöver hatten, geprahlt hätten: „Die Deutschen haben uns nicht besiegt; nicht einmal den Versuch haben sie gemacht, uns zu schlagen." Sehen wir aber den letzten Theil des Satzes genauer an: „manche Leser würden" u. s. w. Wenn da kein Druckfehler steckt, dann thäte es wirklich noth, den „Lutheraner" zu fragen, was er sagen will. „Die Leser würden betrogen;" wenn sie betrogen würden, dann werden sie nicht betrogen; wenn sie aber nicht betrogen werden, können sie es auch nicht merken; wenn sie es aber nur merken, wenn etwas mitgetheilt würde und wenn dieses „bemerken" keine Täuschung ist, dann würden sie betrogen, wenn etwas mitgetheilt würde. Also theilt man doch lieber nichts mit, damit sie nicht betrogen werden. Jedenfalls aber wäre es doch angemessen, wenn der „Lutheraner" „die theuersten Schätze" näher bezeichnen würde. Die hl. Schrift kann es nicht sein, denn diese ist, laut unseres Bekenntnisses, die Richtschnur unseres Glaubens. Ebensowenig der Glaube an Christus, denn — wir wollen's noch einmal wiederholen, was wir im Dezember 1883 den Missouriern gegenüber bemerkten — wer Christus ist, sagen wir unsern Confirmanden und Gemeindegliedern in derselben Weise, wie die Lutheraner, nämlich mit der Auslegung des

zweiten Glaubensartikels von Dr. Martin Luther. Um dieses werden die Angehörigen der Evangelischen Synode also auch nicht betrogen.

Welchen Eindruck die Artikel bei manchen „Evangelischen" machten, die sie gelesen, wollen wir dem „Lutheraner" sagen: Er ist ein sehr verschiedenartiger gewesen. Wer No. 12 und 18 des Kirchenblattes der Jowasynode, sowie die Theol. Zeitschrift von 1884, Seite 256 ff. gelesen hatte, bekam den Eindruck, daß der Artikelschreiber des „Lutheraner" in Spalte 2, Seite 51 und Spalte 3, Seite 51 einen Mitarbeiter des Kirchenblattes in ungeschickter und unglücklicher Weise nachäfft. Wer den Bekenntnißparagraphen unserer Synodalstatuten kennt und dem Artikelschreiber (G. zeichnet er, und so wollen wir ihn der Raumersparniß halber nennen), zutraut, daß er den Paragraphen ganz gelesen habe und dabei auch fähig gewesen sei, denselben zu verstehen, hat den Eindruck, daß eine direkte Lüge mehr Eindruck gemacht hätte als eine so plumpe Verdrehung, bei der nichts mehr in die Augen sticht, als die wahrhaft geniale Art, wie der Verfasser die Druckerschwärze zu disponiren versteht. (Darüber etwas später.)

Wer sieht wie G., als wäre er wohlbestallter Großinquisitor und Generalfiskal von Nordamerika, über einen Bekenntnißparagraphen und zwei Katechismen zu Gericht sitzt, die ihn so wenig angeben, als uns die bekannten dreizehn Sätze der Missourisynode, der bekommt den Eindruck, daß er es hier mit echt missouri-lutherischer Anmaßung zu thun hat, die sich eben so gereizt wie gespreizt geberdet und durch ihr Bemühen, furchtbar zu erscheinen, sich einfach lächerlich macht. Wer die Frage der Gliederung des Dekalogs kennt, auf den macht der Anfang des Endes von G's erstem Artikel einen solchen Eindruck, daß er sich, wenn die Versicherung in No. 9 des „Lutheraner", daß seine Artikel ernsthaft gehalten seien, den zündenden Funken hinzubringt, nicht mehr halten kann vor Lachen über diese, mit Missourismus gestopfte und von Größenbewußtsein entzündete Brandrakete, deren Feuer nichts hervorbringt, als seinen eigenen Rauch, um in diesem nach dem gewaltigen Knalleffekt von: „Es steht fürwahr schlecht um eine Sache, die man so zu retten sucht," sich vollends ganz geräuschlos zu verziehen.

Wer sieht, wie G. da, wo er an den Worten irgend drehen kann, womöglich einen ganz unmöglichen Sinn hineindeutet und dann auf Grund dieser seiner Verdrehung von Zweideutigkeiten redet; da, wo er nicht verdrehen kann, wohl aber noch mit einem gewissen Anstand seine Unfähigkeit, unsere Katechismen zu verstehen, eingestehen kann, uns der Dunkelheit beschuldigt; und endlich da, wo er weder seinen Verstand im Verdrehen beweisen kann, noch seinen Unverstand eingestehen darf, die Anklage auf Täuscherei erhebt: Wer das sieht, der bekommt den Eindruck, als sei G. ein Schüler der Verfasser des Hexenhammers gewesen. Floß nach einem Nadelstich in den Leib der Hexe kein Blut, so war das ein Beweis, daß die Hexe eine Hexe war. Floß aber an einer solchen Stelle Blut, so war das ein Beweis dafür, daß das Blut nur durch Hexerei floß, denn bei einer Hexe hätte natürlicherweise dort kein Blut fließen dürfen, und so mußte die Hexe in jedem Fall verbrannt wer-

den. — Sieht man vollends zu, wie der „Lutheraner" fünf Worte aus unserem Bekenntnißparagraphen herausbeißt, dann dieselben Beschuldigungen wiederkäut, welche seinerzeit Gg. im Kirchenblatt gebracht hat, sodann einige Fragen des alten Katechismus mit ihrer Wurzel im Heidelberger Katechismus herausreißt, weiterhin in den Sätzen: „denn es wird gesagt, der **neue Mensch** empfange den Leib und das Blut Christi," und: „da sollst du **kein Werk** thun," deutlich sichtbare Spuren seines gewichtigen Druckes hinterläßt, eine Katechismusantwort so entsetzlich findet, daß er ganz scheu wird und davonläuft, um sich an einem anderthalb Spalten langen Citat aus Luthers Schriften zu weiden und mit dem Bewußtsein sich zum Gehen anschickt, daß er noch mehr solche unwiderlegliche Beweise seiner Kraft und seines Charakters hätte liefern können, wenn er nur gewollt hätte, so macht das einen ganz unbeschreiblichen Eindruck. Da ist der Gewaltige hereingebrochen, Alles, was er will, unter sich tretend, vor sich zu Boden stoßend und hinter sich mit schlagenden Beweisen vernichtend. Und das ist noch lange nicht Alles, was uns droht. „Doch wollen wir es diesmal dabei bewenden lassen." Wie wird es uns das nächste Mal ergehen? Denn es ist ihm ernst! Seine Artikel sind ernsthaft gehalten! Was ist da zu machen? Sollen wir dem Mächtigen ein Opfer bringen? Sollen wir gegen den Gefährlichen in den Krieg ziehen? Keineswegs! Er ist weder ein Gott, noch ein Ungeheuer, sondern ein Missourier. Daß ein echter Missourier schon von Natur aus ein ernsthaftes Wesen ist, weiß man ja in ganz Amerika. Freilich, in gleich ernsthafter Weise können wir ihm nicht entgegnen. Denn wenn er auch vor uns zu warnen sucht, als vor dem leibhaftigen Teufel, so weiß er ja selbst gut genug, daß wir nur schwache Menschen sind, die weder Hörner noch Hufe haben. Wollen wir nicht uns, unser Bekenntniß und unsere Katechismen den Missouriern preisgeben, so müssen wir uns wehren, so gut wir können. Denn es ist ihnen ja so ernst!

Ja, ja, die Missourier sind ernsthaft. Lutherisch wollen sie auch sein. Daß aber Ernsthaftigkeit noch lange kein Lutherthum ist, sollten sie doch wohl längst in Luthers Schriften gefunden haben. Ernsthaftigkeit gilt ohne Weiteres als Weisheit, aber hier in Amerika nicht, sondern weit hinten in der Türkei. S' ist aber auch meist nur Türkenweisheit, die sich namentlich im Schweigen bewährt. Aber G. beweist seine Ernsthaftigkeit auch im Reden! Wenn er nur auf die Evangelischen auch den Eindruck gemacht hätte, daß er seine Wahrhaftigkeit bewiesen habe. Das ist ihm indeß keineswegs gelungen und den richtigen Ausdruck des Eindruckes, den er bei manchen Evangelischen (es haben ja nicht alle den Artikel gelesen) gemacht hat, kann er im „Friedensboten" nachlesen. Das gefällt ihm aber auch nicht, er meint nun, der „Friedensbote" „redet erstlich über allerlei, das nicht zur Sache gehört, zum andern erwiedert er die ernstgehaltenen Artikel des „Lutheraner" mit allerlei witzig sein sollenden Bemerkungen, und endlich setzt er, der „Friedensbote", der sonst so viel von L i e b e zu sagen weiß, den unwiderleglichen Gründen des „Lutheraner" — S c h i m p f w o r t e entgegen"...... „Dumm," sagt der

„Friedensbote" „ist er," nämlich G., „durchaus nicht," und vielleicht ist seine Klugheit eben so gewaltig, wie der Anfangsbuchstabe seines Namens, denn schon mancher Gewaltige, deß die Geschichte und die Schrift Erwähnung thut, konnte mit G. zeichnen. Wir nennen nur den kaiserlichen Orator Granvella; die verschiedenen Gregore, die die Papstgewalt ausübten; Glapio, den Beichtvater Karls V.; den Hauptpastor Göze; Günther, den das Nibelungenlied als Helden feiert, und endlich Goliath von Gath, der in seiner philiströs gewichtigen Waffenrüstung allerdings ebenso ernsthaft that, wie G. und so unangreifbar war, als G. unwiderleglich ist. Wenn also G. wirklich so klug ist, wie es scheinen könnte, wie konnte er als Lutheraner so einfältig sein, zu erwarten, daß wir nur über das reden würden, was nach seinem Urtheil zur Sache gehört? Zu seiner Sache mag es allerdings nicht gehören; ob es aber zu unserer Sache gehört, das zu beurtheilen, wird G. sowie das Redaktions-Collegium des „Lutheraner" doch gefälligst uns überlassen. Mit welchen Bemerkungen wir seine ernst gehaltenen Artikel zu erwiedern und was wir seinen unwiderleglichen Gründen entgegenzusetzen haben, das müssen wir selbst am besten wissen. Oder hat er die Widerlegung seiner unwiderleglichen Gründe sich selbst vorbehalten? Das wäre allerdings das Neuste unter den polemischen Erfindungen Missouris. „Schimpfworte"! Wenn sie wahr sind, ist es kein Unrecht, sie zu gebrauchen. Das sagt aber G. durchaus nicht, sondern hält sich als guter Missourier an die Thatsache, daß sie dastehen, an die Worte, „wie sie lauten." Ja, er weiß es und die andern „aufrichtigen Lutheraner" wissen's auch.

„Im Ganzen — haltet euch an Worte!
Dann geht ihr durch die sichere Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein,"

„daß es fürwahr schlecht steht um eine Sache, die man so zu retten sucht!" Ein kluger Meister und einfältige Schüler! "Eritis sicut deus scientes bonum et malum." Sie sind ja so erleuchtet, daß sie dreizehn Sätze aufstellen, die man, wenn man mit ihnen im Glauben einig sein will, annehmen muß, „wie sie lauten". (Theol. Zeitschrift 1882, S. 247.)

„Schimpfworte" gebraucht der Friedensbote. Gebraucht der Lutheraner keine? Mit welchem Recht will er uns denn das Schimpfen wehren? Hat er etwa ein Patent auf's Schimpfen genommen, oder betrachtet er es als ererbtes Privilegium? Oder meint er, weil wir gern Frieden hätten, müßten wir uns stillschweigend von ihm verfluchen und verdammen lassen, weil wir ihn nicht angegriffen haben, so müßten wir uns ohne Gegenwehr gar verschlingen lassen? Eine solche Ansicht mag gut missourisch sein, ob sie lutherisch ist, das mag ein jeder nach dem beurtheilen, was Luther sagt: „Ja die Lutherischen wollen Christen sein, darum sollen sie leiden und sich nicht wehren 2c." „Ist wahr. Die Papisten aber wollen noch besser Christen sein und verdammen die Lutherischen. Darum sollen sie viel weniger auch morden und Blut stürzen wider Gott und Recht. Können sie aber heilige Christen bleiben und gleichwohl als Verächter und Bösewichter unschuldig Blut vergießen, morden

und brennen und fromme Leute ohne Ursach plagen, so können viel mehr die Lutherischen gute Christen bleiben, und sich dennoch gegen solche Bluthunde und Wütheriche ein wenig wehren.“ So sagt Luther. Aber die Missourier wollen ja Lutheraner sein? Was sie auch durch ihren Stammbaum: Luther, Stephan, Walther und ihre Ernsthaftigkeit unwiderleglich beweisen. Der Stammbaum ist freilich eine sehr gebrochene Linie, aber der Geschlechtsregister wollen wir uns entschlagen. Missourier sind Lutheraner; Luthers Enkel. Ja die Enkel

„nimmer gleichen sie den Vätern,
Ernsthaft sind sie steif und ledern,
Ledern sind sie und langweilig.“

Ja es wird ein langweilig Kapitel werden, die „Schmähartikel“ des Lutheraner zu widerlegen. Aber da ist uns ein vom Lutheraner für sich beanspruchtes Schimpfwort entfahren! Nun, wir wollen den Gewaltigen nicht weiter reizen und ihn damit zu versöhnen suchen, daß wir sie „Preisartikel“ nennen. Und sie sind es auch, denn er hat sich damit einen Preis errungen, den ihm Niemand mehr rauben kann. Darum wollen auch wir jetzt sehen, wie hoch sein Preis ist und ihm und seinen Genossen ein Liedlein singen, daß er berühmt und seiner nicht gar vergessen werde und er es uns auch künftig gedenken möge, daß durch uns sein Preis kund geworden.

Freilich hat der Friedensbote versprochen, daß die Theologische Zeitschrift dem Lutheraner in dogmatischer Waffenrüstung entgegentreten würde. Das Entgegentreten wollen wir recht gerne besorgen, die dogmatische Waffenrüstung aber auf gefährlichere Fälle versparen. Die Missourier sind ja unwiderleglich, und wo sie in unser Gebiet hereinzubrechen versuchen, da greifen wir lieber nach einer Waffe, die sich leicht und sicher schwingen läßt und doch trifft, wenn sie auch nicht geschliffen, sondern nur geflochten ist.

Zunächst möchten wir bemerken, daß wir immer sehr froh waren, wenn die Missourier uns in Ruhe ließen. Schon unsere natürliche Furchtsamkeit, sowie der Umstand, daß wir als ein gewöhnliches Menschenkind uns von unserer Hände Arbeit (wie G. sehr wohl weiß, denn er hat seine Artikel nicht mit dem Kopfe geschrieben) nähren müssen, machte uns friedfertig; um so mehr als unser Vorgänger in der Redaction uns schon ein gutes Beispiel gegeben hatte, indem er die dreizehn Sätze der Missourisynode annahm und abdrucken ließ, „wie sie lauteten.“ Wir selber haben nun auch die dreizehn Sätze mit ebensoviel Respekt behandelt. wie die Missourier die Offenbarung Johannis; wir haben weder etwas hinzugesetzt noch etwas hinweggethan. Und wenn sie uns auch manchmal etwas ungereimt dünkten, so haben wir doch nicht zu reimen versucht, auch keinen heimlichen oder verborgenen Sinn darin gefunden, sondern sie immer ruhig stehen lassen, „wie sie lauteten.“ Und damit man uns nicht wiederum der Täuscherei anschuldige und weiter im Lutheraner foltere, so wollen wir, da wir denn doch vor den Ketzermeister citirt sind, gleich bekennen, daß wir aus heller Angst und blasser Furcht geschwiegen haben, nicht etwa aus Rechtssinn, weil wir ja wußten, daß uns die dreizehn

Artikel so wenig angingen, als einen Gesunden die für Schwindsüchtige gebrauten Mixturen eines Quacksalbers. Aber es hat alles nichts geholfen. Wir sind seither schon wiederholt angegriffen worden, und wenn wir uns wehrten, ja wir müssen es gestehen, geschah es aus reiner Verzweiflung. Wir konnten uns ja nicht anders helfen. Aber ein Missourier ist eben unwiderleglich; und wie weiland Goliath von Gath an jedem Tag, so erscheint seit dem 15. März in jedem Lutheraner der gewaltige, gerüstete, gefahrdrohende und gegen die Evangelischen großredende G., geht hervor und ist getrost im Glauben an seine eigene Unwiderleglichkeit. Diesen Glauben haben wir nicht, und wenn wir Evangelischen ihn hätten, so wäre es Aberglaube, denn es fehlt uns das Hauptrequisit zur Unwiderleglichkeit, nämlich die Unfehlbarkeit. Leo der Dreizehnte ist dadurch unfehlbar geworden, daß er Sieger blieb in der Papstwahl. Die Gläubigen der dreizehn Sätze sind unfehlbar geworden, dadurch, daß sie Sieger blieben in der Gnadenwahl. Eine Papstwahl haben sie nicht und brauchen sie nicht, weil sie nämlich nicht einen Papst haben. Das wäre ihnen auch viel zu wenig. Darum sehen sie auch mit so tiefer Verachtung auf die, die einen Papst haben.

Sehen wir nun einmal zu, wie der Lutheraner seine unwiderleglichen Gründe legt. Er fängt an indem er mit großer Kraft und tiefem Ernst also definirt: „Unirte heißen diejenigen, welche Leute verschiedenen Glaubens, namentlich Lutheraner und Reformirte uniren, das heißt, vereinigen. Unwiderleglich! Also diejenigen, welche uniren heißen Unirte. Das werden wohl alle einfältigen Lutheraner einsehen. Den Gelehrten wird es wohl noch eine Zeitlang verborgen bleiben, daß man sogar das Activum und Passivum uniren kann. Das nennt G. wohl ein missourisches Gerundium? Gelassen fährt G. fort: „Eine Union zwischen Lutheranern und Reformirten wäre nun etwas Herrliches, wenn sie nur auf Grund der Wahrheit hergestellt würde." Dem stimmen wir von ganzem Herzen bei. Nur auf Grund der Wahrheit soll die Union hergestellt werden, also nicht auf Grund der Concordienformel oder der Dordrechter Beschlüsse, oder der dreizehn Sätze, sondern nur auf Grund der Wahrheit. Wenn G. weiter fortfährt: „Also daß die Reformirten ihre Irrlehren fahren ließen und sich zur Wahrheit kehrten," so müssen wir wiederum von ganzem Herzen beistimmen; um so mehr, als es klar am Tage liegt, daß alle „aufrichtigen Lutheraner" sich zur Wahrheit kehren und ihre Irrthümer fahren lassen, wenn sie dieselben nur erst einmal erkannt haben. Oder will der Lutheraner behaupten, daß die aufrichtigen Lutheraner unmöglich irren können. Wenn das allerdings der Fall ist, dann kann jeder aufrichtige Lutheraner von sich sagen: Ich bin die Wahrheit. Wenn nun G. darüber klagt, daß die Reformirten von einer solchen wahren Vereinigung nichts wissen wollen, so verräth er damit nur seine missourisch-unionistische Gesinnung, und es sieht in diesem Fall eben auch einmal unter dem Wolfsfell eine andere Klaue hervor.

Wenn nun weiterhin G. bei der Citation die Worte Paul Gerhardts: „Die heilige Theologiam studire in reinen Schulen und auf unverfälschten

Universitäten, und hüte dich ja vor Syncretisten (Religionsmengern); denn die suchen das Zeitliche und sind weder Gott noch Menschen treu," die Bemerkung macht: „Diese Worte lassen Unirte und Unirtgesinnte gewöhnlich aus, wenn sie das Testament Paul Gerhardts mittheilen, so wird er allerdings seine Behauptung so wenig beweisen können, als wir sie zu widerlegen im Stande sind. Jedenfalls aber gibt er uns einen Maßstab zur Beurtheilung seiner Citate an die Hand, den wir sorgfältig benützen wollen.

Daß der Name evangelisch eigentlich nur der lutherischen Kirche zukommt, ist etwas, was den Missouriern niemand bestreiten wird, wenn sie ihn ganz allein haben wollen. Sind die Missourier denn Evangelische? Sie nennen sich ja auch Lutheraner trotz ihrer dreizehn Sätze, die weder von Luther noch von einem Evangelisten verfaßt sind, aber gleichwohl von ihnen zum Criterium der Glaubenseinheit gemacht werden, „wie sie lauten."

Ueber die altlutherische Mythologie betreffs der Einführung der Union in Preußen brauchen wir weiter kein Wort zu verlieren. Wem es hier um die Wahrheit zu thun ist, der schaffe sich Wangemanns Buch: „Una sancta" an und lese es.

Wie großmüthig dann G. ist. Er thut seinen Lesern kund und zu wissen: „Eine solche Unionskirche gibt es nun auch in Amerika." Sie hätten es sonst nie erfahren. Denn den Friedensboten lesen sie nicht alle und die Theol. Zeitschrift auch nicht. Darauf erwähnt er die Gründung des evangelischen Kirchenvereins im Jahre 1840, die Ausbildung zur evangelischen Synode des Westens und sagt dann: Jetzt heißt der Körper „evangelische Synode von Nordamerika." Vier Wochen später kommt G. zu der Erkenntniß, daß der Körper auch Geist und zwar einen andern Geist, als die Missourier habe, indem er die Worte Luthers: „Ihr habt einen andern Geist als wir!" wie gewöhnlich vollständig citirt. Daß Luther die Marburger Artikel unterschrieben habe, sagt er diesmal nicht, obwohl er es gewöhnlich weiß. Indeß ist auch die Unterzeichnung der Marburger Artikel kein Wort Luthers, sondern eine That, und der Lutheraner behandelt hier Luther, als ob es von ihm gelte: „Alles, was sie euch sagen, das thut, aber nach ihren Werken sollt ihr nicht thun." Gerade deßwegen will er auch ein echter Lutheraner sein, er hält sich ja an Luthers Worte.

Uebrigens müssen wir dem Lutheraner für die hier ausgesprochene Anerkennung danken, daß wir nicht Missouris Geist haben. Es wäre auch schlimm, wenn wir ihn brauchten. Denn dann dürfte nicht ein Jeglicher reden, je nach dem ihm der Geist gibt auszusprechen, sondern wir müßten „die Einigkeit im Glauben" mit den Gläubigen der dreizehn Sätze „auch durch einerlei Rede zu erkennen geben." Paulus sagt zwar 1 Cor. 1, 10: ἵνα τὸ αὐτὸ λέγητε πάντες (daß ihr Alle dasselbige redet), und erklärt es am Ende des Verses durch: „haltet fest an einander in einem Sinn und einerlei Meinung (γνώμῃ)." Daß aber γνώμη nicht im Sinne des deutschen „Ansicht" zu nehmen ist weiß jeder, der Griechisch versteht. Nach missourischer Erklärung dagegen ist die Einigkeit des Glaubens bedingt durch Annahme der

dreizehn Sätze, wie sie lauten, also durch Festhalten an einerlei Worten. „Im Ganzen — Haltet euch an Worte!"

Ja, wir haben einen andern Geist als die Missourier und wollen einen andern Geist haben, nämlich den Geist der Wahrheit. Der geht aber nicht von den Missouriern aus. Zudem scheint es uns, als sei der Geist, der von den Missouriern ausgeht, am Ausgehen, denn es wird Niemand mehr von ihnen begeistert. Ja sie selbst halten sich auch in ihrer Polemik gegen unsern Bekenntnißparagraphen an einige Worte, etwas mehr Druckschwärze, wie sonst und an eine Anzahl leerer Räume zwischen den einzelnen Buchstaben.

Nachdem nämlich gesagt ist: „Zwar führen sie immer im Munde die Worte des Apostels, Eph. 4: Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens" (natürlich, weß das Herz voll ist geht der Mund über) „aber ...... von der wahren Einigkeit u. s. w." (es ist ja die alte missourische Litanei) wird buchstäblich und druckschwärzlich also fortgefahren: „In ihrer Constitution bekennen sie sich zu den lutherischen und reformirten Bekenntnissen, **„insofern dieselben mit einander übereinstimmen."** Das ist doch jedenfalls eine unwideriegliche Beweisführung. Sie ist aber, wenn auch mit etwas weniger Aufwand von Druckerschwärze, schon einmal im September vorigen Jahrs dagewesen und zwar im „Kirchenblatt" der Jowasynode. Dort wird von Gg. citirt: „Die deutsche Evang. Synode ...... bekennt sich zu der Auslegung der hl. Schrift, wie sie in den Symbolischen Büchern der Lutherischen und Reformirten Kirche, als da hauptsächlich sind die Augsburger Confession, Luthers Katechismus und der Heidelberger Katechismus, niedergelegt ist, sofern dieselben mit einander übereinstimmen; u. s. w." Wurde damals das am wenigsten Wichtige gesperrt gedruckt, das Wichtigere ungesperrt und das Allerwichtigste weggelassen, so hat G. diese Methode weiter ausgebildet. Er citirt nicht einmal den zwanzigsten Theil unsers Bekenntnißparagraphen und zwar gerade die Worte, welche am wenigsten wichtig sind, indem sie nur eine den vorhergehenden Satz beschränkende Anmerkung enthalten, die ohne diesen Satz gar nicht verständlich ist. Statt des Weggelassenen gibt er eine seiner missourischen Ernsthaftigkeiten, die natürlich den einfältigen Lutheranern als Wahrheit erscheint, in Wirklichkeit aber dieselbe Wirkung macht, die eine Lüge auch gethan hätte, nämlich die, als ob wir zur hl. Schrift gar keine Stellung nehmen, sondern nur zu den reformatorischen Bekenntnißschriften. Daß dabei Schwärze das Meiste thun muß, ist echt missourisch. Ueberhaupt bilden die Druckerschwärze und der leere Raum zwischen den Buchstaben oft gebrauchte Beweismittel der missourischen Polemik und jedenfalls sind sie auch unwiderleglich. Wir geben gleich, um damit ein für allemal fertig zu werden, noch eine Probe: „Da müssen denn nun Christenkinder das erste Gebot auffagen: „Ich bin der Herr, dein Gott, der ich dich aus Egyptenland aus dem Diensthause geführt habe. Du sollst nicht andere Götter neben mir haben;" das dritte Gebot: „Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest. Sechs Tage sollst du arbeiten und alle dein

Werk beschicken; aber am siebenten Tag ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes. Da sollst du **kein Werk thun,** noch dein Sohn noch deine Tochter, noch dein Knecht noch deine Magd" u. s. w.; das vierte Gebot: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest im Lande, das dir der Herr dein Gott gibt," das heißt, im gelobten Lande in Palästina." Was soll hier das Anschwärzen, was sollen die leeren Räume im wörtlich angeführten Schriftwort? Sollen sie den Wortlaut ändern oder den Worten einen andern Sinn geben, oder die Worte stärker hervorheben, als sie, dem richtigen Zusammenhang zufolge, von selbst schon hervortreten. Das alles ist nur gröbere oder feinere Fälschung. (Man sehe namentlich das erste Gebot an, wo die Hauptsache zurückgedrängt und durch Sperrung das Nebensächliche hervorgehoben wird.)

Ja, an die Worte halten sich die Missourier. Es offenbart sich in der Druckerschwärze ihre Weisheit und in den leeren Räumen ihr Geist, der nicht das Wort und nicht den Buchstaben, sondern das Leere liebt und durch Verdunkelung unwiderlegliche Gründe schafft, um seine Schüler in seiner Weise zu erleuchten. Und diesem Geist, aus dem die Missourier drucken, dem werden wir widerstehen, so sehr wir können.

Nachdem dem oben erwähnten fetten: „insofern dieselben u. s. w." fährt der „Lutheraner" fort: „Nun stimmen aber diese Bekenntnisse in wichtigen Lehrpunkten nicht überein. Da wagen dann die Unirten, die sogenannten Evangelischen, nicht, betreffs dieser Punkte frei herauszusagen, welche richtig und welche falsch sind, oder ob beide falsch sind, denn damit würden sie entweder die Lutheraner oder die Reformirten oder beide vor den Kopf stoßen. Sie müssen daher verschiedene Reden dulden und sich in ihren Schriften zweideutiger Reden bedienen. Sie suchen darum vor allem in den betreffenden Punkten so zu reden, daß sie die Reformirten befriedigen, und gebrauchen dann auch einige Ausdrücke, um Lutheraner, die in der Lehre nicht festgegründet sind, zu gewinnen und zu behalten."

Wie herablassend doch G. ist! Er belehrt uns höchst schulmeisterlich, daß diese Bekenntnisse nicht in allen Punkten mit einander übereinstimmen, oder thut wenigstens seinen einfältigen Lesern gegenüber so, als ob wir eine solche Belehrung nöthig hätten. Daß er auch als ein einfältiger Lutheraner erscheinen will, ist von seinem Standpunkte aus gewiß löblich und es gelingt ihm das eben auch auf eigenthümliche Weise. Hätte er sich nur die Druckerschwärze aus den Augen gewischt, so hätte er einfach weiter lesen können: „In ihren Differenzpunkten aber hält sich die deutsche evangelische Synode allein an die darauf bezüglichen Stellen der hl. Schrift und bedient sich der in der evangelischen Kirche hierin obwaltenden Gewissensfreiheit." Warum hat nun G. das nicht ohne Weiteres abdrucken lassen? Dann hätten ja alle seine Leser sofort die zweideutigen Reden der Unirten gehabt, wie sie lauten, und diese Zweideutigkeit hätte dann keines weiteren Beweises bedurft. Oder sind am Ende die Leser des „Lutheraner" noch nicht fest genug in der Lehre gegründet, um den Schlußsatz unseres Bekenntnißparagraphen ohne Weiteres zweideutig zu finden, weil er ihnen vorenthalten wird?

Nun fährt der „Lutheraner" mit der bekannten missourischen Salbung fort: „Betrachte nun einmal, lieber Leser, dies Vorgehen" (welches denn? das, was G. in seiner Phantasie erdichtet hat? denn wie wir in den Differenzpunkten vorgehen, verschweigt er, obwohl er es ganz gut sagen könnte,) „der sogenannten Evangelischen im rechten Lichte...... Was mußt du von Leuten halten, die in wichtigen Glaubenslehren nicht frei mit der Sprache herausgehen, die Mum, Mum sagen?" Also wenn man erklärt, daß man sich allein an die Schrift halte, dann sagt man nach missourischer Auffassung Mum, Mum; wenn man aber die dreizehn Sätze annimmt, „wie sie lauten," dann geht man frei mit der Sprache heraus! G. rechnet jedenfalls auf viel Einfalt bei seinen Lesern. Nur Schade, daß er sich bei manchen Evangelischen verrechnet hat und darum wohl auch Eindruck gemacht hat, aber einen solchen, den wir nach Möglichkeit zu verstärken suchen, wie Jeder sehen kann.

„Weiter," sagt G., „man mag von Leuten, die im Handel und Wandel feilschen, so oder so denken, aber in Sachen der himmlischen Lehre ist das Feilschen, da der Lutheraner etwas und der Reformirte etwas nachlassen soll, ein elend verwerflich Ding." Daß G. die evangelische Kirche sich nicht anders denken kann, als das Erzeugniß eines Schachers zwischen Lutheranern und Reformirten, ist allerdings bezeichnend genug für die Beschränktheit seines Standpunktes, der wesentlich der eines „Unions-Doktrionärs" ist, von welchem ein evangelischer Doktor der Theologie sehr absprechend urtheilt. Wir feilschen gar nicht, sondern wir halten uns an die hl. Schrift, mögen die Missourier sagen, was sie wollen. Eine solche Union, wie der „Lutheraner" sich vorstellt, die haben wir nicht und wollen sie nicht.

Nun fährt G. mit großem Pathos fort: „Die reine Lehre des hl. Evangeliums" (ist hier die Concordienformel gemeint, oder die dreizehn Sätze, oder vielleicht gar die hl. Schrift?) „ist ein unantastbares Heiligthum." (Gerade deßwegen erklären wir die hl. Schrift als die alleinige und untrügliche Richtschnur des Glaubens und Lebens.) „Aber," sagt ganz ernsthaft G., „diese Evangelischen scheuen sich nicht, ihre Hand daran zu legen. Und was thun sie, wenn sie die Unterscheidungslehren freistellen? Sie lehren zweifeln an wichtigen Glaubenslehren, sie erklären den Zweifel für recht und bahnen den Weg dazu, daß man andere Glaubenslehren bezweifelt und für ungewiß hält und endlich alle Lehren preisgibt." Also, wenn man sich an die hl. Schrift hält, stellt man die Unterscheidungslehren frei; wenn man sich an die hl. Schrift hält, lehrt man zweifeln an wichtigen Glaubenslehren und bahnt den Weg dazu, daß man endlich alle Lehren preisgibt. Unwiderleglich und echt missourisch, noch mehr, als aus dem ff.! Es scheint geradezu aus mit dem Gg. zu sein. (Vgl. Theol. Ztschr. 1884, S. 11 v. u. ff.)

Es ist Schade, daß man den „Lutheraner" nicht im Vatican liest, sonst würde Leo XIII. dem Artikelschreiber ganz gewiß seinen Segen ertheilen, denn er geht in seinen Behauptungen noch viel weiter, als selbst die römischen Polemiker es wagten. Daß man den Papst in der Theorie als Antichrist hinstellt, schadet sehr wenig, wenn man es als nothwendig ansieht, mit allen

Mitteln gegen Leute zu kämpfen, die in der hl. Schrift die untrügliche Richtschnur des Glaubens und Lebens finden und in allen Lehrfragen, die etwa noch zweifelhaft sind, allein an die Schrift sich halten.

„Sie erklären," fährt G. fort, „damit offenbar: Du magst glauben, wie du willst, du magst Christi Wort auch in wichtigen Punkten annehmen oder nicht, darauf kommt es nicht an. Ist das nicht eine offenbare Verleugnung des Herrn Christi und seines Wortes? Indem sie diese Lehren freistellen, erklären sie nicht einander widersprechende Lehren, also Lüge und Wahrheit, reine und falsche Lehre für gleichberechtigt?"

Nun, wenn man etwas erklärt, so muß man es ausdrücklich sagen. Wenn wir also das, was G. sagt, offenbar erklären, so müssen wir es irgendwo und irgendwann einmal gesagt haben. Da wir nun aber immerfort das gerade Gegentheil davon erklären und ein Jeder von uns aufrichtig glaubt, daß es nicht wahr ist, was G. uns zuschiebt, so wäre doch nöthig, daß er eine solche Erklärung nachwiese oder wenigstens etwas brächte, um diesen seinen Ketzerrichterspruch einigermaßen wahrscheinlich zu machen. Wenn er gegen uns zeugen und seinen Lesern etwas bezeugen will, so hätte er sich doch wenigstens selbst überzeugen und seinen Lesern die Mittel zu ihrer Ueberzeugung liefern sollen.

„Sancta simplicitas! Darum ist's nicht zu thun; bezeugt nur, ohne viel zu wissen."

Wofür wären denn die Gründe des „Lutheraner" unwiderleglich und wozu bedürfte er dann noch einfältiger Leser? Diese missourische Weisheit, der die Worte zur rechten Zeit sich einstellen; diese missourische Aufrichtigkeit, die Dinge frei heraus sagt, von denen sie auch im besten Falle nichts weiß; und diese missourische Bescheidenheit, die Dinge, ohne Beweis, als allgemein bekannt hinstellt, die sie nur durch besondere Erleuchtung wissen kann, da diejenigen, welche sie natürlicherweise nothwendig wissen müßten und allein wissen könnten, gar keine Ahnung davon haben; diese Weisheit, Aufrichtigkeit und Bescheidenheit ist kaum mehr natürlich. Was aber nicht mehr natürlich ist, ist göttlich, oder auch nicht. Eritis sicut deus, Herzenskündiger oder Ketzerrichter.

Aber wer hat denn von den Missouriern das alles verlangt? Haben wir ihr Urtheil über unsern Bekenntnißparagraphen verlangt? Brauchen wir sie, um uns zu belehren, daß die lutherischen und reformirten Bekenntnisse nicht in allen Punkten übereinstimmen? Keineswegs! Also haben wir wohl gewußt, daß die Bekenntnißschriften nicht allerwegen übereinstimmen. Und hätten uns solches die Missourier nicht dürfen lehren. Wahr ist's, die fünf Worte: „insofern sie mit einander übereinstimmen" stehen in keiner der Bekenntnißschriften. Welche fünf Worte, die — wir dürfen kein Schimpfwort gebrauchen — Missourier ansehen, wie die Kühe ein neues Thor. Sehen aber nicht, daß gleichwohl die Bekenntnißschriften miteinander übereinstimmen, wie sie denn selbst ihre Gnadenwahlslehre mit den Worten der Dordrechter Beschlüsse vortrugen.

Zum andern mögen wir sagen: daß wir, d. h. die Gründer unserer Synode, unsern Bekenntnißparagraphen verfaßt haben auf ihr bestes Vermögen und auf ihr Gewissen. Haben damit Niemanden gezwungen, daß er ihn annehme, sondern frei gelassen. Ist allein zu Dienst gethan denen, die es nicht besser machen können. Ist Niemand verboten, einen besseren Paragraphen zu machen. Wer ihn nicht annehmen mag, der lasse ihn liegen. Wir bitten und feiern Niemanden darum. Es ist unser Paragraph und sind unsere Statuten, und sollen unser bleiben und sein. Haben wir darinnen etwa gefehlt, was uns nicht bewußt ist, und wir freilich ungern auch nur ein Wort wollten unrecht setzen: darüber wollen wir die Missourier nicht zu Richtern leiden. Denn sie haben noch zur Zeit — wir wollen nicht schimpfen — ein zu starkes Wahrnehmungsvermögen und sind ihre Worte, wie sie lauten, viel zu schwach, um unser Bekenntniß zu beurtheilen.

Autorität und Liebe.*)

Freiwillige Abhängigkeit ist der schönste Zustand,
Und wie wäre der möglich ohne Liebe!
Göthe.

In dem Wesen der Erziehung als einer absichtlichen Einwirkung ist es begründet, daß der Einwirkende einen bestimmten Zweck im Auge habe, daß ihm ein Ideal vorschwebe, das er zu verwirklichen sucht, und daß ihm die Mittel bewußt seien, durch welche er das gesteckte Ziel erreichen könne. So ähnlich die Aufgabe des Erziehers der eines Bildhauers ist, der nach einem entworfenen Modell die durchgeistigte Figur eines Menschen aus dem Steine herausmeißelt, so ist sie doch auch wesentlich von derselben verschieden. Ein todter Stoff kann zwar durch den festeren Zusammenhang seiner Theile oder durch unregelmäßige Struktur die Arbeit des Bildhauers sehr erschweren, aber die Einwirkung auf sich kann er nicht hindern; und wenn der Künstler über die geeigneten Mittel verfügt und die nöthige Technik besitzt, so wird das Kunstwerk gelingen, aber die Materie kann zu ihrer Formung nichts beitragen. Der Zögling läßt sich nicht wie ein todter Stoff formen und bilden; er ist ein beseeltes Wesen, dessen Ich sich ebenso existenzberechtigt fühlt, wie das des Erziehers. Er entwickelt sich auch ohne absichtliche Einwirkung aus sich selbst, vermöge der in ihm waltenden Kräfte nach bestimmten Gesetzen. Er widerstrebt jeder Einwirkung, die seinem innersten Wesen nicht entspricht. Der Erzieher muß daher die in der Entwickelung begriffene Persönlichkeit in ihrem tiefsten Innern, in ihrem Lebensprinzipe erfassen und sie emporziehen zu seiner gereiften Vernunft. Dazu aber ist die Mitwirkung des Zöglings erforderlich, denn die innere Ausgestaltung kann ohne eigene Arbeit nicht geschehen. Es kann also die Erziehung nicht gelingen ohne die Spontaneität des Zöglings. Welche Gemüthslage erzeugt nun die Spontaneität? Was bewirkt die frei-

*) Dieser treffliche pädagogische Aufsatz ist der Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung entnommen, und wird in dem pädagogischen Theil der Theologischen Zeitschrift gewiß allen Lehrern und Erziehern willkommen sein.

willige Mitwirkung des Zöglings, so daß der Erfolg der Erziehung ein gesicherter ist? Aus dem Verhältniß des Erziehers zum Zöglinge ergibt sich zweierlei:

Autorität und Liebe.

Es soll zuerst versucht werden, das Wesen derselben festzustellen. Das Fremdwort Autorität ist abgeleitet von auctor und dieses von augere, welches „wachsen machen, erzeugen, vergrößern, vermehren, erhöhen, erheben, zu Ansehen und Ehren verhelfen" bedeutet. Auctor ist derjenige, welcher etwas noch nicht Vorhandenes in's Dasein fördert, oder ein schon Vorhandenes zur vollen Kraft bringt, ihm Bestand, Gedeihen, Anerkennung und Dauer leiht. Unter auctoritas verstehen wir nun das, was das Wachsenmachen verursacht, die hervorragenden Eigenschaften eines Menschen, durch welche er das maßgebende Beispiel, das Muster, das Vorbild, der Leiter, Lehrmeister für Andere wird. Indem er durch seine Vorzüge auf Andere einen fördernden Einfluß ausübt, erlangt er Geltung bei denselben und fühlt sich dadurch gehoben.

Derjenige, welcher die Autorität Jemandem zugesteht, besitzt nicht dessen Vorzüge. Das Bewußtsein dieses Mangels veranlaßt den Zugestehenden, dem auctor Anerkennung zu zollen, ihn als Muster zu betrachten und ihm einen Einfluß einzuräumen.

Somit bezeichnet Autorität ein Verhältniß zwischen zwei Personen, dem auctor, der das Ansehen verursacht und genießt, und dem, der die Autorität, das Ansehen Jenem zugesteht.

Autorität ist jedoch nicht gleichbedeutend mit Achtung, die zwar auch eine Anerkennung fremder Vorzüge ist, aber ohne das Zugeständniß irgend eines Einflusses; vielmehr bezeichnet jenes Fremdwort zugleich ein gewisses Zutrauen zu den Fähigkeiten des auctor, infolge dessen ich mich von ihm leiten lasse, und das ich zum Ausdrucke bringe durch die Redensart: Er ist für mich Autorität. Dieses Wort wird am zutreffendsten übersetzt durch das deutsche „Ansehen," als das Hinsehen auf etwas, auf ein Muster, nach dem ich mich richte; auch in diesem Worte ist das Zutrauen mit begriffen.

Autorität ist demnach vonseiten des auctor der auf die Erkenntniß und den Willen eines Anderen wirkende Einfluß einer durch ihre Vorzüge überwiegenden Persönlichkeit; vonseiten des Zugestehenden ist sie die Anerkennung der Vorzüge eines Anderen, verbunden mit dem Bewußtsein des eigenen Mangels dieser Vorzüge, so daß daraus zum Zwecke der eigenen Vervollkommnung die willige Unterwerfung unter die Leitung des Anderen folgt.

Wenn soeben die Unterwerfung unter die Leitung eines Anderen eine willige genannt worden ist, so ist sie darum noch keine freiwillige. Das Zugeständniß eines bestimmenden Einflusses ist immer etwas Erzwungenes, etwas unserem eigenen Wesen Widerstrebendes, denn die Anerkennung überwiegender fremder Vorzüge ist eben mit dem Bewußtsein des eigenen Mangels derselben verbunden, und das stimmt das Selbstgefühl bedeutend herab. Dagegen ist die Liebe eine ungezwungene Hingabe, die mit Lustgefühl verbundene, freie Selbstbestimmung.

Liebe ist verwandt mit Leben, das im Grunde Bewegung ist. Die Liebe

ist demnach die tiefste, innerste Erregung und Bewegung der Seele, dieser Quelle alles Lebens, von der der Anstoß zu jeder Thätigkeit und Kraftäußerung ausgeht. Die Liebe ist ein Leben des Ich in einem Andern; das Eine veranlaßt die Erregung des Anderen, und dieses strebt, neigt sich zu Jenem hin. Der Liebende sucht sein Wesen mit dem des Anderen zu vereinen und findet in dem Wesen des Anderen seine Ergänzung.

Das Leben der Seele äußert sich in Gedanken, Gefühlen und Strebungen, die in dem erregenden Objekte ihren Mittelpunkt finden. Die Richtung des Gedankenlaufes wird durch jenes Objekt bestimmt, alle darauf bezüglichen Vorstellungen erhalten eine Förderung, alle Gefühle konzentriren sich in demselben, und alle Gegensätze dazu werden dauernd zurückgewiesen, so daß sich auch alle Strebungen in ihm vereinigen. Die Liebe durchdringt und belebt den ganzen Menschen, was die heilige Schrift so schön und treffend in den Worten ausdrückt: Du sollst lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe (Matth. 22, 37). So wird die Liebe der Impuls zum Wollen und Handeln in der oben bezeichneten Richtung. Die Liebe ist daher die durch ein Objekt erregte tiefste Zuneigung zu demselben, so daß sie als bewegende und zielsetzende Kraft für das gesammte Denken, Fühlen und Wollen wirkt.

Nicht Alles, was mit Liebe bezeichnet wird, verdient diesen Namen; denn wenn die Zuneigung aus sinnlichen Trieben entspringt und sich der Herrschaft der Vernunft entzieht, so wird sie zur Leidenschaft; wenn aber die Zuneigung die Pflicht der sittlichen Veredlung des Andern vergessen läßt, so ist sie Schwäche.

Den höchsten Grad erlangt die Zuneigung, wenn sie eine gegenseitige ist. Die auf Wechselwirkung beruhende Gegenliebe ist das Produkt zweier zusammenwirkenden Kräfte. Ein Wesen strebt zu dem andern hinüber, eins sucht und findet in dem andern seine Befriedigung. Das Lieben ist dann ein potenziertes Leben, und die Liebenden streben mit vereinten Kräften nach Vollendung, eins erregt, trägt und hebt das andere.

Wahre Liebe kann ohne Achtung vor dem Geliebten nicht bestehen, denn da sie ein Hinüberstreben zu einem Objekte ist, so muß dasselbe auch erstrebenswerth sein, also Vorzüge besitzen. Die Unterwerfung unter die Führung des andern ist für den Liebenden keine erzwungene, sondern eine freiwillige, denn die Liebe als die innerste Regung der eigenen Seele wirkt nach allen Seiten bestimmend. Die Achtung und das Zutrauen dessen, der die Autorität zugesteht, und seine Liebe geben eine Gesammtverfassung des Gemüthes, eine Gesammtkraft, die aus jenen als Theilkräften resultirt.

Eine Gegenüberstellung von Autorität und Liebe ergibt, daß der die Autorität Zugestehende passiv ist, indem er das Objekt auf sich wirken läßt und sich demselben unterwirft, daß dagegen der Liebende, der zu seinem Objekte hinstrebt und zu diesem Zwecke alle Kräfte in Bewegung setzt, aktiv ist. Die Autorität stellt das Muster, das Gesetz vor Augen, die Liebe gibt die Kraft zur Nachahmung des Musters, zur Erfüllung des Gesetzes. Die Autorität liegt vorzugsweise auf dem Gebiete der Erkenntniß, die Liebe in dem Gefühle und Streben.

Aus dem Wesen der Autorität und Liebe ergibt sich von selbst ihre pädagogische Bedeutung. Es sei gestattet, hierbei vorzugsweise das Verhältniß des Lehrers zum Schüler in's Auge zu fassen, weil uns das am nächsten liegt.

Sobald der Lehrer mit seinem Zöglinge in Berührung tritt, so erregt er dessen Interesse; er gibt der psychischen Thätigkeit des Schülers einen Anstoß und bestimmt deren Richtung. Die Person des Erziehers beschäftigt den Zögling, dieser betrachtet Jenen genau, beobachtet ihn auf Schritt und Tritt, mit einem Worte: er schaut ihn an. Dadurch erkennt er aber die Vorzüge, das reiche Wissen und den gediegenen Charakter seines Erziehers, er wird sich der Ueberlegenheit und des Uebergewichts desselben bewußt und zollt ihm Anerkennung — der Lehrer ist für ihn ein Muster. Indem der Zögling sich selbst mit jenem Musterbilde vergleicht, kann es ihm nicht entgehen, was ihm im Verhältnisse zu Jenem mangelt, wie weit seine Einsicht und die Vollkommenheit seines Willens hinter der seines Erziehers zurücksteht. Dadurch wird sein Selbstgefühl bedeutend herabgestimmt, er fühlt seine innere Armuth und lernt sich auf diese Weise richtig schätzen. Diese Demuth als Frucht der Selbsterkenntniß schließt aber keineswegs eine Entmuthigung in sich, denn es bleibt noch das Bewußtsein der Möglichkeit, daß das Muster erreicht werden könne, lebendig, und dieses erzeugt zugleich den Wunsch, dem Vorbilde nahe zu kommen. Da der Zögling einsieht, daß er nicht allein aus eigener Kraft das hohe Ziel, welches er sich gesteckt hat, erreichen könne, so ergreift er die freundlich dargebotene Hand des Erziehers und übergibt sich dessen Führung. Auf intellektuellem Gebiete gilt ihm des Meisters Wort als Wahrheit, der er sich willig unterwirft und unbedingt anvertraut. Der Erzieher ist für ihn Autorität, er schwört auf dessen Wort. Das Verlangen des Zöglings nach dem Besitze der Wahrheit, der Wunsch, auf dieselbe Höhe der Intelligenz zu gelangen, auf welcher der Erzieher steht, erwecken in ihm die Aufmerksamkeit beim Unterrichte. Er wendet sich den Unterweisungen des Erziehers mit einer gewissen Ausschließlichkeit zu, er lauscht dessen Worten, sein Gedankenlauf strebt dem neu Aufzunehmenden entgegen, während alle nicht dazu gehörigen Vorstellungen zurückgewiesen werden. Dadurch wird es dem Zöglinge möglich, daß er neue Vorstellungen auffaßt und sich aneignet.

Wie auf intellektuellem, so betrachtet der Zögling auch auf sittlichem Gebiete seinen Erzieher als Muster, und infolge dessen gilt für ihn dessen Wille als Gesetz, dem er sich unterwirft. Was Jener will und thut, betrachtet der Zögling als gut und hat den Wunsch, es seinem Musterbilde nachzuthun. Darum überläßt er sich der Führung des gediegenen Charakters, er ist gehorsam. Daraus ergibt sich aber das Wohlverhalten, ein gesetzmäßiges Betragen. So lobenswerth auch dasselbe ist, so hat es doch nicht den Werth der durch Selbstbestimmung geborenen That; und so sehr nothwendig auf dem Gebiete der Intelligenz auch die Aufmerksamkeit zur Auffassung des neuen Wissensstoffes ist, so reicht sie doch nicht hin zur Verarbeitung und Anwendung desselben. Zur Autorität muß ein anderer Faktor hinzukommen, wenn die Erziehung gelingen soll.

Das noch unverdorbene, dem Wahren, Schönen und Guten geöffnete Gemüth des Kindes wird im Umgange mit dem Erzieher durch dessen Liebe zur Wahrheit und zum Guten sympathisch berührt; es fühlt sich mit ihm gleichgestimmt, es findet sein eigenes Wesen in dem des Erziehers wieder, neigt sich demselben zu und sucht sich mit ihm innerlich zu verbinden. Dadurch erfährt das innerste Leben des Zöglings eine Förderung, durch die Gleichgestimmtheit mit seinem Muster fühlt sich derselbe gehoben, er gewinnt Freudigkeit, Muth zum Vorwärtsstreben. So erzeugt die Liebe zur Wahrheit, die sich ihm in dem Erzieher verkörpert darstellt, die Lernbegierde, die ihn aus eigenem Antriebe nach Aneignung des Wissenswerthen zu streben veranlaßt. Diese Liebe setzt alle Hebel in Bewegung, sie ergreift alle geeigneten Mittel, die zur Erreichung des Zieles führen können, und so entsteht der Fleiß, der in Anspannung aller Kräfte zur Erlangung eines würdigen Zweckes besteht. Dieser Fleiß begnügt sich nicht mit der Aufnahme einer Summe von neuen Vorstellungen, sondern bemüht sich auch, dieselben zu verarbeiten und zu verwerthen. Die Frucht solcher Arbeit ist aber die Erkenntniß, und ihr letztes Ergebniß ist die Geistesbildung.

Die Liebe zum Guten, welches dem Zöglinge in dem gediegenen Charakter des Erziehers vor Augen tritt, erzeugt das Streben nach sittlicher Vervollkommnung. Der Schüler, der sich ganz seinem Meister ergibt und dessen Wesen in sich aufzunehmen und darzustellen sucht, findet in der Uebereinstimmung mit demselben seine höchste Befriedigung. So verleiht ihm die Liebe die Kraft zur Nacheiferung, sie läßt ihn nicht ermüden in der Nachahmung. Diese besteht aber darin, daß er das Gute handelnd zum Ausdrucke bringt. So entstehen die sittlichen Thaten, und die Frucht derselben ist der sittliche Charakter. —

(Schluß folgt.)

Betrachtungen über die Gemeindeschule.

(Eingesandt von H. Säger.)

(Fortsetzung.)

Nachdem wir nun in den besonderen Betrachtungen über die Gemeindeschule zuvörderst die Gegenstände des Unterrichts in derselben genannt haben, wollen wir jetzt das Verfahren, welches bei dem Unterrichte in diesen Gegenständen zu beobachten ist, darzustellen versuchen, oder anders gesagt, die sogenannte Unterrichts-Methodik näher betrachten.

Wir betrachten zunächst die Elementarunterrichts-Methode im allgemeinen. Ueber die Methodik in der Gemeindeschule lassen sich nur wenig allgemeine Vorschriften geben, und muß das Meiste in dieser Hinsicht der eigenen Bildung und Lehrerweisheit überlassen bleiben. Nach der Verschiedenheit des Lehrstoffes, sowie darnach, ob derselbe aus Vernunftbegriffen oder aus der Erfahrung abzuleiten ist, ob er ein Mannichfaltiges oder ein Einfaches enthält, ob er im Bekannten oder Unbekannten besteht, ob er der äußerlich sichtbaren Anschauung und Wahrnehmung oder dem inneren Auge des Gei-

stes vorgeführt, ob er mit dem Verstande oder Gedächtnisse oder mit den Sinnen aufgefaßt werden, ob er nur den Geist erleuchten oder auch das Herz erwärmen soll: nach diesem Allen muß auch der Unterrichtsgang und die Methode verschieden gewählt werden.

Welchen Stoff aber auch der Unterricht behandeln, und welcher der unten näher darzustellenden Methode er sich anschließen mag, immer sind dabei folgende fünf Hauptregeln als leitende Grundsätze zu beobachten:

1. Folge dem Gange, welchen die Natur selbst vorgezeichnet. Die Methode sei naturgemäß.

2. Berücksichtige stets die Fassungskraft und das Alter, sowie auch die gesammelten Vorkenntnisse deiner Schüler.

3. Schreite stets vom Bekannten zum Unbekannten, vom Näheren zum Entfernteren, vom Leichteren zum Schwereren fort.

4. Uebereile dich nicht und gehe nicht eher zum Folgenden über, bis das Vorhergehende hinlänglich gefaßt worden ist.

5. Dein vornehmstes Streben sei immer auf Gründlichkeit gerichtet.

Die Hauptpunkte, auf welche bei jedem Unterrichtsverfahren zu achten ist, sind der Lehrgang, die Lehrform, der Lehrton und die Lehrmittel.

Unter dem Lehrgange verstehen wir die Art und Weise, wie der Lehrer beim Unterrichte die einzelnen Gedanken, Sätze und Wahrheiten mit einander verbindet, auseinander entwickelt und an einander anreiht. Im Allgemeinen unterscheidet man einen doppelten Lehrgang, nämlich den analytischen und den synthetischen Lehrgang.

Durch den analytischen oder zergliedernden, auflösenden Lehrgang wird das Ganze in seine Theile, werden die allgemeinen Begriffe und Wahrheiten in ihre einzelnen besonderen Merkmale zerlegt. Dieser Lehrgang ist besonders da anzuwenden, wo ein bereits gegebener Lehrstoff vorhanden ist, welchen man zu erklären, zu beweisen und anzuwenden hat. Hier zerlegt man vor den Augen der Schüler mit logischer Schärfe und Genauigkeit das Ganze in seine Einzelheiten, um diese sodann vollständiger, gründlicher und lichtvoller darlegen zu können. Sehr wichtig ist es in diesem Lehrgange und nicht zu unterlassen, jene Einzelheiten, in welche man das Ganze zerlegt hat, auch wieder zusammenzufassen und zu vereinigen.

Der synthetische oder zusammenhängende Lehrgang ist derjenige, welcher vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Bekannten zum Unbekannten, vom Besonderen zum Allgemeinen hinführt, sowie aus einzelnen Thatsachen der Erfahrung allgemeine Grundsätze lehrt. Dieser für den Geist außerordentlich bildende Lehrgang ist vorzüglich da zu empfehlen, wo der Schüler den Stoff des Unterrichts gleichsam selbst bereiten und schaffen soll. Seine Behandlung erfordert einen sehr gewandten Lehrer und im Denken nicht ungeübten Schüler.

Bei der Anwendung des einen oder des anderen eben erwähnten Lehrganges kann man sich verschiedener Lehrformen bedienen. Unter einer

Lehrform versteht man die Art und Weise, wie man den Lehrstoff mittheilt. Solcher Lehrformen gibt es überhaupt vier.

Die zeigende oder Anschauungsform. Diese besteht darin, daß der Lehrer, um den Verstand seiner Schüler zu bilden und ihre Kenntnisse zu vermehren, die sinnliche Wahrnehmung derselben benutzt und bei dem Unterrichte zu Grunde legt, und deßwegen bei der Einsammlung von Kenntnissen durch Vorzeigen oder Vorsagen und Nachsprechen, und bei der Einübung von Fertigkeiten durch Vormachen und Nachmachen unterrichtet. Diese Lehrform umfaßt also zunächst ein gewisses Vorzeigen. Es können erstens die wirklichen Dinge, über welche die Kinder belehrt werden sollen, selbst vorgezeigt, und die Schüler theils auf die äußere Bildung derselben (Gestalt, Farbe, äußere Stellung, Verhältniß zu einander), theils auf ihre innere Beschaffenheit (Stoff, Einrichtung), theils auf ihren Zweck, ihren Nutzen, ihren Nachtheil u. s. w. aufmerksam gemacht werden. Zweitens, können die Bilder der Gegenstände vorgezeigt, und die Kinder geübt werden, sich unter denselben die abgebildeten Gegenstände selbst vorzustellen. Drittens können die abwesenden Gegenstände ohne die Benutzung des Bildes vor das geistige Auge des Schülers geführt werden. Bei dem Vorsagen ist Folgendes zu berücksichtigen. Es sollen den Kindern keine Wörter und Sätze vorgesagt werden, welche sie nicht gehörig verstehen können. Es soll immer nur Weniges und in kurzen Sätzen vorgesagt werden. Es soll beim Nachsprechen von Seiten der Kinder darauf gesehen werden, daß sie laut, deutlich und richtig nachsprechen, was ihnen vorgesagt ist, und daß sie das Nachgesprochene ihrem Verstande und Gedächtnisse einprägen. Was das Vormachen betrifft, so ist hierbei vorzüglich darauf zu achten, daß die Schüler die Entstehung des Vorgemachten mit dem Verstande richtig auffassen und dasselbe nicht etwa mechanisch, sondern mit Nachdenken nachmachen. Die soeben beschriebene Lehrform eignet sich in ihrem ganzen Umfange für den Unterricht kleiner Kinder, für die Elementarklasse, und ist besonders beim ersten Unterrichte im Denken und Sprechen, im Lesen, Schreiben und Rechnen als die einzig naturgemäße von großem Nutzen.

Die erzählende Lehrform. Kinder wie Erwachsene finden bekanntlich ein ungemeines Vergnügen am Erzählen wirklich vorgefallener oder erdichteter Begebenheiten; weßhalb auch Wahrheiten, welche sonst kaum gehört, geschweige denn Eingang finden würden, in dem Gewande der Geschichte außerordentliche Wirkungen hervorbringen. Diesen Wink, welchen uns die Beobachtung des menschlichen Charakters ertheilt, sollten wir als Lehrer bei dem Unterrichte der Jugend ja nicht unbenutzt lassen, und deßwegen auch häufig die erzählende Lehrform bei demselben in Anwendung bringen. Wenn nun gleich das Sprüchwort sagt, daß Kindern leicht etwas zu erzählen sei, so bezieht sich das doch nur auf den Gegenstand der Erzählung. Die Kunst zu erzählen, ist in der That eine schwere Kunst, welche nicht nur ein besonderes Talent voraussetzt, sondern auch eine sorgfältige und vielfache Uebung erfordert, und zwar umsomehr, da bloße Kenntniß der Regeln in dieser Beziehung wenig Nutzen schafft.

Die Regeln für die erzählende Lehrform beziehen sich auf den Stoff und den Vortrag der Erzählung. Was zunächst den Stoff betrifft, ist es nothwendig, daß der Lehrer eine zweckmäßige Auswahl treffe; denn nicht jede Erzählung ist Kindern dienlich, nicht jede gerade für sie interessant, nicht jede ihrem Fassungsvermögen angemessen. In Beziehung auf den Vortrag der Erzählung sind folgende Winke zu beachten. Man erzähle in dem der Jugend allein zusagenden leichten, gefälligen und gemüthlichen Tone. Man befleißige sich der möglichsten Einfachheit und Klarheit im Ausdrucke. Man erzähle mit der erforderlichen Lebendigkeit, doch auch mit der nöthigen Ruhe, und trage deßhalb die Erzählung mit Herzlichkeit und Wärme und in langsamer Rede vor. Man erzähle nicht zuviel auf einmal und mache in der Erzählung zweckmäßige Pausen oder Ruhepunkte, welche jedoch in der Erzählung selbst begründet sein müssen. Man wiederhole endlich das Erzählte mit den Kindern, entweder durch ihnen vorgelegte Fragen oder durch Wiedererzählen von Seiten der Kinder. Die erzählende Lehrform eignet sich, insofern sie eigentlich Unterrichtsform sein soll, vorzüglich für die schon entwickelte Jugend, und ist außer dem Unterrichte in der Geschichte, Naturgeschichte u. s. w. auch beim Religionsunterrichte, besonders in der sogenannten Mittelklasse, die biblische Geschichte betreffend, mit Nutzen und Erfolg in Anwendung zu bringen.

Die dialogische oder Gesprächslehrform. Eine der vornehmsten Arten der Mittheilung im geselligen Leben der Menschen und zugleich eines der ersten Mittel, durch welches Kenntnisse und Erfahrungen unter denselben verbreitet werden, ist zweifelsohne das Gespräch (Dialog). Man darf sich daher nicht wundern, wenn man findet, daß auch in der Schule diese Art der Mittheilung benutzt und mit vielen Regeln zu einer eigenen Lehrform ausgebildet ist, bei welcher jedoch, abweichend von der Gesprächsweise des gemeinen Lebens, nicht dem Lernenden, sondern dem Lehrer die Stelle des Fragenden zugetheilt wird. Man ist gewohnt, die dialogische Lehrform schlechthin mit dem Namen der katechetischen Methode zu belegen, gleich als ob man von Jedem, der in fragender Weise unterrichtet, sagen könne, daß er katechisire. Genau genommen ist aber das Katechisiren nur eine besondere Art dieser Lehrform. Man unterscheidet nämlich drei Arten der dialogischen Lehrform, über die hier einige allgemeine Bemerkungen stattfinden sollen.

Die dialogische Lehrform in Verbindung mit dem analitischen Lehrgange bildet das eigentliche Katechisiren. Die Regeln für dieses Verfahren lehrt die Katechetik kennen. Hier machen wir nur auf die wesentlichsten Hauptpunkte aufmerksam, auf welche es dabei ankommt. Das Katechisiren erfordert erstens eine sorgfältige und logisch richtige Zergliederung der zu behandelnden Wahrheiten. Zweitens hat man auf eine genaue Entwickelung der einzelnen Sätze durch Darlegung ihrer Merkmale (Erklärung), durch Angabe der Gründe, auf denen sie beruhen (Beweis) und durch Hinweisung auf die Beziehungen, in welchen sie zum praktischen Leben stehen (Anwendung), zu achten. Drittens ist eine anschauliche Einkleidung der

vorzutragenden Wahrheiten in ein Gewand, in welchem sie dem kindlichen Geiste und Gemüthe am meisten zusagen (Erzählungen, Gleichnisse, Beispiele), nothwendig. Viertens darf eine ebenso zweckmäßige als unentbehrliche Sorge für das Auffassen und Festhalten jener Sätze und Wahrheiten mit dem Gedächtnisse und, wo es nöthig ist, mit dem Herzen und Gemüthe nicht fehlen. So wesentlich nöthig und unerläßlich die eben genannten vier Punkte beim Katechisiren sind, so unwesentlich sind dagegen andere, auf welche man nicht selten einen zu hohen Werth legt, z. B., daß keine Ja- und Nein-Fragen vorkommen sollen, daß der Lehrer durchaus nur Fragen bilden dürfe u. s. w.

Die dialogische Lehrform in Verbindung mit dem synthetischen Lehrgange nennt man das Sokratisiren. Mittelst dieser Lehrform, welche von dem, der sie zuerst in Anwendung brachte (Sokrates), ihren Namen erhielt, sucht der Lehrer durch zweckmäßig gestellte und aneinander gereihte Fragen den Schüler so zu leiten, daß dieser die Wahrheiten und Sätze, welche er lernen soll, aus sich selbst findet. Es besteht also das sokratische Verfahren im eigentlichen Ablocken jener Wahrheiten. Der Unterschied zwischen dem Letzteren und dem Katechisiren besteht nur in der veränderten Richtung des Lehrganges. Doch gestattet das sokratische Verfahren mehr Freiheit im Gedankengange und in der Fragweise.

Auch unterscheidet man noch die dialogisch examinatorische Lehrform, welche jedoch keine eigentliche Mittheilung bezweckt, sondern nur dazu dienen soll, den Lehrer, oder bei Prüfungen die Zuhörer, mit den Kenntnissen und geistigen Fertigkeiten der Schüler bekannt zu machen.

Ueber die Anwendung der dialogischen Lehrform ist zu bemerken, daß sie nur anwendbar ist bei solchen Unterrichtsgegenständen, deren Stoff durch Abstraction, d. i. durch Ableitung von höheren Wahrheiten, oder durch Ableitung von einzelnen sinnlichen Wahrnehmungen von dem Schüler selbst gefunden werden kann. Dahin gehören die Denkübungen, der Unterricht in der deutschen Sprache, der Rechnenunterricht. Bei dem Unterrichte in der Geschichte, Geographie und anderen positiven Kenntnissen sich dieser Methode zu bedienen, würde eben so unzweckmäßig als thöricht sein. Die Anwendung der dialogischen Lehrform beim Religionsunterrichte erfordert eine besondere Vorsicht, weil das dialogische und besonders das katechetische Unterrichtsverfahren nur zu leicht allein zur Bildung des Verstandes beiträgt, und Herz und Gemüth so wenig anregt als befriedigt. Es sollte darum bei diesem Unterrichte die dialogische Lehrform nur in soweit angewandt werden, als es erforderlich ist, Begriffe zu erklären und vorgetragene Wahrheiten durch Gründe zu unterstützen, keineswegs aber da, wo ein tiefer Eindruck auf das Herz gemacht werden soll, indem dazu die zusammenhängende Rede weit geeigneter ist. Es ist auch endlich nicht nöthig, daß die dialogische Lehrform bei irgend einem Gegenstande ohne Abwechselung in Anwendung gebracht werde. Vielmehr ist es ebenso zweckmäßig, als in der Natur der Unterrichtsgegenstände begründet, daß man beim Jugendunterrichte bald die eine, bald die andere Lehrform iu Anwendung bringt. (Fortsetzung folgt.)

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XIII. Juli 1885. Nro. 7.

Die Mutter Jesu in der heiligen Schrift und in der römischen Kirche.

(Schluß.)

Was hat die katholische Kirche aus der demüthigen Davidstochter zu machen gewußt! Die hl. Schrift freilich konnte sie dabei nicht verwerthen, denn diese berichtet schlechterdings nichts mehr von Maria nach der Ausgießung des hl. Geistes auf dem ersten Pfingstfeste zu Jerusalem, noch wird ihr Name ein einzigmal mehr genannt: ein klarer Beweis dafür, daß des Christen Losung sein soll: „Nur Jesus!" In der Mitte des vierten Säculums fing die Mariolatrie an. Aus der „Mutter des HErrn" (Lucä 1, 38) wurde mit der Zeit die „Mutter Gottes" gemacht, aus der „Magd des HErrn" die „Himmelskönigin", aus der „Begnadigten" (Luther: Holdselige) eine „Gnadenspenderin" oder „Mutter der Barmherzigkeit", aus der „Gebenedeiten unter den Weibern" eine „Fürsprecherin" (Advokatin); ja von dem allgemeinen Sündenverderben (cf. Röm. 3, 23 ff.) nahm man sie aus, indem man sie zuerst für frei von wirklicher Sünde, sodann (1854) sogar von der Erbsünde erklärte. Darin daß der Mariencultus aus dem Heidenthum stammt, sind die neueren protest. Kirchengeschichtsschreiber wohl einig. Im Volk, das zum größten Theil vor seiner Bekehrung heidnisch war, war die Vielgötterei so „in Fleisch und Blut" übergegangen, daß sie sich in christlichen Formen aufs neue geltend machte. Man hatte sich an Göttinnen oder Göttermütter gewöhnt — erwähnt sei nur die Verehrung der Ceres bei den Römern, der Isis bei den Aegyptern, der Melecheth des Himmels (Himmelskönigin!! Jeremiä 44) —; da bot sich denn vor allem die gebenedeite Mutter des Heilands als der würdigste Gegenstand der Verehrung dar. Wie weit man übrigens in dieser Verehrung bereits nicht gar lange nach der Entstehung des Muhamedanismus gegangen sein muß, geht u. A. daraus hervor, daß die Ausleger des locus classicus des Korans gegen die Trinität als die drei Personen der hl. Dreifaltigkeit den Vater, Christus und Maria nennen. (Die Maria wurde also von jenen Muhamedanern wohl für nichts anders als eine christliche Göttin gehalten.)

Ehe wir zu der eigentlichen röm.-kath. Lehre von der Mutter Jesu und den logischen Consequenzen derselben übergehen, wollen wir noch bei dem Ausdruck „Mutter Gottes" stehen bleiben. Daß derselbe völlig unbiblisch

ist, weiß jeder Bibelleser.*) Der Glaubenssatz: „Jesus Christus ist wahrer Gott und wahrer Mensch in Einer Person" (also der Gottmensch Jesus Christus), die völlige Vereinigung Seiner beiden Naturen schien zu fordern, daß man die Mutter Jesu in gewissem Sinne die *θεοτόκος* oder deipara (d. i. Gottesgebärerin oder Gottesmutter) nennen könne, womit man allerdings nicht behaupten wollte, daß sie die Mutter des ewigen Gottes sei, der keinen Anfang hat und kein Ende nimmt, wiewohl man dies füglich daraus schließen könnte. Dann wäre sie selbst göttlich und ihr müßte göttliche Ehre erwiesen werden, wie es gegen Ende des vierten Jahrhunderts die Kollyridianer in Arabien thaten, die ihr als Marienpriesterinnen Opfer brachten. Diese ketzerische Secte ist übrigens von den Kirchenvätern bekämpft worden, denn auch nach katholischer Lehre ist Maria ein geschaffenes Wesen; jedoch nach der prädominirenden Ansicht von ihrem einzigartigen Verhältniß zur hl. Trinität schien ein gewisser Grad göttlicher Verehrung der Mutter Jesu und eine Anrufung um ihre Hülfe und Fürsprache nicht blos erlaubt, sondern unentbehrlich zu sein. Dies wurde auch bald allgemeiner Usus in der alten Kirche. Dies leitet uns zur eigentlichen römischen Mariologie, d. i. Lehre von der Maria.

Die römische Kirche lehrt in ihren Bekenntnißschriften (Concilium Tridentinum und Catechismus Romanus), „daß man die gebenedeite Mutter Jesu — die bei ihr in der Phalanx der Heiligen den ersten Rang einnimmt — als Mutter der Barmherzigkeit ganz besonders um ihre Hülfe anrufen und anflehen solle und zwar in leiblicher und geistlicher Noth, allein anbeten solle man sie nicht." Dies Anrufen geschieht, wie gesagt, überall in der katholischen Christenheit. Liegt denn irgend ein göttlicher Befehl dazu ob oder ist eine Verheißung daran geknüpft? Nicht im Allermindesten. Wenn wir die hl. Schrift von Anfang bis zu Ende durchforschen, finden wir nicht eine einzige Stelle, die einen derartigen Cultus rechtfertigt. Wohl aber lehrt die Schrift: „Wer den Namen des HErrn wird anrufen, soll selig werden." Röm. 10, 13.

Doch bleiben wir bei dem sich fort und fort wiederholenden Factum stehen: der römisch-kath. Christ ruft die Maria an. Nun fragt sich's von vornherein: wie kann Maria (oder irgend ein anderer sog. Heiliger) das Flehen so vieler Menschen auf Erden zu gleicher Zeit hören, wenn sie **nicht** allwissend oder allgegenwärtig ist? Ist's nicht ein Frevel, ist's nicht Götzendienst, einem geschaffenen Wesen Eigenschaften zuzuschreiben, die **nur Gott** haben kann? Darauf erwiedert die römische Kirche: Sie (Maria) hört das Flehen durch Gottes Mittheilung. (Nach dieser Erklärung ist Gott zum Mittler zwischen dem flehenden Menschen und der Maria gemacht und nicht die Maria zur Vermittlerin zwischen Gott und dem Sünder!) Wozu aber

---

*) Mit römischer Freiheit hat der röm.-kath. Professor Reithmayr (in Wetzer und Welte's kath. Kirchenlexikon, Bd. VI) der Elisabeth (Luc. 1, 43) den Ausdruck „Mutter **Gottes** meines HErrn" in den Mund gelegt. Dieser Schriftfälscher nennt die Maria in jenem Werke übrigens durchweg *θεότοκος* (Gottgeborne = Göttin!!) statt *θεοτόκος* (Gottesgebärerin).

ein solcher Umweg? Dr. Joos bedient sich in seinem Eingangs erwähnten Werke folgenden Vergleichs: „Jemand will von einem Mann eine Gunst erlangen durch Fürsprache von dessen Mutter. Der Mann hört zwar gut, aber die Mutter ist taub. Deßhalb erzählt Jener sein Anliegen dem Manne, damit es derselbe der Mutter mittheile und diese dann ihr Fürwort bei ihm einlege." Hieronymus und andere Kirchenväter nahmen wirklich an, daß die Heiligen (mithin auch Maria) überall gegenwärtig seien (nach Apok. 14, 4: „sie folgen dem Lamme, wohin es geht"); Augustinus hingegen läßt es dahingestellt, ob sie an der Allgegenwart Gottes participiren oder ob sie vom Inhalt der Gebete durch göttliche oder der Engel Mittheilung Kunde empfangen. Er protestirte schon gegen die Behauptung der Manichäer, daß die Kirche Geschöpfe anbete, und lehnte den Vorwurf der Abgötterei dadurch ab, daß er von einer Verehrung der Maria oder der sog. Heiligen redete. Allein weder im alten noch im neuen Testament findet sich eine Spur von einer Unterscheidung zwischen Verehrung (oder Anrufung, invocatio) oder Anbetung (adoratio). Die Aufforderung des HErrn: Rufe mich an in der Noth rc.! (Ps. 51, 15) ist sowohl eine Aufforderung zum Gebet, wie jene andere Psalmstelle: „Danket dem HErrn rc.!" Inhalt des Gebets kann sowohl Preis und Lob, als Bitte oder Dank sein. Man hat in der kath. Kirche eine solche gekünstelte Unterscheidung ersonnen, um nicht des Götzendienstes geziehen zu werden, und doch findet man nicht selten kath. Erbauungsbücher, in denen von Gebeten zur „Mutter Gottes" die Rede ist. Vor Schreiber dieses liegt ein zu Einsiedeln (Kanton Schwyz) gedrucktes Kinder-Lehr- und Gebetbüchlein, betitelt: „das fromme Kind", in welchem es Seite 43 wörtlich also lautet:

„Gebet. O meine Mutter Maria! Ich liebe und verehre dich von ganzem Herzen. Ich will mein ganzes Leben hindurch dein gutes Kind sein und dir jederzeit eifrig dienen. Deinem mütterlichen Herzen übergebe ich mich mit Leib und Seele, mit Allem, was ich bin und habe. Wache über mich in jeder Gefahr Leibes und der Seele und bewahre mich vor allem Bösen! Amen."

Ist ein Gebet zur Maria — so fragen wir mit Recht — etwas Anderes als eine Anbetung der Maria, der man ja die Macht zuschreibt, vor allem Uebel bewahren zu können, was doch lediglich Gott kann? In der That, eine große Gewalt schreibt ihr der fromme Katholik zu und von der Kanzel aus und in den Andachtsbüchern wird ihm der Gedanke nahe gelegt, daß sie all ihre Fürbitte — so zu sagen — schon erfüllt sehe, da Jesus als gehorsamer Sohn der Mutter Nichts abschlagen könne, wobei aber vergessen wird, daß Er auch ihr HErr und Gott ist und nicht blos ihr Sohn. Dr. Graul führt in seinen „Unterscheidungslehren" eine wahrhaft gotteslästerliche Stelle aus einer Predigt an, die er anno 1839 zu Sorrento (Süd-Italien) gehört: „Wenn alle Patriarchen, Propheten, Apostel, Märtyrer, sammt allen Heiligen, dazu auch Gott der Vater und Gott der Sohn selber auf der einen Seite stehen und Nein sagen, — auf der andern aber steht Maria und sagt Ja, so geschieht's." Nichts kann die Mutter Jesu in der Meinung des Volks höher

stellen, als der Glaube, sie sei die letzte Instanz der Gnade und könne helfen, wenn Gott selbst Seine Hülfe versage. Davon eine Legende, die Cäsarius von Heisterbach erzählt: „Ein Ritter hatte sich dem Teufel ergeben und Christo förmlich abgeschworen. Der Teufel verlangte von ihm, er solle auch der Jungfrau Maria abschwören. Das aber wollte der Ritter nicht thun. Nachdem er nun in allen Lastern herumgeschwelgt hatte, seine Zeit aus war und ihn der Teufel vertragsgemäß haben wollte, mischte sich Maria ein und bat ihren Sohn: Er solle den Ritter selig werden lassen. Christus weigerte sich; es sei ganz unmöglich. Aber Maria bestund darauf und drohte Christus mit dem Gebot: „Du sollst Vater und Mutter ehren." Darauf demüthigte sich Christus vor ihr und schloß dem Bösewicht den Himmel auf." Ob diese Legende von den Päpsten approbirt worden ist, wissen wir nicht; sie zeigt aber doch klar, welche Macht vom Volk der Mutter Jesu zugeschrieben wird. Da nimmt's uns ganz und gar nicht Wunder, daß Friedrich August II., Kurfürst von Sachsen (gewöhnlich August der Starke genannt), bei seinem Uebertritt zum Katholicismus, behufs Erlangung der polnischen Königskrone, in seinem Glaubensbekenntniß und Abschwörungsformular am 2. Juni 1697 bekannte: „Ich bekenne, daß die hl. Jungfrau Maria die Himmelskönigin ist, und daß sie mit ihrem Sohn herrscht, und daß Er Alles, was sie will, thun muß. — Ich bekenne, daß die hl. Jungfrau Maria von Menschen und Engeln höher geschätzt werden muß als Christus, der Sohn Gottes." (Clausel 16 u. 17.)*) Daß die Würdenträger der Papstkirche sich gegen dieses wahrhaft gottlose Bekenntniß (welches sich in den Archiven der königlichen Bibliothek zu Berlin unter der Rubrik MSS Germ. Fol. 385 befindet) protestirend ausgesprochen hätten, wird unsers Wissens nirgends berichtet. Und sollte es wirklich geschehen sein, so ist man inconsequent genug gewesen, ein Werk zu approbiren und dessen Verfasser heilig zu sprechen, welches ganz ähnliche Stellen enthält. In demselben („Ruhm der Maria" von Alfonso Maria Liguori, Stifter des Redemptoristen-Ordens; in New York unter erzbischöflicher Sanktion unter dem Titel "The Glories of Mary" erschienen) erzählt der Verfasser, wie ein Papst Leo in einer Vision zwei Leitern gesehen habe: „Zu oberst auf der rothen stand Christus, auf der weißen Maria. Die auf der ersten versucht hätten, hinanzuklimmen, seien immer wieder heruntergestürzt, bis eine Stimme sie ermahnte, auf der zweiten emporzusteigen. Das sei gelungen, denn Maria reichte ihnen die Hand: sie gingen ein in's Paradies." Da heißt's ferner: „Gott erhört ihre Gebete, wie Befehle; sie kann auch aus der Hölle erretten." Nach diesem Buche sagte Christus zur Maria: „Ich setze dich auf den Thron der Gnade, denn du hast mich mit deiner Menschheit bekleidet, darum bekleide ich dich mit meiner Gottheit."

Was nun die Titel betrifft, die Liguori der Maria ertheilt, so zeigen

*) In demselben Bekenntniß heißt's allerdings auch: „Ich bekenne, daß jeder einzelne Priester größer als Maria, die Mutter Gottes, ist, denn sie empfing Christum nur einmal, während der Priester, so oft er das Meßopfer celebrirt, Christum hervorbringt (produzirt), und so oft er Ihn hervorbringt, Ihn auch genießt." Clausel 8.)

dieselben zur Genüge, was Maria in der römischen Kirche ist. Da heißt sie u. A. „Zuflucht der Sünder, Unser Leben, Unsre Hoffnung, Versöhnerin der Menschen mit Gott, Friedestifterin zwischen Gott und den Sündern, Sichrer Hafen der Schiffbrüchigen rc. rc. — Noch ein Beispiel römischer Mariolatrie: In den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts predigte der Proselyt Alphons Maria Ratisbonne in der Kathedrale zu Tours, „nicht blos Gott werde in der Messe verzehrt, sondern auch die Jungfrau Maria, und daß er für seine Person sie gegessen habe.“ Doch genug solcher Proben römischer Marienverehrung.

Gibt nun die römische Kirche ihren Gliedern das Recht, die Mutter Jesu, wie oben gezeigt, Versöhnerin der Menschen mit Gott und Friedenstifterin zwischen Gott und den Sündern zu nennen: wer — fragen wir füglich — ist ihr dann consequenterweise der Herr Christus? Wird Er nicht bei ihr zu einer bloßen Null herabgewürdigt? Was bleibt Ihm in ihren Augen übrig, wenn sie Seine Macht und Würde, Sein Werk auf Maria überträgt? Ist's nicht offenbarer Widerspruch, wenn sie Christum den alleinigen Erlöser der Menschen nennt und doch geht aus Allem hervor, daß sie — wenig gesagt — die Maria zur Miterlöserin erhöht? Dünkt's uns nicht ein Frevel, daß sie sich die wahre, alleinseligmachende Kirche Christi nennt, während Christus doch bei ihr factisch in den Hintergrund gedrängt wird? Sollte Er wohl an solcher Menschenvergötterung Sein Wohlgefallen haben? Sein untrügliches Wort gilt heute noch wie vor mehr als 2000 Jahren, da Er als Bundesgott Jehova sprach: Ich der HErr, das ist mein Name, und will meine Ehre keinem Andern geben. Jes. 42, 8.

Unterschied der Johannistaufe und der christlichen Taufe, zugleich unter Rücksichtnahme auf alttestamentliche Lustrationen.

Eingesandt von P. Klietsch.

Zu den religiösen Fragen, die zu allen Zeiten die Geister nicht am wenigsten beschäftigt und die, von den verschiedensten Standpunkten betrachtet, die mannigfachste Beurtheilung gefunden haben, gehört diejenige über das Verhältniß der Johannistaufe zur christlichen Taufe. Da eine zusammenhängende Lehre über die Taufe im Neuen Testamente nicht vorhanden ist, mehrere Stellen (so Joh. 3, 5. Tit. 3, 5. Eph. 5, 26.) von vielen Theologen nach Zwinglis Vorgang nicht auf die Taufe, sondern auf die reinigende und belebende Kraft des Wortes Gottes und der Lehre bezogen werden, während andere, so Kübel, von vornherein apodictisch erklären: „Die namentlich in der reformirten Kirche vertretene Leugnung der Beziehung beider Stellen auf die Taufe scheint uns kaum einer Widerlegung werth zu sein“ — so ist es vor allen Dingen erforderlich, um eine möglichst klare Antwort auf die Frage nach dem Unterschied der Johannistaufe und der christlichen Taufe zu geben, die diesbezüglichen Schriftstellen etwas näher zu beleuchten.

Indem der Herr die Taufe einsetzte, schloß er sich in Rücksicht auf das

dabei zu gebrauchende Zeichen an etwas Vorhandenes an, nämlich an die Johannistaufe, und diese wiederum basirte nicht auf der Proselytentaufe (nach der Zerstörung Jerusalems), sondern hatte ihre historische Grundlage in den alttestamentlichen Lustrationen, in den Vorbildern einer zukünftigen Reinigung in seinen Waschungen (3 Mos. 14, 7. 4 Mos. 31, 19. 1 Mos. 35, 2. 2 Mos. 19, 10. 1 Sam. 7, 6.) und Weissagungen (Jes. 4, 4. Sach. 13, 1. Jes. 1, 16.) und besonders Ezech. 36, 25., wo dem Volke neben der reinigenden Besprengung mit reinem Wasser auch die Mittheilung des hl. Geistes verheißen wird. Im Anschluß an solche Stellen wohl taufte Johannes mit Wasser, während er die Ezech. 36 verheißene Geistestaufe ausdrücklich dem Messias vorbehielt. Hier schon tritt uns die Differenz der Johannistaufe und der späteren christlichen Taufe in eminenter Weise entgegen. Seine Taufe war nach seiner eigenen Erklärung Matth. 3, 11: „Ich taufe euch mit Wasser zur Buße; der aber nach mir kommt, ist stärker als ich," eine symbolische, vorbildende, auf die rechte, wirksame Taufe vorbereitende Handlung, und nur für jene Zeit bestimmt, während die christliche Taufe die Trägerin der göttlichen Gnade für alle Zukunft ist. Er setzt sie als eine Wassertaufe entgegen der Taufe mit dem hl. Geist und mit Feuer, die durch den Messias ertheilt, und wodurch erst das innere Leben gereinigt, geläutert, erwärmt und verklärt werden soll. „Die äußere Handlung, ein Symbol der Reinigung, verbunden mit dem Bekenntniß der Buße, mit vorbereitender Sündenvergebung zur Anwartschaft auf das Reich, noch nicht zur Aufnahme in dasselbe, und den hl. Geist der messianischen Taufe nicht gebend, sondern nur abbildend." (Luthardt.) — Einige auf diese Punkte bezügliche Stellen mögen hier näher betrachtet werden. Wir lesen Apostg. 1, 5: „Denn Johannes hat mit Wasser getauft; ihr aber sollt mit dem hl. Geist getauft werden, nicht lange nach (langen) diesen Tagen." Ebenso spricht Johannes Luk. 3, 16: „Ich taufe euch mit Wasser; es kommt aber ein stärkerer nach mir, dem ich nicht genugsam bin, daß ich ihm die Riemen seiner Schuhe auflöse. Der wird euch mit dem hl. Geist und mit Feuer taufen." Hieraus erhellt zunächst, daß die Taufe des Johannes eine Wassertaufe ist, während die Jünger des Herrn mit dem hl. Geist und mit Feuer getauft werden sollen, sie ihnen also durchaus nicht den Reichthum der Gnade bieten konnte, die ihnen verheißen war. — Von dieser selben Wassertaufe ist die Rede Joh. 1, 25, wo Johannes auf die Frage der Gesandten: Warum taufst du denn u. s. w.? antwortet: „Ich taufe mit Wasser; aber Er ist mitten unter euch getreten, den ihr nicht kennt. Der ist's, der nach mir kommen wird, welcher vor mir gewesen ist, deß ich nicht werth bin, daß ich seine Schuhriemen auflöse," eine Antwort, entsprechend dem, was er Vers 23 ausgesagt hatte, daß er auf den Messias vorzubereiten bestimmt sei. So war seine Taufe nicht die Geistestaufe, die dem Messias vorbehalten war, sondern eine Wassertaufe, noch *ohne* das himmlische Element, aber schon in ihrer Mitte stand der weit Größere, dem dieses vorbereitende Taufen galt. Im ersten Versgliede: „Ich taufe mit Wasser" liegt also, daß er sich mit seinem Taufen nichts dem Messias Zu-

kommendes habe anmaßen wollen, und dieser Theil bezieht sich auf Jenes: „So du nicht Christus bist" in V. 25; im zweiten Versgliede: „aber er ist mitten unter euch getreten" liegt dagegen, daß dieses, sein vorläufiges Taufen jetzt die Berechtigung der nach seiner Stellung zum Messias (V. 23) gottgeordneten Nothwendigkeit habe, da der Messias, ihnen freilich unbekannt, bereits in ihrer Mitte stehe. Den Abgeordneten des Hohen Raths erscheint das Wassertaufen des Johannes als außerordentlich groß, ihm selbst aber will sie als außerordentlich klein erscheinen, weil ihm stets die große Wirkung vorschwebt, mit welcher nächstens der Herr selbst auftreten wird. Aber er setzte seine Taufe nicht nur nicht herab, er rechtfertigte sie auch, indem er den Abgesandten verkündigte, der Messias sei ihnen bereits ganz nahe gekommen; mit dieser Verkündigung mußte er ihnen nämlich als der nächste Vorläufer des Messias, ja als sein Vertrauter erscheinen. So war also seine Taufe eine vorbereitende, wegbahnende, eine Taufe zur Buße, wie wir weiter lesen Matth. 3, 11: „Ich taufe euch mit Wasser zur Buße u. s. w." Ebenso spricht Paulus Apostg. 19, 4: „Johannes hat getauft mit der Taufe der Buße." — Da nun Johannes „Buße predigte" und „zur Buße taufte," so erhellt daraus, daß beide Handlungen denselben Zweck verfolgen, eine Sinnesänderung, eine Herzenserneuerung bei dem halsstarrigen Volke herbeizuführen. Aber Buße predigen war eine schwere Arbeit. Von den Pharisäern lesen wir Matth. 23, 23, daß sie Minze, Till und Kümmel verzehnteten. Die Mitglieder ihrer Partei wachten überall mit inquisitorischer Strenge darüber, daß die theokratische Ordnung aufrecht erhalten würde, nicht blos in ritueller Beziehung, sondern auch in Bezug auf die Amtsbefugniß und Lehre (Joh. 1, 24 ff.), vernachlässigten aber dabei das Schwerste im Gesetz, nämlich das Gericht, die Barmherzigkeit und den Glauben. Die vornehmen und fleischlich gesinnten Sadducäer dagegen trieben ein gottloses Spiel mit ihrer klügelnden Weisheit und leugneten die Auferstehung der Todten. Unter solchen Verhältnissen, bei einem so tief gesunkenen Volke, das keine Ahnung von Herzensbesserung hatte, war es eine schwere Aufgabe, Buße zu predigen. Johannes, der hierzu berufen war, nahm daher, um sein Wort anschaulich und eindringlich zu machen, zu demselben Mittel seine Zuflucht, welches auch schon die Propheten des Alten Testaments in Anwendung gebracht hatten; er bildete den Inhalt seiner Predigt durch eine äußere Handlung anschaulich ab, wie der Prophet Jeremias, um die Zerstörung Jerusalems anschaulich zu machen, auf Gottes Befehl beim Töpfer einen Topf kaufte und ihn vor den Augen der Aeltesten und Priester zerschlug. (Jerem. 19.) Da demnach die Taufe des Johannes nur in Verbindung mit seiner Predigt ihre eigenthümliche Bedeutung findet, indem sie durch die äußere Reinigung des Leibes mit Wasser die innere Reinigung der Seele durch die Buße deutlich macht, so leuchtet ein, daß sie ebenso wie die Bußpredigt des Johannes nur etwas auf Christus Vorbereitendes und keineswegs etwas Bleibendes sein sollte, wie es die christliche Taufe ist. Besonders klar tritt uns dies entgegen in dem merkwürdigen Vorgange, den wir Apostg. 19 lesen. Der Apostel Paulus trifft mit zwölf

Johannesjüngern in Ephesus zusammen und fragt sie, ob sie den hl. Geist empfangen haben, da sie gläubig geworden sind. Sie antworten: „Wir haben auch noch nie gehört, ob ein hl. Geist sei.“ Als sie erklären, die Taufe des Johannes empfangen zu haben, antwortet der Apostel: „Johannes hat getauft mit der Taufe der Buße, und sagte dem Volke, daß sie sollten glauben an den, der nach ihm kommen sollte, das ist an Jesum, daß er Christus sei.“ Da sie das hörten, ließen sie sich taufen auf den Namen des Herrn Jesu; und da Paulus die Hände auf sie legte, kam der hl. Geist auf sie und redeten mit Zungen und weissagten. In der Erklärung der Jünger, noch niemals etwas von dem hl. Geist gehört zu haben, findet sich einestheils die Bestätigung von dem oben Gesagten, daß die Taufe des Johannes nur eine Wassertaufe war, die den hl. Geist nicht gab, anderntheils liegt der Beweis darin, daß sie eine christliche nicht sei (wie wir später genauer sehen werden), da diese auf die hl. Dreieinigkeit geschieht, die getauften Johannisjünger aber nicht einmal wissen, ob ein hl. Geist sei, sie darum noch einmal von dem Apostel, und zwar die christliche Taufe erhalten müssen.

Wie aber steht es dann, so fragen wir mit Recht, damit, daß der Heiland selbst sich der Johannistaufe unterzog? Lesen wir den Bericht darüber Matth. 3, 13—17, so sehen wir, daß Jesus den Grund, warum er sich taufen läßt, mit den Worten angibt: „Laß jetzt also sein; also gebühret es uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen.“ — Er, der die Rathsherrn des Synedriums Otterngezüchte gescholten hatte, sprach erschrocken zu dem geistgeweihten Nazarener: Ich bedarf wohl, daß ich von dir getauft werde; und du kommst zu mir? „So brach (um mit J. P. Lange zu reden) der Lichtglanz des Neuen Testaments hervor aus der Spitze des Alten; aber der Ernst des Alten Testaments blitzte hervor aus der Morgenröthe des Neuen, indem Christus sprach: „Laß es jetzt also sein“ u. s. w. Hier bilden die Stäbe der alttestamentlichen und der neutestamentlichen Gerechtigkeit ein Kreuz; Johannes vertritt das Neue Testament Jesus gegenüber, Jesus vertritt das Alte gegenüber Johannes. Die beiden Oekonomien offenbaren ihre Verwandtschaft und Einheit durch die Verkettung ihrer Grenzringe; man könnte sagen, die beiden Testamente grüßen und segnen einander in diesem heiligen Wettstreit; das eine verklärt sich im andern, und aus der Herrlichkeit des ersten bricht die größte Herrlichkeit des zweiten hervor.“ — Hier ist wohl zu merken, daß der Heiland spricht „uns“, womit er nur sich selbst und den Johannes meinen kann. (Anders die Baptisten!) Jesus unterzieht sich daher der Taufe desselben, einestheils, um ihn in den Stand zu setzen, alle Gerechtigkeit zu erfüllen, d. h. allen Pflichten zu genügen, welche Gott iu seinen Beruf, dem Herrn die Wege zu bereiten, gelegt hatte. Daß darin auch der Auftrag enthalten war, dem Sohne Gottes selbst die Taufe zu ertheilen, war ihm verborgen geblieben, bis ihm die Binde von den Augen genommen und seiner ganzen Laufbahn durch die Taufe des Heilandes der passende Schlußstein gegeben ward. Ohne sie hätte dem Werke des Johannes der rechte Abschluß gefehlt; denn wenn er auch durch sein Zeugniß, seine Bußpredigt und Bußtaufe die Seelen zur

Aufnahme des nahenden Heilandes zugerichtet hätte, so wäre seine Arbeit doch darin unvollkommen geblieben, daß sie sich nicht bis zur ersten öffentlichen Erlösungsthätigkeit desselben erstreckt und somit nicht den rechten Uebergang von der alttestamentlichen zur neutestamentlichen Heilsordnung gebildet hätte. Diesen haben wir in der Taufe Jesu durch Johannes, welcher mithin darin alle Gerechtigkeit erfüllt hat. Anderntheils gilt dasselbe auch von Jesu selbst. Christus freilich, als er sich taufen ließ, hatte keine eigene Sünde zu bekennen und um ihretwillen sich in den Tod dahinzugeben; wohl aber nahm er damit gleich am Anfang seines messianischen Amts die Sünde seines Volks und der ganzen Menschheit auf sich (er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen, Hes. 53, 4), und erklärte sich bereit, mit dieser Schuld beladen in den Tod zu gehen, und ließ sich jetzt vorbildlich, wie hernach thatsächlich, von Johannes, dem Manne des Gesetzes, für die von dem Gesetz verdammten Sünder in den Tod versenken („wie unsere Taufe eine Taufe ist in Jesu Tod, so war die seinige eine Taufe in unsern Tod"), um darnach, ebenfalls jetzt vorbildlich, bis es später thatsächlich geschehen würde, in selbsteigner Kraft (V. 16: „Er stieg alsbald herauf") als Tilger der Sünden und Ueberwinder des Todes wieder empor zu steigen. Auf diese Erklärung deuten die Worte Luk. 12, 50: „Aber ich muß mich zuvor taufen lassen mit einer Taufe, und wie ist mir so bange, bis sie vollendet werde!" Da der Herr hier und in den ähnlichen Stellen Matth. 20, 22. Mark. 10, 38 seinen Tod eine Taufe nennt, so wird auch die Wassertaufe, welche er durch Johannes empfing, als Vorbild seiner Todestaufe eine Leidenstaufe gewesen sein, und das trifft nur zu, wenn sie eine Bußtaufe ist, welcher er sich entzogen hat, um in der Ertragung der Bußleiden allen bußfertigen Sündern gleich zu werden. Die Bedeutung derselben besteht daher darin, daß sie ebenso wie seine Versuchung, sein Hungern und Dursten, sein Arbeiten und Wachen, seine Schmach und sein Tod zu den Erlösungsleiden gehört.

Autorität und Liebe.

(Schluß.)

Autorität und Liebe, welche die Aufmerksamkeit und den Gehorsam, die Lernbegierde und den Fleiß, das Streben nach sittlicher Vervollkommnung und Nacheiferung als Früchte treiben, sind Grundbedingungen der Geistes- und Charakterbildung. Einerseits räumen sie die Hindernisse hinweg, die in der Selbstgefälligkeit, Zerstreutheit, dem Eigenwillen und der Widerspenstigkeit, dem Gefühle des Alleinstehens, des Mißtrauens gegen die eigene Kraft und die Erreichbarkeit des Angestrebten bestehen; anderseits fördern sie durch Vorhalten eines Musterbildes und Anspannung der Kraft, die zum Handeln nöthigt. Autorität und Liebe geben eine Gesammtverfassung des Gemüthes, welche den Zögling geneigt macht, daß er sich der Führung des Erziehers überläßt, und ihn durch Darstellung des Wahren und Guten zur Mitwirkung seiner Erziehung antreibt. Diese Mitwirkung geschieht dann aus eigenem Antriebe, und das ist die im Eingange erwähnte Spontaneität.

Autorität und Liebe verlangen aber ein Objekt, in dem die Bedingungen für jene liegen. Die Autorität des Erziehers beruht im allgemeinen auf Verschiedenheit der geistigen Bildung und des Charakters; nur derjenige kann auf jene Anspruch machen, welcher die Zöglinge in der bezeichneten Richtung überragt. Er muß demnach zunächst eine tüchtige allgemeine Geistesbildung besitzen. Dieselbe besteht nicht sowohl in Spezialkenntnissen, als vielmehr in herrschend gewordenen Begriffen; sie ist die Summe von Kenntnissen (mit Einschluß gewisser Fertigkeiten) und Begriffen, welche als Resultat sämmtlicher Wissenschaften die Weltanschauung einer Zeit bestimmen. Die geistige Höhe, auf welcher sich die Zeitgenossen aller Nationen im Durchschnitte befinden, ist die Kulturstufe der Zeit, und auf dieser muß der Lehrer stehen. Einer solchen allgemeinen Bildung, von welcher man Vielseitigkeit und Tiefe zu fordern berechtigt ist, bedarf der Lehrer, damit er die Achtung der Gebildeten, besonders die der Eltern seiner Zöglinge genießt. Dadurch gewinnt er auch in den Augen seiner Schüler, die sich durch das Beispiel der Erwachsenen leicht bestimmen lassen.

Jene allgemeine Bildung muß der Lehrer aber auch besitzen in Hinsicht auf den Erziehungszweck; denn wer andere emporheben will, muß selbst auf einer höheren Stufe stehen. Die Vielseitigkeit und Gründlichkeit sichern dem Lehrer einen Ueberblick über das Wissenswerthe, welcher ihn befähigt, den geeigneten Unterrichtsstoff sowohl mit Rücksicht auf den Unterrichtszweck im allgemeinen, als auch auf die besonderen Bedürfnisse seiner Schüler auszuwählen. Vor allen Dingen wird ihm die begriffliche Durchbildung jene geistige Gewandtheit verleihen, die ihn mit Sicherheit die geeigneten Mittel zur Erreichung seines Zweckes finden läßt und dadurch vor Verlegenheit und Mißgriffen bewahrt, welche sein Ansehen bei seinen Schülern schädigen könnten. Während die geistige Inferiorität eines Lehrers das Mißtrauen der Schüler wachruft, sie zum Spott und Widerstreben reizt, beugen sich dieselben willig vor der Ueberlegenheit des Geistes.

Außer der allgemeinen Bildung muß der Lehrer aber auch eine tüchtige Fachbildung besitzen, wenn er seine Autorität behaupten will. Dazu gehört zunächst, daß er den Unterrichtsstoff beherrsche, damit er sich keine Blößen giebt. Nichts schadet seinem Ansehen mehr, als wenn er das, was er lehren will, selbst nicht ordentlich versteht. Er bedarf ferner der Kenntniß der Pädagogik mit allen ihren Zweigen, damit er nicht nur den Zweck der Erziehung und des Unterrichts und die zur Erreichung desselben geeignetsten Mittel klar vor Augen habe, sondern auch befähigt sei zur Vertheilung und psychologischen und logischen Gliederung des Unterrichtsstoffes. Damit er seine Kenntnisse aber auch entsprechend verwerthen könne, darf ihm die praktische Durchbildung nicht fehlen, die leider so manche Lehrer entbehren zu können meinen. Die Veranstaltungen und Hülfsmittel, durch welche er seinen Unterricht fruchtbar machen kann, müssen ihm nicht nur bekannt sein, sondern er muß sie auch geschickt anwenden können, kurz, eine Vertrautheit mit der Technik des Unterrichts ist unerläßlich. Wer es versteht, sich in die Anschauungs-

weise seiner Schüler zu versetzen, ihrem Verständnisse den Unterrichtsstoff nahe zu bringen, ihr Interesse für denselben zu gewinnen, ihre Selbstthätigkeit anzuregen und immer die geeignetste Lehrform und die passendsten Lehrmittel anzuwenden, der wird unbedingtes Ansehen bei seinen Schülern genießen.

Wenn aber die Autorität gesichert sein soll, so muß sich mit der geistigen Bildung ein tüchtiger Charakter verbinden. Derselbe zeigt sich bei dem Lehrer in der gewissenhaften Erfüllung seiner Amtspflichten, daß er sein Werk mit Eifer und eigener Aufopferung treibt. Durch sorgfältige Vorbereitung für seinen Unterricht, durch Pünktlichkeit im Beginne seiner Arbeit, durch Genauigkeit und Regelmäßigkeit der Korrektur der von den Schülern gelösten Aufgaben u. s. w. begründet er seine Autorität. Dagegen verliert er dieselbe, sobald die Schüler merken, daß er nachlässig ist, daß er es sich beim Unterrichte gern bequem macht, daß er sein Amt seinen Sonderinteressen nachstellt; denn für die Schwächen des Lehrers haben die Zöglinge ein scharfes Auge. Ganz besonders aber sichert sich der Lehrer seine Autorität durch Unbestechlichkeit und strenge Gerechtigkeit; durch diese Eigenschaften seines Charakters gewinnt er das unbedingte Vertrauen seiner Schüler und nöthigt sie wie mit magischer Gewalt zur Anerkennung und Unterwerfung, so daß sie selbst die Strafen, welche er über sie zu verhängen genöthigt ist, ohne Murren und Verbitterung ertragen.

In dem Wesen eines gediegenen Charakters liegt es, daß er in allen Lebenslagen seinen Prinzipen getreu bleibt, und so wird denn der musterhafte Lehrer auch ein guter Gatte und Hausvater sein, der nicht nur für das leibliche Wohl der Seinen sorgt, sondern auch Zucht und gute Sitte in seinem Hause pflegt; er wird als Glied seiner Gemeinde mitwirken zur Verwirklichung gemeinnütziger Zwecke, wird als Staatsbürger den Gesetzen gehorsam sein und als Glied der Kirche Gott geben, was Gott gehört. Je mehr durch einen solchen Wandel das Ansehen eines Lehrers in einer ganzen Gemeinde steigt, desto mehr werden die Kinder mit stiller Verehrung auf ihn als auf ein Vorbild hinsehen und sich seiner Führung um so williger überlassen.

Damit aber der Lehrer die ihm obliegenden schweren Pflichten zu erfüllen vermöge, bedarf er noch einer inneren treibenden Kraft, durch die er zugleich seine Zöglinge fest an sich kettet, das ist die Liebe. Sie beruht auf Gleichgestimmtheit der Gemüther und ist nicht etwa eine bloße Gefühlsschwärmerei, sondern sie äußert sich durch die That. Sie wird geweckt und gestärkt durch ihresgleichen *).

Wenn nun der Lehrer durch Wort und That seine Liebe zur Wahrheit zum Ausdruck bringt, wenn er überall für dieselbe eintritt und sie verbreiten hilft, wenn er unermüdet an seiner eigenen Fortbildung arbeitet und, wenn er es vermag, sogar zur Förderung der Wissenschaft mit beiträgt; wenn er

*) Die Quelle aller wahren Liebe ist die gläubige Lebensgemeinschaft mit Christo, der uns zuerst geliebet hat und aus Liebe sich selbst für uns dargegeben. Anmerkung der Redaktion.

ferner sich offen und ehrlich im Umgange zeigt, als ein rechter Israelit, in dem kein Falsch ist: so wird sich an seinem Feuer auch in seinen Schülern, die auf ihn sehen, jene Liebe zur Wahrheit entzünden.

Seine Liebe aber zu den Kindern soll er bethätigen durch eine humane Behandlung. Die Zeit ist glücklicherweise vorüber, in der die Schulen oft mehr Zuchthäusern als Erziehungshäusern glichen, in der durch barbarische Strafen jedes Vergehen geahndet wurde, und in welcher der Stock faßt das ausschließliche Regiment führte. Man hat in dem Kinde den Menschen achten gelernt und behandelt es demgemäß. Durch eine solche Behandlung, die den jungen Leuten, die sich ja auch ihrer menschlichen Würde bewußt sind, wohl thut, gewinnt man deren Zuneigung; denn sie fühlen sich in ihrem innersten Wesen ergriffen und gehoben. Darin besteht aber nicht die wahre Liebe, daß man die Kinder hätschelt und ihnen überall durch die Finger sieht, vielmehr muß jene mit Ernst gepaart sein und darf auch vor energischen Mitteln nicht zurückschrecken, wenn es gilt sittliche Gebrechen zu heilen. Die Erfahrung lehrt, daß nicht die süßlichen und schwachen Lehrer die Liebe ihrer Zöglinge auf die Dauer besitzen, sondern diejenigen, welche mit der Milde auch die Strenge zu paaren verstanden haben.

Die innige Zuneigung seiner Zöglinge gewinnt der Lehrer ferner, wenn er die Individualität derselben achtet und berücksichtiget. Eins schickt sich nicht für alle. Wie eine unterschiedslose Behandlung der Schüler einen Mangel an pädagogischem Takte verräth, so ist sie auch oft das Zeichen von Lieblosigkeit. Namentlich wird sich die Liebe in der Geduld zeigen, die auch den Schwachen trägt, ihn zu ermuthigen versteht und ihm alle Hülfe zu Theil werden läßt. Das Eingehen auf die Interessen des Zöglings, auf das, was sein Innerstes bewegt, was ihn freut und was ihn schmerzt, wirkt belebend wie ein erwärmender Sonnenstrahl auf sein Gemüth. Der Erzieher, welcher seine Liebe in der Theilnahme an dem Geschicke seiner Zöglinge zum Ausdruck bringt, ist der tiefsten Zuneigung derselben gewiß. Aber des Lehrers Liebe ist damit noch nicht erschöpft, sie findet erst in der Fürsorge für das Wohl der Zöglinge ihre Vollendung. Mit ängstlicher Sorgfalt hält er alles ab, was seinen Zöglingen schaden könnte, mäßigt seine Forderungen an ihre Leistungsfähigkeit, bewahrt sie vor Zugluft, vor grellem Licht u. dgl. m. und bemüht sich unablässig, alle Veranstaltungen zu treffen, durch welche das Wohl seiner Schüler gefördert wird. Diese fühlen sich beglückt, wenn der Lehrer sie wie ein Vater behütet und bewahrt, hier warnt, dort mahnt, ihnen bald rathend zur Seite steht, bald hülfreiche Hand leistet. Durch solche Liebe gewinnt der Erzieher die Herzen seiner Zöglinge, öffnet sie seinem Worte und fesselt sie an sich, daß sie ihm willig folgen, wohin er sie führen will.

So sind denn Autorität und Liebe die Bedingungen für das Gelingen der Erziehung. Die Autorität kann zwar auch von außen gestärkt werden durch eine günstige soziale Stellung der Lehrer, sie kann gestützt werden durch den Einfluß der beaufsichtigenden Behörden, ja man kann sie sogar zurückführen auf die göttliche Ordnung; aber die wahre Autorität muß doch in der

Person des Erziehers selbst begründet sein. Wenn derselbe nicht die erforderlichen Eigenschaften besitzt, wenn er zu seinem Amte und zu seiner Aufgabe nicht tauglich ist, so helfen alle äußeren Stützen seiner Autorität nichts. Die Liebe aber kann nur durch Liebe erworben werden, sie spottet jedem äußeren Zwange.

Wenn der Lehrer seiner Arbeit den Erfolg sichern will, so muß er unausgesetzt an sich arbeiten. Allerdings ist das Bild eines musterhaften Lehrers ein Ideal, das kein Sterblicher je erreichen wird, aber wir müssen uns dem Ideale so viel als möglich zu nähern suchen. Ein jeder Lehrer möge daher unausgesetzt an seiner Fortbildung und an der Fortentwickelung seines Charakters arbeiten, damit seine Erkenntniß wachse und sein Charakter sich stärke. Er darf nie fertig sein, damit er sich immer die geistige Frische und die gemüthliche Regsamkeit bewahre. Der Lehrer soll ein ganzer Mann sein, Intelligenz und Sittlichkeit sollen sich verschmelzen zu einer edlen Persönlichkeit. Mit der Selbstvervollkommnung wächst die Fähigkeit zum Erziehen und Unterrichten.

Betrachtungen über die Gemeindeschule.

(Eingesandt von H. Säger.)

(Fortsetzung.)

Die akromatische Lehrform oder der zusammenhängende Vortrag in ununterbrochener Rede. Es würde sehr unzweckmäßig sein, diese Lehrform beim Unterrichte der Jugend als die einzige, oder doch wenigstens als die vorherrschende in Anwendung bringen zu wollen; denn die Erfahrung lehrt, daß Kinder und Ungebildete einem zusammenhängenden Vortrage entweder gar nicht oder doch nur sehr mangelhaft zu folgen vermögen. Aber eben so unstatthaft ist es auch, wenn der Jugendlehrer meint, daß er diese Lehrform ganz entbehren könne, und wenn er es deßhalb für überflüssig hält, sich auch in ihr eine Fertigkeit durch Uebung zu eigen zu machen. Insbesondere bei dem wichtigsten Unterrichte, den der Gemeindeschullehrer zu ertheilen hat, bei dem Unterrichte in der Religion, ist es, wie bereits oben ausgeführt, eben so wünschenswerth als praktisch, daß der Lehrer da, wo es gilt, Eindruck auf's Herz und Gemüth zu machen, sich des zusammenhängenden Vortrags bediene. Zu den Haupterfordernissen dieser Lehrform gehört eine genaue Ordnung und lichtvolle Klarheit der vorzutragenden Gedanken, und eine gewisse Gewandtheit in der Sprache und im Ausdrucke, begleitet von einem ruhigen Ernst und einer lebendigen Wärme. Als Mittel zur Uebung in diesem akromatischen Lehrvortrage können empfohlen werden: Der Vortrag auswendig gelernter prosaischer Stücke, der freie Vortrag sehr bekannter historischer Abschnitte, z. B. aus der biblischen Geschichte, kurze Anreden und Schlußworte beim katechetischen Unterricht in der Religion.

Nachdem wir im Vorhergehenden den Lehrgang und die Lehrform beschrieben haben, wollen wir jetzt einige Bemerkungen über den Lehrton

folgen lassen. Unter dem Lehrtone versteht man die Art und Weise, wie der Lehrer beim Unterrichte sich selbst im Kreise seiner Schüler ankündigt und seine eigene Empfindung in Sprechen, Mienen und Geberden kund gibt. Der Lehrton ist gleichsam die Seele des Vortrags, der demselben Kraft und Nachdruck gibt und die Schüler an denselben fesselt. Zu den Hauptmerkmalen eines guten Vortrags gehört zunächst Wärme und Herzlichkeit, die von dem eigenen wahren Interesse an dem Gegenstande ausgeht und sich eben daher auch leicht dem Schüler mittheilt. Sodann gehört dahin die mit Würde gepaarte Lebendigkeit, die man aber nicht mit hastigem und allzulautem Sprechen, lebhaftem Gestikuliren, noch weniger mit falscher Sentimentalität, die überall rühren, und unzeitiger Jovialität, die überall Späße einschalten will, verwechseln muß. Die Modulation der Stimme und die Beschaffenheit der den Vortrag begleitenden Geberden des Lehrers sind allerdings für die Wirksamkeit des Vortrags nicht gleichgültig. Allzulangsames Sprechen, welches den Vortrag schläfrig macht, oder zu große Heftigkeit der Stimme, bei welcher man wie im Zanke redet, sind gleich fehlerhaft. Die richtige Temperatur der Stimme ist die mittlere, in welcher man im gemeinen Leben zu reden gewohnt ist. Auch dürfen die Mienen und Geberden, womit der Lehrer seinen Vortrag begleitet, nie den Anstand verletzen oder in's Lächerliche, Niedrige und Gemeine fallen. Ein milder Ernst, der dem jugendlichen Geiste zu imponiren weiß, ohne ihn einzuschüchtern und furchtsam zu machen, sowie ungeheuchelte Frömmigkeit, die von Scheinheiligkeit himmelweit verschieden ist, gehören mit zu den Merkmalen eines guten Lehrvortrags. Diese Eigenschaften eines guten Lehrers sich nach besten Kräften anzueignen, ist die Pflicht eines Lehrers, dessen Streben dahin geht, etwas mehr als ein handwerksmäßiger Stundenhalter zu sein. Wo heilige Begeisterung für den erwählten Beruf das Gemüth beseelt und entflammt, da wird es auch leicht sein, einen guten Lehrton sich anzueignen; wo aber diese fehlt, wo träger Mittheilungssinn vorherrscht, da wird nie der Ton gefunden oder errungen, in dem der wahre Kinderfreund mit der Jugend redet.

Was nun schließlich die Lehrmittel betrifft, müssen wir zunächst bemerken, daß eine Unterrichtsmethode desto besser ist, je einfacher sie ist und einen je geringeren Aufwand von künstlichen Mitteln dieselbe zur Erreichung ihres Zweckes bedarf. Hiermit soll aber keineswegs gesagt sein, daß man, um zweckmäßig zu unterrichten, sich gar keiner Lehrmittel bedienen solle. Vielmehr ist es eine Hauptbedingung einer guten Methode, daß auch die zu derselben erforderlichen einfachen Lehrmittel vorhanden sind. Von den nöthigen Lehrmitteln ist indeß schon die Rede gewesen, als in Beziehung auf die äußere Einrichtung der Schule auch des Lehrapparats Erwähnung geschah, worauf wir hiermit zurückweisen.

Nachdem wir im Vorhergehenden die Elementarunterrichts-Methode im allgemeinen betrachtet haben, gehen wir jetzt über zur Darstellung des bei den einzelnen Unterrichtsgegenständen zu beobachtenden methodischen Verfahrens.

Bei dem Unterrichte in den Fertigkeiten ist es zuvörderst die **Methode des Leseunterrichts**, die wir darzustellen versuchen. Der gesammte Leseunterricht von seinem ersten Anfange an bis zu seiner Vollendung hat drei Stufen: **das Elementarlesen, das accentmäßige Lesen und das melodische Lesen.**

Unter dem Elementarlesen versteht man das Lesen von seinem ersten Anfange an bis zur Fertigkeit im Satzlesen. Für den Unterricht auf dieser Stufe giebt es ein dreifaches Verfahren: **die Buchstabirmethode, die Lautirmethode und die Schreiblesemethode.** Wenn das Schreiben und das Lesenlernen des Geschriebenen, gleichen Schritt haltend mit der Buchstabirmethode, oder Lautirmethode verbunden ist, so wird jede dieser beiden Methoden zu einer Schreiblesemethode.

Wenn wir nun im Nachfolgenden die Buchstabirmethode näher darzustellen versuchen, so ist hier keineswegs die veraltete, ganz mechanische Buchstabirmethode gemeint, sondern eine solche, die sich der Lautirmethode nähert, und wenn zweckmäßig betrieben, in den Resultaten derselben nicht nachsteht, ja, bei einem unregelmäßigen Schulbesuche, sowie auch in Beziehung auf das orthographische Schreiben, derselben **vorzuziehen** ist. Der Vielen wohl bekannte **Diesterweg**, weiland Seminardirektor am Lehrerseminar in Berlin, hat in einem seiner Werke dieser Buchstabirmethode das Wort geredet.

Wir behandeln hier diese Buchstabirmethode ohne Verbindung mit der Schreiblesemethode. Weil das Schreiben bei den Kleinen nur langsam vorwärts geht, so würde das möglichst schnelle Buchstabiren- und Lesenlernen durch die genannte Verbindung gehindert. Es ist zwar gut, ja nothwendig, die Schüler im Schreiben der Buchstaben, Silben, Wörter und Sätze auf der Schiefertafel rechtzeitig zu üben; doch nicht so, daß man darin mit dem eigentlichen Buchstabiren- und Lesenlernen gleichen Schritt halten wollte.

Der Lehrer kann in der Behandlung der Buchstabirmethode dem in der von unserer Synode herausgegebenen neuen Schreib-Lese-Fibel beobachteten Stufengange sich genau anschließen. Sehr gut, ja nothwendig wäre es, wenn die Synode sich zur Herausgabe von Lesetabellen entschließen wollte. Diese müßten natürlich ganz dieselben Lectionen und Uebungen darstellen, wie sie sich in der Fibel finden.

Nun das Verfahren. Der Lehrer zeigt den Schülern auf der Tabelle, oder wenn solche nicht vorhanden ist, in der Fibel das gedruckte Lautzeichen oder den Buchstaben, sorgt dafür, daß sie zunächst die Gestalt und dann den Namen desselben sich merken. Es ist zur Kenntniß eines Buchstabens höchst nothwendig, daß die Kinder nicht nur den Namen desselben sich einprägen, sondern daß man ihnen auch in etwa die Form desselben beschreibt.

Bei der Einübung der Doppellaute wird jeder derselben zunächst nach den einzelnen Grundlauten, aus denen er zusammengesetzt ist, buchstabirt, dann aber als **ein** Laut zusammengesprochen und als solcher im Buchstabiren beibehalten. Z. B. e i = ei, a u = au; im Buchstabiren aber nicht: e i n = ein, sondern: ei n = ein; nicht: a u s = aus, sondern: au s =

aus; u. s. w. Diese Einübung der Doppellaute erfordert Zeit und Fleiß und ist durch häufige Wiederholung recht zu befestigen.

Fast alle Mitlaute im deutschen Alphabete enthalten in ihrem Namen auch den Laut des Buchstabens; z. B. f, k, l u. s. w. Denjenigen Mitlauten, deren Name den Laut des Buchstabens nicht in sich schließt, wird ein solcher Name gegeben, der dem Laute entspricht. Es sind dies zunächst die zwei folgenden: statt ch (c h) = che; statt sch (s c h) = sche. Bei der Einübung von qu lernen die Schüler, daß qu dem Laute gemäß kw bedeutet; im Buchstabiren wird anfänglich zuerst kw, dann qu gesprochen; z. B. quer: erst k w e r = kwer, dann q u e r = quer; später wird gleich qu gesprochen. Ebenso verfährt man im Buchstabiren auf der achten Stufe unserer neuen Synodalfibel mit der Aussprache des ph, ch, ti, y, x, rh; z. B. Joseph: erst Jo sef = Josef, dann Jo seph = Joseph; Nation: erst Na zi on = Nazion, dann Na ti on = Nation. Das **y** lautet zwar in einigen Wörtern wie **ü**, z. B. Syrien, Tyrus; doch in manchen anderen Wörtern ist es angemessener, das **y** wie **i** zu sprechen, z. B. Myrte, Tyrann, Cypresse, Hyäne, Aegypten. Deshalb ist es am zweckmäßigsten, die Kleinen zu lehren: das **y** lautet wie **i**.

Beim Buchstabiren mehrsilbiger Wörter müssen die buchstabirten Silben erst dann wiederholend zusammen gesprochen werden, nachdem die letzte Silbe des Wortes buchstabirt ist; z. B. bedenken: nicht b e = be d e n = den beden k e n = ken bedenken, sondern b e = be d e n = den k e n = ken bedenken; vorhersagen: nicht v o r = vor h e r = her vorher s a = sa vorhersa g e n = gen vorhersagen, sondern v o r = vor h e r = her s a = sa g e n = gen vorhersagen.

Durch diese Art des Buchstabirens mehrsilbiger Wörter wird das Kind gewöhnt, jede einzelne Silbe denkend recht in's Auge zu fassen, und wird das Buchstabiren nicht zu einem mechanischen Gedächtnißkram. Um die Schüler an ein derartiges Buchstabiren mehrsilbiger Wörter zu gewöhnen, thut der Lehrer wohl, wenn er anfänglich, nachdem jede Silbe des Wortes buchstabirt ist, alle Silben des Wortes, ausgenommen die erste, (vielleicht mit einem Linial oder sonst irgend wie) bedeckt, und dann die erste Silbe von den Schülern aussprechen läßt; darnach die folgenden Silben, eine nach der anderen, dem Auge der Schüler aufdeckt und aussprechen läßt; z. B. in dem Worte entschuldigen bedeckt man zunächst die drei letzten Silben; die Schüler sehen also nur die erste Silbe e n t und sprechen sie aus; dann deckt man auch die zweite Silbe s ch u l auf und läßt dieselbe aussprechen; ebenso die dritte Silbe d i und die vierte Silbe g e n. Auf diese Weise erzielt man ein langsames, aber genaues Lesen nicht nur mehrsilbiger Wörter, sondern auch kurzer Sätze, und wird also ein deutliches und geläufiges Lesen begründet und angebahnt.

Jede einzelne Uebung wird auf der Lesetabelle zuerst im Chor durchgegangen, und dann von den einzelnen Schülern wiederholt; darnach in der Fibel noch einmal, erst von den einzelnen Schülern und dann im Chor wiederholt. Wo die Tabellen fehlen, muß man sich auf die Fibel beschränken. Der Lehrer verweile aber auf jeder Stufe so lange, bis auch bei den schwächeren Schülern in etwa die gewünschte Fertigkeit erreicht worden ist.

Auch im Buchstabiren- und Lesenlernen gewöhne man von vornherein die Kinder an häuslichen Fleiß. Man zeichne, wenn nöthig, den Schülern ihr jedesmaliges Pensum in der Fibel mit der Bleifeder, und mache sie darauf aufmerksam, beim Einüben desselben die Hülfe ihrer Eltern, oder Geschwister in Anspruch zu nehmen. Gut ist es, wenn sich die Gelegenheit dazu darbietet, die Eltern der Kleinen darauf hinzuweisen, daß man die Doppellaute im Buchstabiren als einen Laut ausspricht, und daß man statt ch che und statt sch sche sagt, damit die häusliche Nachhülfe eine regelrechte wird.

Das Buchstabiren muß auf allen Stufen der Fibel neben dem Lesen fleißig geübt werden. Auch im ersten und zweiten Lesebuche soll die Uebung im Buchstabiren, wiewohl im geringeren Maße, noch fortgesetzt werden, indem man aus jedem Lesestücke, ehe dasselbe gelesen wird, zuvor einige Sätze buchstabiren läßt. Vielleicht schon in den letzteren Uebungen der Fibel, gewiß aber im ersten und zweiten Lesebuche hat der Lehrer dahin zu wirken, daß die Schüler im Buchstabiren mehrsilbiger Wörter, sowie auch im Lesen den richtigen Silbenaccent beobachten; z. B. nicht: aussprechen, sondern aussprechen; nicht: beweisen, sondern beweisen. Auch übe man im ersten und zweiten Lesebuche die Schüler im Auswendigbuchstabiren der schwereren Wörter im Lesestücke, was jedesmal vor dem Beginn, oder am Schlusse einer Leselektion geschehen kann. Beim Buchstabiren im zweiten Lesebuche ist es zu empfehlen, daß die Schüler statt **che** wieder **ch** sprechen, um in der Orthographie eine Verwechselung des ch mit dem g zu verhüten.

Die oben genannte Lautir- und Schreiblesemethode und die so eben beschriebene Buchstabirmethode beziehen sich zunächst nur auf das Elementarlesen in der deutschen Sprache. Bekanntlich bedient man sich in neuerer Zeit auch in der englischen Sprache der Lautirmethode; jedoch möchte es rathsam sein, in unseren Gemeindeschulen beim Lesenlernen des Englischen die Buchstabirmethode beizubehalten, und auf allen Stufen des Leseunterrichts das Buchstabiren, insonderheit auch das Auswendigbuchstabiren nach Anleitung der englischen Lesebücher fleißig zu üben. (Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Volksschule und die evangelische Gemeindeschule.

Weide meine Lämmer! spricht Jesus zu Simon Johanna. Dieser Befehl des Herrn an Petrus, dem er die Schlüssel des Himmelreichs anvertraut, kann doch wohl nichts anderes heißen, als: „Führe durch die Unterweisung in meinem Wort die Unmündigen zur Mündigkeit, zur Erkenntniß meines Namens, zur gehorsamen Erfüllung meines Willens, zum eifrigen Streben nach meinem Heil!"

Es mag der Kirche des Evangeliums wohl zum Frommen dienen, in ernster Einkehr sich zu prüfen, wie sie zu diesem Befehle Christi steht! Ob sie, wie Petrus, dem Herrn fröhliche und bündige Antwort zu geben bereit ist, ist auf Seine Herz und Nieren züchtigende Frage: Hast du mich lieb? Die

rechte Antwort darauf wird die Kirche wohl darin finden können, wie sie Auskunft zu geben vermag über ihre Ausrichtung des Gebotes Jesu: Weide meine Lämmer!

Zuvörderst möchte es wichtig sein, einen Rückblick in die Geschichte zu thun, wie, und in welcher Weise die Kirche den Befehl Christi aufgefaßt und demselben nachgekommen ist; wir werden dadurch den nöthigen Boden gewinnen, auf den wir durch die Tradition der Geschichte gestellt sind und auf dem wir uns weiter zu gründen und zu bauen berufen sind!

Sehen wir zuerst, ob schon im Alten Bunde dem Volke Gottes ähnliche Anweisungen gegeben und Forderungen gestellt sind, die Lämmer zu weiden, sie zu unterrichten und unterrichtend zu erziehen. Der Ursprung der religiösen Eigenthümlichkeit und Hoheit Israels war die Offenbarung. Die Führung des gesammten Volks ist göttliche Erziehung; darum finden wir auch bei ihm wirkliche Kindererziehung und zwar mit dem Grundsatz: Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. — Nicht der Staat, wie bei den Griechen und Römern, sondern der Vater leitet die Erziehung, weil nicht der Staat, sondern Gott selbst das Gesetz gibt. Von Schulen ist in älterer Zeit nicht die Rede; die Propethenschulen sind vielmehr Prophetenvereine gewesen, an deren Spitze etwa ein eigener Prophet stand. 1 Sam. 12, 5. 10. 1 Sam. 19, 18 ff. 2 Kön. 2, 3. 5., 4, 38 und deren Zweck Ausrottung des Götzendienstes und Aufrichtung des wahren Gottesdienstes war. Daß es nicht Schulen waren, zeigt ihr Verschwinden, als die Prophetie der That überging in die Prophetie des Wortes; charakteristisch Amos 7, 14 ff. (Kuhhirte). Dieser ist trotzdem schriftkundig, wie im Großen und Ganzen gewiß das ganze Volk. Nach dem Exil fehlte die lebendige Erkenntniß des Gesetzes und die Prophetie und nun erst bildeten sich zahlreiche Schulen; es unterrichteten die Synagogendiener und die eigentlichen Schriftgelehrten, um die zukünftigen Rabbiner heranzubilden. Welches Gewicht auf gute Erziehung gelegt wird, beweist ein späteres Sprüchwort der Rabbiner: *Durch den Dunst aus dem Munde der Kinder werde die Welt erhalten!* War nun allezeit der Vorzug der Erziehung Israels, die Erkenntniß des Einen, rein geistigen Gottes und seines Willens, so lag ihre Unzugänglichkeit darin, daß der göttliche Wille dem Israeliten noch nicht die Triebfeder seines Willens war, sondern demselben als äußeres Gesetz gegenüberstand. Dieses Gesetz aber blieb mehr oder minder ein strafendes, und eben darauf erbaut sich das Verlangen nach etwas Besserem, nach einer Zeit, wo das Gesetz nicht mehr auf Stein, sondern in's Herz geschrieben werden soll, Jerem. 31, 31 ff. Dieses Verlangen und diese Hoffnung knüpft sich aber, wie es nicht anders sein konnte, an eine Persönlichkeit, den Messias, aus dessen Munde uns, dem Volke des Neuen Bundes, die Frage: Hast du mich lieb? und das Gebot: Weide meine Lämmer! mit ganz anderem Eifer beseelen muß, die Kinder zu unterweisen in der Furcht des Herrn, zu erziehen für das Himmelreich, als es das in Stein gegrabene Gesetz vermochte.

Was das Alte Testament, besonders die Prophetie, gelehrt, gehofft, ge-

weissagt, wird That und Wahrheit in Christo, dem Gottessohn, dessen Speise, d. h. Lebensbedingung und Lebensgesetz es ist, des Vaters Willen zu thun. Auf Grund dessen hat erst das Christenthum der Erziehung und dem Unterricht ihre vollen, umfassenden Aufgaben gestellt, daß im Dienst des allgemeinen göttlichen Gesetzes das individuelle Leben des Kindes mit seinen mannichfältigen Anlagen und Kräften zu freier Entfaltung gelange. Die christliche Erziehung wird das Kind vom innersten Kern seiner Persönlichkeit selbst fassen durch Begründung der rechten Gesinnung und Willensrichtung dasselbe innerlich frei machen und damit zugleich für die allseitige Entwickelung der in ihm liegenden Kräfte die rechte Grundlage schaffen.

In den ersten Jahrhunderten hören wir nur neben der Predigt (die Erziehung liegt in der Hand der Eltern) vom katechetischen Unterricht und vom Unterricht der Katechumenen zur Vorbereitung für die Taufe; seine volle erziehliche Kraft konnte das Christenthum auch erst entfalten, als es zu den Germanen durchdrang, die unverdorben, unentwickelt, aber entwickelungsfähig waren und durch den Grundzug der Innerlichkeit des Gemüths dem Christenthum einen guten Grund boten. Zuerst wurde den, nach England übergesiedelten Angelsachsen das Evangelium gebracht und mit demselben die Liebe zur Wissenschaft, dann durchzogen Missionare von England aus Deutschland. Höchst bedeutend für die christliche Erziehung steht Karl der Große da, von Gelehrten, wie Paulinus, Aquileja, Alcuin, Paulus Diaconus rc. umgeben. Er machte aus der Hochschule der Merowinger eine Musterschule auf für ärmere Kinder unter Alcuins Leitung, und schärfte der Kirche auf's strengste die Sorge für christlichen Volksunterricht ein. Die Geistlichkeit soll sorgen für Volksunterricht, d. h. Jeder soll deutsch und lateinisch das Paternoster, das Apostolicum und ein Sündenverzeichniß kennen; lesen, schreiben und rechnen ist blos für die künftigen Geistlichen nöthig, eigentliche Volksschulen und Volksbildung kennt jene Zeit nicht; — aber dennoch wird das Volk gefördert und an christliche Zucht gewöhnt. Die Erstlinge der Literatur sind zu Aachen, am Hofe Karls des Großen, entstanden und bald nach ihm erblüht im Sachsenstamme der Heliant.

Nach Karls des Großen Zeit liegt die Erziehung in den Händen der Klöster, z. B. Fulda, St. Gallen (wo nachher im 13. Jahrhundert weder Mönch noch Abt schreiben können), Reichenau, Weißenburg rc., aber der Kirche gilt es nur, die Völker im Zaum zu halten, weßhalb das Verbot im Schwabenspiegel (eine Land- und Lehnrechtssammlung aus dem 13. Jahrhundert) nöthig wird, nicht mehr als zwölf Stockschläge in einer Folge zu geben. Auch die einfachsten Grundlehren des Evangeliums wurden nicht Volksgut und das nöthige Weltwissen im Dienste der geistig scholastischen Bildung sah man, ohne jede Rücksicht auf Volksthümlichkeit, in den sieben freien Künsten der Griechen: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Musik, Arimethik, Geometrie, Astronomie. Daß vom Volksunterricht da keine Rede sein konnte, ist ersichtlich; höchste Zuchtlosigkeit herrschte in den Schulen, besonders durch die fahrenden Schüler; ganz wenig

wurde mechanisch auswendig gelernt in den lateinischen Schulen; die ländliche Jugend durfte aufwachsen in aller Dummheit. Neben der Vernachlässigung durch Schule und Geistlichkeit, mit Ausnahme einzelner Klöster, steht aber die Erziehung in der Familie; da lebt Glaube, Gebet, auch Bibelkunde fort und schafft im 12. Jahrhundert eine christliche deutsche Baukunst, Bildhauerei, Malerei und Dichtkunst; Gymnastik und Musik halten wiederum, besonders für die ritterliche Erziehung, das Gleichgewicht; mit dem Verdrängen des Ritterthums durch das Bürgerthum (13. und 14. Jahrh.) in den Städten, nimmt Erziehung und Unterricht mehr praktische Zwecke an, praktisch, handwerksmäßig wird auch die Kunst gehandhabt; das Volk im Großen und Ganzen bleibt jedoch noch jeder Bildung fern; indessen predigen die Franziskaner den Armen das Evangelium (Berth. v. Regensburg) und die Mystiker üben das Volk im tieferen Verständniß der Heilswahrheiten. Die Brüder vom gemeinsamen Leben (Geert Grote, Florentius Radewye) faßten den Volksunterricht fest in's Auge, wie denn die böhmischen Brüder auf katechteischen Unterricht des Volkes hielten. Der Reformation nun, mit ihrer Predigt vom Glauben, liegt es aber an der persönlich angeeigneten Gnade, an der persönlichen Lebensgemeinschaft mit Christo, ohne die Mittlerstellung der katholischen Kirche; darum muß sie persönliches Glaubensbewußtsein wecken, muß die Gläubigen in den Stand setzen, sich selbst über den Grund ihrer Hoffnungen zu verantworten. So wird die Unterweisung des gesammten Volkes in der hl. Schrift die heiligste Pflicht in der evangelischen Kirche; Alle sollen mündig werden und Katechismus und Bibel werden durch den Protestantismus die allgemeinsten Bildungsmittel für das ganze Volk. Dazu war aber eine selbständige geistige Bildung erforderlich und dies hat in gesundester Weise schon Luther erkannt und ausgesprochen. Wie er Erziehung in seiner Familie geübt, ist bekannt (cf. seinen Brief: An mein liebes Söhnlein Hänsigen Luther). Er wirkte direkt erziehend auch in seinen Predigten, Bibelerklärungen, Tischreden, Briefen 2c.; wie er es aber für das ganze Volk hat thun wollen, zeigt besonders seine Schrift an die Rathsherren aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen. Dort weist er auch nachdrücklich auf den Zusammenhang allgemeiner Bildung mit der religiösen hin, z. B. wenn er sagt: Wiewohl das Evangelium durch den hl. Geist ist kommen und täglich kommt, so ist es doch durch Mittel der Sprachen kommen und hat doch auch dadurch zugenommen, muß auch dadurch behalten werden. Die Sprachen sind die Scheide, darinnen das Wasser des Geistes steckt, sie sind der Schrein, darinnen man das Kleinod berget. Ferner hofft Luther, daß eine neue Morgenröthe angebrochen sei auch für die Naturwissenschaften, wie es auch wirklich gewesen; er betont Mathematik und besonders Geschichte, anderen Orts preist er auch sehr und oft die Musik. Man muß Musikam von Noth

wegen in Schulen behalten, ein Schulmeister muß singen können, sonst sehe ich ihn nicht an. Salomo rühmte er als recht königlichen Schulmeister, der der Jugend, nicht wie die Mönche, verbiete, bei den Leuten und fröhlich zu sein. Nicht verstanden hat Luther den Reichthum der deutschen Sprache, deren Meister und Neuschöpfer er doch war; darum hat er, wie alle seine Zeitgenossen, das Lateinische überschätzt. Was Luther in der obengenannten Schrift den Rathsherren an's Herz gelegt, that er selbst bei Gelegenheit der Kirchenvisitationen in Sachsen (1528 und '29) durch direkte Veranlassung zur Errichtung von Schulen. (Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren im Kurfürstenthum Sachsen.) Die Kinder sollen in drei Haufen getheilt werden und der erste Haufe besonders Melanchthons Handbüchlein traktiren (Alphabet, Paternoster, Ave Maria, den 66. Psalm, zehn Gebote, Bergpredigt, Joh. 13, Röm. 12, Sprüche und Gebet). Der letzte Haufe dagegen schon lateinische Klassiker lesen. Alle Knaben sollen täglich nach Tisch eine Stunde Musik haben; ein Wochentag soll ausschließlich der Religion bleiben, und die Mädchen sollen wenigstens etwas Unterricht empfangen.

Unter diesen Lehrübungen blühte die deutsche Volks- und Jugendbildung sichtlich auf, so daß es Luther schon 1530 sanfte thut, wie jetzt junge Knäblein und Mägdlein mehr beten, glauben und reden konnten von Gott und Christo, denn vorhin und nach alle Stift, Klöster und Schulen gekannt hatten und noch kannten, wie er an Kurfürst Johann schreibt. Zur Seite standen Luther besonders Philipp Melanchthon, der praeceptor Germaniae, der bisweilen von 2000 Zuhörern umgeben war. Ferner Johann Bugenhagen, höchst verdient um die Ordnungen des Kirchen- und Schulwesens in einem großen Theile Norddeutschlands. Neben den lateinischen wünschte dieser auch deutsche Schulen und Jungfrauenschulen und zwar allgemeinen, auch die Dörfer umfassenden Unterricht unter der Aufsicht der Geistlichkeit und Obrigkeit. Zu dem Ende soll für brauchbare Schulmänner gesorgt, die Besoldung derselben sicher gestellt, auch ein mäßiges Schulgeld erhoben werden. Aehnlich eifrig wie Luther wirkten in der Schweiz Zwingli (Lehrbüchlein, wie man die Knaben christlich unterweisen und erziehen soll); Calvin hatte mehr die Erziehung der ganzen Gemeinde, als speziell die der Jugend im Auge. Er war dabei vor allem ein Erzieher in Bezug auf sich selbst. Durch und durch ein Schüler Luthers war der berühmte Rektor Michael Neander zu Ilfeld, der schon den Realien mehr Raum gönnte und die deutschen Sprüchwörter würdigte, ja sogar deutsche Bücher schrieb; von den Schulmeistern der verachteten deutschen Schulen in der damaligen Zeit wird aber nur verlangt, daß sie gut Verstand haben, Lesen und Rechnen zu lehren, übrigens sollen alle Dörfer und Flecken deutsche Schulen haben. — Als gegenreformatorische Bestrebungen mogen die Jesuitenschulen Erwähnung finden. Der Jesuitenorden, 1534 von Ignatius Loyola gestiftet und im Jahre 1540 als Gesellschaft Jesu vom Papst bestätigt, hatte von Anfang an den ausdrücklichen Zweck der Unterwerfung der Welt unter die absolute Herrschaft des Papstes, und daher insbesondere die Vernichtung der Reformation. Diesen Zweck

suchte er zu erreichen durch Unterricht der Jugend, sowie durch Predigt und Beichtstuhl. Unterscheidet sich die Gesellschaft Jesu schon dadurch von allen anderen Orden, daß sie durch Wissenschaft und Schulen die protestantische Schule und Wissenschaft bekämpfen will, so andererseits besonders durch ihre überaus streng gegliederte Ordensverfassung. An der Spitze steht der lebenslängliche, mit Gott ähnlicher Autorität bekleidete Ordensgeneral, der aber wieder nur den einen Zweck des Ordens verfolgt, die päpstliche Universalmonarchie. Unter ihm, mit seinem Rath von Assistenten, stehen die Provinciale, unter diesen die Superiores, Rektoren u. s. w. Gehorsam und strengste Subordination war die Seele des Bundes. Alle Glieder werden auf's strengste überwacht, lang und schwer war die Prüfungszeit und nur wenige Erwählte gelangten zur Meisterschaft der Professen, aus denen die Oberen hervorgingen. Die Meisten dienten als Coadjutoren, Gehülfen, ohne die innersten Triebfedern des Maschinenwerks, deren Räder sie waren, zu kennen. Die unerhörten Morallehren der Jesuiten hat besonders der Franzose Pascal in seinen Provincialbriefen aufgedeckt und mit Stellen aus ihren bedeutendsten Werken nachgewiesen. So die Lehre von den Zweideutigkeiten, vom heimlichen Vorbehalt, von den verschiedenen sittlichen und seelsorgerischen Grundsätzen für die verschiedenen Menschen, um Niemanden zurückzustoßen, und endlich, daß der Zweck die Mittel heilige! — Der Jesuitismus weiß Mittel und Gründe, um mit gutem Gewissen sämmtliche zehn Gebote zu umgehen, oder sie ohne weiteres zu übertreten; ja, er weiß den Menschen sogar von der peinlichen Pflicht, Gott wirklich zu lieben, zu entbinden. Der Jesuitismus will weder die Religion, noch die Wissenschaft und Kunst selbst, um seinen Zweck zu erreichen. Daher wurde mit ihm das Scheinwesen der katholischen Kirche zur bewußten Lüge. Mit Recht sagte der dritte Jesuitengeneral Franz Borgia: Wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen, wie Wölfe regieren wir, wie Hunde wird man uns austreiben, aber wie Adler werden wir wiederkehren. 1532 wurde der Orden förmlicher Lehrorden, denn schlau genug, wollten die Jesuiten den Kampf mit Gewalt gegen die Ketzer andern Orden überlassen. Mit rasender Schnelligkeit verbreiteten sich die Wölfe im Lämmerkleide über Italien, Spanien, Belgien und die Schweiz, Deutschland und nach und nach auch über Frankreich, die Gegenreformation im 16. und 17. Jahrh. ist vor Allem ihr Werk. Obgleich der Orden im 18. Jahrh. erschlaffte, hatte er sich doch mit den Worten für unverbesserlich erklärt: Sint ut sunt aut non sint! 1773 hob Clemens XIV. ihn feierlich auf, Pius VII., durch protestantische Fürsten wieder frei und unabhängig (die im Katholicismus Hülfe wähnten wider die Revolution), stellte ihn 1814 wieder her, und schon längst anerkannt als der Lenker der ganzen römischen Kirche, ist der Jesuitenorden jetzt durch die Unfehlbarkeit und Allgewalt des von ihm völlig beherrschten Papstes der absolut gebietende Beherrscher der Kirche geworden, ja, auch die deutschen Bischöfe haben sich zu seinen Plänen erniedrigt.

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Der Vereinstag der Freunde der positiven Union fand am 15. und 16. April statt. Etwa 350 Theilnehmer, Geistliche und Laien, hatten sich eingefunden. Den ersten Punkt der Tagesordnung bildete der Vortrag von Dr. Bremer aus Greifswald über den Artikel von der Gottheit Christi, in welchem er nachwies, daß dieser Artikel nicht etwa blos ein Produkt des theologischen Denkens, sondern ein Glaubenssatz von fundamentaler Bedeutung ist. Die Anerkennung oder Nichtanerkennung Christi kennzeichne nicht verschiedene miteinander verträgliche Richtungen innerhalb einen und desselben Christenthums, sondern stelle einander ausschließende Gegensätze hin, so daß nur das eine oder das andere, nicht aber beides zugleich, den Anspruch erheben könne, Christenthum zu sein.

Den zweiten Gegenstand der Tagesordnung bildete ein Vortrag von Dr. Kögel mit dem Titel: „Einige Gesichtspunkte in Betreff der Vorbildung zum geistlichen Amt," dessen Inhalt sich in folgende Thesen zusammenfaßte 1. Angesichts der gesteigerten Aufgaben der evangelischen Kirche und ihrer Diener erscheint es als ein immer dringenderes Bedürfniß, daß die praktische Vorbildung der Candidaten für das geistliche Amt auf geordnetem Wege herbeigeführt werde. 2. Zu diesem Zwecke wird eine kirchliche Ordnung dahin anzustreben sein, daß jeder Candidat vor Antritt des Amtes mindestens ein Jahr lang, entweder in einem Vikariate unter Leitung eines bewährten Geistlichen, oder in einem Predigerseminar, oder in einer Anstalt der innern oder äußern Mission, oder in einem mit Kirchendienst verbundenen Schulamt sich geübt und bewährt habe. (Das Vikariat besteht in Deutschland schon lange als allgemeine Einrichtung. D. R.) 3. Für die Errichtung von Vikariaten, sowie die Vermehrung von Predigerseminarien, hofft die Versammlung auf die Mitwirkung der Generalsynode.

An diesen Vortrag schloß sich eine lebhafte Debatte an, indem namentlich in Beziehung auf die Frage, ob denn die Predigerseminare für alle Candidaten ein nothwendiger Durchgangspunkt seien, die Ansichten getheilt waren.

Am Nachmittag des ersten Tages fand eine besondere Versammlung im Interesse des evangelisch-confessionellen Schulwesens statt. Wenn das Verhältniß von Staat und Kirche hier in Amerika nicht ein von dem in Deutschland bestehenden grundverschiedenes wäre, so könnte man die Frage als ein und dieselbe mit der Frage der evangelischen Gemeindeschule in unserer Synode bezeichnen. Wenn auch im allgemeinen die vorgelegten Thesen Zustimmung fanden, so kam es dennoch nicht zu einer bestimmten Beschlußfassung.

Abends 8 Uhr fand im Stadtmissionshause, das vordem ein Theater gewesen, eine christliche Volksversammlung statt, bei der P. Olshausen aus Schlesien über die Bekämpfung der Trunksucht redete; Graf Ziethen-Schwerin sprach über die Verpflegungs-Stationen, ferner P. Petrich aus Pommern über die kirchliche Ordnung, Superintendent Zarnack ans Posen über die kirchliche Noth der Evangelischen in Polen, P. Ebel aus Westpreußen über das Vordringen des Romanismus, Divisionsprediger Rocholl über die Thätigkeit des christlichen Vereins für Volksbildung.

Am zweiten Vereinstag wurde das Thema besprochen: „Was predigt die Social-Demokratie der Kirche?" auf dessen Ausführung näher einzugehen, hier nicht möglich ist. Wenn einerseits zwar zu thatkräftigem Wirken und unermüdlichem Arbeiten aufgefordert wurde, so wurde doch auch daran erinnert, daß namentlich Pastoren Politik und Religion nicht vermischen sollten, d. h. nicht statt geistigen Einflusses nur politische Macht und gesetzliche Maßregeln erstreben sollten.

Die Gnadauer Frühjahrsconferenz, welche am Tage nach der Versammlnug des evang.-lutherischen Vereins der Provinz Sachsen (am 14. April) eröffnet wurde, beschäftigte sich, im Anschluß an die Denkschrift des Centralausschusses für innere Mission, ebenfalls zunächst mit der socialen Frage.

Beide Versammlungen hatten auch Wangemanns „Una sancta" zum Gegenstand, die, wie berichtet wird, bei einer Reihe von Brüdern keinen Gefallen gefunden hatte, erstlich betreffs der von Wangemann vertretenen Auffassung von Artikel VII. der Augsburgischen Confession, ferner wegen Bestreitung des Abendmahls als nota confessionis, wegen des Vorwurfs der Unwahrhaftigkeit, der den Altlutheranern gemacht wird, namentlich aber wegen des Satzes, daß das Unionswerk Friedrich Wilhelm III. eine Glaubensthat sei.

Dem Vortragenden gelang es, durch eine objective Darstellung des Inhaltes der sieben Bücher die Gemüther zu beruhigen. In welcher Weise dies geschah, ist ganz charakteristisch. Wangemanns una sancta führe keineswegs zur Consensus-Union, noch stärke sie die Partei der positiven Union. Wohl aber zeige Wangemann, wie die Separation kein Recht auf Zerspaltung habe und wie gegenüber den Zuständen der außer-preußischen Landeskirchen die preußische hoch zu halten sei. Wangemann sei vom Scheitel bis zur Sohle ein guter Lutheraner. Aber er hoffe eben, daß die lutherische Kirche und das lutherische Bekenntniß (welche luth. Kirche und welches luth. Bekenntniß?) in ganz Deutschland zum Siege kommen werde und kämpfe gegen die falsche Engherzigkeit für die Oekumenizität der Kirche. Im Anschluß daran bedauerten Manche, daß durch Wangemanns Buch der Gegensatz gegen die außer-preußischen Lutheraner noch verschärft und auch zu wenig des Segens gedacht sei, den die Separirten durch Weckung des lutherischen Bewußtseins der Kirche gebracht hätten. Wenn die Theilnehmer der Conferenz auch nur definirt hätten, welches die zu erstrebende Mitte zwischen Wangemanns sieben Büchern preußischer Kirchengeschichte und seiner una sancta sei, namentlich da, wo Wangemann frühere Anschauungen und Ausführungen geradezu widerruft.

Aehnlich war der „Lutherische Verein der Provinz Sachsen" gestimmt. Es wurde dort vom Referenten versucht, einige schwache Seiten des Buches aufzudecken, was ihm denn auch natürlich gelang. Er kann wenigstens ein gewisses Schwanken Wangemanns in der Frage, ob das Sakrament nota confessionis sei, constatiren. Er bittet den Historiker Wangemann, den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit, den er gegen die Breslauer Freikirche erhebt, fallen zu lassen. Er trägt Bedenken, dem Satze: der Unionsgedanke Friedrich Wilhelms III. ist eine Glaubensthat — trotz aller Einschränkungen — beizustimmen. Einig aber sind alle Stimmen in der Verwerfung der Verherrlichung der Union und in der Erklärung, daß Dr. Wangemanns una sancta nicht im Auftrag der lutherischen Vereine verfaßt worden ist."

Diese Stellung der Lutheraner, die innerhalb der Union auf deren Sprengung hinarbeiten, ist eigenthümlich genug. Auf den Standpunkt der Separation treten will man nicht, um nicht mit Wangemann brechen zu müssen und in die von ihm so deutlich gezeichnete Bahn der Zersplitterung zu gerathen. Mit der immerfort gehätschelten Separation will man auch nicht brechen, um auch fernerhin in dem Geiste, aus dem die Separation hervorgegangen ist, leben zu können und kein Unrecht darin sehen zu müssen, daß man zwar in der unirten Landeskirche lebt, als ob man dazu gehörte, aber ihren Bestand untergräbt, als ob man allein dazu berechtigt sei und jede nicht als lutherisch anerkannte Anschauung nur zwischen Unterwerfung und Untergang zu wählen habe.

Wenn auf der Lutherischen Conferenz in Bielefeld in einem Referat über Kirchenzucht und Gottesdienst von der römischen Kirche gesagt wurde, daß sie in beiden Stücken weit voraus sei, so wollten wir nichts weiter dagegen sagen, wenn Rom nicht als Vorbild hingestellt würde. Aber da wird denn sofort von der römischen Kirche gesagt: „Sie gibt nicht nur, wie die evangelische, den gläubigen Christen Nahrung für ihre Seele, sondern auch, wie eine rechte Mutter, den Ungläubigen ihre Zucht," als ob man gar nichts davon wüßte, daß, wenn Rom nach seinem Sinn diese seine Zucht als rechte Mutter hätte ausüben können, der Schreiber wohl nicht unter die Gläubigen gerechnet worden wäre. Solche pia desideria, bei denen Rom als Vorbild dient, sind charakteristisch für ein Lutherthum, das wieder nach Rom zurückschaut und den Unterschied zwischen seiner eigenen Kirche und dem Reiche Gottes ganz übersieht.

Die Delegirten-Versammlung der hannoverschen Missionsvereine tagte am 15. April in Hannover. Der Hauptgegenstand der Verhandlungen, dem gegenüber alles andere zurücktreten mußte, war das Verhältniß zu Hermannsburg. Eine von den hannoverschen Vereinsmitgliedern nach dem Tode von P. Theodor Harms berufene Versammlung hatte bei dem Hermannsburger Missionsvorstand ernst und dringend um die Wahl eines tüchtigen und gereiften Missionsdirektors für diese besonders schweren Zeiten gebeten. Die Antwort darauf war die durch acht Glieder des Missionsraths (er zählt im Ganzen 13 Glieder) vollzogene Wahl des jungen Candidaten Egmont Harms gewesen. Wohl hatte die Minorität des Missionsvorstandes Protest gegen die Wahl eingelegt, bei der die Rücksichten auf die separirten Hermannsburger das eigentlich durchschlagende gewesen waren. Die Delegirten-Versammlung war der Ansicht, daß ein Abwarten der Erfolge dieses Protestes nicht nöthig sei und beschloß mit allen gegen nur zwei Stimmen, daß mit einer so gearteten Missionsleitung nicht weiter zu verhandeln sei. Der Beschluß soll keineswegs eine Lossagung von der Hermannsburger Mission, sondern nur von der gegenwärtigen Missionsleitung bedeuten.

Inzwischen sollen Missionszöglinge im Stephansstift bei Hannover ausgebildet werden. Ob nun dieser Plan den Grund zu einer neuen Missionsgesellschaft legen, oder durch die gehoffte und gewünschte Wiedervereinigung mit Hermannsburg überflüssig werden wird, läßt sich jetzt natürlich noch nicht bestimmen. Ein Nachgeben ist unter den gegenwärtigen Umständen von Seiten des Missionsvorstandes kaum zu erwarten.

Die Generalsynode der Vereinigten Presbyterianer in Schottland (United Presbyterian Church) erfreute sich einer ungemeinen Betheiligung; 738 Mitglieder, theils Geistliche, theils Kirchenvorstände, theils Missionare waren zugegen. Der abtretende Moderator Dr. Hutton wies in seiner Begrüßungsrede auf die Entstaatlichung der Kirche als das hin, was von den Presbyterianern unter den gegenwärtigen Verhältnissen als das Wichtigste angesehen werden müsse. Die Entstaatlichung der Kirche sei Voraussetzung ihrer Freiheit. Die Vorschläge des Lord Aberdeen, eine allgemeine presbyterianische Kirche aus sämmtlichen Denominationen des Landes herzustellen und derselben die durch Entstaatlichung frei werdenden Kirchengüter und Kirchengelder zuzuwenden, wurden von Dr. Hutton bekämpft. Dieselben müßten, weil sie den kirchlichen Prinzipien der Synode zuwiderliefen, abgewiesen werden. Die Entstaatlichungsfrage wurde lebhaft im Sinne der Eröffnungsrede des Dr. Hutton discutirt. Ebenso fanden eingehende Berathungen statt über die Aufgaben, welche den englisch-protestantischen Kirchen auf dem Kontinent und in den Kolonien zufallen. Das allgemeine Missionscomite wurde erweitert und mit dem der innern und äußern Mission vereinigt, um in den Stand gesetzt zu werden, die kirchlichen Bedürfnisse der auf dem Kontinent zerstreuten Presbyterianer wirksamer als bisher zu befriedigen.

Die Kirche hat um 1696 Glieder zugenommen, so daß sie jetzt 179,881 Mitglieder zählt. Auch die Sonntagsschule wies in Schülern und Lehrern wachsende Zahlen auf. Dagegen waren die Einnahmen ungünstiger als sonst. Die Gemeindebeiträge hatten zwar gegen 1883 beträchtlich zugenommen, aber die übrigen Quellen waren so spärlich geflossen, daß die Einnahme um 7092 Pfd. St. gegen 1883 zurückgeblieben war (Einnahme 1884: 390,196 Pfd. St.). Die äußere Mission hatte gegen das Vorjahr günstigere Einnahmen zu verzeichnen, dagegen zeigt sich auf der ganzen Linie der christlichen Unternehmungen in der Heimath ein nicht unwesentlicher Rückgang in den Einnahmen. Die Ausfälle an Legaten, die um 11,000 Pfd. St. hinter 1883 zurückgeblieben waren, hatten dies ungünstige Resultat wesentlich verschuldet.

Zum Schluß theilte Dr. Mair mit, daß die Kirche jetzt in ihrem theologischen College 108 Predigtamtscandidaten zähle. Es treten jährlich im Durchschnitt 36 Studenten ein, während der Bedarf der Kirche an Pfarrern sich für das Jahr auf 13—22 beläuft. Miß Kerr hatte an dem College eine Stelle für einen Wanderprediger gegründet, ferner wurden auf drei Jahre die Mittel zur Vorlesung bewilligt, welche „die Förderung des Studiums der wissenschaftlichen Theologie" in Aussicht nehmen sollten.

Innerhalb der englischen Hochkirche scheinen die in den letzten Jahren gemachten Versuche, auch Laien auf dem Gebiete der kirchlichen Mission durch Heranziehung zu Gottesdiensten und Predigten in Anspruch zu nehmen, nicht von den gehofften Erfolgen begleitet zu sein. In einer vor Kurzem abgehaltenen Diöcesansynode in Winchester stellte ein Mr. J. L. Moberli einen Antrag zu Gunsten der Laienthätigkeit, begegnete dabei aber einem so heftigen Widerspruch, daß er seinen Antrag noch vor der Abstimmung zurückzog.

Der 800jährige Todestag Gregors VII. findet dieses Jahr statt und Leo XIII. mag Betrachtungen darüber anstellen, daß trotz der großen politischen Erfolge, welche sein Pontificat aufweist, die Aussichten auf einen zweiten Canossatriumph doch viel geringer sind, als vor acht Jahrhunderten. Man scheint überhaupt bei der Curie nicht recht zu wissen, wie man das Andenken des Papstes feiern will, an dessen Name sich der — wenigstens der äußern Form nach — glänzendste politische Sieg des Papstthums knüpft. Papst und Bischöfe verhalten sich unthätig, um nicht die Gegner zu reizen und sich selbst bei ihren Anhängern zu verrathen, die sich wohl vielfach zurückziehen würden, wenn ihnen die Curie selbst einmal thatsächlich eingestehen würde, daß der politische Ruin Deutschlands und das Wohl der deutschen Katholiken für ihre Anschauung untrennbare Dinge sind. Den Protestanten gegenüber braucht sie sich nicht mehr zu verrathen, diejenigen, welche durch Roms kirchenpolitischen Glanz geblendet sind, würden es nur noch mehr werden; diejenigen dagegen, welche die Augen offen haben, lassen sich durch den Curialstyl nicht mehr täuschen. Deßhalb überläßt Rom die Sache den Laien. Würde ein Erfolg erzielt, so fielen die Früchte doch der Curie zu. Wird aber keiner erzielt, nun ja, dann ist's der Geist der Milde Leos XIII., der auf diesen Triumph verzichtet hat, weil er es für weise hielt. Dem entsprechend hat der Wortführer der deutschen Ultramontanen Freiherr v. Loe einen Aufruf erlassen, in welchem er die deutschen Katholiken auffordert, sich an der Feier des Centenariums Gregors VII. zu betheiligen. Im Gegensatz hierzu bezeichnete eine Berliner Correspondenz in dem ultramontanen „Westf. Merkur" für die Anordnung eines heiligen Festtages nur die Bischöfe competent, indem sie tadelnd hinzufügte, daß deren Anordnungen hätten abgewartet werden sollen. Daß diese Correspondenz den ultramontanen Blättern sehr ungelegen kam, erhellt aus den Erörterungen, die sich an sie knüpften. Freiherr v. Loe protestirte feierlich gegen die ihm zugeschriebene Absicht, in die Rechte der Bischöfe durch „Anordnung" eines Festtages im kirchlichen Sinne eingreifen zu wollen, und der „Moniteur de Rome" bezeugte ihm, daß er diese Absicht nicht gehabt habe. Eine schlesische Zuschrift an die „Germania" aber machte geltend, daß gerade, weil es sich bei der diesjährigen Jubelfeier des „großen Papstes" nicht sowohl um den Heiligen, als den kirchlichen Vorkämpfer handle, der Episcopat sich eine von selbst gebotene Reserve habe auflegen müssen. Deßhalb sei es auch allein Sache des katholischen Volkes gewesen, aus sich heraus kirchenpolitische Festlichkeiten zu veranstalten.

Deutlicher als es hier geschah, konnte wohl nicht gesagt werden, um was es sich bei dieser Gregorfeier in Deutschland eigentlich handelte. Eine kirchenpolitische Demonstration im großen Stile sollte veranstaltet werden in Anknüpfung an die Wiederkehr des 800jährigen Todestages desjenigen Papstes, der — wie der „Moniteur" seinen Lesern zu erzählen wußte — einer „der Wohlthäter des deutschen Volkes gewesen sei, weil er die Gefahren des Despotismus, der Tyrannei und Corruption" beschworen habe, der aber in Wirklichkeit die größte Demüthigung des deutschen Kaiserthums vollzogen hat, mit dessen Namen im Gedächtniß des deutschen Volkes unzertrennlich die Scene im Schloßhof von Kanossa verknüpft ist.

Die erste derartige Gregorfeier in Deutschland hat — angeblich aus lokalen Gründen — schon im März und zwar kurz vor dem Tage, an welchem das deutsche Volk in begeisterter Feier das Geburtsfest seines greisen Heldenkaisers Wilhelm beging, in Ravensburg in Württemberg stattgefunden. Ihr folgte eine am Himmelfahrtsfeste veranstaltete Vorfeier des katholischen Volksvereins in Dortmund, dessen katholischer Gemeinde der

Festredner, Prof. Dr. Rebbert aus Paderborn, das Zeugniß ausstellte, daß sie immer an der Spitze marschire, wenn es gelte, den katholischen Glauben zu bekennen.

Die katholischen Blätter haben dann noch Beschreibungen einiger weiteren Feiern gebracht, so der im katholischen Gesellenverein in Berlin, in der katholischen Gesellschaft „Eintracht" in Bremen u. s. w. Gewiß werden auch sonst noch manche Vorträge von klerikalen Vereinsversammlungen über das Leben Gregors stattgefunden haben. Aber es ist — wie die „Nat. Ztg." mit Recht constatirte — keine allgemeine, noch weniger eine kirchenpolitisch demonstrative Feier zu Stande gekommen. In diesem Fehlschlag von Bemühungen, welche auf eine solche Demonstration gerichtet waren, liegt für weitere Kreise die Bedeutung des ganzen Zwischenfalls. Aus dem gänzlichen Mißlingen der Gregorfeier — sagt die „Köln. Ztg." — geht klar hervor, daß das katholische deutsche Volk es müde ist, nach dem Bedürfniß der Führer aus einer Aufregung in die andere versetzt zu werden, ohne recht zu erfahren, weßhalb.

In Italien wollte nach der „Germania" außer Rom sich besonders Kanossa durch besonderen Eifer für den „großen und heiligen Papst" auszeichnen, ebenso Salerno, wo Gregor im Exil lebte und starb. Die Freidenker werden diesen Kundgebungen einen internationalen Freidenkercongreß entgegensetzen, der einige Tage später am Todestage Voltairs (30. Mai) eröffnet werden soll.

Daß das Urtheil H. Leos über Gregor VII., auf das sich die „Germania" beruft, für uns Protestanten nicht maßgebend sein kann, bedarf für den, der die Stellung dieses Historikers zur Reformation kennt, keiner Bemerkung. Auch wir können der Energie, mit der Gregor sein Ziel zu erreichen suchte, unsere Bewunderung nicht versagen. Deßhalb bleibt doch das Ziel selbst, dem er nachstrebte, ein nicht weniger falsches, durch die Reformation gerichtetes. Daß Heinrich IV. das Opfer seiner Erziehung war und den Mangel an sittlichem Gehalt schwer hat büßen müssen, wissen wir nur zu gut. Aber für ebenso ungerecht halten wir es, die Züge seines Bildes den schwarzen Schilderungen der ihm feindlichen gleichzeitigen Geschichtsschreiber unbesehends zu entnehmen.

Trotz des Unfehlbarkeits-Dogmas vermag die Curie nicht gegen rein äußere Dinge zu kämpfen, die eben Gemeingut der Menschheit geworden sind und sich dem päpstlichen System nicht als besonders förderlich erweisen. Der Telegraph ist für das Papstthum so wenig ein passendes Werkzeug, als die Druckerpresse es war. Das zeigt die Dispensangelegenheit der Tochter des italienischen Marquis de Castrone und des ungarisch jüdischen Barons Popper. Der Dispens war ertheilt, aber widerrufen worden. Gegenüber den Behauptungen ultramontaner Blätter, daß der Dispens nie ertheilt worden sei, veröffentlicht der Marquis selbst folgendes: „Das Gesuch um den Dispens wurde von meiner Tochter durch den Pariser Erzbischof nach Rom gesandt. Sieben Monate lang studirte die Kongregation des „Santo-Officio" diese wichtige Frage, und nur nach einer ernsten Prüfung wurde sie dem hl. Vater zur Bewilligung vorgelegt. Die von der Bittstellerin angegebenen kanonischen Gründe wurden als hinreichend erklärt, und Papst Leo XIII., dem Beispiele mehrerer seiner Vorgänger folgend, sowie Kraft seiner unbestreitbaren Autorität, unterzeichnete den Dispens, jedoch die schriftliche Erklärung des Brautpaares verlangend, daß die aus dieser Ehe entstammenden Kinder in der kath. Confession erzogen werden sollten. Diese Erklärung wurde in aller Form gegeben. Am 10. Februar hatte der Papst den Dispens unterschrieben, am 13. war er in meinen Händen, den 16. habe ich ihn, dem Befehl aus Rom Folge leistend, im erzbischöflichen Palais eigenhändig dem Official-Kanonikus Allain übergeben. Am 18. Februar kam plötzlich ein Telegramm von dem Kardinal Jacobini, an den hiesigen Nuntius Msgr. di Rende gerichtet, folgenden Inhalts: „Suspendiren Sie den Dispens," und am 20. desselben Monats kam ein zweites Telegramm, welches lautete: „Der hl. Vater widerruft den Dispens."

Die „Germania" vermuthet nun, daß nach der Ertheilung des Dispenses noch neue Thatsachen zur Kenntniß des Papstes oder der Kongregation gekommen seien. Diese neuen Thatsachen sind aber schwerlich etwas anderes, als die beißenden Kritiken protestantischer Blätter, welche darauf hinwiesen, wie Rom zwar die Ehen der Protestanten,

oder die Ehen zwischen Protestanten und Katholiken zu Concubinaten zu stempeln sucht, aber für die Ehe eines jüdischen Barons mit einer katholischen Marquise Dispens hat und der Widerstand, welchen das ungarische Oberhaus der Ehe zwischen Juden und Christen entgegensetzt.

Auch die irischen Bischöfe scheinen sich der Unfehlbarkeit des Papstes nicht recht beugen zu wollen. Der „Moniteur de Rome" schreibt nämlich, daß das katholische Irland den dringenden und wiederholten Aufrufen Leons XIII., seine Sache von jedem unreinen und revolutionären Bündniß frei zu machen, nicht untreu gewesen sei. Trotz den verruchten Anstrengungen geheimer Gesellschaften und ungeachtet gewisser, namentlich diesen letzteren zuzuschreibender Ausschreitungen, habe das Papstthum im Verein mit dem Episcopat dieses wackere Volk in den Schranken der Gesetzlichkeit und der Gerechtigkeit erhalten, es vor Fehlern und Irrthümern bewahren können, die es für immer compromittirt und entehrt haben würden. Irland sehe und wisse heute, daß die legale und constitutionelle Agitation noch das beste und sicherste Mittel sei, um die nothwendigen Genugthuungen zu erhalten. Der Besuch des irischen Episcopats in Rom werde dazu beitragen, die Bande der hundertjährigen Anhänglichkeit zwischem dem hl. Stuhl und Irland zu festigen.

Dagegen haben die irischen Bischöfe in Rom, nach dem von dem Bischof in Meath an seine Gemeinden gerichteten Hirtenbrief zu urtheilen, nach Mitteln gesucht, um den Papst nicht in Conflikt mit der national-irischen Bewegung kommen zu lassen. Ihre Rathschläge dem Papst gegenüber sollen dahin gegangen sei, daß in irgend einer Form eine Beziehung zu der Parnellitischen Bewegung gefunden werden muß. Sie wollten dem hl. Vater anheimgeben, daß sie für die Treue und Ergebenheit ihrer Heerden alle Verantwortlichkeit ablehnen müßten, wenn er nicht Mr. Parnell und seinem Unternehmen seinen Segen ertheilen werde. Dem entsprechend meldete ein Telegramm des „Standard", der Erzbischof von Tuan habe in einer Unterredung mit dem Papst unter Anerkennung der sehr schwierigen Lage, in der der Vatican sich befinde, es gewagt, Sr. Heiligkeit vorzustellen, daß die bisherige allzugroße Rücksichtnahme von Seiten der Curie auf die Wünsche der englischen Regierung in irischen Kreisen außerordentlich verstimmend gewirkt habe.

Einem unter dem Titel: „Die irischen Bischöfe im Vatican" veröffentlichten Bericht der „Times" aus Rom entnehmen wir noch nach der „Köln. Ztg.", daß die irischen Bischöfe, die vor sechs Wochen mit der Absicht, den Papst zu belehren, auszogen, in Rom den Rückzug angetreten haben. Nur bleibe noch abzuwarten, ob die Prälaten, wenn sie einmal aus der ultramontanen Umgebung sich entfernt haben, und in die aufreizende Atmosphäre der grünen Insel zurückgekehrt sind, sich noch des warnenden päpstlichen Fingers erinnern würden.

Auch in Indien verfährt Rom sehr entgegenkommend England gegenüber, so daß die Portugiesen, auf deren Kosten dies geschieht, keineswegs zufrieden sind. Ueber diese zwischen dem Vatican und Portugal seit einiger Zeit schwebende Streitfrage wird berichtet: „Portugal hat seit der Ausbreitung des Christenthums in Indien das Recht, in Goa einen Erzbischof bestellen zu dürfen, der anfangs die päpstliche Jurisdiction unbeschränkt ausübte. Später, als in Pondichery und Ceylon apostolische Vicariate errichtet wurden, gab es bereits Zwistigkeiten zwischen dem päpstlichen Stuhle und Portugal. Vor Jahresfrist ernannte der Papst Monsignore Aliardi zum apostolischen Legaten für ganz Indien und beschränkte gleichzeitig die Jurisdiction des Erzbischofs von Goa auf das kleine Gebiet gleichen Namens, das bekanntlich das letzte Stück portugiesischen Eigenthums in Indien ist. England billigte den Schritt des hl. Stuhles, Portugal aber legte dagegen sogleich Verwahrung ein und erklärte die neue Ordnung der Dinge unter keiner Bedingung anerkennen zu wollen."

Deutschland gegenüber ist die Curie trotz aller schönen Reden so hartnäckig wie je. Schon meinte man, daß der Streit um die Besetzung des Kölner Bischofsstuhles definitiv erledige sei, da wird die Sache wiederum von Rom in Frage gestellt,

um für das Erzbisthum Gnesen-Posen einen national-polnischen Candidaten durchzudrücken, trotzdem alle Polen von der preußischen Regierung abgelehnt wurden.

Selbst die Gratulation, die dem in Köln in Aussicht genommenen Bischof von Ermland, Cremenz, von seinem Domdechanten entgegenbracht wurde, konnte von diesem nur unter Vorbehalt angenommen werden, mit der Bemerkung, daß ein definitiver Entscheid des Papstes nicht vorliege und erst noch abgewartet werden müsse. Daß ein solches Benehmen der Curie denen, gegen die es gerichtet ist, unerträglich wird und unwürdig erscheinen muß, können die Anhänger Roms nicht begreifen; sie haben so wenig Sinn für Recht und Billigkeit, als die Curie selbst.

So beklagt sich z. B. die italienische Presse über den Abgeordneten Bodmann, der in seiner Adresse, welche er an der Spitze der deutschen Pilger am 4. Mai im Vatican verlas, sich nicht scheute zu behaupten (freilich in lateinischer Sprache, so daß wohl die wenigsten seiner Pilgerfahrtgenossen vom Inhalte derselben etwas verstanden), daß Leo XIII., den er vorsichtigerweise an dieser bedenklichen Stelle seiner Adresse in „Petrus“ umtaufte, im Gefängniß des Herodes sitze. Gehört es etwa zu den Vorrechten eines römischen Pilgers, den König von Italien so gröblich zu beleidigen? Mögen die Anhänger des Papstes ihn in blindem Gehorsam als den Gefangenen des Vaticans bezeichnen; die Thatsache des fürstlichen Empfanges der Pilger von Seiten des Papstes, welcher fünfzehn Kardinäle und dreißig Erzbischöfe, abgesehen von andern Gliedern seines Hofstaates um sich hatte, beweist den Unsinn eines solchen Geredes am besten. Daß König Humbert kein Herodes ist, könnte Herr Bodmann auch schon daraus folgern, daß er trotz seiner Invectiven heil über die Grenze zurückgekommen ist.

Für den preußischen Kirchenstreit war die Adresse Bodmanns insofern von Bedeutung, als hier (natürlich nach vorheriger Verabredung mit dem auswärtigen Amte der Curie) die Forderungen Roms gegenüber dem preußischen Staate klar und kurz formulirt erschienen: Anerkennung der von Gott (?) verliehenen Jurisdiktion der Bischöfe und deren freie Handhabung, unabhängige Erziehung des Klerus durch die kirchlichen Organe und Zurückrufung der religiösen Orden. Das ist allerdings nicht wenig und Rom bietet dafür nichts als schöne Redensarten, aus denen sich nur sehen läßt, daß man gerne nimmt, um nachher noch mehr zu verlangen. Der Papst sagte nämlich in seiner Antwort: „Wir haben mit größter Sorgfalt versucht, dem katholischen Deutschland die Freiheit und Ruhe wiederzugeben. Wir haben das Möglichste gethan, um die schwerwiegende Angelegenheit zu ordnen, und ihr stets alle unsere Aufmerksamkeit geschenkt. Der Geist der Billigkeit hat uns bei Verhandlung derselben nie verlassen, und wir haben hierbei stets alle mit unserem Amte verträgliche Milde an den Tag gelegt. Wir sind bereit, auch fernerhin gleiche Gefühle walten zu lassen, und wolle Gott, daß durch seine Gnade endlich die gewünschte Einigkeit hergestellt werde zum sicheren Wohle der Kirche und des deutschen Reiches.“

Daß auf diese Weise der Kulturkampf nicht zu Ende kommen kann, ist klar. Was helfen alle die schönen Friedensworte, wenn dieselben nicht von Thaten begleitet sind, welche die Worte zu mehr als leeren Worten machen. Gerade an solchen Thaten läßt es die Curie fehlen. Sie gibt sich den Anschein des Entgegenkommens und knüpft ihre schon gemachten Zusagen nachträglich noch an unerfüllbare Bedingungen, wie sich das in der Sache des Kölner Bisthums handgreiflich gezeigt hat.

Afrika, wohin aller Blicke sich richten, ist der Aufmerksamkeit der Curie auch nicht entgangen. Es soll demnächst ein besonderes apostolisches Vicariat für den Congostaat eröffnet werden.

Die inneren Angelegenheiten der Curie werden durch die Jesuiten sorgfältig und vorsorglich geleitet, damit es ja nicht an einem für ihre Zwecke brauchbaren Papste fehle. Die Ernennung des Cardinals Oreglio zum Camerlengo und des Cardinals Franzelin zum Präfecten der Congregation für Ablässe und Reliquien bedeutet nach einer römischen Correspondenz in der „Köln. Ztg.,“ daß für das nächste Conclave die wichtigsten Posten mit jesuitischen Cardinälen besetzt sind. Dem Camerlengo fällt bekanntlich die ganze Leitung des Conclave anheim, wie er über-

haupt während der ganzen papstlosen Zeit den apostolischen Stuhl vertritt. Es sollen auch Anzeichen dafür vorhanden sein, daß die Jesuiten bereits ihre Aufmerksamkeit der persönlichen Frage der zukünftigen Papstwahl zugewendet haben. Als Candidat wurde nämlich der Patriarch von Venedig, Domenico Agostini, Cardinal seit 1882, bezeichnet. Ein Gerücht will sogar wissen, daß eine Aenderung in der bisherigen äußern Einrichtung des Conclaves bevorstehe.

Die Feier des 1000jährigen Todestages des Slavenapostels Methodius, welcher der Tradition zufolge am 6. April 885 gestorben ist, trägt ein bemerkenswerthes Doppelgepräge, indem sie einerseits von Rom, andererseits von der griechisch-orthodoxen Kirche für ihre Zwecke auszubeuten gesucht wurde. Den größten Erfolg scheint Rußland gehabt zu haben. Der „Moniteur de Rome" hatte allerdings verkündigt, daß der Pilgerzug der Slaven einen Markstein geschichtlicher und sittlicher Entwicklung der slavischen Welt durch Beurkundung der unzerreißbaren Solidarität zwischen dem Papstthum und den slavischen Völkern bilden werde. Aehnliche Meldungen waren in andern römisch-gesinnten Blättern vorausgegangen, so daß es den Anschein gewann, es sei eine Demonstration des römisch-katholischen Slaventhums gegen die griechisch-orthodoxen Slaven beabsichtigt, was nun allerdings den Gedanken an eine orthodoxe Gegenfeier sehr nahe legte.

In der That meldeten die Blätter, daß der Zuzug von Pilgern nicht gering sei. Gleich im Anfang sollen bereits 15,000 derselben in Welehrad eingetroffen sein, die meist aus den benachbarten mährischen Orten herbeigeströmt waren. Noch weitere Pilgerzüge wurden erwartet. Die Züge der Gäste werden — wie man von dort schreibt — von Geistlichen im Ornat geführt. Die Glocken läuten ohne Unterbrechung. Zahlreiche Musikkapellen begleiten die Lieder der Pilger. Daß die Unterbringung so vieler Fremden in dem Städtchen mit seinen nur wenigen Häusern große Schwierigkeiten bereiten würde, war zu erwarten. Man hat Baracken und Zelte errichtet, die aber bei dem eingetretenen Regenwetter wenig Schutz gewähren. Die meisten Pilger gehören indessen dem Bauernstande aus Mähren und Galizien an. Die bekannten Führer der Slaven fehlen. Von einem nationalen Slavenfeste, namentlich einem solchen, das den Charakter einer Demonstration gegen die Orthodoxen trägt, vermochten die dorthin gesandten Zeitungsberichterstatter nichts zu entdecken. Die Feier trat nirgends aus dem Rahmen einer gewöhnlichen kirchlichen Procession heraus.

Um so mehr gestaltete sich die Petersburger Feier zu einem nationalen und politischen Feste. Sie war dem Andenken des Methodius und Cyrillus gewidmet und begann am 17. April. Um 1 Uhr fand eine Festsitzung statt, in welcher der Akademiker Jagitsch sich in seiner Festrede über slavische Philologie und deren Geschichte verbreitete. Abends wurden in allen orthodoxen Kirchen feierliche Messen gehalten. Am 18. April, dem eigentlichen Festtag, rief Morgens Glockengeläute die Andächtigen nach den Kirchen. Um 9 Uhr Vormittags setzte sich von der Kasan'schen Kathedrale aus die große Festprocession nach der Isaaks-Kathedrale in Bewegung. Dieselbe bewegte sich durch dichtgedrängte Volksmassen, welche zu beiden Seiten Spalier bildeten. Es nahmen daran Theil: die Geistlichkeit, die Municipalität, der slavische Wohlthätigkeitsverein, eine galizische Deputation*), welcher Naumowicz, Dobrzanski, Ploszczanski und sieben Bauern angehörten. Dem Gottesdienst in der Isaakskirche wohnten der Kaiser, die Kaiserin, alle zur Zeit in Petersburg anwesenden Mitglieder des kaiserlichen Hauses, der Hofstaat, die Spitzen der Civil- und Militärbehörden, der serbische und der griechische Gesandte bei. Auch in allen übrigen orthodoxen Kirchen fanden an diesem Tage gottesdienstliche Feierlichkeiten und in den Schulen feierliche Acte statt. Das Militär war dienstfrei. Die Zeitungen waren gefüllt mit langen Berichten über die Lebensgeschichte der beiden Slavenapostel. Die „Nowoje

---

*) Wie aus Lemberg gemeldet wurde, ist der Gemeindebeamte in Dolina, Th. Bielecki, der an der Methodiusfeier in Sct. Petersburg Theil genommen, auf Verlangen der politischen Behörde von seinem Amte suspendirt worden. Den Bauern wurden bei der Rückkehr an der Grenze Schwierigkeiten gemacht.

Wremja" hob hervor, daß die an der Newa bestehenden Sympathien für die Slaven überhaupt auf Rußland als das Centrum der zukünftigen slavischen Einigung hinweisen.

Am Sonntag, den 19. April, Nachmittags versammelte ein vom „Slavischen Wohlthätigkeits-Verein" im Gebäude der Michaels-Manege veranstaltetes slavisches Monstre-Concert eine sehr zahlreiche Zuhörerschaft, unter ihnen auch mehrere Mitglieder des kaiserlichen Hauses. Am Abend dieses Tages fand in dem prachtvoll dekorirten und auf's glänzendste erleuchteten großen Saale der Adelsversammlung eine Festsitzung des slavischen Wohlthätigkeits-Vereins statt, bei welcher die Minister Giers, Deljanow und Nabokow anwesend waren. Der Vereinspräsident Durnowo sprach in seiner Begrüßungsrede der auswärtigen slavischen Gäste die Hoffnung aus, daß ihr Besuch ein Bindemittel für die slavischen Stämme und ein Anzeichen für deren intellectuelle Einigung sein werde, die man innerhalb der russischen Gesellschaft stets angestrebt habe. Ristic's Ansprache wurde enthusiastisch begrüßt. Professor Lamanski sprach von der Verbreitung des slavischen Volkes vom Eismeer bis zum adriatischen Meere. Größere Telegramme aus Montenegro und vom Metropoliten Michael wurden verlesen.

Bei dem Subscriptionsfestessen zu Ehren der slavischen Gäste wurde ein Telegramm an den Exmetropoliten Michael, als den erprobten Freund des russischen Volkes, den einzig rechtmäßigen Hirten der serbischen Kirche abgesendet. Der Metropolit von Montenegro toastirte nach der „N. Fr. Pr." in serbischer Sprache auf die Zusammengehörigkeit der Montenegriner und Russen. Ein galizischer Bauer sprach nach demselben Blatt: „Wir Söhne Einer Familie, Eines Glaubens, die nur durch die Politik getrennt werden, warten auf den günstigen Moment."

Am 28. April veranstaltete die russische Presse zu Ehren der anwesenden slavischen Gäste ein Festessen, bei welchem Ristic die Nothwendigkeit der religiösen Einigung der Russen und Südslaven hervorhob. Zu diesem Behuf empfahl er eine Föderation der letzteren, welcher dann Rußland die Hand bieten soll.

In Serbien wurde die Methodiusfeier am 18. April im ganzen Königreiche festlich begangen. Dem Gottesdienste in der Kathedrale zu Nisch wohnte der König bei. — Die Stadt Sophia war drei Nächte hindurch illuminirt. Bei dem von der Municipalität zu Ehren der zahlreichen Deputationen aus allen Theilen Bulgariens veranstalteten Bankett wurde in den zahlreichen Reden und Toasten der religiöse und nationale Charakter des Festes hervorgehoben, ohne daß jedoch die Politik berührt worden wäre. Auch das bulgarische Exarchat in Constantinopel zeigte der Pforte an, daß gemäß den nach Philippopel gesandten Instruktionen die Cyrill- und Methodiusfeier daselbst ohne jede „politische" Beimischung stattgefunden und die religiöse Ceremonie in Ruhe und Salbung verlaufen sei.

Noch bemerken wir, daß die russischen Polen um die Methodiusfeier ganz gekommen sind. Die Regierung hatte ein Verbot, nach Welehrad zu gehen, erlassen, und an der russischen Feier wollten sie natürlich keinen Antheil nehmen.

Die österreichischen Bischöfe haben wieder einmal deutlich gezeigt, wie wenig — oder auch wie viel — die römische Kirche mit Politik zu thun hat; sie haben durch Hirtenbriefe in die politischen Wahlen eingegriffen.

Der Fürstbischof von Seckau (Graz, Steiermark) Zwerger hat einen „auf der Reise zum heiligen Vater in Rom, außer dem flaminischen Thor, am Beginn das Marienmonats 1885 gegebenen" Hirtenbrief an die Gläubigen gerichtet, nach welchem sie „Alle ohne Ausnahme gerade nur den vom conservativen Wahlcomite vorgeschlagenen Männern ihre Stimme geben sollen." Ferner werden Kirchengebete für einen guten Ausfall der Wahlen angeordnet.

Der Hirtenbrief des Fürstbischofs von Lavant heißt Männer wählen, die für die unveräußerlichen Rechte der Kirche entschieden einstehen wollen. Auch der Fürstbischof von Laibach sagt: „Wollen wir katholisches Leben, so müssen wir auch ihrem ganzen Denken und Leben nach katholische Abgeordnete wählen. Nur so werden wir auch katholische Gesetze bekommen."

Auch der Hirtenbrief des Laibacher Fürstbischofs Dr. Missia legt den Wählern sowie Nichtwählern, Priestern und Gläubigen ans Herz, daß nur gesinnungstüchtige, ihrem ganzen Denken und Leben nach katholische Abgeordnete in den Reichsrath gewählt werden.

In dem von dem Linzer Volksblatt gebrachten Wahlaufruf der „conservativen Partei" heißt es, man müsse christliche Grundlagen für den Staat, die confessionelle Schule sowie die Heranziehung des steuerfreien Capitals und der Börse zur Steuerleistung verlangen. Nur katholische Männer könnten etwas Gutes schaffen.

Das Wahlrundschreiben der österreichischen Bischöfe hat nach der „N. Fr. Pr." in Frankreich größere Wirkung hervorgerufen als in Oesterreich. Die französischen Klerikalen und Monarchisten hätten daraus Veranlassung genommen, den Klerus aufzufordern, das Beispiel der österreichischen Bischöfe nachzuahmen und von der Kanzel herab in den Wahlkampf einzugreifen.

Frankreich. Das Gesetz über die rückfälligen Verbrecher ist von der Deputirtenkammer am 12. Mai trotz des Widerstandes der Rechten und der Linken mit ungewöhnlicher Majorität (386 gegen 57 Stimmen) unter Ablehnung aller Amendements angenommen worden. Vergeblich bat Bischof Freppel, mindestens Bettler und Vagabunden nicht den Gewohnheitsmördern gleichzustellen. Die schließliche Annahme des Gesetzentwurfs mit einer so enormen Majorität erklärt sich wohl nur aus der Besorgniß vor den an dem Aufstand der Commune einst betheiligten Elementen der Pariser Bevölkerung.

Ein Dekret soll bestimmen, wohin die Rückfälligen verbannt und welche Anordnungen zu ihrer Ueberwachung und Beschäftigung getroffen werden sollen. Nach einer ungefähren Schätzung werden nach der Publikation des Gesetzes sogleich 6000—8000 rückfällige Verbrecher deportirt werden müssen. Freilich werden zuvor, um die Ausführung des Gesetzes zu ermöglichen, die großen Kosten, welche es verursacht, von der Regierung in einem Nachtragscredit zum Budget gefordert und von der Kammer bewilligt werden müssen.

In Jerusalem ist neuerdings eine bemerkenswerthe Entdeckung gemacht worden. In der Gegend der Auferstehungskirche besitzt Rußland ein Terrain, das bisher wüst und mit jahrhundertaltem Schutt dagelegen hat. Die russische Orthodoxe Gesellschaft hat nun auf Aufforderung ihres Präsidenten, des Großfürsten Sergius Alexandrowitsch, und auf dessen Kosten Ausgrabungen zu dem doppelten Zweck angestellt, den Plan der vom Kaiser Konstantin an der Stelle des Todes und der Auferstehung des Herrn aufgeführten Gebäude festzustellen und die Richtung der alten Umfassungsmauer von Jerusalem zu finden. Die Nachgrabungen waren von Erfolg begleitet. Als man die Gegend bis zum Felsen vom Schutt befreit hatte, stieß man auf die Reste der alten Umfassungsmauer und den Boden des Thores, durch welches man zur Zeit des Herrn aus der Stadt gelangte. Da dieses Thor das nächste bei Golgatha ist, so dürfte es sich auf dem Wege befunden haben, auf welchem Jesus zum Kreuze geführt wurde. — Der bekannte Baurath Schick in Jerusalem, der schon Modelle von der Stiftshütte, vom Salomonischen Tempel und von der Grabeskirche fertigte, hat neuerdings ein großes zerlegbares Holzmodell vom Tempelberge vollendet, worin das Studium eines ganzen Lebens niedergelegt ist. Auf dem der Natur in treuester Weise nachgebildeten Baugrund werden der Reihe nach die Terrassenmauern, Ueberbauten, Auffüllungen, sowie die in sich wieder zerlegbaren Gebäude aufgesetzt, wie sie mit möglichster Wahrscheinlichkeit von den Zeiten des Salamo bis auf unsere Tage bestanden haben. Sogar einige Stücke der Felsenoberfläche können abgehoben werden, so daß der Einblick in die alten Cisternen, Felsengrotten und Wasserläufe möglich wird. Baurath Schick ist augenblicklich mit der Ausarbeitung eines erklärenden Kommentars zu seinem Werke beschäftigt, das hoffentlich in Deutschland eine bleibende Stätte findet.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XIII. August 1885. Nro. 8.

Die Eintheilung der Synode.

Eingesandt von P. Th. Tanner.

Neben dem Segen Gottes, an welchem ja Alles gelegen ist, liegt das Geheimniß für jeden Erfolg wesentlich in der Befolgung des Grundsatzes: Was gethan werden muß, soll so gut als möglich gemacht werden. Die Ursachen des Mißerfolges lassen sich oft auf das laisser aller, auf den beliebten Schlendrian zurückführen, diesen nicht Geringsten unter den Hemmmitteln, welche jede Entwicklung zum Guten und Vollkommenen hindern. Die nothdürftige Behandlung einer Sache zieht immer mißliche Folgen nach sich. Unschön und unpraktisch gemachte Kleider können zwar ebenso warm halten als passende und elegante, man kann auch in einem, nach thörichtem Plane eingerichteten Hause vor Wind und Regen geschützt sein und glücklich leben, aber die Mängel machen sich doch fühlbar, und das um so empfindlicher, wenn man sich sagen muß, daß man sie hätte vermeiden können. Was bei einem verpfuschten Kleide, einem unzweckmäßig gebauten Hause blos als Mangel erscheint, zeigt sich bei einer falsch construirten, fehlerhaft arbeitenden Maschine schon als fühlbarer Schaden, denn die Arbeit, welche eine solche Maschine liefert, kann eben auch nur mangelhaft sein.

Mit einer Maschine wird oft das verglichen, was wir auf wirthschaftlichem, politischem und kirchlichem Gebiet — Organisation — nennen. Das Wohlergehen der Völker, die Erfolge oder Mißerfolge einzelner Gesellschaften, Institute, Gemeinden &c., stehen im Zusammenhang mit den geltenden Verfassungen, Ordnungen, Organisationen. Nicht in der persönlichen Tapferkeit und Bewaffnung des einzelnen Soldaten, sondern hauptsächlich in der Heeresorganisation und Leitung liegt die Bürgschaft für die Schlagfertigkeit einer Armee. — So hat nicht der innere Gehalt des Islam seine Ausbreitung befördert, nicht die Unfehlbarkeit und Irrthumslosigkeit der katholischen Kirche ihre Machtstellung bewirkt, nicht die Moral der Jesuiten hat diese an die Spitze der religiösen Orden gestellt, nicht die Geheimnißkrämerei der Logen hat ihnen den großen Einfluß auf's öffentliche Leben verschafft, — nein, überall ist die Organisation, die planmäßige Gliederung, die rationelle Kräftevertheilung, das zweckmäßige Ineinandergreifen aller einzelnen Theile eine Hauptursache des Erfolges. Je einheitlicher und zweckmäßiger eine Organisation sich gestaltet, um so eher wird, mit möglichst geringem Auf-

wand von Kräften auch das Größtmöglichste erreicht. Je mangelhafter aber eine Organisation ist, um so schwerfälliger arbeitet die „Maschine", um so größeren Aufwand von Mitteln erfordert der Betrieb, um so weniger wird erreicht. Eine mangelhafte Organisation ist für eine Gesellschaft, eine Kirche, einen Staat so eine Sträflingskugel, welche die volle Entfaltung der Kräfte zur Erreichung des Zieles hindern muß.

Aus diesem geht hervor, daß auch der Erfolg im synodalen Leben zum großen Theil davon abhängt, wie eben der synodale Organismus sich gestaltet, in welches Verhältniß die vorhandenen Mittel und Kräfte zu dem gesetzt werden, was erreicht werden soll, auf welche Weise das große Ganze gegliedert wird, behufs rationeller Arbeitstheilung. Die Gliederung eines großen Körpers hat auf seine Beweglichkeit und Leistungsfähigkeit den größten Einfluß. Sie kann von Anfang an keine fertige sein, es sei denn bei einem Körper, der nicht wächst an Umfang, an Kräften und Zielen. Im andern Fall muß die Gliederung, wie bei einem Baume auch zunehmen, muß Schritt halten mit den jeweiligen Bedürfnissen und Anforderungen.

Da unsere Synode in der Lage ist eine Aenderung der bisherigen Verhältnisse in Bezug auf Distriktseintheilung herbeiführen zu müssen, so ist es gut, wenn sie sich die Frage vorlegt: „Genügt unsere bisherige Gliederung oder muß sie erweitert werden?"

Ist die gegenwärtige Gliederung der Synode in Distrikte genügend? Wenn die Distrikte im Stande sind, die vorliegenden Geschäfte gründlich, dem Zweck entsprechend zu erledigen, wenn die angewandten Mittel und Kräfte in rechtem Verhältnisse stehen zu dem, was erreicht wird, wenn der gegenwärtige Zustand eine Garantie zur vollen Lösung der umfangreichen Aufgabe der Synode bietet, wenn das Verhältniß der Distrikte zur General-Synode ein gesundes, keiner Verbesserung fähiges ist — dann ist eine weitere Gliederung unserer Synode gewiß nicht nothwendig. Müssen obige Fragen aber verneint werden, wenn auch nur zum Theil, dann muß an Stelle des Alten etwas Besseres gesetzt werden, dann ist die Nothwendigkeit einer weiteren Gliederung erwiesen. Die Lösung der in § 3 der Synodalstatuten festgestellten Aufgabe muß Zweck und Ziel aller synodalen Maßnahmen sein, und alle Einrichtungen und Anordnungen, welche diese Lösung hindern, oder in Frage stellen, sind falsch, statutenwidrig und darum abzuändern.

Nun zur Frage: Sind die Distrikte im Stande die vorliegenden Geschäfte gründlich, dem Zweck entsprechend zu erledigen? Diese Frage als solche läßt sich nicht leicht verneinen, denn wenn eine Versammlung, bestehend aus treuen, eifrigen, das Reich Gottes und ihre Synode liebenden Männern nicht im Stande ist dies zu thun, wer ist es dann? Aber geschieht es auch? Eine langjährige Erfahrung und ein aufmerksames Durchlesen der Protokolle zwingt eben zur Verneinung. Formalitäten mancher Art, eine Menge solcher Geschäfte, welche ganz gut von einer kleineren Körperschaft erledigt werden

könnten, so wie Geschäfte, für welche die Distrikte gar nicht competent sind, rauben viel kostbare Zeit. Ueber Dinge von großer Tragweite, welche aufmerksame Prüfung und tüchtige Durcharbeitung erfordern, geht man gewöhnlich nur flüchtig hinweg, und das umsomehr, weil keine Vorbereitung in einer vorarbeitenden Körperschaft möglich ist, denn eine solche fehlt eben. (Die Pastoral-Conferenzen, welche in den Synodalorganismus nicht gehören, da ihnen die Gemeinde-Vertretung mangelt, dazu stempeln zu wollen ist eben unrecht, und was unrecht ist hat keinen Segen.) Gerade das, was den größten und nachhaltigsten Einfluß auf die Lösung unserer Aufgabe ausübt, wird nicht recht gewürdigt und kurz abgemacht. So ist bis auf den heutigen Tag die Sache der inneren Mission noch nicht behandelt worden, wie sie es verdient. Man hat noch nicht gefragt: Ist unser Missionssystem auch das bestmöglichste zur vollen Lösung der vielseitigen Aufgabe? Stehen die aufgewandten Kräfte und Mittel im rechten Verhältniß zu den Erfolgen? Man hat sich allgemein mit einem bloßen System der Propaganda für die Vergrößerung der Synode begnügt, und dieses ist das denkbar mangelhafteste und darum kostspieligste, das nur gefunden werden kann. — Bis auf den heutigen Tag ist die eminent wichtige Visitationsfrage noch immer umgangen worden, und doch waren die Distrikte dazu berufen und durch § 37 e der Statuten dazu verpflichtet eine gewisse Ordnung anzunehmen, denn ohne eine solche ist jene statutarische Bestimmung unausführbar, eine Beaufsichtigung der Lehre, des Wandels, des Verhaltens der Distriktglieder, Pastoren und Gemeinden gar nicht denkbar. Der Werth der jeweiligen Reisen der Distriktspräsides hat etwa nur den, wie mancher Examina, mit welchen zuweilen Predigtamtskandidaten auf den Distrikts-Conferenzen beehrt werden. Auch da fehlt eine festgesetzte, bestimmte Ordnung, und Oberflächlichkeiten sind nicht zu vermeiden. Bis auf den heutigen Tag arbeiten sämmtliche Behörden der Synoden mit Ausnahme des Direktoriums ohne Instruktion, und Vorschläge in dieser Richtung, Vorschläge, welche ein annehmbares Ganze bildeten, hat noch kein Protokoll aufzuweisen. Wenn es trotzdem an Erfolg nicht fehlte, und keine großen Störungen und Willkürlichkeiten zu verzeichnen sind, so ist das eben der inneren Tüchtigkeit der Synode selbst und ihrer Behörden, dem Takt und der Gewissenhaftigkeit der Beamten, vor allem dem Segen des Herrn zuzuschreiben. Unsere Organisation ist aber daran ganz gewiß nicht schuld. Wird nun eine Vermehrung der Distrikte das „alte Gehenlassen wie es eben geht" ändern; wird mehr, wird besser gearbeitet werden? Auf keinen Fall. Zum Anderswerden gehören andere Grundlagen und Bedingungen. Diese würden geschaffen durch eine Gliederung der Distrikte in Kreise, welche minderwichtige Geschäfte den Distriktssynoden abnehmen, und auf diese Art letzteren Gelegenheit geben würden die gewonnene Zeit den Verhandlungen über wichtigere Fragen zu widmen, überhaupt alle Geschäfte so gut als möglich zu erledigen. Zeit gewonnen, viel gewonnen. Zeit ist nicht nur Geld, sondern ein unumgänglicher Factor

zum Zustandekommen des Guten und Vollkommenen. Schon manches werthvolle Referat über wichtige Dinge, und wohlgeeignet zu segensreichen Beschlüssen Veranlassung geben zu können, ist nicht einmal nach Verlesung desselben zur Debatte gekommen, weil eben die Zeit mangelte. Gebt den Distriktssynoden mehr Zeit, nicht durch Verlängerung der Sitzungsdauer (das lassen sich diejenigen, welchen kein Antrag so lieblich in den Ohren klingt als der Antrag auf Vertagung nicht gefallen), sondern durch Wegnahme solcher Geschäfte, zu deren Abwicklung eine kleinere Körperschaft ebenso befähigt ist — und durch Vorberathung wichtigerer Sachen in eben diesen Kreissynoden.

Die Zeit ist aber nicht das einzige Hemmniß, welches bisher die Distrikte gehindert hat, obengenannten und noch andern Punkten eingehende Betrachtung zu schenken. Die nöthige Zeit hätte man allenfalls auch da finden können, wo die Distrikte über Dinge verhandelten, für welche sie nicht competent sind; (mir schweben unter anderm die berühmten Verhandlungen über Luft- oder Dampfheizung vor Augen). Nein, Zeit ist nicht Alles, der gute Wille ist mehr, und wo dieser zum Theil fehlt, da ist ein Sporn zum Antrieb nöthig. Ein solcher Sporn ist die Verantwortlichkeit.

Einer der größten und darum folgeschwersten Uebelstände unserer gegenwärtigen Gliederung, (oder vielmehr Nichtgliederung) liegt in dem Umstande, daß unsere Distrikts-Synoden nicht verantwortlich sind. Verantwortlich sind nur Körperschaften mit repräsentativem Charakter, Körperschaften deren Glieder mit dem Mandat einer Wählerschaft betraut sind. Das ist nun aber bei den Distrikten nicht der Fall. Ihre Verantwortlichkeit gegenüber der General-Synode bezieht sich nur auf die Ausübung der, dem Distrikt von den Statuten auferlegten Pflichten, und die Ausführung generalsynodaler Verordnungen. Das einzelne Distriktsglied aber ist für seine Thätigkeit oder Unthätigkeit Niemandem verantwortlich, d. h. es kann von Niemandem zur Rechenschaft gezogen werden. Desselbengleichen auch der Gesammtdistrikt. Ob sein Protokoll nichts enthält als Dankesvota und Freudenbeschlüsse, oder ob dasselbe Zeugniß ablegt von ernster treuer Arbeit, Tadel oder Lob wird der Dstirikt nicht empfangen, denn außer Gott ist er in dieser Hinsicht seine eigene und höchste Instanz.

Dieses Verhältniß würde nun aber durch eine Gliederung der Distrikte in Kreise, durch eine, auf eine Wahl sich gründende Distrikts-Synode und durch die Verantwortlichkeit der letzteren, gegenüber einer, durch eine Majorität der Kreissynode berufenen Distrikts-Versammlung ein ganz anderes. So ist auch die General-Synode in gleicher Weise einer General-Versammlung verantwortlich und es steht jederzeit im Belieben der Distrikte eine solche General-Versammlung zur Richterin über eine etwa pflichtvergessene General-Synode einzuberufen. Die Veränderung der Distrikts-Synoden in repräsentative, verantwortliche, auf dem Wege der Gliederung der Distrikte, könnte nicht anders als belebend, fördernd auf dieselben einwirken, und obschon kleiner

an Zahl würde eine solche Versammlung ein g r ö ß e r e s M a ß v o n F ä h i g k e i t u n d K r a f t e n t h a l t e n aus dem Grunde, weil der Sporn der Verantwortlichkeit schlummernde Kräfte weckt und in den Dienst stellt, während das Gegentheil einschläfernd wirkt.

Wie steht es nun mit der Frage nach dem Verhältniß der angewandten Mittel und Kräfte zum Erfolg?

Oben schon ist die Zeitfrage berührt und gesagt worden, daß durch eine Gliederung, d. h. durch eine Uebernahme gewisser Geschäfte durch kleine Körperschaften für die Distrikte, ohne Verlängerung der Sitzungsdauer, Zeit gewonnen wird. Im Hinblick auf die Gemeinde-Delegaten, für welche jeder Sitzungstag ein materieller Verlust bedeutet, wären nun gewiß Kreissynoden, welche ihre Arbeit ganz gut in einem oder zweien Tagen erledigen könnten, ein Gewinn. Distrikts-Synoden nehmen aber, alles in allem gerechnet, eine volle Woche in Anspruch. Die meisten Gemeinde-Delegaten sind Farmer, welche gerade in den Zeiten dringendster Arbeit zu den Synoden zu reisen haben. Solche Opfer könnten zwar recht wohl gebracht werden, wenn es nur nicht einem mangelhaften System zu Liebe geschähe, und wenn d e r G e w i n n d e n O p f e r n entsprechen würde. Während z. B. jetzt 8, oder vielleicht bald 16 Gemeinden den Segen einer Conferenz genießen, 8 oder 16 Gemeinden ein größeres Missionsfest feiern, könnte bei einer Gliederung der Distrikte in Kreise dasselbe bei 40—50 Gemeinden der Fall sein. Mit weniger Mitteln weit mehr Aussicht auf Erfolg.

Neben der Zeitfrage steht auch die Geldfrage. Ueber ihre Erörterung in der theol. Zeitschrift vornehm die Nase zu rümpfen, wäre ebenso unrecht als unweise. So lange die Distrikte die Hülfe der Eisenbahnen zur Lösung der Geldfrage heranziehen, so lange ist es für uns um so größere Pflicht, darnach zu fragen, ob wir nicht mit einer billigeren Organisation auskommen könnten. Jede 100 Dollars, welche unnöthiger Weise ausgegeben werden, ist für eine Synode ein unverzeihlicher Luxus. Bedenkt man, das unsere Conferenzen, trotz erheblicher Preisermäßigung von Seiten der Eisenbahnen, eine jährliche Auslage von 4—5000 Dollars erheischen, so ist das eine Summe, welche doch kaum im rechten Verhältnisse steht zu der Arbeit welche geliefert wird. (Vom Segen der brüderlichen Gemeinschaft, vom Gewinn, den der Einzelne mit heimträgt im Herzen: Aufmunterung, Trost, neue Arbeitslust, ein Gewinn, der ja nicht mit Dollars aufgewogen werden kann, darf hier nicht geredet werden, weil die Kreissynoden das Alles gleicherweise bieten).

Wird eine Vermehrung der Distrikte die Gesammtkosten erheblich verringern? Wohl kaum in dem Maße wie gehofft wird. Die Durchschnitts-Auslage für einen der in Aussicht genommenen 16 Distrikte muß schon viermal kleiner sein als die Durchschnitts-Auslage eines der 8 Distrikte, wenn die Gesammtsumme nur auf die Hälfte herabgedrückt werden soll. Anders stellt sich die Sache, wenn die Gliederung an den Distrikten vorgenommen wird, wenn Kreissynoden geschaffen und m i t d e n s e l b e n d i e P a s t o r a l-

Conferenzen verbunden werden. Zieht man in Betracht, daß nach gemachtem Vorschlag von je 3 Kreisgliedern nur Eines und dieses alle 2 Jahre anstatt jährlich, zur Distriktsynode abgeordnet wird, so ergiebt sich hier ein Ersparniß von fünfsechstel der Gesammtsumme, d. h. wo jetzt 3000 Dollars ausgegeben werden müssen, genügen dann 500. Für die Pastoren wenigstens fällt die Auslage für die Reise zu den Kreissynoden ganz weg, sintemal sie ja sowieso zur Pastoral-Conferenz reisen müssen. Man kann also getrost behaupten, daß unser gegenwärtiges System um etliche Tausend Dollars zu theuer ist und daß Mittel und Kräfte nicht im rechten Verhältniß zu den Erfolgen stehen können.

Könnte also bei einer Vornahme einer Gliederung der Distrikte in Kreis-Synoden mit weniger Mitteln die Leistungsfähigkeit der Gesammt-Synode erhöht werden, so wäre auch nach einer andern Seite hin ein nicht zu unterschätzender Gewinn zu erzielen.

Die Statuten übertragen auf die Distrikte eine Anzahl von Rechten, welche man in den Satz zusammen fassen kann: Selbstverwaltung innerhalb statutarischer Begrenzung. Es ist nun aber ein mißliches Ding, wenn eine Körperschaft das Recht der Selbstverwaltung beansprucht, und dabei doch nicht das Fundament für dieselbe besitzt — die Selbstbestimmung. Ein Machtspruch der General-Synode (und zu einem solchen geben ihr die Statuten unzweifelhaft das Recht) kann einen Distrikt aufheben, theilen, vergrößern, mit andern Namen benennen. Ein Distrikt besitzt also in keiner Weise den Charakter einer Rechtsperson. Er kann ohne Garantie der General-Synode keinen gültigen Contract schließen, kann rechtlich kein Besitzthum haben, kein Vermächtniß annehmen rc., denn eine fortwährend drohende und von Zeit zu Zeit ausgeführte Neueintheilung wirft eben die bestandenen Distrikte zu den gewesenen Dingen, und ändert die Rechts- und Besitzverhältnisse. Daß dieser Zustand falsch sei, soll hier nicht behauptet werden. Im Gegentheil. Nur ein leidiger Partikularismus kann wünschen, daß die Gesammt-Synode in einzelne souveräne Synödleins zersplittert und die Union in ihrem Bestand aufgelöst werde. Es ist recht und gut, daß unsere Distrikte sich nur als Theile des Gesammtkörpers betrachten, und nur als Glieder der Gesammt-Synode (und nicht als eigene Ich's) etwas sein wollen, aber zu wünschen wäre es doch, daß bei allem Festhalten unserer Rechtsgrundsätze, den Distrikten eine bessere Garantie für ihren Bestand gegeben würde. Das könnte ein gesundes Selbstbewußtsein der Distrikte nur stärken und ihre Arbeitslust und Leistungsfähigkeit nur fördern, während die fortwährende Aussicht auf eine neue Distriktseintheilung nur deprimirend auf sie einwirken kann. Ein Farmer muß sein Feld jedes Jahr neu eintheilen, ein Hausherr wird sich aber hüten zum öftern die Disponirung seines Hauses zu ändern; unberechenbaren Schaden würde aber daraus resultiren, wenn ein Reich in seinen Armeeverhältnissen fort und fort Aenderungen vornehmen, so etwa alle Schaltjahre einmal die Regimenter durcheinander mengen und aus der Gesammtmasse heraus neue Truppenkörper bilden würde. Wo bliebe da der

Regimentseifer, die Regimentsehre, der Regimentsstolz, lauter Dinge, welche großen Einfluß auf die Tüchtigkeit der ganzen Armee ausüben.

Es ist nöthig, daß unsere Distrikte in eine gesicherte Stellung treten. **Man schließe einmal so gut es eben geht die Eintheilung der Synode in wenige, sagen wir in vorläufig 7 Distrikte, ab und nehme eine Gliederung dieser Distrikte vor**, d. h. man theile sie ein in Kreissynoden oder Decanate. Dadurch ermöglicht man es, daß die Distrikte auch wirklich zur Selbstverwaltung kommen, daß die Visitation in ein geordnetes, segensreiche Geleise gelangt, daß die Handhabung der Zucht und der Rechtspflege auf eine Weise geschieht, welche nicht behaftet ist mit so vielen offenbaren Mängeln. Eine Gliederung der Distrikte nur ermöglicht eine rationelle Theilung der Arbeit, eine geordnete Regelung der Machtverhältnisse, verhindert die Aemterhäufung auf einzelne Personen und das mögliche Ueberhandnehmen der Willkür und anderer ordnungswidriger Zustände. In einer zweckmäßigen Gliederung ist die Grundlage gegeben für eine vernünftige Decentralisation zu Gunsten der Gesammt-Synode und ihres Werkes.

Ueber das Memoriren der Predigt.

Von H. **Wilhelmi**, Pastor in Parchim.

(Abdruck aus der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben.)

Vom eigentlichen „Memoriren," also von der Aneignung einer völlig ausgearbeiteten Predigt soll die Rede sein. Völlig fertig gestellt kann die Predigt entweder schriftlich sein oder blos im Geiste des Predigers. Da letzteres jedoch nur wenigen starken Geistern möglich sein dürfte, nehmen wir ausführliche schriftliche Abfassung als die Regel an und als den Zustand der Dinge, welchen wir bei unserer Besprechung voraussetzen.

Schleiermacher nennt das Halten einer völlig, bis auf den Ausdruck im einzelnen fertigen Rede eine „mechanische Reproduktion." Die üble Nebenbedeutung des Geistlosen, Aeußerlichen, Unlebendigen und Unfreien in dem Worte „mechanisch," der Ausschluß des Selbstthätigen und Schöpferischen aus dem Geschäft ist fatal. Es fragt sich, ob die Reproduktion einer völlig fertig gestellten Rede, als solche, immer und mit Nothwendigkeit mechanisch ist. Sicherlich nicht; denn die Sorgfalt und Genauigkeit der Vorbereitung kann die Reproduktion nicht zu einer mechanischen machen. Mechanisch wird sie vielmehr durch die Art, wie der Prediger das zu Reproduzirende sich angeeignet hat.

Reproduziren heißt den Akt des Produzirens wiederholen, also nicht einfach das Produzirte vorlegen, sondern es so vorlegen, daß der Zuhörer seine (wirkliche oder ideelle) Entstehung schaut, daß er das Produkt **werden** sieht. Darin liegt die größere Lebendigkeit und Eindrücklichkeit, überhaupt der unvergleichliche Vorzug einer gehaltenen Rede vor einer gelesenen. Wollen wir so reproduziren, so muß das Produkt der Vorbereitung bis zum Moment

der Reproduktion gewissermaßen in der Schwebe, in der Entstehung gehalten werden. Es darf in uns nicht als etwas Fremdes, äußerlich Gewordenes, Verobjektivirtes leben, sondern immer nur erst als Werdendes, es muß unausgesetzt in der Weise eines Entstehenden existiren, bis es durch die Reproduktion, durch das Halten der Predigt selbst wirklich wird, definitiv entsteht. Bis die Predigt reproduzirt und damit entstanden ist, wird sie im Geiste, ob sie wohl schon fertig ist, als unfertig dasein müssen. Bei der gewöhnlichen, auf die Wortfolge gestützten Art zu memoriren, ist diese Forderung nicht erfüllbar, und daher eine lebensvolle, echte Reproduktion wesentlich erschwert.

Gewöhnlich pflegt man die fertige Predigt wie ein Gedicht, einen Abschnitt der hl. Schrift u. dgl. von vorn bis hinten, stückweise zu lernen, schwerere Stellen (Schlüsse, Bilder, Uebergänge) mehrere Male zu wiederholen; dann setzt man die Stücke nach und nach zusammen und „kann" endlich das Ganze. Da war inzwischen das Ganze ganz fremd geworden; es war mechanisch zerlegt, jeder Theil wurde einzeln angeeignet und auch oft mechanisch (durch Ortsgedächtniß mittels gleicher oder gleichklingender Wörter u. s. w.); endlich sind die Nähte und Zwischenräume wieder ausgefüllt oder vielmehr nur die Stücke möglichst nahe aneinander geschoben worden. Die Predigt ist gestorben gewesen und mußte wieder lebendig gemacht werden. Beim Halten wird dann keineswegs die Entstehung der Predigt, sondern das Lernen derselben reproduzirt. Es würde eine ganz ungewöhnliche geistige Kraft dazu gehören, eine so gelernte Predigt vorzutragen, nicht in Erinnerung an das Lernen (um dessentwillen sie dem Geiste präsent ist), sondern in einem Wiedererleben ihrer Hervorbringung. Das Lernen schiebt sich hier wie ein fremder Körper, als eine störende Mauer zwischen Produktion und Reproduktion (in diesem Falle richtiger mit Palmer „Recitation" zu nennen), und das um so mehr, je ungleichartiger das Lernen in seinem Vollzuge den beiden Aktionen des Produzirens und Reproduzirens ist. Daran wird nichts geändert, wenn man, wie viele thun, nach dem wortweisen Lernen nun auch noch den Gedankengang sich einprägt; das geschieht nur, um im Nothfall eine Krücke zu haben, wenn einen das Wortgedächtniß im Stiche lassen sollte, hat aber keinen Einfluß auf die gesammte geistige Situation beim Memoriren.

Hierzu um die ganze geistige Situation des Memorirenden in der oben postulirten Weise zu gestalten, ist eine Methode des Lernens oder besser: des Aneignens der Predigt erforderlich, welche dem Produziren ähnlich und imstande wäre ein beiden gleichartiges Mittelglied zwischen Produktion und Reproduktion zu bilden, also ein Aneignen, welches ebenfalls in einem Wiederentstehenlassen des Produkts bestände.

Freilich, wenn wir auf Grund dieser theoretischen Erörterungen eine andere Methode des Memorirens beschreiben und empfehlen wollten, würden wir wahrscheinlich wenig Dank von den Praktikern haben, und das ist doch der Dank, auf den wir es abgesehen haben! Um theoretischer Richtigkeit willen wird Niemand seine gewohnte Art zu memoriren verlassen, die ihn bisher

noch immer zum Ziele geführt hat. Allein wir stützen uns weit mehr noch auf praktische, technische Gründe, wenn wir die wortweise Lernmethode zu Gunsten einer sachgemäßeren bekämpfen.

Führt das Lernen nach jener Methode wirklich zum Ziel? Jedenfalls nur mit großer Mühe und großen Opfern an Behagen, Zeit und Kraft. Denn es erfordert entweder ein ungewöhnlich gutes Gedächtniß oder einen unverhältnißmäßigen Aufwand an Zeit und Arbeit. Da ersterer Fall sehr selten ist, so seufzen viele unter dem Mißgeschick des Predigtlernens: man arbeitet die Predigt gern aus, man hält sie gern, aber wer mag sie lernen? Es ist eine unangenehme, ermattende, nervös machende Tagelöhnerei. Wir haben das an uns selbst und anderen reichlich erfahren. Der eine lernt an jeder Predigt 8—9 Stunden; man denke an die Festzeiten, welche unter solchen Umständen nicht blos zu Arbeitszeiten, sondern zu wahren Leidensperioden werden; ein anderer muß schon am Donnerstag zu lernen anfangen, wenn er am Sonntag sicher sein will; ein dritter lernt stundenlang mit lauter Stimme und im Schweiß seines Angesichts und ist nicht beruhigt, ehe er sich von einem Hausgenossen alles, Wort für Wort, hat abhören lassen. Viele werden ihr Leben lang nicht frei von der (rein technischen) Angst, stecken zu bleiben. Denn das Schlimmste ist, daß dies wortweise Lernen nie zu voller Sicherheit führt. Kleinigkeiten der elendesten Art können einen „heraus"-bringen, und man kommt nur mit der furchtbarsten Mühe und Angst wieder „hinein." Nun aber sagt Palmer mit Recht: „Kanzelfreudigkeit ist nur bei sicherem, freien Sprechen möglich." Jedenfalls fehlt immer etwas an der vollen Kanzelfreudigkeit, wenn der Prediger und so lange er noch mit technischer Unsicherheit mit der entferntesten Angst vor dem Steckenbleiben zu kämpfen hat. Was aber an Freudigkeit fehlt, geht gewiß auch der Wirksamkeit des gesprochenen Wortes ab. Mit bloßem Skizziren der Predigt und freier Ausführung ist hier nicht geholfen, da wir uns ja nur an die wenden wollen, welche völlig fertiggestellte Predigten sich anzueignen wünschen. Auch wenn man beim wortweisen Lernen zugleich den linearen Zusammenhang der Gedanken, den Zusammenhang jeder Vorstellung mit der vorhergehenden und nachfolgenden, beachtet und sich einprägt, ist keine Garantie gegeben, daß diese jedenfalls recht gewundene und bunte Linie nicht gelegentlich abreißt, ohne daß das Ende wiedergefunden und angeknüpft werden kann. Daher fordert Schleiermacher nicht blos ein Memoriren der einzelnen Elemente „mit Beziehung auf den Zusammenhang," sondern zugleich so, „daß man das Bewußtsein des Ganzen hat." Aber er läßt es an einer detaillirten Anweisung fehlen, wie man denn eigentlich memoriren muß, um diese Forderung zu erfüllen, auch wenn man kein Schleiermacher, sondern ein Durchschnittsmensch ist.

Die von Palmer gegebene Anweisung macht ebenfalls nicht deutlich, wie zugleich das Ganze und das Einzelne im Bewußtsein gehalten werden mag. Er lehrt erst „die Hauptwendepunkte, die Uebergänge, die Vorbereitung des Schlusses und den Schluß selbst" sich einprägen und dann „die einzelnen

Sätze nach ihrer Reihenfolge so oft überlesen und in sich abzuhören, bis man derselben mächtig ist." Wir haben da doch keinen andern Unterschied von dem „sklavischen" oder „schülerhaften Memoriren," wie er es nennt, als daß eine schematische Einprägung des Gerippes vorhergeht; nachher werden dennoch die „einzelnen Sätze" Stück für Stück, wortweise auswendig gelernt. Diese Art zu lernen führt lediglich zu mechanischer Reproduktion; denn eine so gelernte Predigt hat zwar im Gedächtniß eine Stütze an den Hauptwendepunkten u. s. w., dagegen zwischen denselben ruht sie offenbar auf der Einprägung der „einzelnen Sätze nach ihrer Reihenfolge," in denen demnach keine Verwechselung, keine Umstellung, Erweiterung oder Verkürzung vorkommen darf, wenn nicht alles übereinanderstürzen soll. An der Art des Memorirens liegt es in diesem Fall sicher nicht, wenn der Prediger wirklich das so wünschenswerthe Ziel erreicht, „im Momente des Ablegens einer Erweiterung des Gedankenkreises fähig" zu sein. Er kann dessen freilich trotz dieser und der „schülerhaftesten" Methode fähig sein. Eine Methode jedoch, welche als solche den Prediger zum „Meister seines Stoffes im ganzen Umfang desselben" macht, muß anders beschaffen sein oder doch deutlicher, weniger mißverständlich beschrieben werden, wenn jemand danach praktische Versuche machen soll.

Weit faßlicher und unsern Wünschen mehr konform spricht sich Harnack aus: „der Vortrag soll eine freie Reproduktion sein, die zwar ohne das Gedächtniß nicht möglich ist, die aber erleichtert werden kann durch die Art, wie man memorirt. Besonders achte man darauf, daß die Memoration successiv alle Stadien der werdenden Predigt begleite und nicht als ein gesonderter Akt verschoben werde bis nach der schriftlichen Aufzeichnung derselben; und daß sie nicht die Form fixire, sondern den Inhalt, nicht schülerhaft von außen nach innen, sondern von innen nach außen und demgemäß vom Allgemeinen zum Besonderen erfolge, indem sie die Aktionen reproduzirt, durch welche die Predigt entstanden ist: also erst Thema und Eintheilung, dann den Gedankengang jedes Theils, dann die Ausführung des Untertheils, endlich die Einleitung und den Schluß."

Zweierlei hätten wir daran auszusetzen: einmal scheint das Schematische der logischen Disposition und Partition zu sehr vorzuwiegen; die einzelnen Theile und „Untertheile" führen ein zu selbständiges Dasein; die Gefahr des Zusammenlöthens der auseinandergefallenen Gliedmaßen ist in der Beschreibung nicht sicher genug ausgeschlossen (vgl. die isolirte Stellung von „Einleitung" und „Schluß"). Sodann scheint die Verbindung des Memorirens mit der Ausarbeitung der Predigt nicht immer und nicht für jeden durchführbar. Reproduktion bedeutet nicht ohne weiteres Wiederholung oder Darstellung der empirischen Entstehung. Richtiger als von der wirklichen Entstehung der Predigt geht man von ihrer ideellen Genesis aus. Wie zufällig schießen oft im Laufe der Woche die Gedanken zusammen, aus welchen zuletzt die Predigt wird! Giebt es nicht ähnliche zufällige Einflüsse auch noch während der schriftlichen Abfassung jeder Predigt, möchte ich sagen? Aber in

der fertigen Predigt hat jeder Gedanke seinen Platz in einer bestimmten Abhängigkeit vom Hauptgedanken, von welchem er der Idee nach herstammt. In dieser Abhängigkeit, als ideelles Produkt des Hauptgedankens, soll er von der Kanzel aus reproduzirt werden. Wir möchten es daher nicht zur Regel machen, die Memoration mit der Ausarbeitung zu verbinden, sondern dem Memoriren seinen besonderen Platz und sein eigenes Recht lassen, als der Gewöhnung des Redners, die Gedanken, welche er vorzuführen beschlossen hat, von einer Hauptidee aus zu erzeugen.

Wie beiläufig und in hypothetischer Weise berührt Palmer an einer anderen Stelle diese Art zu memoriren: „Geschieht das Aufschreiben und Memoriren so, daß letzteres eigentlich kein Memoriren mehr ist, sondern blos ein wiederholtes, jedesmal freies, nur mit Hülfe des Papiers geschehendes Wiedererzeugen des Ganzen, wodurch man des Stoffes so mächtig wird, daß man ihn wirklich frisch auf der Kanzel erzeugt, mit mehr oder weniger Abweichung vom Manuskript u. s. w." Warum soll ein derartiges Memoriren „eigentlich kein Memoriren mehr" sein? Allein man nenne es wie man wolle, jedenfalls ist es ein vortrefflicher Ersatz für das „eigentliche Memoriren." Denn es ist durchaus nicht begründet, wenn man meint, so zu memoriren sei sehr schwierig und nicht für jeden anwendbar, welche verbreitete Meinung offenbar Palmer verhindert hat, dieser Idee nachzugehen und eine rationelle Methode darauf zu gründen. Es ist im Gegentheil sehr leicht und in hohem Grade lohnend.

Wie aber fängt man es an, auf eine genetische Weise zu lernen, um technisch völlige Sicherheit und im Interesse der Psychologie ein passendes Bindeglied zwischen Produktion und Reproduktion zu erhalten? Vom Hauptgedanken oder besser: vom Gedankenrückgrat, von der entscheidenden Gedankenkette der Predigt gehe das Memoriren aus, erfasse diese zuerst und erweitere sich von da aus in konzentrischen Kreisen bis zur Umspannung des äußersten Kreises, des Einzelausdrucks. Mit andern Worten: Man sucht die fertige Predigt zuerst ohne Benutzung des Manuskripts in gedrängtester Kürze (in zwei oder drei kleinen Sätzen) dem geistigen Auge vorzuführen und wiederholt das mehrmals, jedesmal ausführlicher und stets in abgerundeten, schmucklosen, gedrängten Sätzen, bis man imstande ist die wesentlichen Gedanken und Ausführungen kurz wiederzugeben. Darauf kontrolirt man das Produkt dieser Arbeit durch Ueberlesen des Manuskripts und versucht nun eine genauere Wiedergabe der ganzen Predigt und eine immer genauere, bis auch das einzelne, meinetwegen sogar die Wortstellung umspannt ist, und jede einzelne Wendung sicher haftet.

Das ist anfangs allerdings eine ungewohnte Arbeit und eine starke Anstrengung des Geistes, und so lange die Uebung fehlt, braucht man vielleicht sogar mehr Zeit als bei der mechanischen, wortweisen oder schematischen Methode. Referent brauchte die ersten Male 4—5 Stunden dazu; allein bereits nach einem guten halben Jahr nahm das Geschäft der Aneignung einer Predigt kaum noch eine Stunde in Anspruch. Diese Zeitersparniß möchte

manchem erheblich genug erscheinen, um einen Versuch zu wagen. Dazu kommt, daß solches Memoriren nicht eine unangenehme Mühewaltung ist, vor welcher einem graut, sondern thatsächlich ein Genuß, weil eine geistige Arbeit produktiver Art. So bleibt einem die Predigt jung und frisch, und die Art des Lernens weist darauf hin, die Predigt womöglich noch beim Memoriren zu verbessern; denn je besser sie gearbeitet ist, um so leichter ist zu lernen. Das kann sogar bei der Ausarbeitung förderlich sein, indem man ganz unwillkürlich die Gelenke verstärkt, die Ausführung so durchsichtig als irgend möglich macht, weil jede Nachlässigkeit sich beim Gedankenlernen weit schwerer rächt als beim wörtlichen.

Was das Halten der Predigt betrifft, so ist es keine Frage, daß einerseits vorheriges mühsames Lernen den Prediger abspannt, während im entgegengesetzten Fall eine größere Frische dasein muß. Vor allem aber ruht in einer auf unsre Art gelernten Predigt für das Gedächtniß die ganze Last auf dem Ziel, dem entscheidenden Gedankengang. Dieser ist wie in der Predigt selbst, so auch beim Reproduziren der eigentliche Träger der Last. An ihn hat sich alles angegliedert, von ihm geht alles aus, in ihm bewegt sich alles. Der Prediger weiß die Sache und noch einmal die Sache, und nur um der Sache willen, gleichsam um die Sache herum weiß er auch die Worte. Daraus folgt eine Ruhe und Sicherheit, eine Unabhängigkeit von Zufällen, die bei der mechanischen Art zu lernen trotz aller Hülfsmittel von subsidiärem Einprägen des Zusammenhangs nicht erreicht werden kann, es sei denn bei außergewöhnlich gutem Gedächtniß; wer damit begabt ist, braucht sich freilich überhaupt nicht lange nach Methoden umzusehen. Sonst aber bleibt es ein ganz ander Ding, ob ich eine ungeheure Masse von Worten weiß, welche allerdings einen Gedankengang repräsentiren; oder ob ich vor allem einen oder zwei Gedanken fest ins Auge gefaßt habe, um die herum sich eine Anzahl von anderen Gedanken, Bildern, Beispielen, Syllogismen, Figuren angesetzt haben, die ihn umschließen mit einer Festigkeit wie im Baumstamm die Jahresringe den Kern. Mag man nun das Memoriren auf jedes einzelne Wort ausgedehnt haben oder nicht; man mag in diesem Abschnitt etwas weniger genau sich jeder Wendung entsinnen als in jenem; mag man im Augenblick eine Illustration oder ein Glied der Kette vergessen haben; der Fall völliger Rathlosigkeit kann nur durch besonderes Mißgeschick eintreten. Unter gewöhnlichen Verhältnissen wird nicht nur thatsächlich das Steckenbleiben ausgeschlossen sein (es bleibt ja auch von denen, welche wortweise lernen, selten einer stecken!) sondern, was weit mehr werth ist, die Furcht davor verschwindet völlig.

Weiter folgt aus dieser Methode durchaus nicht, daß man nicht wörtlich lernt und also vielleicht seinen Stil vernachlässigt, resp. ins Extemporiren und Salbadern verfällt. Auch wenn sich das reproduktive Lernen auf jedes einzelne Wort erstreckt, braucht es weniger Zeit und macht mehr Freude und gewährt ungleich mehr Sicherheit als das wortweise, lineare, mechanische Lernen. Andrerseits kann man auf diesem Wege viel leichter zu größerer Freiheit der Diktion kommen, zu der Fähigkeit je nach den Zuhörern diese oder

jene Wendung, dieses oder jenes Beispiel auch auf der Kanzel selbst noch zu wählen. Jedenfalls ist dann nichts leichter als für denselben Gedanken mehrere Ausdrucksweisen bereit zu halten: neben der geschriebenen noch eine zweite, welche man bei dem mehrfachen Reproduziren ausgebildet hat. Ja, dies bleibt sogar nicht aus, da eben bei dem reproduktiven Lernen der Geist sich gar nicht in erster Linie receptiv verhält, sondern dauernd neben dem Erinnerungsvermögen die Kombinationsfähigkeit und alle positiven Kräfte spielen läßt. Nichts ist da natürlicher, nichts so unvermeidlich, als daß ihm bei dem wiederholten — nicht Einprägen sondern — Wiedererzeugen derselben Gedankenreihe immer neue und oft bessere Wendungen u. s. w. zuströmen. Wenn nun der Geist gar nicht an die Worte gebunden ist, sondern durchaus blos in den Sachen sich bewegt, obwohl er die im Konzept gewählten Worte völlig präsent hat: warum sollte er dann nicht daneben noch für diese oder jene Partie der Rede andere Einzelheiten und Vermittelungen präsent haben können als die geschriebenen? Es bedarf dazu offenbar gar nicht einer sonderlichen Begabung; es kommt nur darauf an, daß man es richtig anfängt. Schleiermacher nennt eine Methode, welche es ermögliche, daß man vorher seinen Ausdruck für verschiedene Fälle (nach den Zuhörern ꝛc.) fertig mache, „die vollkommenste Methode," und dies Urtheil eines Kundigen hat uns den Muth gemacht, unser Verfahren öffentlich zu beschreiben. Er sagt: „das wird Niemand leugnen, daß das das Vollkommenste ist, daß dazu aber auch am meisten Vorherbeschäftigung mit der Rede gehört, und es unanwendbar ist für den, der sich an den geschriebenen Buchstaben bindet und nicht den Ausdruck innehaben kann, ohne ihn aufzuschreiben. Die größte Approximation zu dieser vollkommensten Methode wird in dem sein, der imstande ist, den Ausdruck vorher fertig zu machen, aber ohne ihn zu schreiben. Wir haben versucht zu zeigen, daß es einen Weg giebt, auf welchem man dieses „Vollkommenste" annähernd erreichen kann, ohne zu jenen bevorzugten Geistern zu gehören, welche das häßliche Gerüst von Tinte und Papier für die Ordnung ihrer Gedanken entbehren können, einen Weg, welcher im Vergleich zu dem wortweisen Lernen keineswegs ein Umweg und jedenfalls ein weit angenehmerer, viel weniger ermüdender Weg ist. Ausgenommen freilich im Anfang, so lange unsere Füße sich an das andere (nicht bessere) Pflaster erinnern, das sie gewohnt sind. Aber ist nicht aller Anfang ein wenig schwer?

Die Verwendung des Sprichworts in der Volksschule.

(Eingesandt von A. Breitenbach.)

Wenn Dr. Martin Luther sagt: „Wenn man soll deutsch reden, so muß man die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte fragen und denselben auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen, so verstehen sie es und merken, daß man deutsch mit ihnen redet," so ist das ein Wort, das auch von uns Lehrern wohl beachtet zu werden verdient. Sollen wir in der Schule doch auch nicht reden, wie die vor-

nehmen und gelehrten Herren, sondern die Sprache der Gelehrten, die Sprache der Wissenschaft in die den Kindern verständliche, des Volksthümlichen übertragen. Sind wir ja doch Lehrer der Volksschule, der Schule also, die im Volke wurzeln muß und zunächst dem Bedürfnisse des Volkes zu dienen hat, welche darauf angewiesen ist, für das Volk und in das Volk hinein zu arbeiten, die daher an die Stelle von Fremdartigem, Unverdaulichem — Sinn- und Geistesverwandtes zu bieten berufen ist, und darum hauptsächlich das aus den Schichten des Volkes selbst gehobene Gold der Volksjugend, die ja in der Väter Art und Weise hineinwachsen soll, darzureichen hat. Sie, die Volksschule, darf darum die Produkte des Volksgeistes nicht hinausweisen und sich darum vor allem einer eingehenden Betrachtung des Sprichworts nicht entziehen, denn das Sprichwort bietet unter allem Volksthümlichen, als Material für den Volksschulunterricht und die Bildung der Jugend benutzt, den reichsten und mannigfaltigsten Stoff zur Veredlung des Verstandes und des kindlichen Gemüths. Besonders die am Ort und in der Umgegend heimischen Sprichwörter geben Aufschluß über den Bildungsgrad, die allgemeine Weltanschauung, die Denk- und Sinnesart, über den sittlichen Zustand, über Sitte und Sprache der Bewohner und bieten in Rücksicht auf die Schüler unserer Schulen mannigfaltige Gelegenheit dar, um eine geläuterte Geistes- und Herzensbildung an gewohnte Anschauungen und Empfindungen anzuknüpfen. Das Sprichwort geht pädagogisch in seinen Bildern, Vergleichungen und Anschauungen fast überall vom Nahen zum Entfernten, vom Einfachen zum Zusammengesetzten und Mannigfaltigen, vom Sichtbaren und Hörbaren zum Unsichtbaren, Geistigen über. Das Sprichwort, als „Wahrwort", hat nicht nur eine sprachliche, sondern auch eine große d i d a k t i s c h e Bedeutung. Das A b s t r a k t e verschwindet ihm unter den Händen, das C o n k r e t e hat Fleisch und Bein; das vermag es — im eigentlichen und bildlichen Sinne festzuhalten. Die Form des Sprichworts spricht darum hauptsächlich so an, weil ihr entweder große Anschaulichkeit oder wenigstens eine eben so große Lebendigkeit eigen ist. Und weil ja aller Unterricht anschaulich und der Natur des Kindes entsprechend auch lebendig sein soll, so kann das Sprichwort uns darin nur als Lehrmeister sein, denn es faßt in bestimmter, klarer und praktisch verständiger Weise die Dinge der Erde und das tägliche Thun und Treiben des vielgestaltigen Menschenlebens nach seinen Licht- und Schattenseiten in's Auge und weiß sich eine Lebensweisheit zu bilden, welche voll der lebensvollsten, frischesten und treffendsten Wahrheiten ist. Was Kürze, Knappheit, Gedrängtheit und doch dabei Anschaulichkeit, Präcision des Ausdrucks zu gewinnen anbelangt, haben wir keine bessern Vorbilder, als das Sprichwort. Wie das Geld ohne lange besehen und untersucht zu werden, aus einer Hand in die andere übergeht, so will auch das Sprichwort frisch, ohne langes Zaudern, von Mund zu Mund wandern, und wie nicht erst langes Sinnen und Denken, sondern der Augenblick der S i t u a t i o n das wirkliche Sprichwort geboren hat, so will es auch nicht lange zerlegt, zerhackt und zerzaust, zum trockenen Skelett gemacht und breitgetreten sein, sondern

im treffenden Falle, in der richtigen Lage, im passenden Moment, angewendet sein. So ist es auch vorzugsweise im mündlichen Unterrichte zu gebrauchen. Manche breite Erklärung ließe sich durch ein, den Nagel auf den Kopf treffendes Sprichwort verhindern. Sehr leicht aber verfällt es bei seiner unterrichtlichen Behandlung großer Mißhandlung, die theilweise in einem unerträglichen Breittreten seines Kerns, in der Verwässerung seines geistigen Saftes und Abstumpfung seiner Spitzen und Ecken besteht. Man legt ihm fast nur Werth bei als Stoff zu schriftlicher Behandlung. Die Berücksichtigung aber, die ihm der mündliche Unterricht angedeihen läßt, ist in den meisten Fällen eine sehr geringe. Gerade aber hierin liegt, ohne der ersteren Verwendung zu nahe zu treten, seiner Natur nach, als eines Wortes, das in möglichst vieler Leute Mund, und vor allem gesprochen sein will, seine hervorragendste, seine wichtigste Bedeutung. Wie leicht ließe sich im Religions-, Geschichts- und auch im naturkundlichen Unterricht oder bei der Behandlung eines Lesestücks eine, sich durch Beispiel oder Lehre ergebende Wahrheit in ein Sprichwort gefaßt, dem Kinde mit auf den Lebensweg geben. In der Volksschule handelt es sich ja hauptsächlich darum, durch einfache Erklärung des Wortes, Hindeutung auf die zu Grunde liegende allgemeine Wahrheit und vorzugsweise die Veranschaulichung der Anwendbarkeit an einzelnen Beispielen, worin z. B. in alter Zeit ein Luther, in neurer Zeit ein Hebel Meister waren, die Bedeutung desselben in die Augen springen zu lassen und im Weiteren eben dafür zu sorgen, daß das Sprichwort in den Mund der Jugend und damit auch wieder in den der Alten übergehe und darin nicht aussterbe. Auf diese Weise würde nach und nach manches Körnlein von dem alten Golde in die Gedanken-Münzstätte des Volkes übergehen, und die Weisheit auf der Gasse würde auch eine Heimstätte im Hause finden und für Jung und Alt Beitrag geben zur Förderung der Erkenntniß und zur Schärfe des sittlichen Urtheils.

(Schluß folgt.)

Die deutsche Volksschule und die evangelische Gemeindeschule.

Eingesandt von P. H. Schmidt.

(Fortsetzung.)

Die Jesuitenschulen haben in Folge der Verkennung ihrer eigentlichen Ziele selbst von Protestanten das höchste Lob geerntet, da sie mit äußerstem Geschick und Schlauheit geleitet wurden. Römische Beredsamkeit, d. h. Nachahmung, war der angebetete Götze, zumal da das Lateinische die römische Kirchensprache war. Der jesuitische Unterricht ist wesentlich ein mechanischer; bei vorwiegender Ausbildung des Gedächtnisses werden die höheren Denkvermögen niedergehalten und die Gefühle vernachlässigt; die eigentliche Erziehung führt durch todten Gehorsam des Schülers gegen den Lehrer (der Wille der Oberen wird als Wille Jesu Christi verehrt und gethan), durch gegenseitige Spionage der Schüler untereinander, die auf nichtsnutzige Weise gepflegt und

gefördert wurde, und durch Augendienerei gegen die Oberen, von denen die Schüler abhängen, zur sittlichen Corruption. Uebrigens werden die Lehrer daran gemahnt, zu bedenken, wie bald ihre Schüler vielleicht einflußreiche Männer sein werden, weßhalb man sie fein vorsichtig behandeln müsse. Auf's Unnatürlichste wurde der Ehrgeiz angestachelt; jedem Schüler z. B. ein Nebenbuhler gegeben. Religion sollte Mittel und Seele der Erziehung sein, aber so, daß vorzügliche Andacht öffentliche Auszeichnung erhielt, und daß mit Andachtsübungen bestraft wurde! Auf allen Schulen wurde, um sich Jesuiten zu erziehen, die Liebe gegen Eltern und Angehörige möglichst ausgelöscht, der Haß gegen die Ketzer aber auf alle Weise entzündet. So war und ist die jesuitische Erziehung vom Standpunkt der Humanität wie des Christenthums die größte Versündigung am Geiste der Menschheit, wie am Namen des Christenthums, welche die Geschichte kennt. (Wagemann.) Raumer aber verweist mit Recht — wenn wir diese unheimlichen, treulosen Erziehungsanstalten der Jesuiten, welche an Bosheit „Männer" waren, mit ihren finsteren, seelenverkäuferischen Zwecken, im rechten Lichte sehen wollen — auf den Gegensatz in Luthers herzlichen, offenen Ermahnungen an seine lieben Deutschen, geflossen aus der treuen Liebe eines Seelsorgers.

Der dreißigjährige Krieg hatte das Volksschulwesen fast ganz vernichtet und auch die höheren Schulen hart mitgenommen. Durch Ratich, Amos Comenius u. A. und durch die neue Barbarei im Volke gemahnt, ging man jetzt mit doppeltem Ernste daran, überall das Volsschulwesen zu ordnen und namentlich fast alle protestantischen Fürsten erließen Schulordnungen, die nach und nach die trefflichsten Früchte getragen. Für die höhere Schule ist bemerkenswerth, daß das Latein jetzt wesentlich von seiner Herrschaft verloren hat; lieber soll man gar nicht, als ein schlecht lateinisch reden; der Staat und die Kirche (höchstens noch die katholische Kirche) reden auch nicht mehr lateinisch; ersterer dagegen beginnt, das Französische zur Herrschaft zu bringen, wie denn überhaupt französisches Wesen in die Schulen eindringt, z. B. in der verschiedenen Stellung der Adeligen und Bürgerlichen. In den Volksschulen finden wir noch viel Mechanismus; die Schulmeister waren meist auf lateinischen Stadtschulen gebildet und ohne praktisches Geschick, in Nahrungssorgen verstrickt und auf Nebenerwerb durch Handwerke rc. angewiesen. Der Religionsunterricht überwiegt stark und sinkt in diesem Zeitalter der Orthodoxie vom lebendigen biblischen Unterricht oft zu einem stark kirchlichen Einüben und Auswendiglernen herab. Es bedurfte für die Volksschule einer Belebung des ganzen Volksgeistes durch den Pietismus. Dem Pietismus handelte es sich nicht um eine falsche oder richtige Methode, sondern um ein hochwichtiges Volksbedürfniß. Sollte das Volk zu einem lebendigen, praktischen Christenthum geführt werden, so galt es, wie die Reformatoren gethan, die Erziehung der Jugend in ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen. Reformatorisch ist der Grundsatz des Pietismus, daß das Reich Gottes (lebendige Erkenntniß Gottes und rechtschaffener christlicher Wandel) in den Herzen jedes einzelnen Kindes, und zwar auf den Gelehrten- wie in den Volksschulen,

gebaut werden müsse. Dem vielgeschmähten Pietismus danken wir aber nicht allein die stärkste Förderung des Volksschulwesens, sondern unsere realistische Neuzeit dankt ihm auch die ersten Realschulen (zu Halle und Berlin).

Phil. Jacob Spener, geboren 1635 zu Rappoltsweiler im Elsaß, der eigentliche Begründer des Pietismus, begann schon in Frankfurt am Main seine wichtigen Katechisationen, zuerst mit Kindern, dann auch Erwachsenen, und ebenso seine Hausversammlungen (collegia pietatis), durch die auch A. H. Franke, Schade, Anton und Breithaupt angeregt wurden. Sein hauptsächlichstes Werk ist seine Pia desideria, oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evang. Kirche. Ward Spener der Vater der kirchlichen Katechisation, so A. H. Franke der Vater des gesammten Waisen- und Armenschulwesens im evangelischen Deutschland. Es ist bekannt, auf welche wunderbare Weise Franke oft die Geldmittel zuflossen, seine Anstalten, deren es 1727 schon sieben mit 3273 Personen waren, zu gründen und zu erhalten. (Anm. Wenn Franke, dem einzelnen Manne, die Mittel zuflossen, so umfassende Anstalten zu gründen, sollte da unsere Synode, aus 400 Pastoren bestehend, nicht ihr Predigerseminar bezahlen können? —) Für alle Anstalten war es Frankes oberster Grundsatz, die Zöglinge Christo zuzuführen. Gottseligkeit und Klugheit nennt er selbst sein Erziehungsziel. Der Andachtsübungen wurden es indessen schier zuviel, besonders, da bei der Größe der Anstalten ein gewisses Formenwesen für die Dauer nicht zu vermeiden war. Für Lesen, Schreiben, Rechnen und Gesang war in Summa täglich nur soviel Zeit bestimmt, wie für den Religionsunterricht. Bibel und Katechismus vertraten das Lesebuch, des Gesangbuchs wird nicht Erwähnung gethan. Freie Nachmittage und Ferien gab es für die deutschen Schulen nicht, auch des Sonntags mußten die Kinder vor und nach der Predigt zur Schule kommen, damit nicht, was in der Schule gelernt sei, durch Zerstreuung verderbet werde; ein großer Mangel war, daß Franke für den meisten Unterricht keine festen Lehrer, sondern nur arme Studirende hatte, welche das Unterrichten erst lernen mußten, freilich sich auch desto gewisser an die eingeführte Methode hielten und dem pietistischen Sinne der Frankeschen Stiftungen dienten. In den lateinischen Schulen Frankes herrschten die Realien vor; statt der griechischen Klassiker ward fast ausschließlich das griechische Neue Testament gelesen. In den Freistunden wurde Gelegenheit zum Drechseln, Malen, Glasschleifen rc. gegeben; stets waren die Kinder unter der Aufsicht der Lehrer, die mit ihnen zusammen lebten. So bewies sich Franke im Allgemeinen als Pädagog im größten Style.

Als Ausläufer des Halleschen Pietismus sind zu nennen: der Herrenhutische und Württembergische Pietismus. Zinzendorf war ein Schüler Frankes und die Schulen der Brüdergemeinde, mit ihren schlichten, frommen Grundsätzen, genießen noch jetzt, auch in weiteren Kreisen, der Achtung und Anregung. Aus dem Württemberger Pietismus erwähnen wir noch Johann Albrecht Bengel, der christliche und humane Leiter einer Klosterschule zu Denkendorf, und Flattich, jener neutestamentliche Salomo im Gewande eines

Dorfpfarrers, der in seinem Hause nach und nach circa 200 Zöglinge zu braven Männern erzogen, mit denen die Ihrigen zumeist nichts hatten anfangen können.

Der Raum verbietet uns, näher auf den Einfluß einzugehen, welchen Männer wie Locke, Rousseau, Basedow, Pestalozzi u. A. auf das Volksschulwesen und die Erziehung geübt haben, zumal, da wir deren Eigenthümlichkeiten als bekannt voraussetzen dürfen; die christusfeindliche Richtung von Rousseau und Basedow kann uns auch zum mindesten nur abstoßen, trotzdem dürfen wir nicht verkennen, daß denselben die Anregung zu verdanken ist, die Persönlichkeit der Kinder in's Auge zu fassen und dieselben naturgemäß zu erziehen. Seit Rousseau hat überhaupt das bloße Nachbeten und Nachtreten bestimmter Methoden aufgehört und die pädagogische Literatur einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Pestalozzis Begeisterung für seine Sache hat solche Anregung gegeben, daß das, was seitdem für das eigentliche Volksschulwesen gesagt und gethan worden, kaum geringer sein dürfte als das, was die gesammte frühere Zeit in dieser Beziehung aufzuweisen hat. Besondere Pflege hat seit Pestalozzi besonders die eigentliche Lehrmethode gefunden.

Wir gehen nun über zum Volksschulwesen unserer Zeit. — Noch 1721 verordnete Friedrich Wilhelm I.: Nur Schneider, Leinweber, Schmiede, Radmacher und Zimmerleute, andere Handwerker nicht, sollten auf dem platten Lande als Schulmeister angenommen werden. Friedrich der Große that Vieles durch Julius Hecker, einem einfachen Landedelmann, aber Friedrich Eberhard von Rochow hat man den Reformator und Vater des eigentlichen Dorfschulwesens in Deutschland genannt. Barmherziger, christlicher Sinn trieb ihn zur Errichtung der ersten wohlgeordneten Dorfschulen, besonders zu Recalme bei Brandenburg. Er selbst unterrichtete und schrieb besonders den Rochowschen Kinderfreund, als Lesebuch zwischen Fibel und Bibel stehend. Es kam Rochow weniger auf Kenntnisse, als auf Bildung des Verstandes und der Sprache an. Der preußischen Volksschule wurde, seit Fichtes Reden an die deutsche Nation (1808), eine erneute Aufmerksamkeit geschenkt, man suchte aber Pestalozzis Grundanschauung, daß die Schule das entwickeln müsse, was im Schüler als Keim schon vorhanden sei, zu verbinden, mit besonderer Beachtung des Vaterländischen, auch des Gesanges, des Zeichnenunterrichts und nach und nach des Turnens, und mit weit schärferer Betonung des positiv Christlichen. (Beides eine Frucht der Freiheitskriege.) In dieser Richtung wirkte trefflich der Dr. theol. Harnisch, Seminardirektor, dann Landprediger. — Besonders zu nennen sind aber die Namen: Tinder, gestorben 1831, und Diesterweg, als der bedeutendsten preußischen Pestalozzianer. Ersterer, nach Königsberg berufen, stellte in Preußen treffliche Seminare her, revidirte als Freund und Lehrer fleißig die Schulen und zeichnete sich aus durch meisterhaftes Katechisiren; er lebte freilich mit den meisten Rationalisten des Wahns, daß durch die Hebammenkunst des Fragens auch das Christenthum und andere, dem Kinde noch beizubringende Dinge, aus

dem Bewußtsein des Zöglings hervorgelockt werden könne. Diesterweg ward noch mehr der ausgesprochene Führer der rationalistisch - pestalozzianischen Schule.

Die Volksschule soll nicht Mittheilung von Kenntnissen für einen bestimmten Lebensberuf anstreben (Fachschulen), sondern Anregung, Stärkung und Ausbildung der Geisteskraft im Allgemeinen (formale Geistesbildung). Die Kinder sollen Alles verstehen, was sie lernen; es ist aber Thorheit, zu verlangen, daß die Kinder von Allem, was sie lernen, ein Verständniß haben sollen, nur blind, wie vor Zeiten, soll ihr Gedächtniß nicht vollgepfropft werden. Mit der einseitig formalen Geistesbildung pflegt auch eine Vernachlässigung der Erziehung Hand in Hand zu gehen (z. B. hiesige Freischulen). Am 1., 2. und 3. Oktober 1850 erschienen als Rückschlag dieser Richtung die preußischen Schul-Regulative vom Schulrath Stiehl unter dem Minister von Raumer. Richtig, und sehr im Allgemeinen richtig, ziehen die Regulative enge, d. h. erreichbare Kreise des Wissens und Könnens für die Volksschule. Die erbittertsten, zum Theil thörichtsten Gegner stießen sich aber besonders an der sehr ausgeprägten christlichen Tendenz derselben. Dieser Feindschaft gingen denn auch die, am 15. Oktober 1872 vom Minister von Falk, durch Schneider verfaßten allgemeinen Bestimmungen für das Volksschul-, Präparanden- und Seminarwesen aus dem Wege und suchten zugleich der Schule ein, namentlich in den Realien höheres, leider vielfach unerreichbares Ziel zu stecken. Als Schlußsatz dieser geschichtlichen Entwicklung ergibt sich: Die deutsche Volksschule bezweckt eine national-christliche Bildung auf Grund des göttlichen Wortes, der Muttersprache und der sogenannten Realien, natürlich in den Grenzen der Erreichbarkeit.

Wir wenden uns nun zur Betrachtung der Aufgabe, die unsere theure Synode in Bezug auf den Befehl Christi hat: „Weide meine Lämmer! Unsere Gemeindeglieder sind fast sämmtlich aus der deutschen evangelischen Volksschule hervorgegangen und die Früchte, die dieselbe getragen und auf die Verhältnisse der neuen Heimath übertragen hat, dürfen wir keineswegs unterschätzen, denn die Brüder, die hier zuerst die zerstreuten Kinder der evangelischen Kirche in Kirchen und Schulen gesammelt haben, konnten auf diesem, in der deutschen Volksschule gelegten Grund und Boden bauen. — Was im alten Vaterlande die Volksschule war, ist hier die Gemeindeschule und unsere Aufgabe ist es, die Kinder in der Gemeindeschule zu sammeln und zu unterrichten. Es soll hier nicht die Frage erörtert werden, ob wir damit der Freischule alle Berechtigung der Existenz absprechen, wie es wohl andere Denominationen vom confessionellen Standpunkte aus thun; für uns, als deutsche evangelische Kirche muß es feststehen, daß der Hauptzweck und das Ziel der Gemeindeschule darin besteht, die Kinder zu Christen zu erziehen. Luther gab der Schule ihren Inhalt, nämlich: die Bibel, den Katechismus und das Gesangbuch; dieser Inhalt darf unserer Gemeindeschule nicht fehlen und diesen Inhalt entbehrt die Freischule, und weil der Freischule das

rechte und einzige Erziehungsmittel fehlt, darum kann in der Freischule von rechter Zucht und Erziehung nicht die Rede sein, sondern nur formale Geistesbildung gepflegt und geübt werden. Es soll hier nicht ferner die Frage erörtert werden, ob wir das Recht und die Pflicht haben unsere deutsche Muttersprache zu pflegen und zu fördern, oder ob es weise wäre, nur noch so lange deutsch zu lehren und zu predigen, bis das deutsche Volk anglikanisirt sei. Das Für und Wider ist schon oft verhandelt worden und die Ansichten mögen hierüber innerhalb unserer Synode auch sehr getheilt sein, nur das Eine soll bemerkt werden: die Traditionen unserer Synode sind deutsch und müssen auch deutsch bleiben, denn schon Amos Comenius, der Bischof der mährischen Brüder, sagt: „die Muttersprache sei die Sprachmutter," und sollte es einmal dahin kommen, daß in einer Gemeinde die deutsche Sprache nicht mehr verstanden würde, dann hätte unsere Synode ihre Aufgabe erfüllt und müßte es sich gefallen lassen, daß solche Gemeinden an englische Kirchen übergingen; diese Ansicht hatte eine Zeitlang einer der Gründer unserer Synode, der selige Rieger (siehe Rieger's Leben), derselbe ist jedoch später gänzlich von derselben abgekommen! Aber sollte denn unsere Synode, die doch auf dem Boden deutscher Reformation steht, sich nicht bewußt sein, daß ihre Aufgabe, und zwar ihre hohe Aufgabe es ist, deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutsche Gründlichkeit und vor Allem deutsches Christenthum in seiner Verinnerlichung des Glaubens und Lebens zu pflegen? — Das christlich nationale, von den Vätern ererbte Glaubensgut zu bewahren und auch auf die kommenden Generationen zu vererben, dazu bedürfen wir der Gemeindeschule, die das alleinige Mittel ist, unsere Jugend vor der sittlichen Fäulniß der meisten Freischulen zu schützen und sie bei der Kirche zu erhalten.

Blicken wir aber auf das, was unsere Synode hierin bereits gethan, so dürfen wir bekennen, der Herr hat uns auch in dieser Beziehung reichlich gesegnet und zu unserer Säemannsarbeit Wachsthum und Gedeihen gegeben. Es bestehen nach den statistischen Berichten innerhalb unserer Synode circa 270 Gemeindeschulen bei einer Anzahl von 592 Gemeinden; circa 300 Gemeinden, das Minimum angenommen, wären also ohne Gemeindeschule. In diesen Schulen unterrichten 123 Lehrer und 175 Pastoren. Das Werk blüht, werden wir beim Anblick dieser Zahlen sagen dürfen, aber mancherlei Fragen drängen sich uns doch dabei auf und schlagen wie ein Hammer an unser Gewissen, ob es nicht besser sein könnte und besser sein müßte, wenn die ganze Synode, namentlich auch von Oben herab mit größerer Treue und regerem Eifer das Wort Christi beherzigte: Weide meine Lämmer! Daß dies noch nicht, wie es sollte, geschieht, mag mit an der Fülle der Aufgaben liegen, die unserer Synode durch ihr Missionswerk in rascher Aufeinanderfolge gestellt worden sind; wir werden aber auch oft mit dem Dampfe unserer vielgeschäftigen Zeit getrieben und wir dürften uns wohl hüten, denselben vor der Zeit zu pressen und uns Aufgaben zuzuwenden, ehe das eigene Haus gut versorgt ist; es möge aber nicht als Schwarzseherei mißverstanden werden, wenn wir uns nicht verhehlen können, daß, wenn wir nicht ernster für eine gründliche

Reform unseres Gemeindeschulwesens Sorge tragen, unsere Synode über lang oder kurz an der Auszehrung leiden wird, d. h. sie wird Gemeinden verlieren, in denen durch Mangel an deutscher Schulbildung die Jugend der Gemeinde verloren gegangen ist. Hast du mich lieb? — sagt Jesus zu Petrus — dann, weide meine Lämmer!

Meines Wissens überläßt es die Synode bis jetzt lediglich ihren Pastoren und Gemeinden, ob Erstere die Gemeindeschule pflegen und Letztere solche errichten wollen. Die Synode als Kirchenkörper sollte aber doch vielmehr allen Ernstes die Forderung der Errichtung von Gemeindeschulen stellen; sie thut es wohl auch, aber mehr passiv durch ihre Tradition, innere Einrichtung u. s. w. Es mag hier eingewendet werden, daß wir die Leute nicht zwingen können und daß viele Pastoren Schule halten würden, wenn man ihnen nur die Kinder schicke. Es mögen das Ausnahmen sein, im Allgemeinen, besonders auf dem Lande schickt man dem Pastor die Kinder gern, da auch oft der gemeine Mann einsieht, daß die Freischulen schlecht und die Kinder darin verdorben, statt erzogen werden; man könnte wohl nicht mit Unrecht die Lehrer und Lehrerinnen dieser Land- und auch manchmal Stadtschulen mit der Landplage der fahrenden Schulen des Mittelalters vergleichen.

Es tritt darum die ernste und unausweichliche Forderung an uns heran:

1. Wir müssen noch mehr Gemeindeschulen haben? Wir sahen oben, daß ca. 300 unserer Gemeinden ohne Gemeindeschulen sind, also der bei weitem größere Theil; wenn nun auch davon 164 Filialgemeinden abzurechnen wären, so möchte ich doch mir erlauben besonders darauf hinzuweisen, ob nicht gerade die Filialgemeinden nothwendig mit Schulen versorgt sein müßten! Jeder, der ein Filial bedient, wird sich sagen müssen, daß dasselbe der Hauptgemeinde gegenüber sehr stiefmütterlich behandelt wird und besonders die Schule nur kümmerlich oder gar nicht gepflegt werden kann. Hätte aber manche Filialgemeinde einen Lehrer, dann würde die Klage über den unkirchlichen Sinn vieler Filialgemeinden bald verstummen. Diejenige Ansicht, die ich bei Gelegenheit aussprechen hörte, daß ein Pastor mehr Einfluß auf dem Filial habe, weil er nicht unter den Leuten wohne, kann doch nur darauf beruhen, daß derjenige, der seinen Einfluß durch das Zusammenwohnen verlor, denselben durch eigne Schuld verscherzte; würde nun ein Lehrer in der Woche die Lämmer weiden, auch Sonntags wenn der Pastor nicht kommt Lehrgottesdienst halten, der Pastor aber Wort und Sakrament austheilen und mit dem Lehrer Hand in Hand arbeiten, wie würden dann auch die Filialgemeinden aufblühen! Außerdem haben wir ca. 100 Gemeinden, welche über 50 Familien zählen, ohne Gemeindeschulen; im Osten sind Gemeinden von 300 Familien ohne Gemeindeschule! Wenn es eine oft saure Arbeit ist für den Pastor, neben der Amtsarbeit Schule zu halten, wie viel saurer mag es dem Gewissenhaften sein 100 und noch mehr Confirmanden zur christlichen Erkenntniß zu führen, daß dieselben mit gutem Gewissen als zu guten Hoffnungen berechtigende Glieder der evangelischen Kirche konfirmirt werden können; (es handelt sich

hierbei nicht allein um die Sprachschwierigkeit, sondern um den gänzlichen Mangel eines heilsgeschichtlichen Fundamentes im Herzen des Kindes, das unbedingt gelegt sein muß, wenn der Katechismus verstanden und der Unterricht in demselben von Nutzen sein soll), wie vielfach mag wohl da gegen die Mahnung Pauli 1 Tim. 5,22 gesündigt werden: Lege Niemandem bald die Hände auf!— Die vorbereitenden Lebensgebiete für den Confirmanden-Unterricht sind die Familie und Schule! Da die Familie nicht ausreicht, weil in derselben vielfach der Gehorsam des Glaubens fehlt, der hauptsächlich die Kinder des Hauses zum Glauben zu führen berufen ist, muß die Schule eintreten; da die Freischule nur die formale Welt- und Geistesbildung durch mechanisches Einüben im Auge hat, so muß die Gemeinde für die Schule sorgen, damit Christi Gebot erfüllet werde: Weide meine Lämmer! Da die Gemeinde dazu der Anregung bedarf, so muß die Synode von Pastoren und Gemeinden fordern, Schulen einzurichten wo dieselben fehlen! Luther schreibt an die Bürgermeister und Rathsherren aller Städte in deutschen Landen: „Sünde und Schande ist es, daß dahin mit uns kommen ist, daß „wir allererst reizen und uns reizen lassen sollen, unsere Kinder und junges „Volk zu ziehen und ihr Bestes denken; da doch deshalb uns die Natur selbst „sollt treiben und auch der Heiden Exempel uns manichfaltig weise. Und „was hilft's, daß wir sonst Alles hätten und thäten und wären gleich eitel „Heiligen, so wir das unterwegen lassen, darum wir allermeist leben, nämlich „des jungen Volks pflegen. Ich acht' auch, daß unter den äußerlichen „Sünden die Welt von Gott von Keiner so hoch beschweret ist und so greu-„liche Strafe verdient, als eben von dieser, die wir an den Kindern thun, daß „wir sie nicht ziehen!" Bei Gelegenheit des Luther-Jubiläums hat man Hüben und Drüben viel von Luthers Werk geredet; soll's blos beim Reden bleiben? Sollte Luthers Werk uns Kinder deutscher Reformation nicht begeistern können uns der Kinder mit größerer Treue in Haus und Schule anzunehmen? Hast Du mich lieb? — spricht Jesus zu Petrus, dann — weide meine Lämmer! — Nur andeuten will ich, daß es vielleicht ein Mittel wäre, in Gemeinden, wo Schulen fehlen, solche einzurichten, wenn sich die Distriktspräsides innerhalb ihrer Diöcese informiren würden, wie viele Gemeinden ohne Schulen sind und dann auf solche nach Kräften einzuwirken, daß Schulen eingerichtet, resp. Lehrer angestellt werden. Es würde dies ihrem Amte auch einen neuen Inhalt geben und ist der Distriktspräses zu sehr mit Arbeit überlastet, dann übernehme der Vicepräses, dessen Amt ja meist sine cura ist, ein Theil der Geschäfte. Wenn es sonach ein schreiendes Bedürfniß ist, daß wir mehr Gemeindeschulen haben müssen, denn allein dadurch wird die Sprachen- und Katechismusfrage zur richtigen Lösung geführt, so

2. brauchen wir auch mehr Gemeindelehrer! Daß der Pastor Schule halten muß, sollte nur in solchen Gemeinden ein Nothbehelf sein, die wegen ihrer Kleinheit außer Stande sind, einen Lehrer anzustellen. Manche Pastoren mögen ja die schöne Gabe besitzen, beide Aemter führen zu

können, ohne daß das Eine oder Andre Schaden leidet; in den meisten Fällen wird dem Pastor die Schule ein saurer Apfel bleiben, in den er eben beißen muß, oder weil er die Schule als milchgebende Kuh betrachtet; aber gerade dadurch leidet sowohl die Schule als das Amt. Die Forderung, der Pastor müsse zugleich ein guter Schulmeister sein, ist unberechtigt, denn es fehlen meist die Vorbedingungen einer gründlichen Fachbildung. In der deutschen-preußischen Landeskirche müssen die Candidaten vor dem Examen pro ministerio einen sechswöchentlichen Cursus in einem Lehrerseminar durchmachen; unsere Studenten haben wohl fast keine Anleitung zum unterrichten, das doch auch als praktische Kunst gelernt sein will. Wir dürfen auch nicht zugeben, daß die Gemeinden mit dem, was der Pastor in diesem Fach leistet, zufrieden sein müssen, weil sie in den meisten Fällen damit zufrieden sind. Eine Gemeinde nun, die über 50 Familien zählt, sollte den Pastor nicht mit der Schule belasten, denn je größer die Gemeinde, desto größer die Amtsarbeit und Amtssorge; nun ist es aber Thatsache, daß viele Pastoren eine Gemeindeschule von über 50 Kindern, in einzelnen Fällen sogar über 100 Kindern vorstehen; letzteres ist selbst für einen gewandten Lehrer das überschrittene Maaß. In wie vielen Fällen kommt nicht auch der Pastor in unerquickliche Collision mit den Eltern seiner Schüler, wenn dieselben sich nicht die Zucht gefallen lassen wollen, die er in der Schule übt. Wie oft sind solche Fälle nicht der erste, vielleicht der einzige Grund, daß er sich in einer Gemeinde unmöglich macht, noch öfter unmöglich gemacht wird! Wir stellen darum mit gutem Grunde die Forderung: Wir müssen mehr Lehrer haben! Hast Du mich lieb? sagt Jesus, dann: Weide meine Lämmer! — Da nun Zweck und Ziel der Gemeindeschule ist, die uns anvertrauten Kinder zu mündigen evangelischen Christen zu erziehen, damit die jungen Pflanzen einen kräftigen Nachwuchs bilden, wenn die alten absterben und indem wir uns an 2 Joh. 8 erinnern: „Sehet euch vor, daß wir nicht verlieren, was wir erarbeitet haben, sondern vollen Lohn empfangen", so stellen wir die weitere Forderung:

3. Wir müssen christlich gebildete Lehrer haben! Erstens: christliche Lehrer! Die Forderung ist selbstverständlich! Wir dürfen es wohl mit Freuden begrüßen, daß die Lehrer selbst die Berechtigung dazu anerkannt und, weil ihnen die Synode keinen festen Halt bot, einen auf christliche Basis ruhenden Lehrerverein gegründet haben! Aber wie klein ist derselbe gegenüber dem Bedürfniß und wie viele Lehrer an unseren Gemeindeschulen stehen ohne jede organische Eingliederung, nur in einem Miethsverhältniß; welche Garantie hat denn die Gemeinde, wie die Synode, daß von solchen Miethlingen, die dies ja leider oft in der äußersten Bedeutung des Wortes sind, das Gebot Christi erfüllet werde: Weide meine Lämmer! Es kann ja weder der Gemeinde noch der Synode gleichgültig sein, wem sie das wichtige Amt der Schule anvertraut! Man könnte wohl aus diesem Grunde sagen, es ist viel besser, wir Pastoren unterziehen uns so viel wie möglich der Pflicht der Schule, als daß wir dieselben Unberufenen, ja entschieden unchristlichen Lehrern anvertrauen, die in die Herzen unserer Kinder allerlei Wind

der Lehre einpflanzen, statt sie zum Glauben zu führen und in demselben zu festigen. Ein Lehrer einer Gemeindeschule sollte darum zum Wenigsten der Gemeinde wie Synode in Betreff seiner Amtsführung die Garantie geben, daß er als ein geachtetes und tüchtiges Mitglied des Lehrervereins bekannt ist! Wir brauchen aber auch gebildete Lehrer! Ein Lehrer soll tüchtig sein, die Elemente des Wissens und Könnens dem Kinde sach- und kunstgemäß beizubringen! Wir brauchen nicht blos Schulmeister, sondern Meister der Schule! Des Kindes Herz ist weich und zart, darum soll es fein klüglich und säuberlich gebildet werden zur Tüchtigkeit, sowohl auf geistlichem als weltlichem Gebiete. Die tüchtigsten Christen sind die tüchtigsten Menschen und umgekehrt; wenn wir also tüchtige Christen als Lehrer wünschen, die unsere Kinder zu tüchtigen Christen erziehen sollen, so verlangen wir auch, daß sie zu tüchtigen Menschen erzogen werden, die die Gabe des Verstandes sich zu Nutze machen können durch das, was sie in der Schule Tüchtiges für die Welt gelernt. Wir haben thatsächlich Mangel an solchen christlich gebildeten Lehrern und es wäre wohl interessant zu erfahren, wie oft Gemeinden nur darum keinen Lehrer anstellen, weil sie keinen ordentlichen bekommen können und weil sie sich vor solchen fürchten, die nur Unheil in der Schule angerichtet, aber nicht die Lämmer geweidet. (Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Die nördliche Generalsynode hat ihre 32. Versammlung am 26. Mai in Harrisburg begonnen. Außer den 177 Delegaten waren noch eine Anzahl Freunde der Synode erschienen. Zum Präsidenten wurde P. Dr. Rholfs von St. Louis erwählt. Nach den dort gegebenen Berichten wurde für Heidenmission eingenommen $60,576. In nächster Zeit sollen zwei Missionare nach Indien gehen, wo schon elf Missionare unter der Aufsicht der Generalsynode arbeiten, die, nach dem Berichte, seit zwei Jahren 2240 neue Glieder in ihre Gemeinden aufgenommen haben.

Für innere Mission betrug die Einnahme $54,311. Die Gemeinden, welche durch die innere Missionsbehörde unterstützt werden, haben 1812 neue Mitglieder gewonnen. Zur Zeit bestehen 79 Missionen mit über 100 organisirten Gemeinden und 21 Predigtplätzen, die ebenfalls in Bälde in die Reihe der organisirten Gemeinden treten werden. Alle diese Missionen repräsentiren 74 Kirchen und 12 Pfarrwohnungen. Die Missionsbehörde sprach zwei Wünsche aus, erstens mehr Geld und zweitens mehr Missionsmänner.

Rev. J. W. Richard berichtete, daß er $77,806.92 eingenommen habe zum Bau neuer Kirchen für arme Gemeinden. Davon wurde ausgegeben für die englische luth. Kirche in Chicago, P. Heilmann, $10,961.14; für die Memorialkirche in Kansas City $3340.86; für die Christuskirche in New York $2550.48: für die neue Kirche in Freeport, Ill., $7045.00.

P. Dr. Morris von Baltimore, der abgehende Präses der Synode, hielt die Eröffnungspredigt. Im Anschluß an Nehemia 4, 17 als Text sagte er, daß das Fundament der Synode gelegt sei und auf dem festen Grunde des Wortes Gottes ruhe, wie selbiges in Luthers Katechismus und der Augsburgischen Confession erklärt werde. „Zwar fehlt es," wird weiterhin gesagt, „nicht an einigen unbedeutenden Differenz-Punkten, die hauptsächlich durch die Verschiedenheit der Sprachen und Nationalitäten hervorgerufen werden; aber die Zeit wird selbige schon heilen. Auch bestehen etliche

Lehrunterschiede, aber dieselben sind nicht so bedeutend, als gewöhnlich angenommen wird. Wir kommen allmälig einander näher.

„Die vier Punkte," wie sie genannt werden, nämlich: Chiliasmus, geheime Gesellschaften, Kanzel- und Altargemeinschaft haben die Generalsynode nicht groß beunruhigt. Bezüglich der zwei letzten erlauben wir unseren Pastoren nach eigenem Urtheil zu handeln. Und dennoch wird die berühmte Erklärung: „Lutherische Kanzeln für lutherische Prediger" von uns allen mehr oder weniger berücksichtigt. Unsere Kirchen sind zu lutherischen Kirchen eingeweiht, in welchem nur lutherische Lehre gepredigt werden soll. Wir würden Niemandem unsere Kanzeln einräumen, von dem wir wüßten, daß er unlutherische Lehren vortragen würde. Insofern halten auch wir an dieser Regel fest."

Freilich hatte der Redner nicht genauer definirt, was lutherisch und unlutherisch ist und da das moderne Lutherthum eine sehr vielgestaltige Erscheinung ist, so konnte es der Generalsynode auch diesmal nicht fehlen, daß sie wieder prompt und entschieden als unlutherisch verdammt und verworfen wurde, um ihres Unionismus und Synkretismus willen. Lutherisch wollen natürlich alle sein, die Lutheraner sind, aber welche sind es denn wirklich? Das ist eine Frage, die manchen in Verlegenheit bringen kann, der meint, nur die Lutheraner hätten das wahre Evangelium.

Der wichtigste Gegenstand war, nach dem Bericht, die Vorlage einer Gottesdienst-Ordnung (Liturgie) für englisch lutherische Gemeinden, die auch einstimmig angenommen wurde. Damit findet nach den eigenen Worten des Berichterstatters der Vorlage, die „Restauration des liturgischen Gottesdienstes" statt und die Generalsynode folgt, wie sie selbst sagt, nur dem seit Jahren in allen Denominationen sich kundgebenden Bestreben, mehr Nachdruck auf den liturgischen Ausbau des öffentlichen Gottesdienstes zu legen. Weiterhin verwahrt sich der Berichterstatter gegen den Vorwurf, daß Liturgien zu todtem Formalismus führen und alles geistige Leben aus den Gemeinden verscheuchen, und weist darauf hin, daß auch ohne Liturgie Formalismus genug vorhanden sein könne, indem er sagt:

„Wenn die Gottesdienste nichtliturgischer kirchlicher Gemeinschaften weniger der Gefahr eines todten Formalismus ausgesetzt wären, dann möchte diese Befürchtung nicht ohne Grund sein. Aber es weiß ein Jeder, daß kein Formalismus so streng ist, als gerade derjenige, der in manchen nichtliturgischen Denominationen besteht.

„Aber der Hauptgrund für den Gebrauch der Liturgie liegt in dem geschichtlichen Charakter unserer Kirche. Die Reformatoren haben keine neue Kirche gegründet, sondern die alte reformirt. Was auch immer der reinen Lehre göttlichen Wortes entgegen sein mag, muß verworfen werden; aber in allen andern Stücken schließen wir uns gern der Vergangenheit an.

„Wir haben besonders triftige Gründe, dasjenige festzuhalten und eifersüchtig darüber zu wachen, was der lutherischen Kirche eigen ist. Eben weil wir keine bestimmte Kirchenverfassung haben, ist unsere Kirche mehr der Gefahr ausgesetzt, von den alles zersetzenden Mächten unserer Zeit berührt zu werden, als andere kirchliche Gemeinschaften, die eine centrale, strenge Kirchenverfassung zusammenhält."

Einer Rechtfertigung der Formen des geistlichen und kirchlichen Lebens an sich bedarf es allerdings nicht, denn in irgend einer Form muß es sich gestalten und wir werden ganz gewiß dem Gedanken unsere Zustimmung nicht versagen, daß die feststehende allgemein gültige Form eines liturgischen Gottesdienstes nicht geringern Werth habe, als die im jedesmaligen Gottesdienst durch die Persönlichkeit des Predigers ganz invividuell gestalteten und rasch wechselnden Formen, die nicht minder zum leeren Formalismus herabsinken können, wie die andern. Diese rasch wechselnden Formen sind aber eher im Stande, den Eindruck des Lebendigen zu machen und durch äußere und äußerlich gemachte Verwandlung und Veränderung den Schein der von innerem Lebensgrunde ausgehenden Bewegung zu erwecken, wenn auch eine solche vielleicht gar nicht stattgefunden, oder schon längst wieder aufgehört hat. Wenn aber eine Liturgie das ersetzen soll, was der Organisation einer kirchlichen Gemeinschaft mangelt und wenn gerade

das Festhalten einer besonderen Form des Gottesdienstes als eine Wahrung dessen angesehen wird, was der lutherischen Kirche eigen ist, dann möchten wir fragen: Was hat eine solche lutherische Kirche noch eigenes außer ihrem Namen und einem Theil ihrer Liturgie?

Die **Wartburgsynode**, welche das deutsche Element der Generalsynode repräsentirt, hielt vom 9.—13. Juni ihre Versammlung ab. Darüber wird unter anderm berichtet: „Nachdem die Synode sich völlig organisirt und allerlei kleine Geschäfte erledigt hatte, beschäftigte man sich zunächst mit dem „Kirchenfreund", der ja bekanntlich das Eigenthum des P. Steffens ist. Doch die Wartburgsynode, wiewohl dieselbe nur aus deutschen Pastoren besteht, konnte und wollte sich nicht entschließen, dem Blatte in finanzieller Hinsicht Hülfe zu bringen. Nachdem erstattete Dr. Giese Bericht über das deutsche Predigerseminar der Generalsynode zu Chicago Lawn, welches zur Zeit geschlossen ist, und wohl auch, da die Generalsynode und auch die Wartburgsynode zur weiteren Fortführung keine Beschlüsse gefaßt haben, vorläufig geschlossen bleiben wird. Dr. E. F. Giese, der Begründer des Seminars, hatte von Anfang mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Dazu gehörte ganz besonders die stetige Geldnoth, die selbstverständlich allerlei Mißverhältnisse im Gefolge hatte. Wäre von vornherein ein eigenes Seminar-Gebäude dagewesen und auch die nöthigen Gelder und Einrichtungen, so würde dasselbe heute grünen und blühen, und Herr Dr. Giese würde sich nicht genöthigt gesehen haben, seine Resignation als Professor einzureichen.

„Die Delegaten zur Generalsynode berichteten ebenfalls und betonten, daß die Generalsynode ihre Versicherung gegeben, das deutsche Werk innerhalb der Synode reichlich unterstützen zu wollen."

Angesichts dessen, daß die Generalsynode für die Wiedereröffnung des Chicagoer Predigerseminars Nichts thut und doch beschloß, das deutsche Werk innerhalb der Synode reichlich unterstützen zu wollen, können die deutschen Pastoren und Gemeinden der Generalsynode gewiß nicht darübar klagen, daß sie unhöflich behandelt worden seien.

Die allgemeine Versammlung der Jowasynode, an deren Stelle künftig eine Delegatensynode, ähnlich unserer Generalsynode, treten soll, hat am 3. Juni in Toledo, Ohio, stattgefunden. Von den mehr als 200 Pastoren, welche die Synode zählt, waren etwa die Hälfte erschienen. Die hauptsächlichsten Gegenstände, welche der Versammlung vorlagen, waren: die Vereinigung des Collegiums zu Mendota mit dem Lehrerseminar in Waverley und dessen Verlegung an letzteren Ort; die Einrichtung einer Delegaten-Synode an Stelle der Versammlung der allgemeinen Synode; die Regelung der Pfarrwittwenkasse und die Frage wegen Anschlusses an das Generalconcil.

Ueber das Predigerseminar der Synode wird berichtet: „Im Seminar Wartburg waren von 1882 auf 1883 50 Studenten und 11 traten in's hl. Amt. Im Collegium waren im selben Jahr 19 Schüler, von welchen 5 in's Seminar übergingen. Von 1883 auf 1884 waren im Predigerseminar 53 Studenten, von welchen 11 in's Amt traten. Im Collegium befanden sich 14 Schüler, von welchen abermals 5 in's Predigerseminar übergehen konnten. Von 1884 auf 1885 befanden sich im Seminar Wartburg 64 Studenten, von welchen 6 entlassen werden mußten, 7 sind bereits in's Amt eingetreten und 7 weitere werden ihr Candidaten-Examen in den nächsten Wochen machen. Im Collegium befinden sich 17 Schüler. Während also das Predigerseminar reichlich besetzt ist, ist der Besuch des Collegiums immer ein spärlicher, was recht zu beklagen ist."

Die Frage des Anschlusses an das Generalconcil war der Punkt, über den die Ansichten am weitesten auseinandergingen. Das „Kirchenblatt" berichtet darüber: „Es wurden zwei Referate vorgelesen, betreffend den Anschluß an das Generalconcil. Das eine, von P. Meier von Jonesboro, Ill., suchte die Ursachen darzulegen, welche für die Vollziehung des Anschlusses sprechen; das andere, von P. W. Kröncke, die Ursachen, welche annoch dem Anschluß im Wege stehen möchten. Es schloß sich hieran eine freie Diskussion, welche die ganze Vormittagssitzung in Anspruch nahm und bei der die Geister hart aufeinander platzten. Schließlich wurde ein Comite aus 15 Gliedern erwählt,

welches den Gegenstand in Berathung nehmen und der Versammlung geeignete Vorschläge zur Annahme unterbreiten sollte."

„Die Debatte über die Anträge des Comites warf sich auf mancherlei Fälle unkirchlicher Praxis, auf welche Herr P. Kröncke in seinem Referat glaubte hinweisen zu müssen, was eben nicht blos vereinzelte Fälle sind, die von den betreffenden Synoden gerichtet und gestraft worden, wenn sie an's Licht kommen, sondern Dinge, die in jenen Synoden meist ungestraft geduldet werden. Was Herr Dr. Späth, der hochwürdige Präsident des Generalconcils, der die Synode mit seiner Gegenwart beehrte, zur Aufklärung mancher Vorkommnisse, insonderheit des anstößigen Falles von Kanzelgemeinschaft bei der letzten Convention des Generalconcils in Monroe, Mich., sagte, zeigte zwar, wie das Generalconcil als solches nicht für solche Fälle verantwortlich gemacht werden könne, aber die Bedenken vieler Synodalen gegen einen gliedlichen Anschluß wurden dadurch nicht entkräftet. Unsere Synode wird eben mit verantwortlich gemacht für das, was Bekenntnißwidriges in den Kreisen des Generalconcils geschieht und von demselben nicht abgestellt werden kann und wir müssen auch fürchten, daß bei einer gliedlichen Verbindung mit dem Generalconcil bekenntnißwidrige Praxis in unserer eigenen Synode aufkommt und von dorther Stärkung zu finden sucht. Es ist uns ja nicht unverborgen, wohin die Strömung in unserer Zeit geht und Gott bewahre uns vor irgend welchen Schritten, durch welche derselben Vorschub in unserer eigenen Synode geleistet wird. Bei solchen Befürchtungen konnte auch das nicht durchschlagen, was Brüder aus unserer Synode vom Gesichtspunkt der Einigung unserer Kirche aus Treffliches sagten. Man kann eben keine Lust und Freudigkeit zu einer gliedlichen Vereinigung und Verbindung haben, wenn sie, statt Segen zu verheißen, von vornherein gefahrdrohend erscheint."

Schließlich kam es zu folgenden Beschlüssen, die beweisen, daß man allerdings der Theorie nach sich einigen könnte, aber in der Praxis nicht einig werden kann. Dieselben lauten:

„1. Wir erkennen mit Dank gegen Gott den Herrn, daß in dem Generalconcil nicht nur das lutherische Bekenntniß in seiner ganzen Reinheit und Entschiedenheit als Bekenntnißgrundlage angenommen worden ist, daß die luth. Unterscheidungslehren im Gegensatz zu den unlutherischen, unionistischen Tendenzen der luth. Generalsynode mit aller Entschiedenheit vertheidigt worden sind und fort und fort vertheidigt werden, daß auch die für die Kirche fundamentale Bedeutung der luth. Unterscheidungslehren in dem kirchlichen Kampfe des Generalconcils gegen die Generalsynode energisch und rückhaltslos anerkannt worden ist, sondern daß auch in den großen und wichtigen Fragen einer bekenntnißgemäßen kirchlichen Praxis, um deren willen wir uns zur Zeit der Gründung des Generalconcils demselben noch nicht gliedlich anschließen konnten, ein hocherfreulicher, gesegneter Fortschritt stattgefunden hat, daß in der Galesburger Regel die richtigen bekenntnißmäßigen Grundsätze, welche die nothwendige Vorbedingung einer gesunden Vereinigung luth. Synoden sein müssen, von dem Generalconcil als solchem voll und rückhaltslos anerkannt wurden, so daß mithin keine confessionellen Gründe uns abhalten würden, demselben gliedlich uns anzuschließen, sondern die Frage in Betreff des Anschlusses lediglich eine Frage kirchlicher Convenienz und Zweckmäßigkeit geworden ist.

„2. Wir freuen uns, daß wir, während wir freilich gegen alle an verschiedenen Orten innerhalb des Generalconcils vorkommenden, mit dem offiziellen Bekenntniß des Generalconcils im Widerspruch stehenden Fälle unkirchlicher Praxis im schärfsten Gegensatz stehen und dagegen zusammen mit dem Generalconcil Zeugniß ablegen, auf Grund der vom Generalconcil abgegebenen offiziellen Erklärungen, mit demselben in der Gemeinschaft des Glaubens und des Bekenntnisses, und in der gemeinsamen Arbeit für unsere liebe luth. Kirche uns innig verbunden wissen.

„3. Da über die Frage der Zweckmäßigkeit des Anschlusses unserer Synode an das Generalconcil die Glieder unserer Synode noch getheilter Meinung sind, und wir in

einer so ernsten und wichtigen Angelegenheit nicht durch bloße Majorität eine Entscheidung treffen, sondern wo möglich in brüderlicher Einheit handeln wollen, so beantragen wir, daß die Synode von Iowa vorläufig noch in derjenigen Verbindung verbleibe, welche bis jetzt zwischen ihr und dem Generalconcil besteht, bis wir in unserer eigenen Mitte zu größerer Einmüthigkeit über die Frage gekommen sind."

„Herold und Zeitschrift", der vom „Lutheraner" copirt wird, sucht nun den Anschluß an das Generalconcil als die Privatsache einzelner Persönlichkeiten darzustellen, und womöglich an der Fuge der Meinungsverschiedenheit einen Keil einzutreiben. Er sagt nämlich:

„Der Antrag war auf ihrer letzten allgemeinen Synode gemacht worden, die zuwartende Stellung zu verlassen und dem Körper beizutreten, dem sie thatsächlich schon seit Gründung desselben angehören. Die Professoren Fritschel haben aus diesem Kreise ja auch den Doktortitel empfangen und angenommen. Ihre Dankbarkeit ist es wohl auch, die die gefaßten Beschlüsse eingegeben hat. Der erste besagt: Daß, da das Generalconcil in seinem Bekenntniß, wie auch in seiner Aussprache hinsichtlich der Praxis, wie auch in seiner Vertheidigung beider rein lutherisch ist, „keine Gewissensgründe uns abhalten würden, demselben uns gliedlich anzuschließen, sondern die Frage in Betreff des Anschlusses lediglich eine Frage kirchlicher Convenienz und Zweckmäßigkeit geworden ist." Obgleich eine ganz bedeutende Anzahl Pastoren der Iowa-Synode aus Gewissensgründen dem Anschluß an das Generalconcil sich widersetzen, so erklärt die Synode doch: „Gewissensgründe seien es nicht, die sie abhalten, sondern Bequemlichkeits- oder Zuträglichkeitsrücksichten." Ein zweiter Beschluß sagt: Daß, obgleich innerhalb des Generalconcils an verschiedenen Orten solche unkirchliche Praxis geübt wird, die mit dem öffentlichen Bekenntniß „im schärfsten Widerspruch stehe," sie sich doch mit demselben „innig verbunden wissen," des Bekenntnisses halber...... Ist Iowa wirklich in allen seinen Gliedern so tief im Bewußtsein von treu lutherischem Wesen gesunken, daß vorgehende Sätze die volle Wahrheit enthalten?"

Wir haben hier wieder einmal eine Art der Polemik, die die Missourier und ihre Anhänger von Rom gelernt haben, das sie von Anfang an übte, nämlich: die unbefugte Einmischung in die inneren Angelegenheiten einer andern Kirchengemeinschaft, die Aufstachelung von Leuten gegen einander, die verschiedener Ansicht sind, um Parteien zu bilden, von denen man eine für sich selbst gewinnt, indem man sie anerkennt, um auf diese Weise eine fremde Kirchengemeinschaft entweder zu beherrschen oder zu zerstören, in majorem Dei gloriam et salutem ecclesiae (zur Ehre Gottes und zum Heil der Kirche).

Die Synode von Pennsylvanien begann ihre Sitzungen in Allentown am 28. Mai. Etwa 150 Pastoren und 100 Laiendelegaten waren anwesend. Es war dies die 138. Jahresversammlung der Synode. Das Direktorium des theologischen Seminars berichtete über den Ankauf eines Grundstücks für das neue Seminar zu $24,506 00, sowie über die verschiedenen Pläne für die Aufbringung des nöthigen Geldes.

Im Seminar befanden sich im letzten Jahr 62 Studenten, 22 in der Senior-, 20 in der Mittel- und 20 in der Junioren-Klasse. Aus dem Bericht des Bau-Comites des neuen Seminars wurde folgendes angegeben: Das angekaufte Grundstück enthält $5\frac{6}{10}$ Acker. Durch den Agenten wurden $8575.00 kollektirt. Ausgaben bis jetzt $16,023.60. Am Grundstück sind noch zu zahlen $8483.00. Unterschriften, die noch nicht bezahlt sind, $5445.00. Die Sache des neuen Seminars wurde eingehend besprochen.

In einer andern Sitzung kam das Proseminar in Rochester zur Sprache, das 18 Schüler zählte. Ferner wurde darüber verhandelt, ob es nicht an der Zeit sei ein Kirchenblatt als offizielles Organ des General-Konzils herauszugeben. Es wurde beschlossen, daß die Synode für jetzt noch kein solches Organ empfehlen könne.

In einem Vortrag des P. Mayser über das deutsche Missionswerk wurde auch der Anstalt des General-Konzils in Kropp gedacht und dieselbe dem gegenüber gerechtfertigt, was man englischerseits dagegen vorzubringen pflegt. (vergl. Theol. Zeitsch. 1885 Seite 115). Es wird da gesagt: „In Verbindung mit Obigem wollen wir auf

unsere Anstalt zu Kropp aufmerksam machen, in welcher würdige junge Männer mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse der Einwanderer erzogen werden. Gerade in diesen Wochen wird uns diese Anstalt wieder sechs neue Arbeiter für unser Missionsgebiet liefern.

„Es mag vielleicht manchem unserer Leser auffallend vorkommen, daß wir die Arbeiter für dieses Feld nicht aus unserm Seminar in Philadelphia erhalten; allein das hat seine guten Gründe. Zum ersten fehlen in unserm Philadelphia-Seminar die deutschen Studenten. Zum zweiten finden unter den neu Eingewanderten solche Pastoren am leichtesten Eingang, welche in Sprache und Sitte sich denselben anzupassen vermögen. Beide leben sich miteinander nach und nach in unsere hiesigen Verhältnisse hinein. Unsern hier erzogenen Predigtamtskandidaten würde es beim besten Willen äußerst schwer werden, unter diesen neuen Ankömmlingen mit Freuden und dem nöthigen Geschick zu wirken. Weigern sich ja selbst unsere pennsylvanisch-deutschen Gemeinden häufig einen zwar hier erzogenen aber in Deutschland geborenen Pastor anzunehmen. Deutsche wissen mit den Deutschen am besten umzugehen.

„Erkannte selbst einer unsrer Professoren bei der kürzlich gehaltenen Synodal-Versammlung an, daß wir froh und Gott dankbar sein sollten, unsere Anstalt in Kropp zu besitzen und Arbeitskräfte für das große Werk unter den Einwanderern aus derselben ziehen zu können. Niemand denke daher daran, daß wir deshalb ein gutes Wort für diese Anstalt einlegen, um in Opposition zu unserm Seminar in Philadelphia zu treten. Nicht Oppositions- sondern Hülfsanstalt für unsere eigenthümlichen Bedürfnisse ist unser Kropper Seminar."

Die Generalversammlung der Presbyterianerkirche in den Vereinigten Staaten hielt vom 21. Mai bis 1. Juni ihre 96. Zusammenkunft in Cincinnati, Ohio. Dr. Craven wurde zum Moderator erwählt. Für das Werk unter den Farbigen in den südlichen Staaten gingen im verflossenen Jahre $116,220 ein. Der Freedmen's Board hat unter seiner Sorge und Verwaltung 198 Gemeinden mit 11,372 Gliedern und 194 Sonntagsschulen mit 13,439 Schülern. Ein Zuwachs von 1,698 Gliedern wurde berichtet. — Der Board für innere Mission berichtete $498,890 Einnahmen und eine Schuldenlast von $110,000. Zahl der von diesem Board theilweise oder ganz unterstützten Prediger 1,435; neue Gemeinden 195, neue Sonntagsschulen 380; Zuwachs von Gliedern 7,000. — Für auswärtige Missionen wurden $699,983 berichtet; Ausgaben $757,635, Schulden $57,751. Die Unkosten der Verwaltung betragen, einschließlich der Missionspublikationen, ein wenig über 4 Prozent der Einnahmen. Die ganze Summe, die für einheimische und auswärtige Mission gesammelt wurde, beträgt also $1,198,783. — Der Publikations-Board berichtete wie folgt: Zahl der Bücher im Katalog, 2,500. Alle Publikationen, einschließlich der Traktate und Zeitschriften, 13,285,000. Im Missions-Departement wurden 107 Colporteure angestellt, die 150,000 Familien besuchten, 47,000 religiöse Versammlungen hielten und 270 Sonntagsschulen organisirten. $75,000 wurden für dieses Werk verausgabt. — Der Erziehungsboard berichtete: Einnahmen $72,623. An einer Schuld von $17,000 wurden $6,000 abbezahlt. Zahl der Studenten, die Unterstützungen empfingen, 178, ein Zuwachs von 42. — Der Kirchenbauboard berichtete: Einnahmen $120,696; Applikationen für Unterstützung 308 für die Summe von $224,500; 24 derselben wurden mit $108,040 unterstützt. — Der Bericht über Kirchen-Politik befaßte sich mit Ehe und Ehescheidung, Sonntagsheiligung, Sonntagszeitungen u. s. w.

Auch die schon oft (zuletzt 1879 in Saratoga) verhandelte Frage der Giltigkeit der römischen Taufe wurde wieder verhandelt. Richter Drake von Washington, D. C., beantragte, daß, da die römische Kirche kein Theil der Christenheit sei, ihre Taufe für ungiltig erklärt werde. Dr. Schaff von New-York schlug als Substitut vor, daß, da die römische Kirche trotz ihrer Greuel doch noch zur Christenheit gehöre, ihre Taufe für rechtsgiltig anerkannt werde. Dies wird von Dr. Yeomans dahin verbessert, daß die römische Taufe zwar giltig sei, aber die Wiedertaufe dennoch gestattet werden soll! Schließlich wird auf Dr. Browsons Vorschlag die ganze Sache auf den Tisch gelegt.

Die katholische Universität von Amerika, deren Errichtung von dem Plenar-Konzil in Baltimore beschlossen wurde, soll ihren Sitz in Washington erhalten. Die Vorlesungen sollen bereits im September 1886 beginnen, obwohl der Bau bis dahin schwerlich vollendet sein wird. Zuerst wird das Gebäude für die theologische Fakultät in Angriff genommen werden, und zwar schon beim Beginne des nächsten Frühjahres, da der Mangel an höher gebildeten Geistlichen in diesem Lande sich sehr fühlbar macht und man demselben möglichst rasch abzuhelfen wünscht. Vorläufig sind acht Professuren in Aussicht genommen, die sämmtlich gut dotirt sind, nämlich: für Philosophie, Dogmatik, Moral-Theologie, Kanonisches Recht, Heilige Schrift, Geschichte, Naturwissenschaft und Litteratur. Der Kongreß wird im nächsten Winter um einen „Freibrief" für die Universität ersucht werden.

Die amerikanische Bibelgesellschaft, welche seit 1816 thätig ist, hat ihre Jahresfeier im Bibelhaus in New-York abgehalten. Der Präsident derselben, Achtb. F. T. Frelinghuysen, welcher damals noch schwer krank darniederlag, ist nun gestorben. Für die verschiedenen Zwecke sind während des Jahres eingegangen $587,-914.34; ausbezahlt wurden $619,882.58, so daß eine Mehrausgabe von $32,000 zu verzeichnen ist. Die Gesellschaft ließ im Bibelhaus 822,567 Exemplare der Heiligen Schrift herstellen; importirte 4326; druckte auswärts 397,660 und kaufte auswärts 96,329. So daß sie im Ganzen 1,320,882 Exemplare beschaffte. Von der Bibel für die Blinden sind 457 Stücke hergestellt worden und im ganzen seit Beginn des Druckes derselben 13,977 Exemplare. Die Gesammtausgabe der Gesellschaft seit den 69 Jahren ihres Bestehens beträgt 45,440,206 Exemplare.

Die Londoner Maimeetings haben auch dieses Jahr nicht verfehlt, ein reges Interesse wachzurufen. Sind sie doch gleichsam der jährliche Rechenschaftsbericht des englischen Protestantismus über seine kirchliche Arbeit.

Die britische und auswärtige Bibelgesellschaft hat kürzlich unter dem Vorsitz des Lord Schaftesbury in Exeter-Halle, London, ihr 81. Jahresfest gefeiert. Die Einnahmen während des abgelaufenen Rechnungjahres ergeben die Summe von $1,268,830 und die Ausgaben beziffern sich auf $1,155,030. In diesem Zeitraum sind 4,161,032 Bibeln, Neue Testamente und Theile der Heiligen Schrift hergestellt worden und seit 1804, als die Gesellschaft gegründet wurde, 103,196,965 Exemplare. Die Gesellschaft stellt auch, ähnlich wie die amerikanische mit ihren fünf Cents Testamenten es thut, eine billige Ausgabe des neuen Testaments her, welche sie für einen Penny, (gleich zwei Cents), verkauft. Von diesen sind in den letzten neun Monaten 955,000 Exemplare abgegangen. Es ist dies die größte Bibel-Gesellschaft, die es gibt. Nach ihr hat die amerikanische bis jetzt die meisten Heiligen Schriften verbreitet, nämlich über 45 Mill. In Deutschland zählt man gegen 40 Bibelgesellschaften, wovon die Cansteinische in Halle die älteste von allen ist, nicht bloß in Deutschland, sondern auch von allen in England oder Amerika. Der Zahl der verbreiteten Exemplare nach nimmt sie aber nach der amerikanischen die nächste Stelle ein; ist also die drittgrößte der Welt. Ihr stehen die preußische und die nationale Bibelgesellschaft von Schottland am nächsten.

Da die Agenturen in Asien, Afrika und Australien immer größere Anforderungen an die Gesellschaft machen, so beabsichtigt dieselbe, ihre Arbeit in Deutschland, die gegenwärtig eine jährliche Ausgabe von etwa $50,000 erfordert, einzuschränken und das Feld nach und nach den einheimischen Bibelgesellschaften allein zu überlassen.

Die Londoner Stadtmission hatte dieses Jahr das fünfzigjährige Jubiläum ihres Bestehens gefeiert. Der Jubiläumsfond hatte zwar die erwartete Höhe von 20,000 Pf. St. ($100,000) nicht ganz erreicht, aber das laufende Jahreseinkommen hatte sich unter dieser Concurrenz des Jubiläumsfonds nicht gemindert. Es wird eine Einnahme von 70,968 Pf. St. ($312,250) auf denen eine Ausgabe von 51,920 Pf. St. ($228,450) gegenüberstand, berichtet.

Die Stadtmissionare hatten namentlich die von den Branntweinschenken ausgehenden schlimmen Einflüsse zu bekämpfen gesucht, und es wird berichtet, daß der Umsatz

dieser Geschäfte im Rückgang begriffen ist. Zugleich wird darauf hingewiesen, welche wohlthätigen Einflüsse von der massenhaften Verbreitung der Bibel und anderer evangelischer Schriften durch die Missionare ausgehen. Die Gesellschaft thue ihr möglichstes, um die Kluft zwischen den einzelnen Bevölkerungsklassen, zwischen Arm und Reich zu überbrücken. Denn für den socialen Reformer sei die Zukunft Londons eines der verzweifeltsten Probleme. Wenn die Stadt im gegenwärtigen Verhältniß weiter zunehme, so würde ihre Bevölkerung am Ende des nächsten Jahrhunderts auf 25 bis 30 Millionen gestiegen sein und nur dem Einfluß des Christenthums würde man es zu danken haben, wenn nicht eine furchtbare Revolution die Riesenstadt bis dahin vernichtet haben würde. Die Zukunft der heutigen Großstädte ist allerdings etwas, das zu denken gibt. Indeß werden diese, und vor allem London, nicht ewig wachsen. Aber auch wenn im nächsten Jahrhundert London ebenso abnehmen sollte, als es in diesem gewachsen ist, so ist eine Stadtmission keineswegs überflüssig.

Die übrigen Londoner Meetings erfreuten sich ebenfalls einer regen Theilnahme. Allerdings hatten sich manche dieser Gesellschaften über einen Rückgang ihrer Einnahmen und andere Schwierigkeiten zu beklagen.

Die Tractatgesellschaft, deren Tractate in nicht weniger als 176 Sprachen erscheinen, hatte eine Mindereinnahme gegen voriges Jahr von etwa $20,000. Zunächst gedenkt die Gesellschaft ihre Aufmerksamkeit dem Congogebiet zuzuwenden, dessen Idiom erst vor kurzem Schriftsprache geworden ist.

Die Londoner Missionsgesellschaft hatte, trotzdem sie alte Fonds zur Verfügung hatte, mit einem Deficit von etwa $50,000 abschließen müssen. In Centralafrika, Madagaskar, im südlichen China und auf den Loyalitätsinseln hatte die Mission unter politischen Wirren, im südlichen Indien unter der Cholera zu leiden gehabt.

Die Entstaatlichungsfrage der englischen Kirche ist insofern in ein neues Stadium getreten, als in Folge des neuen Wahlgesetzes etwa zwei Millionen frischer Wähler an die Urnen treten werden. Die Anhänger der Entstaatlichung hoffen also mehr von ihrer politischen Macht als von ihrem geistigen Einfluß. Ueberhaupt greift unter den kirchlichen Gemeinschaften das Streben nach Gewinnung und Wiedergewinnung von politischer Machtstellung immer mehr um sich. Daß Rom diesem Streben alles andere unterordnet, ist bekannt. Aber auch die größern protest. Kirchengemeinschaften gehen in derselben Richtung vor. Bezeichnend ist dafür ein Artikel der Londoner Daily News aus der Feder eines methodistischen Geistlichen, welcher unter der Ueberschrift: „Die Methodisten und die bevorstehenden Wahlen" auf die Bedeutung aufmerksam macht, die der starke methodistische Prozentsatz der Bevölkerung für das liberale Ministerium in Folge des neuen Wahlgesetzes haben muß. In Großbritannien, heißt es, besitzen die Methodisten etwa 14,000 Kirchen und Kapellen; ihre Gemeindeglieder zählen nach Millionen: die Mehrzahl derselben gehöre den ländlichen Distrikten an und sei fast ausnahmslos liberal gesinnt. Da der größere Theil derselben bei der nächsten Wahl zum ersten Male zu stimmen habe, so komme alles darauf an, daß diese methodistischen Massen zu den wichtigen Tagesfragen eine klare Stellung nähmen. Von besonderer Bedeutung in dieser Beziehung sei die Frage der Entstaatlichung der Kirche. Man solle nicht meinen, daß, falls die Trennung von Kirche und Staat durchgeführt werde, es mit der Religion auf dem Lande überhaupt vorbei sei. Das seien thörichte Befürchtungen. Das Freiwilligkeitssystem habe in den 14,000 Kirchen der Methodisten die Probe bestanden. Die unwürdige Behandlung, der der Methodist auf dem Lande von Seiten der Kirche bisher ausgesetzt gewesen, und von welcher der Städter keine Ahnung habe; die kleinliche Weise, mit der den Methodisten die Errichtung von Kapellen und Erwerbung von geeigneten Grundstücken erschwert worden sei; die Behandlung der Begräbnißangelegenheiten; die gesellschaftliche Unterdrückung und Verfolgung — alle diese Dinge würden nun ihre Frucht tragen. Sie seien bisher geduldig getragen worden, denn die Verfolgten seien Mitglieder einer religiösen, nicht einer politischen Körperschaft, und in den letzten zehn Jahren hätten sie sich der Wahlstimme beraubt gesehen."

Hiernach könnte es scheinen, als ob die zur Abstimmung aufgerufenen Methodisten die Verwandlung aus einem religiösen Kirchenkörper in einen politischen Wahlkörper, der für bisher ertragenes Unrecht sich rächen will, nicht scheuen wollen.

Dieselbe Erscheinung tritt uns auch hier in Amerika entgegen. So wird, nach dem „Apologeten", im „Central Christian Advocate" darauf hingewiesen, daß die Staatslegislatur von Kansas genug Methodisten als Glieder zählt, um ein Quorum zu bilden. „Diese sind selbstverständlich Prohibitionisten. Letzterem Umstande und nicht dem, daß sie Methodisten sind, verdanken sie ihre Sitze in der Legislatur. Wenn aber eine politische Maßregel an dem Charakter ihrer Vertreter und Anhänger zu beurtheilen ist, so ist es beachtenswerth, daß die Prohibition in Kansas und Iowa ihre Hauptunterstützung von einer der thätigsten und zahlreichsten christlichen Benennungen in diesen Staaten empfängt."

Der Unterschied zwischen den beiden Umständen ist sehr fein, so fein, daß man ihn oft nicht zu sehen vermag, und er jedenfalls weder an den Thatsachen etwas ändert, noch den Methodismus irgendwie an weiterer politischer Machtentfaltung hindern wird, wo eine solche möglich ist.

Literarisches.

Briefe und Kernworte von Dr. J T. Beck, weil. Professor in Tübingen.

Ein eigenthümliches Büchlein schon in der Art seiner Entstehung. Beck pflegte nämlich bei seinen Vorlesungen Bemerkungen zu machen, die zwischen den Text seines Heftes eingeschoben, bald einen oder den andern Gedanken besonders hervorhoben, oder je nach Umständen auf verschiedene kirchliche, theologische, politische, literarische Erscheinungen anwendeten. Daß hier die besonnene, feste, unerschütterliche, aber auch gewaltige und packende Persönlichkeit des Mannes frei zu Tage trat, wie auch manchmal das Schroffe, Eckige und Scharfkantige seines Wesens sich darstellte, ist selbstverständlich. Ebenso ist auch gewiß, daß wohl hie und da einmal die Gegensätze schärfer und schneidiger hervorgehoben wurden, als es wohl bei schriftlicher Aufzeichnung der Gedanken durch Beck selbst geschehen wäre. Aber gerade in dieser freien Bewegung der Persönlichkeit lag der Reiz und die fesselnde Macht dieser Zwischenreden, so daß während derselben die Aufmerksamkeit der Zuhörer gespannter war wie sonst und an ein Nachschreiben derselben von den Meisten nicht gedacht wurde. Von einzelnen geschah dies immerhin und nicht nur die früheren Zuhörer Becks, sondern ein Jeder, der das Büchlein liest, wird den Herausgebern für ihre Arbeit, diese Aussprüche zu sammeln und zu veröffentlichen, gewiß dankbar sein. Es wird wohl Niemand, der das Büchlein mit Nachdenken und Aufmerksamkeit liest, dasselbe unbefriedigt und ohne Früchte für sein inneres Leben aus der Hand legen. Freilich darf Keiner erwarten, daß er sofort alles in dem Buche enthaltene verstehen werde. Es haben seiner Zeit auch nicht alle Zuhörer Becks alle diese Reden sofort verstanden. Es blieben auch dem Schreiber dieses manche dieser Beckschen Zwischenreden räthselhaft. Aber solche Worte, die zum Fragen, Sichselbstbesinnen, scharfen Denken und genauen Unterscheiden anregen, sind oft fruchtbarer als jene Theorien, die weislich der Meister lehrt und aus denen sich für den Schüler Alles recht wohl erklärt. Wir möchten darum dieses Büchlein allen Lesern und Nichtlesern der Theol. Zeitschrift recht empfehlen.

Zu haben bei A. G. Tönnies 2208 North 14 Str. St. Louis. Preis $1.50.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XIII. September 1885. Nro. 9.

Welches sind die Ursachen davon, daß wir Pastoren so wenig in der speciellen Seelsorge in Anspruch genommen werden?

Referat von P. M. Otto.

Die Seelsorge, welche der Pastor zu üben hat, ist eine zweifache, eine allgemeine und eine besondere. Die allgemeine besteht darin, daß der Pastor an seiner Gemeinde alle diejenigen Geschäfte und Dienste ausrichte, welche ihm nach göttlicher und menschlicher Ordnung obliegen, wie sie die Pastoral-Theologie des Näheren zu bestimmen und darzulegen hat und wozu ihn die Gemeindeordnung verpflichtet. Die besondere oder specielle Seelsorge ordnet sich der allgemeinen unter, d. h. sie ist in derselben schon mit enthalten und eingeschlossen, aber sie tritt nur in besondern Acten und bei besonderen Veranlassungen hervor. Die allgemeine Seelsorge ist eine ordentliche, regelmäßige, an Zeit und Ort gebundene Thätigkeit; die besondere dagegen muß warten, bis sie durch Umstände oder Personen zum Wirken aufgefordert wird. Von dieser letzteren nun, von der speciellen Seelsorge, soll jetzt die Rede sein, und auch von ihr nur insofern, als wir von ihr, als einer beinahe verlorengegangenen Sache, reden und nach den Ursachen fragen, welche diesen Zustand herbeigeführt haben.

Es kann gefragt werden, ob es ein gutes oder böses Zeichen sei, daß die specielle Seelsorge beinahe aufgehört hat, und die Antwort wird verschieden sein, je nach den verschiedenen Ansichten der Menschen über religiöse Verhältnisse und Zustände. Ist der Zustand der Kirche ein solcher, daß die allgemeine Seelsorge die specielle überflüssig oder entbehrlich gemacht hat? Das wird wohl schwerlich Jemand behaupten wollen; und wenn es auch im Allgemeinen richtig wäre, so wird es doch immer und überall besondere Fälle geben, da die besondere Seelsorge wird einzutreten haben.

Die Seelsorge ist diejenige Thätigkeit, wodurch das Seelenheil eines Menschen befördert, auf seine Seele wohlthätig und heilsam eingewirkt wird. Die specielle Seelsorge hat es mit besonderen Fällen und Anliegen der einzelnen Seele zu thun, wenn eine solche Rath, Stärkung oder Tröstung begehrt und empfängt. Der Pastor hat das große Vorrecht, von Jedermann als Seelsorger angesehen zu werden; aber das Werk der Seelsorge ist nicht so an seine Person gebunden, wie das Geschäft der Predigt und Sacramentsverwaltung. Vielmehr kann und soll jeder Christ in seinem Theil auch ein

Seelsorger sein, wie ein Hausvater nicht blos das leibliche Wohlsein seiner Familie zu besorgen hat, sondern auch auf das Seelenheil der Seinen bedacht sein soll. So ist nun freilich der Pastor als der kirchlich bestimmte Seelsorger der Erste und Nächste, an den sich ein Glied der Gemeinde wenden mag. Doch kann es auch geschehen, daß ein Bruder dem andern, eine Freundin der andern ihre Noth klagen, sie um Beistand ansprechen, und von ihnen Rath und Trost erlangen. Jakobus schreibt: „Bekenne einer dem andern seine Sünde, und betet für einander, daß ihr gesund werdet. Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.“ (5, 16.) Wenn aber ein Mensch dem andern eine besondere Sünde offenbaren und bekennen soll, (denn nur um besondere Sünden, die den Menschen besonders quälen, und für die er auch besonders Absolution erlangen möchte, handelt es sich) so setzt dieses ein großes Zutrauen in die Person, der man sich offenbaren will, voraus, in Beziehung auf Erkenntniß, Glauben und Treue. (Verschwiegenheit.) So kann und soll also nicht blos der Pastor Seelsorger sein, sondern jeder wahre Christ kann seinem Nächsten diesen Dienst leisten, wenn er darum angesprochen wird. Doch der Ordnung gemäß wird der Pastor immer der Seelsorger der Gemeinde bleiben.

Aber die Frage unseres Thema's beklagt ja das seltene Vorkommen der speciellen Seelsorge, und möchte Antwort haben, warum es also stehe in unsern Verhältnissen? Und so will ich versuchen, im Folgenden einige Antworten auf unsere Frage zu geben.

Blicken wir zurück in die vorreformatorische Zeit, so finden wir in der Kirche ein Institut der speciellen Beichte und Absolution, auch Ohrenbeichte genannt, wie sie ja bis auf den heutigen Tag in der katholischen Kirche in Uebung geblieben ist. Dieses Institut hat ohne Zweifel seinen Ursprung und Grund in dem, was wir heute Privatberichte oder auch specielle Seelsorge nennen. Aber im Laufe der Zeit war aus dem, was freiwillige Uebung und persönliches Herzensbedürfniß gewesen war und sein soll, eine Zwangsanstalt und Seelentyrannei geworden. Was nach dem Willen und der Einrichtung unseres Heilandes als ein Schlüssel zur Lösung der Gebundenen verordnet war, das wurde durch die Selbstsucht und Herrschsucht der Menschen zu einem Bande, die Seelen an die Kirche und an den Papst zu binden und gefangen zu halten. Dieses Institut, das so segensreich hätte wirken können, wenn es nach Gottes Ordnung wäre gehandhabt worden, ist der Kirche bis auf den heutigen Tag eine Hemmung statt einer Förderung gewesen; es ist das Mittel geworden, die Glieder der Kirche in Abhängigkeit von derselben zu erhalten, und die geistliche Unselbstständigkeit der Seelen niemals aufhören zu lassen.—Die Wohlthat war zu einem Uebel geworden, und die Reformatoren mußten darauf bedacht sein, das Uebel zu beseitigen. Das ist denn auch geschehen; die protestantische Kirche hat die Ohrenbeichte abgeschafft, und Alle, welche durch das Wort Gottes zu besserer Erkenntniß gekommen waren, freuten sich, von diesem Joch und Zwang befreit worden zu sein. Aber mit dem, was als ein Zwang und Unsegen abgeschafft worden

war, mit der Ohrenbeichte, war nun auch das gute, segenbringende Institut der Privatbeichte und Seelsorge abgethan. Es trat an ihre Stelle die allgemeine Beichte und Absolution, und an dieser ließen sich die Glieder der Kirche genügen. Und schon dieses mag den Grund dazu gelegt haben, daß die Privatseelsorge mehr und mehr zurücktrat. Doch ist sie wahrscheinlich niemals ganz außer Uebung gekommen, sondern sie hat sich, ihrer Natur nach, der allgemeinen Beobachtung entzogen, und ist dadurch auch seltener geworden.

Neben dieser Wahrnehmung gewährt uns aber jene Zeit auch einen erfreulichen Anblick, wenn er auch für unsere jetzige Erkenntniß recht traurig ist. Wir sehen nämlich an den Menschen jener Zeit einen großen Ernst, ihrer Sünden los zu werden, und wie sie es sich nicht nur viele Mühe und Selbstverleugnung, sondern auch Geld kosten ließen, um Vergebung der Sünden zu erlangen. Wie ist das im Laufe der Zeit so gar anders geworden, und wie ist besonders auch unsere Zeit in diesem Stücke so gar weit fortgeschritten; — fort- und hinausgeschritten aus der göttlichen Ordnung auf einem selbsterwählten Weg, in selbsterworbener Heiligkeit und Gerechtigkeit; und wo etwa noch kleine Sünden und Schwachheiten sich finden, da vergibt man sie sich selbst, ohne Buße oder göttliche Gnade, und schaut dabei recht pharisäisch wohlgefällig und mitleidig auf jene armen finstern Zeiten und Menschen zurück, die noch so „dumm und ungebildet" waren, sich über ihren Sünden Sorgen zu machen, oder gar noch Geld für den Erlaß derselben hinzugeben. Und nicht blos auf jene Zeit und Menschen sehen solche Selbstgerechten verächtlich herab, sondern auch auf ihre eigenen Zeitgenossen, wenn sie wahrnehmen, daß hie und da noch Verlangen nach dem göttlichen Heil und Abscheu vor der Sünde sich findet. Und dieser ungöttliche Zeitgeist übt seine verderbliche Wirkung auf Alles, was mit ihm in Berührung kommt, sei es direct oder indirect. Schon mancher Christ, dessen inneres Leben noch nicht recht auf dem ewigen Fels des Heils gegründet war, ist unter dem Einfluß des Zeitgeistes wieder laß und untreu geworden, und vom Glauben wieder abgefallen. Durch die Wahrnehmung, daß nicht allein alles Göttliche, sondern auch das Verdammliche der Sünde gering geschätzt und verachtet wird, ist schon manches einfältige, unbefestigte Herz irre geworden an seinem Gott und seinem Wort. Und wer dann gar noch darauf ertappt würde, von der speciellen Seelsorge Gebrauch zu machen, welche Behandlung hätte der wohl von dem „gebildeten und toleranten Geschlecht" unserer Tage zu erwarten? Es gehört ja überhaupt schon ein großer Muth dazu, sich selbst so weit zu überwinden, um eine besondere Sünde, ein besonderes Anliegen vor einem Andern zu offenbaren, auch wenn man weiß, daß man von ihm freundlich aufgenommen und wohl berathen werde. Wenn dann aber noch äußere Bedenken oder Menschenfurcht dazu kommen, dann wird der Mensch leicht abgeschreckt, daß er nicht hingeht. So erweist sich uns der Zeitgeist als ein Hinderniß der speciellen Seelsorge.

Eine fernere Ursache ist auch der unvollkommene Zustand der Kirchenzucht in unserer Zeit. Der Geist unserer Zeit ist sowohl ein Geist der Unge-

bundenheit als auch des Sichgehenlassens. In denen, welche schon Glieder unserer Gemeinden sind, offenbart sich ja gelegentlich dieser Geist dadurch, daß der Einzelne meint, das Ganze müsse sich nach seinem Kopfe richten, oder man müsse ihm Freiheit lassen, zu thun, was er wolle. Solchen Ansprüchen kann aber nicht willfahrt werden; es wäre gegen Billigkeit und Ordnung. Darin liegt auch eine Ursache, warum die meisten unserer Gemeinden noch so klein sind und nicht mehrere Glieder sich ihnen anschließen. Das Wenige von Kirchenzucht, das uns noch geblieben ist und das wir durch kluges Haushalten noch vermehren sollen, leuchtet denen draußen doch in die Augen, und hält sie ab, sich als Glieder anzuschließen. Wenn aber die Kirchenzucht, wie in frühern Zeiten, noch eine Macht in der Kirche wäre, durch welche man die Glieder derselben strafen könnte, dann würde die Uebung derselben auch die Wirkung haben, daß die specielle Seelsorge wieder mehr in Gebrauch käme. Ein Mittel aber, Kirchenzucht zu üben, ist jeder Gemeinde gegeben und geblieben, wenn sie dasselbe nur recht gebrauchen will. Ich meine damit nämlich die öffentliche, christliche Meinung, d. h. den Geist des Glaubens und der Liebe, wie er sich in jeder christlichen Gemeinde finden und offenbaren soll, oder wie unser Heiland sagt: „Also lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen, und den Vater im Himmel preisen." (Matth. 5, 16.) Dieser Geist hat schon Glieder abgestoßen, aber auch welche angezogen; er hat auch schon Unrecht gut gemacht und Verbrechen ans Licht gebracht. Und wo dieser Geist sich wirksam erzeigt, da wird auch dieses eine Folge davon sein, daß die einzelnen Seelen wieder mehr das Bedürfniß fühlen, von der speciellen Seelsorge Gebrauch zu machen.—Wo aber die Kirchenzucht fehlt, da wird sich auch dieser Mangel offenbaren. Denn solche Menschen, welche sich in menschliche Ordnung nicht fügen wollen, die wollen von Gott und seinem Wort noch weniger gebunden sein.

Unter die mitwirkenden Ursachen des Mangels an specieller Seelsorge gehört ohne Zweifel auch das geringe Ansehen, die Geringschätzung des geistlichen Standes und Amtes. Der Katholik wird von Jugend auf gelehrt, und weiß und glaubt nichts Anderes, als daß sein Priester, kraft seines Amtes ein heiliger Mann sei, ein Mensch ganz anderer Art und Qualität, als andere Menschen. Und wenn er in seinem persönlichen Leben, in sittlicher Verworfenheit, ein Scheusal ist, so ändert das an seinem priesterlichen Charakter, an seiner Würde, gar nichts. Das Beichtkind behält seinen Glauben und sein Vertrauen doch.—Aber wie ganz anders ist das in unserer Kirche! Da ist der Pastor meist nur so viel, als er aus sich macht; d. h. er muß sich Ehre und Ansehen erst erwerben, ehe er sie genießen kann. Es ist zwar nicht überall gleich; die Gemeinden sind verschieden. Manche nehmen ihren Pastor mit Vertrauen auf; Andere begegnen ihm mit Mißtrauen. Aber von dem Heiligenschein eines katholischen Priesters sehen sie nichts an uns, und wir müssen uns schon begnügen, als Menschen ihresgleichen von ihnen behandelt zu werden. Es fehlt auch nicht an Geringschätzung und

Demüthigung, die wir uns müssen gefallen lassen. Das ist für den alten Menschen gut, wenn er es recht benützt; es kann ihm zur Ehre und Ansehen verhelfen.—Doch wird nicht zu leugnen sein, daß ein solches Verhältniß zwischen Pastor und Gemeinde nicht besonders förderlich sein werde, die einzelne Seele zu ermuntern, in besondern Anliegen ihre Zuflucht zu ihrem Pastor zu nehmen. Wenn das Vertrauen im Ganzen fehlt, dann wird es sich auch im Einzelnen nur langsam finden und offenbaren.

Bisher habe ich solche Ursachen angeführt, welche außer uns liegen, und die wir nicht direct beseitigen können. Nun habe ich aber auch noch solche namhaft zu machen, welche an uns und unsern Familien haften. Und diese werden ohne Zweifel um so schwerer wiegen, als sie mehr oder weniger von uns vermieden werden könnten und sollten.—Fassen wir den Pastor zuerst bei seiner Hauptthätigkeit, nämlich als Prediger des göttlichen Wortes auf der Kanzel ins Auge. Da ist es uns jetzt hauptsächlich darum zu thun, zu erfahren, **was** er predigt. Nun ja! Was wird er denn predigen? Ein evangelischer Pastor wird ja das Wort Gottes,—Christum, den Gekreuzigten, predigen. Ja, das sollte man von Jedem mit Recht erwarten dürfen. Gottes Wort wird ja wohl vor jeder Predigt gelesen, als Text vorangestellt. Aber wie geht es oft mit der Auslegung? Noch schlimmer als dieses, ist das, wenn an heiliger Stätte anstatt der Mittheilung des Brodes des Lebens,—elender Klatsch, den der Prediger die Woche durch gesammelt hat, den Zuhörern geboten wird?—Oder wenn er seiner Empfindlichkeit über erlittene Ungerechtigkeit vor der Gemeinde Worte leiht. Es ist auch nicht gut, wenn der Inhalt der Predigt den Zuhörer gar zu sehr an die Zeitung erinnert oder gar in den Phrasen derselben einhergeht. Dieses und noch anderes Derartige ist gewiß nicht dazu geeignet, rechtes Vertrauen bei dem Zuhörer zu erwecken oder zu erhalten. Da merkt er ja, daß der Pastor nicht schweigen kann, sondern öffentlich ausplaudert, was er privatim gehört hat. Daraus macht er dann den Schluß: wenn er Jenes nicht für sich behalten konnte, so wird er auch ein Beichtgeheimniß nicht behalten können. Und so hält er sich ferne, und vertraut sich seinem Seelsorger nicht an, weil er ihm nicht traut.

Ueberhaupt sollte ein evangelischer Pastor nur höchst selten auf der Kanzel von sich und seinen Angelegenheiten reden. Sich selbst zu loben schickt sich nicht; und das sich selbst tadeln und anklagen bessert nicht. Die Kanzel ist der Ort, da Gottes Wort gepredigt und bezeugt werden soll; und etwas Anderes soll von dort nicht gehört werden.

Mit dem Pastoren als Prediger hängt aber sehr innig zusammen der Priester oder Liturgus. Auf die Predigt folgt ja in der Regel ein Gebet, entweder nach der Agende oder ein sogenanntes „freies Gebet." Im ersteren Falle kommt es hauptsächlich auf das **wie**; — im zweiten Falle auf das wie und besonders auf das **was** des Gebets an. Das Gebet soll nach Inhalt, Form und Vortrag, ein Gebet, und nicht eine Predigt oder Declamation sein. Es erfordert eine eigenartige Bewegung und Betonung. Und ist es so, dann wird es der Predigt, wie es soll, zur Bestätigung und Bekräftigung

dienen. Und an seinem Gebet wird die Gemeinde erkennen, ob ihr Pastor ein Priester sei, der seine Gemeinde auf betendem Herzen trage, und diese Gesinnung wird ihm in den Herzen auch das Zutrauen erwecken und erhalten, daß sie in besonderen Anliegen sich an ihn wenden mögen.

Fast noch wichtiger als die Predigt ist das Leben des Pastors. Er soll ein Prediger sein nicht blos mit Worten in der Kirche und anderswo, sondern er soll seine Predigt der Gemeinde v o r l e b e n, allen Gliedern der Gemeinde mit gutem Beispiel vorangehen. Alles an ihm soll predigen; sein Reden und Schweigen; seine Kleidung, seine Bewegung, sein Umgang. Auch dann, wenn er den Kirchenrock nicht anhat, soll man doch den Pastor an ihm wahrnehmen können. Durch seinen Wandel wird er sich am ersten das Zutrauen seiner Gemeinde erwerben können; sie wird gern geneigt sein, Nachsicht mit ihm zu haben und ihn in Geduld zu tragen, wenn etwa seine Predigt nicht so ganz nach ihrem Geschmacke sein sollte. Sie wird ihm ihre Anerkennung nicht versagen, wenn sie sieht, daß er sich in seinem Leben als ein wahrer Christ, als ein treuer Diener Christi darstellt, der das, was er mit Worten predigt, auch mit der That seines Lebens beweist. Und weil der Pastor das irdische Haupt der Gemeinde ist, so sind auch aller Augen auf ihn gerichtet; er wird allenthalben beobachtet, und sein Wandel wird streng beurtheilt. Da gilt es denn, Allen zu zeigen, daß Wort und That stets miteinander übereinstimmen und nicht Eines das Andere Lügen strafe. Die Wirkung des Wortes ist mächtig, aber die Wirkung der That des guten Beispiels ist noch viel mächtiger. — In dieser Beziehung gilt es besonders, das Wort des Apostels zu beherzigen und zu befolgen: „So sehet nun zu, wie ihr vorsichtiglich wandelt, nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen." (Eph. 5, 15.) Durch Unvorsichtigkeit ist bald eine Seele zurückgestoßen; aber eine solche wieder zu gewinnen hält meist sehr schwer. Und wenn es geschieht, daß der Diener Christi durch böse Gerüchte gehen muß, dann möge es nur immer so sein, daß das Wort des Herrn gelten kann: „sie lügen daran;" und die bösen Gerüchte werden am Besten widerlegt durch einen unsträflichen Wandel. Durch solche Uebereinstimmung von Wort und Wandel wird der Pastor sich das Zutrauen seiner Gemeinde erwerben und erhalten, und dann werden auch die Beichtkinder sich ihm nähern, wenn sie ein geistliches Anliegen haben, seinen Rath suchen und auch annehmen.

Noch bleibt uns übrig zu betrachten der Pastor in seinem Hause, als Hausvater, Ehegatte und Kindererzieher. Das Pfarrhaus ist „die Stadt, die auf einem Berge liegt" vor Jedermanns Augen. Die Haushaltung des Pastors soll eine Musterhaushaltung sein, damit die Gemeinde sich nach ihr richten könne. Dahin zielt auch jenes ernste Wort des Apostels: „So aber Jemand die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen, nicht versorgt, wie wird er die Gemeinde Gottes versorgen." 1 Tim. 5, 8. Wenn es wahr ist, daß die Familie die Grundlage des Staats sei, so wird man auch sagen dürfen, daß die Zucht und Ordnung des Pfarrhauses ein Muster für die andern Häuser sein solle. Und daß es dieses immer mehr werde, darauf sollen wir

mit allem Ernst und Fleiß hinarbeiten. Wie in andern Verhältnissen, so sollen wir besonders hierin mit dem Apostel sagen können: „Sehet auf die, die also wandeln, wie ihr uns habt zum Vorbilde." Phil. 3, 17. Aber auch dann, wenn wir in diesem Stücke alle Treue beweisen, so werden wir die Erfahrung machen, daß nicht Alle, sondern vielleicht nur Wenige, uns nachahmen. Aber dann haben sie keine Entschuldigung, wenn wir das Unsrige gethan haben.

Der Pastor soll in seinem Hause der Hausvater, d. h. das Haupt des Hauses, der Herr im Hause sein. Er soll das Regiment führen und Alles im rechten Gang, in guter Ordnung halten. Dazu gehört aber, daß er auch wisse und verstehe, wie eine christliche Pastoren-Haushaltung sein und geführt werden soll. Das kann er aus der Pastoral-Theologie lernen. Seine Haushaltung soll aber so beschaffen sein, daß Jedermann gerne hineingeht und sich darinnen wohl fühlt. Der Besucher soll den Eindruck bekommen, daß in diesem Hause zwischen den Gliedern Eintracht und Liebe, ja der Geist Christi wohnt, und das Wort Gottes die Hausordnung ist. Und solche Ordnung einzuführen, zu erhalten und zu üben ist hauptsächlich Aufgabe des Hausvaters. Im Pfarrhause ist aber gewöhnlich auch eine Frau, und sie ist eine wichtige Person, nicht blos im Hause, sondern auch in der Gemeinde. Aber das Haus ist zuerst die Stätte, da sie ihre Wirksamkeit üben soll, und von dort wird eine Wirkung ausgehen auch in die andern Häuser. Wie oft geschieht es, daß Jemand den Pastor besuchen will und findet ihn nicht zu Hause. Da ist es die Frau, welche die Leute in Empfang nehmen und ihnen Bescheid geben muß. Ist sie nun so, wie sie sein soll, dann kann es wohl geschehen, daß solche Besuche besonders des weiblichen Geschlechts sich gerne an sie wenden und ihr Anliegen vorbringen. Dann ist sie selbst in dem Fall, specielle Seelsorge zu üben, ohne doch aus ihrem eigentlichen Wirkungskreise herauszutreten. Dadurch wird sie eine Gehülfin ihres Mannes in seiner Arbeit an der Gemeinde und hilft das Reich Gottes bauen in aller Stille.—Ist sie aber das Gegentheil hievon, dann wird sie abstoßen, anstatt anziehen, und sich die Herzen entfremden. Oder ist sie eine solche Person, daß jene Beschreibung des Apostels 1 Tim. 5, 13 auf sie paßt: „Daneben sind sie faul und lernen umlaufen durch die Häuser; sind auch schwätzig und vorwitzig, und reden, das nicht sein soll;"—dann ist sie nicht eine Gehilfin ihres Mannes, sondern sie zerstört dann wieder, was er etwa gebaut hatte. Wenn es schon von den Weibern im Allgemeinen gilt, „daß sie ihren Männern unterthan sein sollen," dann ganz besonders von der Frau des Pastors. „Er soll dein Herr sein". Er soll nicht nur das Regiment führen, sondern er soll auch als *Herr geehrt und geachtet sein*. Eine Pastorenfrau, welche im Hause dominirt, ist eine widerliche Erscheinung, und diese ihre Eigenschaft wird gar bald in der Gemeinde bekannt werden und auch ihre Wirkung ausüben. Von der Frau wird ein Schluß auf den Mann gemacht und die Folge wird sein, daß die Glieder der Gemeinde keine Lust haben werden, mit ihren besondern Anliegen zum Pastor zu kommen, sondern anderswo Rath und Beistand suchen.

Zu einem rechten Pastorenhaushalt gehören nothwendig auch Kinder, und wenn keine eigenen da sind, so sollten fremde ins Haus aufgenommen und erzogen werden. Denn die Kindererziehung ist nicht nur die beste Schule zur Erziehung der Eltern, sondern auch das Kriterium der Tüchtigkeit des Pastors und seiner Frau. An der Kinderzucht erkennt man das Hauswesen. — Kinder sind eine Gabe Gottes, und als solche sollen sie wohl in Acht genommen und gepflegt werden, denn er wird sie wieder von den Eltern fordern. Wenn wir die hohe Aufgabe der Kinderzucht recht ins Auge fassen, dann ist es ein großer Trost für uns, daß das Wort Gottes nicht von uns fordert, wir sollen fromme Kinder haben — denn dieser Forderung könnten wir nicht entsprechen — sondern daß es nur verlangt, daß wir gehorsame Kinder haben sollen. Und diese Forderung ist nicht nur gerecht, sondern ihre Erfüllung liegt auch im Bereich der Möglichkeit. Die Sorge, gehorsame Kinder zu haben, sollte schon um des natürlichen Verhältnisses der Ueber- und Unterordnung, um des Friedens und der Wohlfahrt der Familie willen allen Eltern, besonders aber dem Pastor und seiner Frau sehr angelegen sein. Die Eltern, als die älteren sollen auch die klügeren sein, und was sie anordnen, das müssen die Kinder thun. Das Wort Gottes sagt: „Ihr Kinder seid gehorsam den Eltern in allen Dingen." Und die Eltern haben darüber zu halten, daß dieser Gehorsam geleistet werde; geschieht es nicht willig, dann muß er erzwungen werden. Damit wird der Grund gelegt, daß aus gehorsamen Kindern mit der Zeit auch fromme Kinder werden können. Immerhin bleibt diese Aufgabe eine der wichtigsten für den Pastor und seiner Frau. Welche Schmach ist es für sie, wenn von ihren Kindern gesagt werden kann, sie seien die ungezogensten in der Gemeinde. Und wie wird er die Gemeinde erziehen und leiten können, wenn er nicht einmal sein eigenes Haus regieren kann? Wie wird es dann mit dem Schul- und Confirmanden-Unterricht bestellt sein, wenn es an der rechten Zucht fehlt?

An den eigenen Kindern müssen wir lernen, Zucht üben und sie zum Gehorsam gewöhnen, dann werden wir auch geschickt, andere Kinder und Erwachsene zu leiten und zu fördern. Bei der Erziehung der eigenen Kinder haben wir die beste Gelegenheit, die menschliche Natur in ihren verschiedenen Aeußerungen kennen zu lernen und zugleich auch die Kunst der speciellen Seelsorge zu üben. Auch die Kinderzucht des Pastors, wenn sie rechter Art ist, wird dazu mithelfen, daß das Zutrauen der Gemeindeglieder gefördert und erhalten werde. Schlechte Kinderzucht dagegen wird mit eine Ursache sein, daß derselbe in der speciellen Seelsorge wenig wird in Anspruch genommen werden.

Hiemit habe ich etliche Ursachen in der Kürze angeführt. Es lassen sich derselben noch mehrere aufzählen, doch mögen die genannten wohl die hauptsächlichsten sein. Unser Augenmerk soll immer darauf gerichtet sein, daß wir vorsichtiglich wandeln und mit Paulo sprechen können: „Ich bin Jedermann allerlei geworden, auf daß ich allenthalben ja Etliche selig mache." 1 Cor. 9, 22.

Zur Charakteristik des Pilatus.

Von Lic. th. Ackermann, Diakonus an St. Johannes, Chemnitz.

(Abdruck aus dem „Beweis des Glaubens“.)

So oft wir unsern christlichen Glauben bekennen, so oft klingt auch ein Name in unser Ohr, der in die Passionsgeschichte des Herrn auf's Innigste verflochten ist, der Name Pontius Pilatus. Unser Bekenntniß — und in demselben vor allem der zweite Artikel — hat neben seinem religiösen auch seinen geschichtlichen Charakter, und der Name dieses Römers ist von der alten Kirche in richtiger Erkenntniß dessen, daß das Heil in Christo Jesu geschichtlich geworden ist, in das christliche Glaubensbekenntniß aufgenommen worden. Der Name des Verräthers ist nicht genannt im zweiten Artikel, obwohl es nahe gelegen hätte, zu sagen: „Empfangen vom heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau Maria, verrathen von Judas Ischarioth, gelitten unter Pontius Pilatus“ — und wir können daraus wohl schon von vorn herein den Schluß ziehen, daß auch die alte Kirche einen Unterschied gemacht hat in der Größe der Schuld dieser beiden Männer; daß sie dem Heiden eine geringere Schuld am Tode ihres Herrn beigemessen hat, als dem Juden, indem sie nicht geglaubt hat, es könne das Heilige ihres Bekenntnisses durch den Namen jenes kaiserlichen Statthalters befleckt werden.

Und es ist in der That dieser Pontius Pilatus eine Gestalt, die man weit mehr bemitleiden, als kurzer Hand verurtheilen möchte. Denn so mannigfaltig auch die Berichte der vier Evangelisten über das Verhör bei Pilatus sind — aus allen klingt uns doch das diesen Mann immerhin ehrende Wort entgegen: ἐγὼ γὰρ οὐχ εὑρίσκω ἐν αὐτῷ αἰτίαν — ich finde keine Schuld an Ihm! Aber freilich, eben darin, daß er keine Schuld an Ihm gefunden und Ihn doch als einen Schuldigen hat behandeln lassen — eben darin liegt seine Schuld. Und so hat sich auch bei ihm das nämliche unerbittliche Gesetz geltend gemacht, welches so handgreiflich über der That des andern „Schuldigen“ in der Passionsgeschichte, des Judas, gewaltet hat, daß der Mensch, wenn er freiwillig und wider besseres Wissen und Gewissen auf dem eingeschlagenen Wege verharrt, schließlich an einer bestimmten Grenze die Freiheit seiner Selbstbestimmung und seines Handelns verliert; daß er auf der eingeschlagenen Bahn nicht mehr rückwärts, sondern nur noch weiter vorwärts kann, und daß dann die Geschichte solches Menschen ihren Abschluß sowohl wie ihre Erklärung finden kann in den Worten: „Und es mußte also geschehen.“

Es ist eine reiche Literatur, die sich mit der Frage nach der größeren oder geringeren Schuld des Pilatus an jenem denkwürdigen Passahfeste des Jahres 33 beschäftigt hat, daher auch die vorliegende Arbeit nicht viel Neues darüber zu Tage zu fördern im Stande sein wird. Aber einmal denen gegenüber, welche sich bei der Beurtheilung den Pilatus weniger in dessen eigene, als in des Herrn Lage zu versetzen gewohnt sind und demnach sein ganzes Verhalten wohl unbegreiflich finden mögen; als andererseits gegenüber denen, die geneigt sind, zu dem entgegengesetzten Resultate zu gelangen:

Pilatus konnte nicht anders, und weil er nicht anders konnte, so ist er auch durchaus entschuldbar — diesen beiden Anschauungen gegenüber möchten wir im Folgenden einen Mittelweg einschlagen und versuchen, sein Verhalten von seinem Standpunkte aus — nicht zu rechtfertigen — wohl aber, so weit es möglich ist, zu erklären. Und diese Möglichkeit ist von verschiedenen Seiten aus bei ihm gegeben. Bei Judas ist sie's nicht. Da wird man, und wenn man noch so tief hinabsteigen könnte in das Herz des Verräthers par excellence, doch immer wieder an einen Punkt kommen, wo es dunkel, ganz dunkel wird, und wo schließlich keine Auskunft mehr ist und keine Antwort auf die Frage nach dem letzten Grund der schauerlichen That.

Pontius Pilatus war von der Zeit an, wo der Herr als Angeklagter vor ihn geführt wurde, zurückgerechnet, bereits sieben Jahre kaiserlicher Prokurator von Judäa und Samarien gewesen. Aus dieser Zeit seiner siebenjährigen Verwaltung liegen einige geschichtliche Notizen über ihn vor, die bei einer genaueren Beurtheilung seines Verhörs mit Jesu unmöglich bei Seite gelassen werden können, ja die vielmehr geeignet sind, auf einzelne Punkte seines Verhaltens gegen den Herrn sowohl als gegen die Juden ein bisher vielleicht zu wenig beachtetes Licht zu werfen. Ist es ja durchweg so im Leben, daß jede einzelne That des Menschen zumeist nur eine natürliche Folge ist von Handlungen, die derselben in der Vergangenheit vorangegangen waren, und daß der Mensch in jedem Augenblicke der Gegenwart beherrscht und beeinflußt wird von seinen Thaten in der Vergangenheit. Das ist das große Gesetz der Völkergeschichte, das ist das Gesetz auch der Geschichte des Einzellebens.

Was wir nun über des Pilatus frühere Amtsführung als Prokurator finden, wirft freilich kein sehr günstiges Licht auf ihn. Die Berichte reden von Härte und Grausamkeit, ja sogar davon, daß er jenes bekannte politisch kluge Prinzip der Römer, die religiösen Ansichten und Gebräuche eines, unter ihre Botmäßigkeit gebrachten Volkes unangetastet zu lassen, nicht im Auge gehabt und befolgt habe. Aber der Geschichtsschreiber, der uns diese Berichte überliefert hat, ist von vornherein gegen Pilatus eingenommen gewesen, und mußte es sein, weil er ein Jude war. Es ist der Alexandriner Philo, der um die Zeit, als Pilatus Prokurator von Judäa und Samarien war, etwa 50 Jahre zählen mochte, also ein Zeitgenosse von demselben. Es ist wohl für einen Historiker nichts schwieriger, als gerade die Geschichte seiner eigenen Zeit zu schreiben, wenn er diese Geschichte objektiv darstellen will. Philo ist nicht objektiv, sondern er ist, was Pilatus anbelangt, durchaus Partei, so gut wie auch die Berichte, die ihm über Pilatus doch jedenfalls nur durch palästinensische Juden zugetragen worden sind, subjektiver Natur gewesen sein und der Uebertreibung sicherlich nicht entbehrt haben werden. So nennt Philo den Landpfleger „von Charakter unbeugsam und rücksichtslos hart" und wirft ihm vor „Bestechlichkeit, Gewaltthaten, Räubereien, Mißhandlungen, Kränkungen, fortwährende Hinrichtungen ohne Urtheilsspruch, endlose und unerträgliche Grausamkeiten." Das ist freilich ein trübes Bild, und wir wollen auch nicht behaupten, Philo habe das ganz aus der Luft gegriffen. Aber

sah's denn in der damaligen Zeit anderweitig anders aus im ganzen römischen Reiche? Die Bestechlichkeit z. B. der römischen Verwaltungsbeamten vom Prokonsul an bis herab zum niedrigsten Steuerbeamten war ja so allgemein in jenen Tagen und eine fast so selbstverständliche Sache, daß sich Cicero ein Säkulum vorher, also in einer Zeit, wo die Begriffe der Moral noch nicht so ganz dem Bewußtsein entschwunden waren, nicht wenig darauf zu gute thut, daß er bei seiner Provinzialverwaltung sich in diesem Punkte nichts habe zu Schulden kommen lassen. Und auch der Vorwurf der Unbeugsamkeit, der rücksichtslosen Härte und der Grausamkeit kann den Pilatus nicht so hart treffen, wenn wir bedenken, daß seine Stellung vor der vieler seiner Collegen gerade keine beneidenswerthe war, da er es ja mit einem Volke zu thun hatte, dessen Charakter die Unbeugsamkeit im höchsten Grade war; mit einem Volke, von dem einer seiner eigenen Propheten — Jesaia — gesagt hatte: „Sie nennen sich aus der heiligen Stadt und trotzen auf den Gott Israels, der da heißt der Herr Zebaoth. Denn ich weiß, daß du hart bist und dein Nacken ist eine eiserne Ader und deine Stirne ist ehern, spricht der Herr." Solch ein Volk, das, getragen von seinem theokratischen Bewußtsein, auch politisch seine centrale Stellung unter den Völkern, wenigstens in der Partei des Pharisäismus, auch damals noch nicht aus dem Auge verloren hatte und daher jederzeit geneigt war, den günstigen Augenblick zu erfassen, um das verhaßte Joch der heidnischen Fremdherrschaft von sich abzuschütteln — solch ein Volk ganz zu dessen eigener Zufriedenheit zu regieren und es ohne jegliche Härte, ohne exemplarische Strafen unter die nun einmal bestehende Ordnung der Dinge zu beugen, wäre ein Meisterstück staatsmännischer Kunst gewesen, das, ebensowenig wie Pilatus, auch so mancher Andere an seiner Stelle nicht zuwege gebracht hätte. Hierzu kommt die außerordentliche Empfindlichkeit, die dem jüdischen Naturell vor anderen eigen war, und die auch heute noch an ihm zu finden ist und augenscheinlich ihren Ursprung in der Vorstellung Israels hat, daß es sei ein Volk Jehovas, ein heiliges Volk, Exod. 15, 13. Deut. 7, 6. Auch in unsern Tagen noch und in einem Lande, wo das jüdische Volk, so lange es sich eben ein Volk nennt, doch nur zu Gaste ist, würde es ein Wagstück sein, etwas seine Nationalität oder seine religiösen Cultusformen Verletzendes zu sagen. Dagegen fordert dieses Volk für sich die äußerste Duldung und Rücksichtsnahme, während es sich selbst kein großes Gewissen daraus macht, dasjenige, was andere Völker, die ihnen Aufnahme und gleiche Rechte zugestanden haben, als ihr Heiligstes betrachten, zu bespötteln und zu verzerren. Es sei da nur an die durch jüdisches Geld erkauften und jüdischen Interessen dienenden Witzblätter der Gegenwart erinnert und daran, wie die jüdische Literatur mit ihren beliebten Schlagwörtern, wie „Inhumanität", „Intoleranz" u. dgl. bei der Hand ist, sobald eine andere Anschauung einen anderen Standpunkt betont. Dies Volk treibt seinen Spott, aber es verträgt keinen Spott. Pilatus aber war — und es wird sich das aus seiner Verhandlung mit Jesus und dessen Anklägern genauer ergeben — eine zur Ironie neigende, spöttelnde Natur. Deßhalb paßten sie

so wenig zusammen, der Römer und die Juden, der Landpfleger und die Pflegbefohlenen.

Dann wird weiter von Pilatus erzählt, wie er gleich beim Antritt seiner Amtsführung eine Opposition gegen sich hervorgerufen habe. Das jüdische Gesetz verbot den Bilderdienst (Exod. 20, 4). Nun waren die römischen Feldzeichen mit Brustbildern des Kaisers geziert, worin die Juden, wenn die Römer mit diesen ihren Standarten nach Jerusalem kamen, etwas die Heiligkeit des Ortes und ihres Gesetzes Verletzendes sahen. Die frühere römische Verwaltung war human genug gewesen, die jedenfalls zur Ablösung von Cäsarea nach Jerusalem bestimmten Truppen oder auch die, mit welchen der Landpfleger in der Regel zu den großen Festen nach der Stadt zog, allemal o h n e diese Feldzeichen in die Stadt einrücken zu lassen. Als aber Pilatus zum ersten Male in Jerusalem einziehen und die Soldaten wahrscheinlich die Feldzeichen außerhalb der Mauern unter einer Bewachung zurücklassen wollten, um sie dann später in der Stille einzuholen, gab Pilatus den Befehl, sie beim Einzuge voran zu tragen. Diese Handlung hatte nicht verfehlt, eine allgemeine Entrüstung gegen ihn hervorzurufen. Aber wir fragen billig: Ist dieses Vergehen gegen eine hergebrachte, den Juden vielleicht gar nicht einmal gesetzlich gemachte Concession ein so großes, für einen Beamten des römischen Kaisers, der vor kurzem die kaiserliche Gnade empfangen hatte, mit einer Provinz belehnt zu werden? Konnte das Brustbild des Kaisers das religiöse Gefühl eines Volkes beleidigen, mochte nun die Religion dieses Volkes sein, welcher Art sie wollte? Und — kannte er diese jüdische Religion? Konnte er überhaupt als Heide den Abscheu vor dem Bilderdienst auch nur annähernd begreifen, er, der unter den Statuten der Götter und Göttinnen in Rom erzogen worden war und in Athen sich gebildet hatte? Wir bezweifeln, ob in diesem seinem Vorgehen eine allzugroße Härte gefunden werden könne, zumal, wenn wir hören, daß Pilatus sich später dazu verstanden, diesen Befehl zurückzunehmen.

Weiter wird ihm vorgeworfen, er habe ohne viele Umstände eine erhebliche Summe aus dem Tempelschatze entnommen. Die Thatsache ist richtig und eben so richtig ist es, daß Pilatus hierzu nicht ermächtigt war. Es war ein verwegener Eingriff in das verbriefte Recht des jüdischen Volkes und eine Ueberschreitung seines Machtbereichs. Philo mag diese That unter die Rubrik „Räubereien" zählen, und formal betrachtet stimmen wir ihm bei. Aber Pilatus hat die entnommene Summe nicht für sich behalten, sondern hat sie dem Lande zu gute kommen lassen, indem er mit ihr den Bau einer Wasserleitung zur Ausführung gebracht hat. Ob dieser Bau nun unbedingt nöthig gewesen ist oder nicht, steht dahin. Uns erscheint er wohl nur als das Mittel zum Zweck — und der Zweck war den Tempelschatz zu verringern. Dem politisch geschärften Auge des Römers konnte unmöglich die Gefahr entgehen, die aus einer derartigen Anhäufung von Geld, über das die römische Verwaltung nicht verfügen durfte, derselben früher oder später erwachsen mußte. Schon damals regten sich allerorten im römischen Reiche revolutionäre Ideen — auch

in Judäa. Zu jeder Revolution aber gehört Geld und Pilatus schnitt ihr in seiner Provinz den Lebensnerv ab, wenn er den Tempelschatz verringerte. Von seinem Standpunkte aus ist also auch diese That nicht allzu hart zu beurtheilen. Aber es war ein ungeheurer Sturm des Unwillens, der sich in ganz Judäa darüber erhob; und der stumme, mehr passive, aber darum nicht weniger energische Widerstand, den er von Anfang an von seiten der Juden gefunden, und auch, was vor allem schwer ins Gewicht fällt, die ewigen Anklagen und Beschwerden, mit denen die Juden fortwährend über ihn beim Statthalter von Syrien, dem Prokonsul Vitellius, einkamen — dieses zusammen mag allerdings den Pilatus mit der Zeit auf andere Bahnen geführt haben, als welche er von Anfang an hatte gehen wollen, und mag mit zur Folge gehabt haben, daß er sich, gereizt und unwillig über sich selbst und über die Unmöglichkeit, mit diesem störrischen Volke in Einklang zu kommen, Grausamkeiten und Gewaltthaten hat zu Schulden kommen lassen, die allerdings nicht zu rechtfertigen sind.

Von einem solchen Akte blutigster Tyrannei berichtet der Evangelist Lukas — nicht um den Fall speciell zu erörtern, sondern nur bezugsweise. Lukas erzählt — 13, 1 ff. — es seien etliche zum Herrn gekommen und hätten ihm verkündigt von jenen Galiläern, deren Blut Pilatus mit ihren Opfern gemischt habe. Wahrscheinlich hatten sie an diese dem Herrn jedenfalls schon bekannte Thatsache eine Frage angeknüpft denn der Herr thut die bekannte Aeußerung darauf: „Meinet ihr, daß diese Galiläer vor allen Sünder gewesen sind, dieweil sie solches erlitten haben?" Pilatus hatte also etliche Männer, welche aus der Provinz Galiläa, dem Gebiete des Königs Herodes — also nicht römischem Territorium — nach Jerusalem gekommen waren, angeblich um dort zu opfern, im Vorhofe des Tempels bei dieser ihrer heiligen Beschäftigung niedermetzeln lassen. Was diese Männer verschuldet haben mochten, wissen wir nicht. Vielleicht nichts. Aber ein dringender Verdacht mußte doch auf ihnen lasten. So viel Rechtsgefühl werden wir dem Römer doch immerhin noch zutrauen müssen, daß er eine solche öffentliche und grauenvolle Exekution nicht ohne jeden Grund vollzogen haben wird. Dazu wußte Pilatus, daß er das Recht oder Unrecht seiner Handlung nötigenfalls auch vorm Kaiser werde zu vertreten haben. Es hatten diese Galiläer, deren Schuldlosigkeit ja auch der Herr nicht behauptet, wahrscheinlich in Jerusalem für ihren Landesherrn Herodes und damit zugleich auch für die Wiederherstellung der Selbstständigkeit Israels Propaganda gemacht. Das roch nach Rebellion, und auf Rebellion stand nach römischem Gesetze die Todesstrafe. Daß diese Strafe an jenen Galiläern gerade im Tempel und gerade bei ihrem Opfern vollzogen wurde, das ist wohl weniger auf Rechnung des Pilatus, als vielmehr auf die des befehlhabenden Offiziers zu setzen, der jedenfalls den Auftrag hatte, diese Männer zu tödten, wo und wie er sie gerade treffen würde. Freilich, der legale Weg war das nicht, den Pilatus hier eingeschlagen; und wenn jene Männer unschuldig gewesen wären, dann wäre die Geschichte des Römerreichs um einen Akt dee Brutalität reicher. (Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Volksschule und die evangelische Gemeindeschule.

Eingesandt von P. H. Schmidt.

(Schluß.)

4. Wir müssen ein Lehrerseminar haben! Gegenüber der enormen Schuldenlast, die unsere Synode drückt, möchte das eine wahnsinnige Forderung scheinen, aber unsere Schulden könnten bereits getilgt sein, wenn man weniger von der Größe der Schulden redete und mehr von der Liebe, die alle unsere Schuld am Kreuze getilgt und die allein die Herzen unserer Gemeindeglieder zum opferwilligen Geben öffnen kann! Sollen wir nun stille stehen und sagen: die Opfer sind zu groß! — Das wäre Rückschritt, der im Reiche Gottes nicht vorkommen darf! Unsere theure Synode breitet ihre Flügel vom atlantischen bis zum stillen Ocean; die Gemeinden alle, die gegründet werden, die sich uns anschließen, recht zu bedienen zu pflegen und zu bauen, dazu brauchen wir ein Lehrerseminar, auf dem wir christliche Lehrer heranbilden können. Der Lehrerstand ist ein göttlicher Beruf, den nicht Unberufene übernehmen und auch nicht Unberufenen anvertraut werden sollte; woher, und aus welcher Quelle nehmen wir nun die nöthigen Lehrkräfte? Unsere jetzige Bildungsanstalt ist zu klein, so daß man nothwendig zu allerlei zweideutigen Elementen seine Zuflucht nehmen muß, die dann mehr zerstreuen als sammeln, mehr einreißen als aufbauen! Man hat schon darauf hingewiesen, als man daran dachte, Pro- und Predigerseminar zu vereinigen, daß das pädagogisch unzulässig sei; nun es ist wohl ebenso pädagogisch unzulässig, daß jetzt thatsächlich Proseminar und Lehrerseminar vereinigt sind. Sollte mir darum entgegnet werden: wir haben ja ein Lehrerseminar, so antworte ich: wir haben eins, und wir haben auch keins. Die Verhältnisse, wie sie augenblicklich bestehen, halten uns nur auf, ohne uns zu fördern! Zuerst kommt die Schwierigkeit in Betracht, zwei Dinge zugleich zu treiben! Die Lehrer können uns mit Recht vorwerfen: der Unterricht für die Lehrerzöglinge kommt zu kurz, wenn wir das Hauptgewicht auf die Vorbildung der Predigerzöglinge in Anstellung des Lehrerpersonals, in Aufstellung des Stundenplans u. s. w. legen, und umgekehrt. Vor einigen Jahren wurde der Synode von Pekin aus ein Grundstück zur Errichtung eines Lehrerseminars angeboten. — War es Glaubensschwäche, oder Verkennung der Aufgabe unserer Synode, oder Nichtachtung des schreienden Bedürfnisses, daß man das Anerbieten zurückwies? — Dürfen wir nicht vielmehr des fröhlichen Glaubens leben, daß, so bald unsere theure Synode ihre Aufgabe erkennt, es auch nicht an Hülfen fehlen wird, die uns der Herr doch jederzeit zu allem unseren Thun senden muß und senden wird! Unsere Synode unterstützt ein Waisenhaus bei St. Louis, dasselbe ist nicht einmal gliedlich angeschlossen, sondern unabhängig. Im Osten, Norden u. s. w. fehlt solche Anstalt gänzlich! Könnte nicht mit einem zu errichtenden Waisenhause ein Lehrerseminar verbunden werden, in dem die Zöglinge zugleich praktische Anleitung, nicht

allein im Unterrichten, sondern auch **Erziehen** fänden? Hätten nicht fähige arme Waisenkinder dort Gelegenheit tüchtige und christliche Lehrer zu werden? — Hast Du mich lieb? — sagt Jesus zu Petrus, dann: Weide meine Lämmer! —

Haben wir aber ein Lehrerseminar, dann tritt die weitere Forderung an uns heran!

5. **Die Stellung der Lehrer muß noch mehr geregelt werden!** Dieselben müssen organisch in den Organismus unserer Synode eingegliedert werden. Die letzte Generalsynode ist diesem Ziele schon ein gut Stück näher gekommen, doch ist der Wunsch wohl nicht unberechtigt, daß dies noch mehr geschehen möge, daß Schule und Kirche so zusammen arbeiteten, daß von einem besonderen Lehrerverein nicht mehr die Rede sein brauchte, sondern daß die Lehrer gehalten wären, die Distrikts-Conferenzen zu besuchen, zu denen sie gehören, und daß bei den Geschäften der Distrikte auch die Geschäfte der Schulen zur Sprache kämen, damit eine einheitliche Arbeit erzielt würde! Wie viele Pastoren (eine größere Anzahl als wir Lehrer haben) halten nicht Schule, darum ist es erforderlich und als zweckmäßig geboten, die brennenden Schulfragen, praktische und theoretische mit den Lehrern zusammen zu lösen! Daß eine Eingliederung der Lehrer nur dann im Geiste der Synode wäre, wenn dieselben sich in alle Ordnungen derselben fügten und der, aus Geistlichen und Lehrern bestehenden Schulbehörde subordinirten, ist außer Frage. Allerdings erfordert eine solche Eingliederung ein strenges und akurates Ineinandergreifen des geistlichen und Lehramtes, wogegen aber wohl nur diejenigen Bedenken hegen werden, die, aller Zucht und Ordnung abhold, gerne so frei stehen möchten, daß man ihre Untüchtigkeit nicht angreifen und anfechten könne. Die Missionskirche, welche durch Barmen und Basel geschaffen worden, giebt ein erfreuliches und lehrreiches Bild einer Eingliederung und organischen Leitung eines großen Gemeinwesens. Unsere theuere Synode, die ebenfalls Missionskirche ist, sollte sich nicht scheuen, im Interesse des gemeinsamen Wirkens und der gesteigerten und nutzvollsten Thätigkeit dem Lehramte die Hand zu reichen und im gegenseitigen Dienen und Helfen Christi Gebot zu erfüllen: Weide meine Lämmer! — Würden wir nicht auch sehr wahrscheinlich die erfreuliche Erfahrung machen dürfen, daß, wenn wir ein tüchtiges Lehrerseminar haben und die daraus hervorgehenden Lehrer innerhalb der Synode einen festen Boden unter ihren Füßen fühlen würden, gewiß auch mehr junge Männer sich bereit fänden, den Beruf eines christlichen evangelischen Lehrers zu erwählen. In mehreren Gemeinden habe ich die Regel wahrgenommen, daß dieselben wohl einen Lehrer anstellen, dessen Einkommen aber abhängig machen von der Zahl der Schüler, die er von Monat zu Monat hat. Diesem Uebelstande abzuhelfen, hätte die Synode die Pflicht. — In welcher Abhängigkeit steht da nicht der Lehrer von der Gunst oder Ungunst einzelner Glieder, die er durch Kleinigkeiten vielleicht beleidigt und die die kleinliche Rache nehmen, ihm ihre Kinder und somit den Verdienst zu entziehen. Dieses Mißverhältniß in der Stellung der Lehrer kann doch keines-

wegs aufgehoben werden durch die vielfach irrige Meinung, der Lehrer werde dadurch mehr angespornt, seine Pflicht ernst und treu zu erfüllen, weil deren Vernachlässigung ihm materiellen Schaden bereite. Daß die Lehrer trotzdem ihre Pflicht, und zwar freudig thun, darauf bezieht sich unsere letzte Forderung.

6. **Die Gemeindeschulen müssen controlirt werden!** Schon unsere Statuten räumen dem Pastor das Recht ein und machen es ihm zur Pflicht, die Schule zu besuchen und zu beaufsichtigen. (Grundzüge der Kirchen- und Gottesdienstordnung Kap. 2, § 4). Pastoren also, die Schule halten, controliren sich selbst. Ist es damit aber genug? Stehen Lehrer und Pastoren im rechtlichen Verhältniß zu einander, beide als Jünger Jesu, dann wird die Sache allerdings keine Schwierigkeiten haben und beide werden mit- und nebeneinander, der Eine die Schafe, der Andere die Lämmer weiden, und zwar im Segen! Es handelt sich hier aber besonders darum, einmal abnormen Verhältnissen vorzubeugen, (solche abnorme Verhältnisse mögen aus Uebergriffen des Pastors oder Lehrers entstehen, wenn der Pastor vielleicht sein Aufsichtsamt über die Schule mit dem Nimbus bischöflicher Autorität bekleidet, oder wenn der Lehrer in falschem Hochmuth wohlgemeinten Rath und praktische Winke des Geistlichen zurückweist!) das anderemal einen genauen und gründlichen Einblick thun zu können in den Stand und den Leistungen unserer Gemeindeschulen. Dieselben müßten von einer competenten Behörde in regelmäßigen Zwischenräumen genau revidirt werden. Diese Behörde möge aus Geistlichen und Lehrern bestehen, die innerhalb ihres Bezirkes die Schulen besuchen, um Lehrer wie Schüler in ihren Leistungen kennen zu lernen. Die Protokolle solcher Visitationen würden ein interessantes Material liefern zu Gunsten der Distriktspräsides, die dadurch die Gemeinden näher kennen lernen würden; auch würden sie ein guter Maaßstab sein für den geistlichen Bildungsstand unserer heranwachsenden Jugend. Auch die Gemeinden würden mehr Interesse gewinnen für die Schule und die Nothwendigkeit mehr einsehen ihre Kinder zu senden, da sie die Synode eifrig sehen ihnen nachzugehen, wie auch, daß dieselbe sich um ihre Kinder kümmert. Meines Wissens wird in den wenigsten, von Pastoren geleiteten Schulen ein öffentliches Schulexamen gehalten; hier wäre vielleicht der Hebel, der die ganze Schulsache emporheben kann, daß sich Alt und Jung wahrhaft für dieselbe interessirt! — Ohne Controlle wird auch der Einzelne entweder zu selbstständig und dadurch seine Einwirkung auf die Schüler einseitig, oder schwache Naturen, die keinen sicheren Boden unter den Füßen fühlen, schwanken hin und her, um zuletzt zu fallen, so daß sie oft selbst ihr Werk zerstören. — Soll aber unsere Gemeindeschule in Wahrheit der ganzen Synode zum Segen dienen, wollen wir, daß unsere Jugend zu tüchtigen Christen und Gemeindegliedern herangebildet werde, dann müssen wir uns allen Ernstes um die Schule kümmern und zwar dadurch, daß dieselbe gründlich controlirt, d. h. in ihren Leistungen in's Auge gefaßt werde!

Schließlich sei es erlaubt zu bemerken, daß vorstehende sechs Punkte, wie

sie Einer aus dem Andern resultiren, zur Anregung dienen sollen, der Schulsache innerhalb unserer theuren Synode mehr Liebe und Aufmerksamkeit zuwenden zu wollen, mit einem Worte: treuer zu dem Gebote Jesu zu stehen: Weide meine Lämmer! Mit statistischen Zahlen will man in den meisten Fällen Fortschritte constatiren, die statistischen Zahlen der Direktorialberichte, die Schulsache betreffend, weisen aber darin einen Rückschritt nach! So lasset uns denn nicht müde werden mit neuem Eifer und rechter Treue auf das Gebot Jesu zu achten: Weide meine Lämmer! Dadurch werden wir unsere Liebe beweisen zu dem Lamme Gottes, welches der Welt Sünde, auch unsere Sünde trägt.

Die Verwendung des Sprichworts in der Volksschule.

(Eingesandt von A. Breitenbach.)

(Schluß.)

Die Sprichwörter sind, wie Claus Harms sagt, nicht dazu gesammelt, daß sie im Buch stehen, sondern daß sie in der Welt umhergehen, die Köpfe der Menschen zurechtsetzen und die Herzen regieren, damit unter den Menschen Frömmigkeit und Gerechtigkeit sich begegnen, Freude und Friede sich küssen und häusliche Tugenden zu beiden Seiten als Zuschauerinnen stehen und nachfolgen. Doch hat derjenige Lehrer, welcher von Sprichwörtern beim Unterrichte Gebrauch machen will, um seinen Unterricht zu beleben und eindringlicher, fruchtbarer zu machen, vor allen Dingen darauf zu achten, daß die von ihm angewandten Sprichwörter für Zeit, Ort und vorliegende Thatsachen zutreffend und passend sind. Sie dürfen nicht so passen „wie die Faust auf's Auge." Denn schon der weise Salomo sagt: „Ein Spruch in eines Narren Mund ist wie ein Dornzweig, der in eines Trunkenen Hand sticht."

Daß aber auch die Sprichwörter gegenüber manchem Faden und Abgeschmackten einen großen Schatz geeigneten Materials zu Uebungen im schriftlichen Gedankenausdrucke darbieten, wird wohl keinem Zweifel unterliegen, und unter den Thematas zur schriftlichen Bearbeitung gebührt ihnen nicht der letzte Platz. Von Zeit zu Zeit muß jedenfalls ein Sprichwort als Thema in jeder Schule besprochen und schriftlich bearbeitet werden. Hier, auf diesem Gebiete führen viele Wege nach Rom. Kahle gibt deren mehrere an. Er sagt: „Der naturgemäßeste Weg ist der, daß man auf Grund einer Wahrheit von Vorfällen, Begebenheiten, Erscheinungen oder Thatsachen die Kinder gewissermaßen die Sprichwörter noch einmal selbst finden läßt." Dieser Weg ist bei weitem der schwerste, und er sollte meines Erachtens nur von Meistern auf diesem Gebiet betreten werden, weil er gar zu leicht, zu ahnungslos auf Abwege und zu allerlei fadem Gerede führen kann. Der Lehrer, dem das Wohl seiner Schule und Schüler am Herzen liegt, wird wohlthun, wenn er auf Grund von Beobachtungen, die er im täglichen Leben gemacht, oder Erfahrungen, die er aus Büchern gesammelt hat, eine Anzahl von Sprichwörtern für sich, in Form von schriftlichen Präparationen, bearbeitet. In Bezug auf

diesen viel einfachern, und für Kinder und Lehrer viel leichtern Weg, kann man von Hebel und W. O. v. Horn (Oertel) manches Beherzigenswerthe lernen. Bei der Bearbeitung des Sprichworts: „Gott grüßt Manchen, der ihm nicht antwortet und nicht dankt," hat Hebel uns diesen Weg gezeigt. Ein anderer, und dem naturgemäßesten Wege am nächsten liegender, ist der, daß man von einer Erzählung ausgeht und an dieser, mit Hinweglassung aller unwesentlichen Momente, das Sprichwort entwickelt. Die, dem Sprichwort zu Grunde gelegte Erzählung muß aber vor allen Dingen anschaulich, leicht verständlich und faßlich sein. Dieser Weg wird allgemein als der leichteste gehalten, weil er, richtig gehandhabt, meist ohne allzugroße Ab- und Umschweife sicher zum Ziele führt. Ein weiterer Grund, gerade diesem Weg das Wort zu reden, ist der, weil er ein vortreffliches Mittel ist, die Fabel mit dem Sprichwort in Beziehung zu setzen. Um hierzu geeignten Stoff kann man bei dem Fabelreichthum unserer deutschen Sprache nicht wohl in Verlegenheit kommen. Ich erinnere nur beispielsweise an die Frankſche Fabel vom Fuchse und den Hühnern und das Sprichwort: „Trau, schau, wem?" an die Fabel von Luther vom „Frosch und der Maus" und das Sprichwort: „Untreue schlägt ihren eigenen Herrn;" an die Fabel vom Wolf und dem Kranich und das Sprichwort: „Undank ist der Welt Lohn." Wie Hebel diesen Weg geht, das sieht man am deutlichsten aus seiner Erzählung, welche überschrieben ist: „Untreue schlägt ihren eigenen Herrn" und an der Bearbeitung des Sprichworts: „Was nicht ist, kann werden." — Hierher läßt sich noch die Verwendung des Sprichworts in der Weise rechnen, daß es sich, wie schon Eingangs erwähnt, als Ergebniß im Religions-, Geschichts- und naturkundlichen Unterricht ꝛc. als ein, dem kindlichen Gedächtnisse leicht sich einprägender Kernspruch hinstellen läßt und daß es da in aller Kürze erklärt und angewendet werde.

Noch ein anderer Weg ist der, daß man unmittelbar von dem Wortlaute des zu behandelnden Sprichworts ausgeht und es, indem man es in seine Haupttheile gliedert, erklärt. Hierzu als Beispiel das Sprichwort: „Ein Sperling in der Hand ist besser, als eine Taube auf dem Dach." Es wäre dieses demnach ungefähr folgendermaßen in seine Haupttheile zu zerlegen und einzeln zu erläutern: 1) Ein Sperling — 2) in der Hand — 3) ist besser — 4) als eine Taube auf dem Dach — 5) aus den einzelnen Erläuterungen den Sinn des Ganzen zusammenzustellen und endlich 6) die Nutzanwendung davon auf das tägliche Leben machen zu lassen. Zum Schluß sollte man dann noch Sprichwörter desselben oder ähnlichen Sinnes aufsuchen und zusammenstellen lassen, z. B.: „Ein kleiner Fisch auf dem Tische ist besser, als ein großer im Bach;"—„Hab ich ist besser, als hätt' ich;"—„Ein Gewiß ist besser, als zehn Ungewiß" — u. a. m.

Es sind die bis jetzt erwähnten aber keineswegs die einzigen Wege, die bei der Behandlung resp. Mißhandlung des Sprichworts zum Ziele führen. Sie werden, meine Herren, Dispositionen zur Erklärung und Bearbeitung von Sprichwörtern in den allermeisten Anleitungen zu deutschen Aufsatz-

übungen finden, denn es wird heute deren nur noch sehr wenige geben, die dasselbe ganz unberücksichtigt gelassen hätten, und da möchte, wollte man alles auf diesem Gebiete einschlägige Material zusammenstellen, sich noch manches Mittel zum Zweck ergeben. Gewiß bietet sich also noch mancher Weg neben den von mir angegebenen dar, ohne daß man behaupten könnte, der eine oder der andere wäre der alleinrichtige und man ihn aus dem Grunde nur als allein giltige Norm aufstellen dürfe. So wenig es eine Unfehlbarkeit auf religiösem Gebiete gibt und jemals geben wird, ebenso wenig wird es eine auf dem pädagogischen Gebiet geben — und ebenso wenig wie zwei Individuen äußerlich und innerlich vollkommen übereinstimmen, ebenso wenig werden auch zwei Magister, und wären sie die größten Meister ihrer Kunst, in ihrem Lehrverfahren vollständig übereinstimmen. Nach meiner Ansicht gilt auch hier das Wort: „Siehe Jeder, wo er bleibe, siehe Jeder, wie er's treibe;" und — „Alles paßt sich nicht für Alle."

Es erübrigt mir nur noch etwas über die Verwendung des Sprichworts zu grammatischen Zwecken zu sagen. Denn wie das Sprichwort in jeder Sprache der kürzeste Ausdruck für inhaltreiche Gedanken ist, und sich für die Darstellung des Gedankens der anschaulichsten und lebendigsten Form bedient, so eignet es sich auch vortrefflich zu grammatischen, insbesondere zu syntaktischen Uebungen und Beispielen in unserer Muttersprache. Richter sagt gerade darüber: „Die Einführung der Elementarschüler in die Sprachformen und das Verständniß derselben wird gewonnen durch Anschauung mustergiltiger Rede und durch den Nachweis der darin waltenden Gesetzmäßigkeit." Aus diesem Grunde hat man die Benutzung der Lesestoffe beim Sprachunterrichte empfohlen. Da jedoch, die in einem Lesestücke vorkommenden Sprachformen von dem Inhalte derselben abhängig sind, so müssen sie innerhalb der Darstellung in dem bunten Wechsel auftreten, den der Inhalt erheischt. Dadurch entstehen Schwierigkeiten für die Benutzung der Lesestücke zu dem vorerwähnten Zwecke. Jede Erkenntniß eines Gesetzes, also auch die eines Sprachgesetzes, kommt zu Stande durch die Betrachtung einer Reihe von Einzelfällen, in denen dasselbe sich geltend macht. Solche Zusammenstellungen gleichartiger Spracherscheinungen werden sich leicht durch Benutzung von Sprichwörtern bewerkstelligen lassen. Kahle sagt darüber: „Seitdem die Gassensätze Wurst's — man versteht darunter die, behufs der Veranschaulichung einer grammatischen Regel oder Belehrung gemachten Sätze — in Mißkredit gekommen sind, — seitdem man es für einen Mißgriff erkannt hat, für den grammatischen Unterricht in der Elementarschule aus dem Zusammenhang herausgerissene Sätze deutscher Schriftsteller zusammenzustellen, — seitdem man auch mehr und mehr eingesehen hat, daß die sog. Musterstücke, wenn sie nicht wie jene Sätze um gewisser grammatischer Zwecke willen gemacht sind, also sozusagen zu Gassenstücken werden, eine genügende Anzahl gleichartiger Spracherscheinungen nicht darbieten, hat man, wo man aufrichtig und einsichtsvoll an der Nothwendigkeit besonderer grammatischer Belehrungen festhielt, angefangen, aus den Sprichwörtern Beispiel-

Grammatiken zusammenzustellen. Solche Beispiel-Grammatiken ermöglichen nun, was bei der Anknüpfung der Grammatik an die Musterstücke ohne Künstelei oder nominellen Anschluß nie geleistet werden kann, einen bestimmten Gang. Auch ist ihr innerer, inhaltreicher Werth unendlich viel höher anzuschlagen, als der einer Wurstschen Beispielsammlung. Hiermit wird also auf die Wichtigkeit und Brauchbarkeit der Sprichwörter zu grammatischen Zwecken hingewiesen. Es soll aber auch nicht verhehlt werden, daß, wie wohl Jedem von uns bekannt, eine ganze Anzahl Sprichwörter sich nur sehr schwer in grammatische Regeln einzwängen lassen, ja, daß viele von ihnen oft aller Grammatik spotten, so daß man häufig nicht weiß, wo man sie unterbringen soll.

Es geht aber aus dem Gesagten hervor, daß die Sprichwörter aus mehr als einem Grunde zu denjenigen Schätzen gerechnet werden dürfen, welche dem Sprachunterrichte in der Elementarschule reichliche Unterstützung und Förderung gewähren. Um seines Inhalts, seiner Form und seiner vielseitigen Zwecke willen gebührt ihm also eine Stätte in derselben.

Bevor ich schließe, möchte ich nur noch, wenn schon es nicht hierher zu gehören scheint, darauf aufmerksam machen, daß das Sprichwort neben seiner Verwendung als brauchbares Unterrichtsmaterial, dem Lehrer keine unwichtigen Dienste leisten würde, wenn er seine Rathschläge und Winke bei seiner Erziehungskunst benutzen wollte. Insbesondere weiß es gerade auf dem Gebiete der Jugenderziehung treffende Wahrheiten, Wahrnehmungen und beherzigenswerthe Lehren zu bieten. Mancher pädagogische Wink und manche weise Erziehungsregel ist darin enthalten, wenn auch vielleicht nicht in der gewöhnlichen schulgerechten Form, wie sie Lehrbücher der allgemeinen Pädagogik und Erziehung uns darbieten. Es ist auch hier oft „massiv", recht grob und derb, „es plumpt hinein, wie der Bauer in den Stiefel." Allein wie vorzüglich eignen sich folgende Sprichwörter zu pädagogischen Zwecken: „Die Kinder muß man in sauberem Wasser baden, nicht in der Mistlachen" — „Hält der Buchstab' dich gefangen, kannst du nie zum Geist gelangen" — „So, wie man den Baum in der Jugend zieht, bleibt er im Alter" — „Erziehst du dir einen Raben, wird er dir zum Dank die Augen aushacken" — „Was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten" — „Jung gewohnt, alt gethan" — „Besser vorsehen, als nachsehen" — „Rast' ich, so rost' ich" — „Stillstand ist Rückgang." Das Sprichwort kennt alle jene Geheimnisse der Erziehung, auch das, das im lebendigen Beispiel liegt, denn es sagt: „Wohl vorgehen, macht wohl nachgehen" — „Zusprechen ist halb Werk; Vormachen und strafen wetzt den Verstand" — „Lehren und Thun stehen wohl beisammen." Auf der andern Seite aber weiß es auch die beiden Hauptmächte aller wahren Bildung, das lebendige, geistige Wort des Lehrers und die Uebung in den Vordergrund zu stellen, denn es sagt uns: „Man lernt mehr mit den Ohren, als mit den Augen" — „Uebung ist der beste Schulmeister" u. s. w. Und wenn schon das Sprichwort nichts will, was nach „Schulstaub riecht," so kennt und schätzt es doch den Lehrer, denn

es sagt: „Keine Schule ohne Schulmeister“ — und daß es auch Gefühl für seine Plagen und Leiden hat, gibt sich darin kund, daß es in seiner wohl derben, aber doch der Wahrheit ziemlich nahe kommenden Weise sagt: „Der Schulmeister hat Hundearbeit, Zeisigfutter und des Teufels Dank davon.“

Lehrerverein und Conferenzen.

(Eingesandt von H. Packebusch.)

Alle Berufsklassen fühlen das Bedürfniß, um ihre Standesgenossen ein Band zu schlingen. Man sehe nur auf die verschiedenen Gewerk- und Genossenschaften der alten und neuen Welt. Selbst die Geistlichkeit folgt dem allgemeinen Zuge *). Woher das Bestreben, Männer von gleichem Berufe, gleicher Denkungsart, mit gleichem Streben und denselben Zielen vor Augen in Vereine zusammen zu bringen? Die Antwort ist sehr einfach: Man fühlt eben, daß dem Anstoß, wenn von einem Einzelnen ausgehend, der erforderliche Nachdruck fehlt, und daß ein einzelner Stab, ein einzelnes Rohr sehr leicht zu brechen ist.

Bei den Lehrern hat es ziemlich lange gedauert, bis sie sich dieser Thatsache klar bewußt wurden, so schön sie auch die Geschichte von dem Bauer, seinen Söhnen und dem Bündel Stäbe zu behandeln wußten. Bei ihnen mußte die Behörde den Anstoß geben, indem sie Conferenzen vorschrieb. Wenn auch diese Conferenzen gezwungen waren und nach der jeweilig vorherrschenden Richtung oft tendenziös geleitet wurden, so hatten sie doch das Gute, daß sie das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den Lehrern anbahnten und ein engeres Band um die Berufsgenossen zu schlingen begannen.

Eine gesegnetere Thätigkeit konnte sich erst entfalten, als der Druck und die Fessel von außen einem freien Impuls von innen wichen.

Es ist eine schöne Thatsache, daß durchweg bei der Bildung deutscher Lehrervereine die Hebung der Tüchtigkeit des Einzelnen und die Hebung des Erziehungswesens im Allgemeinen in erster Linie stand. Auch bei der Gründung unseres deutschen evangelischen Lehrervereins bildet dieser Gedanke den Grundton, und mit Recht.

Indem ich nun von unserem Lehrerverein spreche, will ich

1. seine Wichtigkeit hervorheben und
2. Einiges über seine Aufgabe sagen. — Der Lehrerverein ist wichtig

a. vom pädagogischen Standpunkte aus betrachtet.

Es ist keiner unserer Collegen so reich, daß er aus dem Schatz der Erkenntniß und Erfahrung Anderer nicht zu empfangen brauchte; und wiederum ist keiner so arm, daß er nicht von dem, was ihm Gott verliehen, mitzutheilen habe. Also, wie schon in der Einleitung angedeutet, in der gegenseitigen Fortbildung ist der Lehrerverein ein wichtiger Faktor.

*) Geschieht schon seit 1700 Jahren. Die ersten Synoden, von denen man weiß, wurden um's Jahr 170 gehalten. (D. R.)

Die Fortbildung der Lehrer bringt aber auch ihre Früchte in der Schule. So nützt der Lehrerverein unmittelbar dem Lehrer und mittelbar der Schule, und er sollte daher von allen Synodal-Gemeinden ermuthigt und gestützt werden.

Der Gedanke, einer Corporation anzugehören, die mit mir dasselbe hohe Ziel, die Erziehung der Jugend, vor Augen hat und ihm zustrebt, hebt das Selbstbewußtsein und bewahrt vor Ermattung und feiger Erschlaffung.

Wenn ich von Selbstbewußtsein rede, so meine ich natürlich nicht jenen „Schulmeisterdünkel," welcher auf Mindergebildete hochmüthig herabsieht und das, was Andere mehr wissen, als höchst unnöthigen „Gedächtnißkram" verwirft — kurz das Ideal nur in sich selbst finden kann. Dieser Dünkel hat der Welt mehr, als nöthig war, Gelegenheit zu verdientem Spott gegeben. Er zeugt von halbem und unverdautem Wissen. Gegen solchen Dünkel bietet gerade der Lehrerverein ausgezeichnete Heilmittel. Ich meine jenes Selbstgefühl, das hervorgeht aus regem Streben und treuer Pflichterfüllung und zu regem Streben und treuer Pflichterfüllung antreibt. Dieses Selbstgefühl giebt dem Wirken Bestimmtheit und Sicherheit und ist dem Lehrer nothwendig. Der Dünkelhafte ist sich selbst genug, braucht keine Anregung, sondern hüllt sich, wie der Igel, in seine Stachel.

Aber nicht allein vom pädagogischen Standpunkte muß der Lehrerverein wichtig erscheinen, sondern auch

b. vom p o l i t i s c h e n.

Ich denke hier an das Wohl und Wehe, welches den Lehrer äußerlich betrifft, d. h. außerhalb seiner eigentlichen Lehrthätigkeit. Die Collegen werden wohl alle mit mir darüber einig sein, daß in den Lehrerverhältnissen hier und da noch Verbesserungen anzubringen sind. Fast Alles, was bis jetzt erlangt ist, ist nur durch die vereinten Kräfte der Lehrer errungen, und so wird es auch in Zukunft gehen. Man wird hier vielleicht fragen: „Ja, was hat denn unser Verein bis jetzt bewirkt?" Darauf will ich nachher antworten. Zuvörderst gestatten Sie mir einen Vergleich. Kurzsichtige und unwissende Menschen halten Gewittersturm und Orkan für die größten Kraftäußerungen in der Atmosphäre, weil sie am meisten in die Augen springen. Aber der Naturforscher weiß, daß sie nur Seifenblasen sind, verglichen mit den mächtigen Wirkungen, die fortwährend zersetzend und neuschaffend im Stillen vor sich gehen. „Naturgemäß" ist ja ein Schulmeisterschlagwort. So laßt uns doch auch hier die Natur zum Muster nehmen. Nicht himmelstürmend sollen wir vorgehen, sondern bedächtig, vorsichtig und sicher. Die Welt ist voller Vorurtheile und läßt sich selbst Wohlthaten nicht barsch aufoktroiren.

Nun die Antwort auf die Frage: Was hat der Lehrerverein von der Synode erlangt?

1. Das Recht der Vertretung durch Delegaten auf der General-Conferenz und einer der Distrikts-Conferenzen.

2. Gleichstellung der Lehrerzöglinge mit den Prediger-Zöglingen in Betreff des Kost- und Schulgeldes auf dem Proseminar.

3. Antheil an der Synodal-, Wittwen- und Waisenkasse.

4. Mitbetheiligung des Vereins durch den Präses bei Besetzung von Lehrerstellen und somit eine nähere Beziehung zu den Gemeinden.

5. Anstellung eines praktischen Lehrers im Proseminar zu Elmhurst zur Ertheilung des pädagogischen Unterrichts an die Lehrerzöglinge.

Alle diese Punkte haben im Lehrervereine ihren Ursprung und sind in Folge seiner Beschlüsse oder direkten Anträge von der Synode bewilligt worden und, wie ich glaube, zum Besten beider Theile.

Wenn wir auch noch kein eigenes Vereinsblatt haben, so stehen uns doch für unsere Mittheilungen „Friedensbote" und „Theol. Zeitschrift" zu Gebote. Ich denke, das ist doch immer schon etwas. —

Ich habe vom Wohl und Wehe gesprochen. Noch ein Wort über das letztere. Wenn an dem Körper ein Glied leidet, so fühlt es der ganze Körper.

Schon der Gedanke, daß dein Leid in den Herzen deiner Vereinsmitglieder nachzittert, giebt Erleichterung; und des Leides haben wir ja als Lehrer auch unser Theil zu tragen — theils verschuldet, theils unverschuldet. Wären Gemeinden, Pastoren und Lehrer Engel, so würde des Leides weniger sein; aber sie sind eben nur schwache Menschenkinder und müssen als solche verbraucht werden. Nun glaube ich aber, daß ein Gemeindevorstand oder Pastor in der Behandlung seines Lehrers vorsichtiger, resp. gerechter sein wird, wenn er weiß, daß derselbe Glied eines Vereins ist, in dessen Mitte sein Verhalten einer eingehenden Kritik unterworfen wird, als wenn er hoffen darf, daß „kein Hahn danach kräht." So gewährt also der Lehrerverein Schutz gegen ungerechtfertigte Angriffe.

Nachdem ich über die Wichtigkeit des Lehrervereins gesprochen, will ich zweitens noch etwas über seine Aufgaben anführen. Der Name deutscher, evangelischer Lehrerverein zeigt ihm seine Aufgabe nach zwei Richtungen, nämlich der sprachlichen und der kirchlichen. Nun kann die kirchliche, christliche Seite gewiß nicht zu stark betont werden. Es ist lobenswerth, wenn unsere Gemeinden immer auf's neue ermahnt werden, ihre Kinder in die christliche Schule zu schicken; aber wenn immer nur von einer christlichen Schule und nie von der deutschen gesprochen wird, so ist man einseitig. Man schadet einer Sache nicht allein dadurch, daß man gegen sie spricht, sondern auch dadurch, daß man gegen sie schweigt. Die deutsche Sprache ist es gerade, die unsern Gemeindeschulen Kinder verschafft. Wer das nicht glauben will, der versuche doch einmal, eine englisch-evangelische Schule zu errichten. Unser Volk hängt, trotz aller Gegenversicherungen, fest an seiner Muttersprache. Wo dieses Band gelockert ist, fehlte es entweder an Führern, oder diese Führer thaten nicht ihre Pflicht. Ich habe natürlich nur Gegenden im Auge, wo Deutsche in hinlänglicher Zahl vorhanden sind, deutsche Schule zu gründen.

Auf kirchlichem Gebiet kann die Gemeindeschule nur Hülfsarbeiter sein und soll die eingreifende Propaganda den Geistlichen überlassen. Aber auf dem sprachlichen Gebiet ist sie der Hauptfaktor.

Wohin es kommt, wenn man die Gemeindeschule aufgiebt oder sie stiefmütterlich behandelt, darüber geben uns die Aeußerungen in der „Th. Ztg." über die sogenannte Sprachenfrage traurigen Aufschluß. Wie süß müssen die deutschen Gemeindeschulen geschlummert haben, wenn deutsche Kinder keinen deutschen Katechismus verstehen; oder waren die Gemeindeschulen vielleicht zu viel christlich und zu wenig deutsch?

Statt nun auf dem falschen Wege umzukehren und den rechten zu betreten, indem man das Versäumte nachholt und den Kindern beibringt, was sie nicht wissen, wirft man die Flinte in's Korn und giebt den Kampf auf. Das scheint mir mehr bequem, als männlich, und wird sich am Ende auch wahrscheinlich als unpraktisch erweisen.

Wie junge Leute, die keinen deutschen Katechismus verstehen, eine deutsche Predigt fassen sollen, ist kaum zu begreifen. Es wäre gerathen, drei Predigten jeden Sonntag zu halten: Eine deutsche für die Alten, die kein Englisch können; eine englische für die Jungen, welche kein Deutsch können, und vielleicht eine amerikanisch-deutsche für solche, welche Brocken von beiden haben. Das ist die praktische Frage der Sprachenfrage.

Gerade jetzt, wo das Streben, die deutsche Sprache nicht nur zu erhalten, sondern auszubreiten, wie Frühlingswehen durch's ganze Land geht, wo alle weltlichen deutschen Vereine von diesem belebenden Zuge ergriffen sind, im Osten wie im Westen, jetzt sollten deutsche evangelische Christen ihren Kindern ein Gut, das ihnen nur so in den Schooß fällt, ihre Muttersprache entziehen? Ich kann es kaum fassen.

Hier liegt eine Aufgabe des Lehrervereins. Hier soll er in Wort und Schrift, mit Rath und That kräftig eingreifen. Er soll das Interesse für die deutsche Sprache wecken, kräftigen und erhalten. Dies kann geschehen durch Belehrung, durch Hülfe bei Errichtung von neuen und Hebung der schon vorhandenen deutschen Gemeindeschulen. Wenn ich von deutschen Gemeindeschulen rede, so meine ich solche, in denen Deutsch gelehrt wird, aber nicht solche, in denen n u r Deutsch gelehrt wird. Die englische und deutsche Sprache sollen in unsern Gemeindeschulen vollkommen gleichberechtigt sein.

Eine andere Aufgabe des Lehrervereins ist eine heilsame Disciplin unter seinen Gliedern. Ohne sie keine Achtung nach innen und außen. Beim Fehltritt eines Gliedes denke man zuerst an das Wort: „So ein Bruder von einem Fehler übereilet würde, so helft ihm 2c." Sind strengere Maßregeln erforderlich, so wende man sie an, jedoch, ohne unnöthige Härte oder wohl gar Rachsucht obwalten zu lassen. Wie ein Mensch sich nicht ein Glied amputiren läßt, so lange noch Hoffnung auf Erhaltung vorhanden ist, und so lange es keine Gefahr für den Körper in sich birgt, so sollte man ein Glied des Vereins nicht aufgeben, so lange noch Hoffnung auf Besserung ist. Vor Allem aber soll der Verein, unter Anrufung um Weisheit von oben, jede Disciplinarangelegenheit im eigenen Hause und nach eigenem Ermessen behandeln.

Gegen ungerechte Angriffe soll der Verein seine Glieder nach besten Kräften schützen.

Nun noch ein kurzes Wort über Conferenzen. Sie wirken auf den Verein, wie der Athmungsproceß auf das lebende Wesen wirkt, und sind ebenso nothwendig. Durch sie wird dem Körper neues Leben zugeführt, sie erhalten die Säfte in gesundem Fluß und bewahren vor Rost. Ohne sie würde der Verein ermatten, ersticken und zuletzt verwittern. Hier wird der Zaghafte ermuthigt, auch wohl gegen Uebersprudeln ein Dämpfer aufgesetzt. Selbst hartes Reiben dient nur dazu, die Geister an einander zu schärfen, wenn die Discussionen vom Geiste amtsbrüderlicher Liebe getragen werden, wenn Alle vom aufrichtigen Streben nach Wahrheit beseelt und von der Sonne durchglüht sind, die da ist der Weg und die Wahrheit und das Leben.

Kirchliche Rundschau.

Welche Nullen die römisch-katholischen Bischöfe in Deutschland geworden sind, läßt sich deutlich an der Geschichte des Erlasses des Generalvicariats in Paderborn sehen. Derselbe sollte nur eine provisorische Maßregel sein und hatte den Zweck, dem Mangel an Geistlichen abzuhelfen. Selbst das Organ der Curie, der „Moniteur de Rome", hatte darauf aufmerksam gemacht, daß es sich nur um ein Provisorium handle. Es sollte nämlich nach dem Erlaß Niemand mehr die Priesterweihe erhalten, der nicht volle drei Jahre auf einer vom preußischen Staat anerkannten Universität oder auf dem Lyceum zu Eichstätt, das den Universitäten gleichstehe, studirt und die von dem Gesetz geforderten Nachweise über das Hören von Vorlesungen über Philosophie, Geschichte und Literaturgeschichte geliefert habe.

Dieser Erlaß wurde nun von der ultramontanen Presse auf's schärfste angegriffen. Natürlich! Denn auf diesem Wege würde der Conflikt, wenn auch nicht beseitigt, doch derart gemildert werden, daß er sich als politisches Agitationsmittel nicht mehr verwerthen ließe. Die Ultramontanen aber leben nur vom Gegensatz, darum darf kein Friede sein.

Die ultramontane Presse allein kann den Erlaß nicht aufheben, das könnte nur der Papst und soll es auch wirklich gethan haben. Es ist kaum denkbar, daß der Bischof von Paderborn ohne Vorwissen und ohne Einwilligung der Curie gehandelt hat. Wie dem aber auch sei, erniedrigend für den Bischof ist die Sache im höchsten Grade. Hat er selbständig gehandelt, so ist ihm seine kirchliche Ohnmacht und Abhängigkeit von der Centrumspartei und dem Papste recht deutlich klar gemacht worden; war er im Einverständniß mit dem Papste, so zeigt es sich, daß dieser keineswegs in seinen Entschlüssen feststeht und die ihm unterworfenen Bischöfe zu kirchenpolitischen Experimentirmitteln heruntergedrückt hat.

Nach den letzten Nachrichten hat das bischöfliche Generalvicariat eine Erklärung abgegeben, daß der Erlaß allerdings keine Anerkennung der Maigesetze in sich schließe. Von den in dem Erlaß gegebenen Bestimmungen dagegen wird nichts zurückgenommen. Es handelt sich zugleich um Wahrung der Seminarordnung und des Seminarfonds. Das Priesterseminar darf seinen Stiftungsbestimmungen nach nur solche Leute aufnehmen, die in der Seelsorge der Diöcese Verwendung finden können. Diejenigen nun, welche die in dem Erlaß gestellten Forderungen nicht erfüllen, werden, da sie nach der in Preußen jetzt geltenden Gesetzgebung nicht in der Seelsorge verwendet werden können, auch nicht in's Seminar aufgenommen und werden auch nicht geweiht.

Die „Germania" ist nun mit der in Rede stehenden Erklärung keineswegs zufrieden. Sie meint, hoffentlich findet recht bald eine **einheitliche Beschlußfassung des preußischen Episcopates** in Verbindung mit dem hl. Stuhl über das jetzige Provisorium statt bis zur definitiven Lösung der Vorbildungsfrage, oder

bis zu neuem, vollen Entbrennen des Kulturkampfes." Daß nur die letztere Möglichkeit bliebe, weiß die „Germania" recht gut. Ob es aber immerfort gelingen wird, die Leute glauben zu machen, daß die Ultramontanen friedlich gesinnt seien, ist eine ganz andere Frage. Auch der „Moniteur de Rome" sagt, der Erlaß hätte von der Stunde an beseitigt werden müssen, wo die antikatholische Presse ihn als eine Zustimmung zu den Maigesetzen begrüßt habe. Das heißt mit andern Worten, daß man auch jeden Schein der Friedfertigkeit vermeiden solle, während man seine Friedfertigkeit immer anpreist.

In Belgien hat sich die Curie die gegenwärtige politische Lage zu Nutze zu machen verstanden. Der päpstliche Nuntius Ferrata ist während der Betheiligung der gesammten Bevölkerung an der Leichenfeier Rogiers in aller Stille eingetroffen, hat sich in ein Land eingeschlichen, das nach seiner Verfassung einen diplomatischen Verkehr mit der Curie so wenig kennt, als die Vereinigten Staaten. Der Nuntius überbrachte — wie berichtet wird — ein Handschreiben des Papstes an den König und nahm eine Ergebenheitsadresse der nationalen Union für den Papst entgegen.

Die vorlutherischen Bibelausgaben mußten den römischeu Katholiken immer zum Vorwande für die Behauptung dienen, daß die römische Kirche dem Volke die Schrift nicht vorenthalten habe. Man verschwieg dabei freilich, daß die kirchlichen Organe die vorlutherischen Bibeln ebenso gerne vertilgt hätten, wie die Lutherbibel, wenn es nur möglich gewesen wäre. An energischem Vorgehen dazu haben sie es wenigstens nicht fehlen lassen.

Da in keinem dieser Bibeldrucke — die Uebersetzung ist nur eine — der Uebersetzer sich genannt hat, so konnte man nur aus der Textgestaltung auf ihre Herkunft schließen. Allerdings ließ sich von vornherein vermuthen, daß sie nicht von der römischen Kirche ausgegangen waren; daß die Uebersetzung selbst aber waldenischen — also nach römischen Begriffen auch ketzerischen — Ursprungs ist, ist erst in neuester Zeit nachgewiesen worden. Der unkirchliche Ursprung dieser Uebersetzung scheint im 15. Jahrhundert noch bekannt gewesen zu sein, denn in verschiedenen Abdrücken begegnet man den Versuchen, die Spuren des romanisch waldenischen Textes möglichst zu verwischen und den Text dem der Vulgata anzupassen. Manche dieser Ausgaben sind wohl nur aus buchhändlerischem Interesse hervorgegangen, aber die Buchhändler hätten doch gewiß nichts gedruckt, wenn sie nicht erwartet hätten, trotz der Bibelverbote, Käufer dafür zu finden. Ob irgend welche Ausgabe dieser Uebersetzung direkt im waldensischen Interesse erschienen ist, ist bis jetzt noch nicht nachgewiesen; möglich, ja wahrscheinlich ist es immerhin.

Der Papst hat sich in seiner Politik nicht nur seiner Gegner, sondern auch seiner Freunde zu erwehren, die noch viel päpstlicher sein wollen, als der Papst es selbst will und kann. Das „Journal de Rome" mußte auf Befehl des Papstes eingehen. Es hat überhaupt dieses Blatt weniger für den Papst als für die ultramontanen Elsässer und Franzosen gearbeitet, die das katholische Frankreich zum Kampfe gegen das ketzerische Preußen treiben möchte. Auch dem Mailänder „Osservatore Cattolico" wurde bedeutet, sich künftig zu mäßigen. Daß es aber voreilig war, aus diesem Thun Leos XIII. auf eine Geneigtheit desselben zum Nachgeben, namentlich Italien und wohl auch Preußen gegenüber zu schließen, hat die Note des Staatssekretärs Jacobini an die päpstlichen Nuntiaturen bewiesen, in welcher die Zeitungsnachrichten über eine päpstliche Annäherung an Italien zurückgewiesen und als ein Versuch bezeichnet werden, in ultraklericalem Interesse einen Druck auf den Papst auszuüben. Der Papst dulde keine Auflehnung gewisser Fanatiker gegen seine Autorität, beabsichtige aber nicht im Geringsten, die unverjährbaren Rechte der Kirche und des Papstthums zu schädigen.

Der Papst kann eben in seiner Politik die Heißsporne nicht brauchen, weil er sonst zuletzt allen Kredit verlieren würde, wenn eine von ihm unterstützte Presse das gerade Gegentheil dessen behauptet, was er versichert. So hat er in einem am 27. Juli gehaltenen geheimen Consistorium wieder gesagt: „Frankreich macht uns viele Sorge wegen der zahlreichen Hindernisse, welche der damalige Gang der öffentlichen Angelegenheiten dort der Kirche bereitet. Dasselbe muß man von Deutschland sagen. Wir wünschen gewiß nichts mehr und bemühen uns um nichts eifriger, als um die erhoffte dauerhafte Wieder-

herstellung der Eintracht zwischen Staat und Kirche. Doch wird es noch viele Mühe kosten, ehe die Schwierigkeiten beseitigt sind."

Es scheint beinahe, als ob der Papst die Schwierigkeiten, von denen er redet, zum Theil wenigstens, in seiner allernächsten Nähe hat. Denn nach außen geschieht doch auch wirklich so gut wie gar nichts, um das Ziel zu erreichen, um das sich Leo XIII., nach seiner Versicherung, so sehr bemüht. Möglich, daß der Papst selbst einem erträglichen Verhältniß mit Deutschland nicht abgeneigt wäre, daß aber die Jesuitenpartei unter den Kardinälen eben eine Macht ausübt, mit der auch der unfehlbare Papst zu rechnen hat.

In Beziehung auf die Kölner Bischofsfrage hat die Curie endlich sich dazu verstanden, den Erzbischof Melchers definitiv abzurufen, der aber gleichzeitig zum Kardinal ernannt wurde. Der Papst selbst redete bei der Aufsetzung des Kardinalhutes Melchers folgendermaßen an: „Du selbst, geliebter Sohn, empfange den gerechten Lohn der unaufhörlichen Leiden, die du in Verwaltung deines bischöflichen Amtes erduldet hast, den Lohn, welcher würdig ist der Tapferkeit und Festigkeit, mit welcher du die heiligen Rechte deines Erzstuhles und der katholischen Kirche vertheidigt hast."

Als Nachfolger von Melchers wurde am 30. Juli in einem öffentlichen Consistorium der Bischof von Ermland, Dr. Kremenz, ernannt. Die „Germania" sucht aus Anlaß dieser Ernennung das Feuer des Kulturkampfes wieder etwas anzublasen. Sie weist darauf hin, daß der Bischof von Ermland der erste gewesen sei, dem sein Einkommen gesperrt wurde und daß „seiner Gesinnung und Haltung wegen auch Bischof Kremenz, wir sagen es mit Stolz, die Absetzung verdient hätte." Es wird dem neuen Erzbischof von Köln wohl nicht besonders angenehm sein, solche Freunde zu haben, die in ihrem eigenen Interesse ihn so viel als möglich dem Staate gegenüber verdächtig zu machen suchen.

In Oesterreich suchen die Ultramontanen auch eine Centrumspartei zu bilden; der Augenblick ist günstig, denn 170 Liberalen stehen 170 Autonomisten gegenüber. Bisher waren die Klerikalen mit der Regierung gegangen, aber nun will ein Theil derselben eine eigene, selbständige Partei bilden, von der man hofft, daß sie sich als ausschlaggebende Fraction wichtig machen kann. Allerdings wird dann auch von anderer Seite geltend gemacht, daß die Idee, ein katholisches Centrum, welches seine eigene Politik treiben wolle, gerade in einem katholischen Lande nicht so leicht zu verwirklichen sein möchte. „Selbst wenn die klerikalen Wortführer," schreibt das Wiener „Fremdenblatt", „ihr Ziel erreichen, so haben sie dennoch mit einem bedeutsamen Faktor zu rechnen — mit dem Staate. Oesterreich hat alles gethan, um einen Kulturkampf zu vermeiden und den Frieden mit der Kirche zu wahren. Sollten die Ultramontanen nach dem Kampfe sich sehnen und einen solchen gegen den Staat organisiren, dann wird es hoffentlich auch an der kräftigen Abwehr eines solchen vollständig ungerechtfertigten Angriffes nicht fehlen."

Die beiden Zweige der Altkatholiken, welche, obwohl unter der Ungunst äußerer Verhältnisse stehend, dennoch stetig gewachsen sind, haben ihre diesjährigen Versammlungen in Bonn und in Bern gehalten. In Bonn waren 68 Abgeordnete (25 Geistliche und 43 Laien erschienen. Es wurde die Einführung des liturgischen Gebetbuches beschlossen, das von Pfarrer Thürlings in Kempten im Auftrag der Synode ausgearbeitet worden war.

Die christkatholische Nationalkirche der Schweiz hielt ihre Synode am 29. Mai. Auf derselben waren 98 Glieder (71 Laien, 27 Geistliche). Nach dem Bericht des Bischofs Herzog bestehen gegenwärtig 43 christkatholische Gemeinden. Der Klerus zählt 59 Geistliche und die Fakultät in Bern 10 Studirende. Wenn auch die gegenwärtige Lage als zufriedenstellend bezeichnet wurde, so werden doch weitere finanzielle Unterstützungen für die Fakultät in Bern dringend gewünscht.

Die Pariser Jahresversammlungen religiöser Vereine gewähren — ähnlich wie die Londoner Maimeetings — einen Ueberblick darüber, wie der Protestantismus in Frankreich arbeitet, daß wenigstens in seiner auswärtigen Politik noch immer die Rolle einer katholischen Macht spielt.

Eröffnet wurden dieselben durch die Gesellschaft für Sonntagsheiligung am 15. April; am folgenden Tage versammelte sich der Verein für die Geschichte des Protestantismus in Frankreich, bei der unter Anderm über die Aufhebung des Edikts von Nantes und über die kleinen protestantischen Colleges des 17. Jahrhunderts referirt wurde.

Die Pariser Tractatgesellschaft feierte ihr Jahresfest am 21. April. Sie hatte eine Einnahme von 5300 Frs. gehabt.

Die allgemeinen Pastoralconferenzen am 20. und 21. April beschäftigten sich mit der in den evangelischen Kreisen Frankreichs gegenwärtig oft verhandelten Frage der bedingten Unsterblichkeit, d. h. der schließlichen Vernichtung der Gottlosen. Am selben Tage wurden auch die unabhängigen Pastoralconferenzen eröffnet, auf welcher P. Cordey über Buße und Gewissensbisse referirte, während P. Hollard das Leben der Kirche behandelte, das in dem Zusammenwirken dreier Elemente bestehe, dem producirenden des Wortes Christi, dem conservirenden des heiligen Geistes und dem reproducirenden der Missionsthätigkeit. Der protestantische Pfennigverein (Société du sou protestant) hatte ein Einnahme von 22,792 Frcs.; die Pariser Bibelgesellschaft eine solche von 27,918 Frcs. Sie hat 2427 Bibeln und 4576 Neue Testamente vertheilt. Die evangelische Gesellschaft von Frankreich unterhält 53 Stationen, 245 Besuchsorte und eine große Anzahl Schulen. Der evangelische Schulverein erhält 115 Elementarschulen, 10 Kinderbewahranstalten und 3 Katechumenate bei 121,613 Frcs. Einnahme. Die Versammlung der evangelischen Missionsgesellschaf. war zahlreich besucht. Eine lutherische Pastoralconferenz verhandelte über die Wiedertrauung Geschiedener, ohne darüber schlüssig zu werden. In der Versammlung der Hauptgesellschaft für Evangelisation wurde darauf hingewiesen, daß bei der so weiten Verbreitung und dem agressiven Charakter des Unglaubens das Werk der Gesellschaft nöthiger sei als je.

Am 26. April tagte die Gesellschaft für gegenseitige Fürsorge und Hülfeleistung, sowie die Bibelgesellschaft für Frankreich und der Verein für Sonntagsschulen. Am folgenden Tage versammelten sich die Vertreter der Diakonissensache, welche eine Einnahme von 135,572 Frcs. aufzuweisen hatte. Mit einem Gottesdienst der Evangelischen Allianz und gemeinsamer Abendmahlsfeier wurden am 28. April die Versammlungen beschlossen.

Die Hannoversche Pfingstconferenz ist bemerkenswerth um eines Vortrags willen, der bezeichnend für den Geist dieses Lutherthums ist, das gerne die Kirchengeschichte seit den letzten zwei Jahrhunderten ungeschehen machen möchte. Das Thema des Vortrags lautete: „Die rechte und verkehrte Bekämpfung des Pietismus.“ Daß der Pietismus, dem die lutherische Orthodoxie schon einmal hat weichen müssen, zu bekämpfen sei, stand also dem Referenten wie dem Conferenzvorstande von vornherein fest. Ferner ging der Referent, wie berichtet wird, von der Voraussetzung aus, daß es sich hier um eine Krankheit handle, speziell um eine solche, die nicht erkannt sein will, vielmehr selbst mit dem Anspruch, ein Heilmittel zu sein, auftritt.

In dieser Weise ersparte sich der Referent allerdings den Beweis, den er doch nothwendig hätte liefern sollen, nämlich, daß der Pietismus an sich schon eine Krankheit sei. Er ist es ebenso wenig als Orthodoxie, aber er kann gerade so wie jene krankhaft entarten. Neu im Ganzen ist eigentlich nur die Keckheit, mit der man die Kirchengeschichte seit 1670, sowie die zum Theil noch in neuester Zeit gemachten Erfahrungen zu ignoriren, versteht, um nicht in Zweifel über eine unhaltbare Voraussetzung zu kommen. Das mag nun allerdings im Sinne des heutigen Lutherthums sein; ob es aber richtig ist, das ist denn doch eine andere Frage. Als echt lutherisch wird diese Haltung des Referenten auch von der A. E. L. Kztg. hingestellt, wenn sie sagt:

„Es redete hier der klare, frei gewordene lutherische Geist, welcher selbst, wie wohl alle unsere älteren, aus der Erweckungsperiode in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts stammenden Vorkämpfer, den Pietismus in seiner Stärke nnd Schwäche aus eigener

Anschauung, vielleicht auch aus eigener Erfahrung am eigenen Herzen kennt und ihm gerecht zu werden weiß. Wir theilen die Thesen mit, in denen Mittel und Wege zur rechten Bekämpfung des Pietismus angegeben und damit die eigentliche Aufgabe des Themas gelöst wurde. Der Pietismus ist zu bekämpfen: nicht durch Leugnung der von ihm aufgewiesenen Schäden in der Kirche, sondern mit voller Anerkennung seines sittlichen Ernstes; durch sorgfältige Pflege der Gnadenmittel, ohne deren Wirkung abhängig zu machen von dem Sinn der sie verwaltenden Personen. Eine Scheidung des Geistes von den Gnadenmitteln ist nicht zuzulassen. Gegenüber den wechselnden religiösen Stimmungen ist beides scharf und gleichmäßig zu betonen: die eigene Verderbtheit und die erfahrene Gnade. Der tiefe Schmerz über die eigene und die allgemeine Sünde hat lebenslang neben der überschwenglichen Freude über die Erlösung herzugehen. Die Heiligung ist nur als Frucht der Rechtfertigung zu nehmen. Diese ist die Quelle alles Fortschrittes, aller Treue, alles Gehorsams. Eine andere geistliche Vollkommenheit darf nicht zugestanden werden. Allen Klagen und Anmaßungen gegenüber ist zu betonen, daß die „Gemeinde der Heiligen" auf Erden ein Artikel des Glaubens ist und bleibt. Die Mischung von Heiligen und Unheiligen ist in Glauben aufzunehmen, in Liebe zu verwenden und in Hoffnung zu tragen u. s. w."

Widerspruch wurde — wie berichtet wird — bei der Besprechung nicht erhoben. Es ist das charakteristisch genug, ebenso wenn beim Bericht über das zweite Referat: „Die Aufgabe der evangelischen Kirche und ihres Pfarramtes gegenüber den wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Kämpfen der Gegenwart" der Passus vorkommt: „Zu der im Vortrag ausgesprochenen Freude über die bisherige Verbindung des Heeres mit der Kirche lieferte die Besprechung die nicht zu entbehrende berechtigte Klage über die zeitweise Entziehung unserer lutherischen Soldaten aus der lutherischen in die unirte Kirche."

Zu der Heilsarmee soll noch eine Heilsflotte kommen; eine Dampfjacht ist schon geschenkt, um damit Matrosen und Fischer für die Armee des General Booth zu gewinnen. Der Vorwurf, der dem General Booth gemacht wird, daß er nämlich keine Rechenschaft über die Gelder der Heilsarmee, über die er unbedingt verfügt, ablege, rührte diesen wenig. Die Congregatinalisten in Australien protestiren gegen die dorthin gerichteten Unternehmungen der Heilsarmee, indem sie erklären, daß sie nichts Erniedrigenderes wüßten, als daß freigeborene Engländer in so großen Zahlen sich einer derartigen kirchlichen Despotie unterworfen haben.

In der Schweiz hat das Statthaltereiamt des Kantons Zürch die Versammlungen der Heilsarmee mit folgender urwüchsig derben Motivirung verboten: „Die Exercitien der Heilsarmee sind keine gottesdienstlichen Handlungen und nicht Selbstzweck, sondern Mittel zu gewerbsmäßiger Ausbeutung des Publikums, indem sie den Verschleiß von Druckschriften veranlassen sollen. Sie unterscheiden sich also von den Jahrmarktsvorstellungen nur, indem sie die christliche Religion zum Objekt haben. Sie blasphemiren dieselbe und beuten sie für ökonomische Zwecke aus. Deßhalb stoßen sich die Heilsapostel nicht an die Wirkung ihrer Gassenhauer, sondern lächeln vergnügt über den Skandal. Sie corrumpiren ferner die Jugend. Da sie auch einzelne schwache Köpfe verdrehen, ergibt sich, daß ihre Vorstellungen die öffentliche Moral und den öffentlichen Wohlstand schädigen. Ihre Collekten sind vollständiger Bettel. Die besseren Elemente nehmen an den Uebungen ein Aergerniß, die ungesittteteren suchen sie auf illegalem Wege zu verhindern, woraus der Polizei die Verpflichtung erwächst, für eine so unwürdige Sache täglich ein großes Contingent auf den Beinen zu haben. Der öffentliche Skandal ist den Salutisten erwünscht, weßhalb sie ihm auch nicht aus dem Wege gehen. Das ganze Treiben ist daher dem Gesetze über den Markt- und Hausirerverkehr zu unterstellen."

Die Salutisten haben gegen diesen Erlaß zunächst Beschwerde beim Regierungsrath von Zürich erhoben und zugleich um seine sofortige Sistirung gebeten. Wenn diese Beschwerde erfolglos bleibt, wird der Recurs an den Bundesrath erfolgen. Die Druckschriften der Heisarmee sind an mehreren Orten polizeilich mit Beschlag belegt worden.

Die Confessionsfrage unter den englischen Presbyterianern, die vor zwei Jahren schon durch Einsetzung eines Comites, das über die Nothwendigkeit und Zuläs-

sigkeit einer Aenderung der bestehenden Bekenntnisse referiren sollte, auch officiell aufgeworfen wurde, ist immer noch nicht zum Stillstand gekommen.

Der Referent des damals aufgestellten Comites, Dr. Dykes, gab zunächst eine Erklärung darüber ab, wie die Verpflichtung auf die Bekenntnisse aufzufassen sei. Das neue Credo solle folgende Punkte umfassen: Gottes Wesen und Eigenschaften, die Trinität, Schöpfung und Regierung der Welt, der Fall des Menschen und seine Folgen, Gottes Liebe zum Menschen und der Erlösungsrathschluß, Menschwerdung und Person Christi, sein Erlösungswerk, seine Erhöhung, die Berufung durch das Evangelium, die Gaben und Aemter des heiligen Geistes, die neue Geburt und Kindschaft in Christo, Buße und Rechtfertigung durch den Glauben, die Einheit des Gläubigen mit Christo; Fortschritt in der Heiligung, der Christ und das Sittengesetz, das Bleiben des Erwählten in Gottes Gnade, die Kirche, ihr Amt, ihr Gottesdienst, die Offenbarung, die Inspiration der heiligen Schrift, Taufe, Abendmahl, Wiederkunft Christi, Auferstehung, Endgericht und ewiges Leben.

In der sich an diese Vorschläge anschließenden Discussion wies zunächst Professor L. Levi, ein bekannter Londoner Nationalökonom, darauf hin, daß die Abänderung der Confession möglicherweise von Einfluß auf die das Kirchen-Einkommen und -Eigenthum betreffenden Bestimmungen sein werde. Andere Redner wandten sich mit großer Entschiedenheit gegen die Vorschläge des Comites. Dagegen erklärte ein hervorragender Laie der Synode, das Parlamentsmitglied Samuel Smith, geradezu, daß die Confession aufgehört habe, ein den Anforderungen der Gegenwart entsprechendes kirchliches Symbol zu sein. Das Comite möge sich aber auch seinerseits hüten, allzubestimmte Sätze aufzustellen, da die Glaubenssätze in einem beständigen Fluß begriffen seien und jede folgende Generation die irrigen Auffassungen der vorhergehenden zu berichtigen habe. Deshalb solle man sich darauf beschränken, in das neue Glaubensbekenntniß die Worte der Schrift aufzunehmen und die Auslegung derselben dem Einzelnen zu überlassen.

Obschon sich — wie zu erwarten war — gegen diese sehr fraglichen Ansichten Widerspruch erhob, wurden die Vorschläge des Comites, welche Dr. Dykes vertrat, gleichwohl angenommen. Namentlich wurde die „Erklärung" einstimmig gebilligt. Die einzelnen Presbyterien sollen aufgefordert werden, seiner Zeit darüber zu berichten, ob sie es für wünschenswerth ansehen, daß die Kirche die Westminster Confession durch eine neue Glaubenserklärung ersetze. Endlich sollen sie, falls dies geschehe, Aenderungen und Ergänzungen, die etwa wünschenswerth erscheinen möchten, rechtzeitig bei der zuständigen Stelle anmelden. Das Comite wurde sodann von Neuem ernannt und beauftragt, die neue Glaubensformel unter Heranziehung von hervorragenden Theologen anderer Länder zu entwerfen. —

Es wird also wohl abzuwarten sein, was dieses Comite zu Tage fördern wird. Ob das neue Bekenntniß befriedigender und besser sein wird als das alte, ist eine Frage, die wohl Keiner ohne Weiteres bejahen wird. Wahr ist es allerdings, daß auch die gläubigen Christen heutzutage den Bekenntnissen anders gegenüberstehen als im Zeitalter der protestantischen Orthodoxie. Damals war die Stellung zur Schrift vermittelt durch das Bekenntniß; heute ist die Stellung zum Bekenntniß vermittelt durch die Schrift, so daß man mit Dr. Beck sagen kann: „daß die symbolischen Bücher dem wesentlichen Inhalt nach den ewigen unveränderlichen Kern der Schriftwahrheit enthalten, davon werden alle guten Christen überzeugt sein, nicht aber davon, daß die ganze und volle Wahrheit in ihnen ihre infallible und unveränderliche Fassung erhalten habe." Eine Täuschung, die sich schon wiederholt als solche erwiesen hat, ist es aber, wenn man meint, durch Umformung der alten Bekenntnisse das alte unmittelbare Verhälniß zu denselben wiederherstellen zu können.

In der Generalversammlung der freien Kirche Schottlands wurde eine Einnahme von 621,728 Pf. St. berichtet. Trotz dieser großen Einnahme beklagt sich die Schuldentilgungs-Commission über die Schwierigkeiten, die Kirche von den auf ihr ruhenden Verbindlichkeiten zu befreien. Es wurde vorgeschlagen, mit aller Kraft darauf hinzuarbeiten, daß im Jubiläumsjahre 1893 diese Schuld getilgt sei. Zunächst

sollten 50,000 Pf. aufgebracht werden, um die ärmern Gemeinden zu entlasten. Ferner wurde eine Comite ernannt, die einen Plan zur Schuldentilgung ausarbeiten sollte.

Ferner wurden regelmäßige nach einem bestimmten Plan vorgehende Kirchenvisitationen vorgeschlagen.

Eine lebhafte Debatte entstand über den Protest, welcher gegen Rev. Dr. Stuart Muir wegen römischer Tendenzen eingereicht worden war. Die Erregung steigerte sich beinahe bis zur Erbitterung, als am Schluß seiner Vertheidigungsrede Dr. Muir ein goldenes Cruzifix aus der Tasche zog und seinen Widersachern entgegenhielt. Derselbe wird wohl zur römischen Kirche übertreten.

Die Orgelfrage wurde wiederum von beiden Seiten mit dem alten großen Eifer erörtert, um wieder mit Annahme eines Antrags auf Uebergang zur Tagesordnung auf ein Jahr nicht erledigt zu werden.

Daß die Anträge für Entstaatlichung der Kirche angenommen wurden, versteht sich eigentlich ganz von selbst.

In der Generalversammlung der schottischen Staatskirche war es auf der andern Seite eben so selbstverständlich, daß man gegen die Entstaatlichung der Kirche war und dagegen arbeitete. Die stets wiederkehrende Versicherung des Vertreters der Königin, des Earl Aberdeen, daß die Königin entschlossen sei, die schottische Kirche mit ihren Institutionen aufrecht zu erhalten, wurde mit sehr lebhaftem Beifall aufgenommen. Klagen über romanisirende Lehren eines Geistlichen wurden auch hier eingereicht, aber die Kläger wurden an die Civilgerichte verwiesen.

In Beziehung auf die Bestrebungen, eine nationale schottische Kirche zu bilden, denen der Earl Aberdeen nicht gerade abgeneigt ist, berichtete Prof. Phie, daß eine Bewegung in dieser Richtung unter dem schottischen Volke deutlicher hervortrete. Die Missionsstationen hätten zugenommen, ebenso habe sich die Theilnahme an den Gottesdiensten der Kirche gehoben. Doch warnte ein anderer Redner davor, daß man nicht meinen sollte, Schottland einfach durch den Bau von Kirchen durch das „Stein und Mörtelsystem" christianisiren zu können.

Schulnachrichten.

Vom 25. bis zum 28. Mai dieses Jahres tagte in Darmstadt, Großherzogthum Hessen, die 26. Allgemeine Deutsche Lehrerversammlung. Ueber 2000 Lehrer an höheren und niederen Instituten waren anwesend.

Am 25. Mai, Abends 8 Uhr, fand die Vorversammlung statt, in welcher die anwesenden Kollegen und Freunde vom Institutsvorsteher Reineck in Darmstadt bewillkommt wurden. Am Dienstag Morgen, den 26. Mai, wurde die erste Hauptversammlung vom Geschäftsführer, Lehrer Mörle, eröffnet, nicht mit Gebet, sondern mit dem Rufe: „Gott sei bei unseren Verhandlungen mit uns!" Nachdem dann auf die Ansprache des Oberschulraths Greim in Darmstadt vom Vorsitzer der Versammlung, Realschuldirektor Debbe in Bremen, eine Erwiderung statt gefunden, beehrte auch der Großherzog von H. D. die Versammlung mit seiner hohen Gegenwart, und wurde derselbe mit einem dreifachen Hoch begrüßt. Dann erhob sich die Versammlung und sang aus dem Liede „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren," den ersten und letzten Vers.

Den ersten Vortrag hielt Realschuldirektor Debbe über das Thema: „Die Aufgabe und Macht der Erziehung." In einer der Thesen wurden die Mittel genannt, welche die Schule anzuwenden hat, um in den Kindern eine vorurtheilsfreie und lebendige Religiosität zu wecken und zu befestigen. Als erstes und Hauptmittel wurde der Religionsunterricht bezeichnet. Um aber in der Schule auf dem Gebiete der Religion Toleranz zu lehren und zu üben, hat dieselbe keinen dogmatischen Unterricht zu ertheilen, sondern sich auf den Unterricht in der biblischen Geschichte und in der Entwickelungsgeschichte der christlichen Religion zu beschränken. Wohl eine Hindeutung darauf, daß die deutsche Volksschule eine Unterrichtsanstalt für Kinder aller Konfessionen sein soll.

Den zweiten Vortrag hielt Lehrer und Redakteur Ries aus Frankfurt a. M. über die Simultanschule.

Der Referent stellte die Simultanschule als eine kulturhistorische, politisch-nationale und pädagogische Nothwendigkeit dar. Die konfessionellen Differenzen und Streitig-

keiten benutzte er, um darzuthun, daß die Theologie jetzt nicht mehr die Königin der Wissenschaften sei, und daß der Religionsunterricht in der Schule nicht das Haupterziehungsmittel bilde. Der Born, aus dem alle Bildungsanstalten, also auch die Volksschule, schöpfen sollen, seien Geschichte, Literatur, Wissenschaft und Kunst. Zwar sei die geistige Annäherung aller Menschen, in allen Ständen und Nationen, die Verbrüderung des ganzen Menschengeschlechts, eine der edelsten Aufgaben des Christenthums gewesen; aber jetzt seien Wissenschaften und Künste in vielen wichtigen Beziehungen an die Stelle des Christenthums getreten. Die weltlichen Unterrichtsgegenstände in der Schule üben auch den weitaus überwiegenden erziehlichen Einfluß aus. Das Ziel alles Unterrichts und aller Erziehung sei „Die Bildung zur Humanität.“

In beiden Vorträgen, in dem ersten weniger, in dem zweiten mehr, vermißt man den Kern und Stern des Christenthums und zugleich die rechte Quelle aller wahren Bildung und Erziehung, ausgesprochen in dem Worte der heiligen Schrift: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; Niemand kommt zum Vater denn durch mich,“ und: „Es ist in keinem Anderen Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden.“

Beide Vorträge, insonderheit auch der zweite, fanden in der großen Versammlung allseitigen Beifall. Ebenso schenkte die Versammlung mit großem Beifall ihre Aufmerksamkeit den Worten des Generalschulinspektors Jost aus Paris. Dieser antikonfessionelle Herr stellte dar, daß in Frankreich jetzt nur die nationale und moralische Bildung in der Volksschule die Aufgabe der Lehrer sei; daß man dagegen die konfessionelle Bildung der Familie und Kirche überlasse, also der Religionsunterricht, mit Ausnahme einer sogenannten Pflichtenlehre, im Lehrplane gestrichen sei.

Eibach spricht in seiner Correspondenz für den deutschen Volksfreund vom 6. August die Ueberzeugung aus, daß, obgleich diesen Vorträgen von der Lehrerversammlung so großer Beifall gezollt wurde, unter der deutschen Lehrerschaft doch noch Viele seien, die es nicht wünschen, daß ihnen der Religionsunterricht in der Schule entzogen werde, indem sie es aus Erfahrung wissen, daß die schönsten Unterrichtsstunden für den Lehrer die Religionsstunden sind. Und damit stimmen gewiß die Lehrer an unseren Gemeindeschulen und namentlich die Brüder unseres Lehrervereins überein; denn eine gesegnete Religionsstunde in früher Morgenzeit hat für Lehrer und Schüler einen segensreichen Einfluß auch auf die übrigen Unterrichtsfächer des Schultages.

Vom 28. bis zum 31. Juli tagte in St. Louis, Mo., der Deutsche Amerikanische Lehrertag, dessen Verhandlungen in den Grundprincipien mit denen der Deutschen Allgemeinen Lehrerversammlung in Darmstadt gewiß übereinstimmten.

Am 21., 22. und 23. Juli fand die jährliche Conferenz des Deutschen Evangelischen Lehrervereins von Nord-Amerika in Evansville, Ind., statt, über deren Verhandlungen der Friedensbote berichtet hat.

Weil auf dieser Conferenz der Wunsch laut wurde, daß in der Theolog. Zeitschrift den Schulnachrichten innerhalb unserer Synode mehr Rechnung getragen werde, so möchten wir darauf hinweisen, daß zu diesem Zwecke die Brüder des Lehrervereins über wichtige Veränderungen und Vorkommnisse in ihrem Schul- und Wirkungskreise das Präsidium in Kenntniß setzen wollen.

Literarisches.

Die Missourier haben ihre Artikel, die gegen uns im Lutheraner erschienen sind, noch einmal drucken lassen. Es ist dadurch weder etwas Neues noch etwas Wahres hinzugekommen und das Wiederabdrucken hat das Alte weder gebessert noch als wahr erweisen können. Wir hätten das Schriftchen schon in der letzten Nummer angezeigt, wenn wir es noch zeitig genug hätten erhalten können. Wir empfehlen dasselbe jedem Leser der Theol. Zeitschrift; man lernt die Missourier daraus kennen. Mit einem bloßen Wiederabdruck des Artikels der Juninummer wollen wir indeß das Schriftchen nicht beantworten; wir haben immerhin noch etwas zu sagen, obwohl eine Fortsetzung dort nicht ausdrücklich versprochen war. Das Schriftchen führt den Titel: „Die sogenannten Evangelischen oder Unirten. Was lehren sie in ihren Katechismen? und warum können wir nicht mit ihnen in Kirchengemeinschaft stehen?“

Zu haben im Lutherischen Concordia-Verlag bei M. C. Barthel, Cor. Miami Str. and Indiana Ave., St. Louis, Mo. Preis 5 Cts.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XIII. October 1885. Nro. 10.

Worin bestehen die Eigenschaften einer guten populären Predigt?

(Referat von P. Zernecke.)

Das Thema des vorliegenden Referats versetzt uns in das Gebiet der Homiletik. Da liegt die Versuchung nahe einen kleinen Streifzug auf dem Felde der Homiletik zu machen. Es gilt also sich zu beschränken und nur das Thema selbst im Auge zu behalten. Das Referat soll verlesen und verhandelt werden vor und von Solchen, denen die Homiletik keine terra incognita ist — wir sind ja Alle Verkündiger des göttlichen Wortes — längere oder kürzere Zeit. Zweck des Referats ist uns gegenseitig in unserer Amtsfreudigkeit zu stärken und zur Selbstprüfung aufzufordern, ob unsere Predigten den an sie gestellten homiletischen Anforderungen völlig entsprochen haben. Letztere lassen sich aber in die eine Forderung zusammenfassen: wir sollen populär predigen. Wir enthalten uns schon im Voraus den Begriff: populär festzustellen. Die darüber in den Homiletiken gegebenen Definitionen sind mehr oder weniger einseitig. Eine alle Momente in sich fassende und berücksichtigende Definition von „Popularität" wird sich von selbst aus näherer Bestimmung über Wesen und Zweck der Predigt ergeben.

Im Thema ist dem Worte populär das Wörtlein gut vorgefügt. Ich nehme an, daß dies Nebenprädicat gut nicht zufällig, sondern absichtlich zugefügt ist, und wir dürfen dann mit Recht daraus folgern, daß eine Predigt populär sein kann ohne zugleich gut zu sein. In der weiteren Behandlung des Referats werden wir auf diese scheinbare Differenz zurückkommen und die Beifügung des Prädicats gut als gerechtfertigt nachweisen.

Das Referat hat zu seinem Gegenstande die Popularität der Predigt. Da ist es doch wohl nöthig von dem Wort: Predigt — eine Definition zu geben. Betrachtet man dieselbe nur als einen Vortrag, als eine Rede über ein Schriftwort — so ist damit das Wesen der Predigt, wodurch sie sich von jeder andern Rede unterscheidet, nicht bestimmt. Bestimmter und umfassender ist die Definition: die Predigt ist ein in Form einer Rede gegebenes Zeugniß über ein Schriftwort — mit Rücksicht auf die geistlichen Bedürfnisse der Gemeinde. Zweck der Predigt ist: Erbauung, Stärkung des geistlichen Lebens und zwar allseitig auf Erkenntniß, Willen und Gefühl einwirkend. Wendet sich die Predigt nur an die eine dieser Geisteskräfte — so ist dieselbe einseitig und des-

halb auch nicht populär — weil sie nicht den ganzen inneren Menschen befriedigt. Betreffend den Inhalt der Predigt stimmen wir ja Alle darin überein, daß Gottes Wort Inhalt der Predigt sein muß. Wenn vor einigen Monaten ein Pastor in Bremen eines Sonntags zum Inhalt seiner Predigt die edle Kochkunst machte — so ist das eben als eine Versündigung gegen das Predigtamt so wie gegen die Zuhörer zu bezeichnen — und von den Pastoren des Protestanten-Vereins in unserm Lande könnte man auch Beiträge solcher Art liefern.

Im Thema selbst ist von den Eigenschaften einer guten populären Predigt die Rede; in der Mehrzahl „Eigenschaften" liegt somit ausgedrückt, daß verschiedene Factoren mitwirken müssen, um einer Predigt die Eigenschaften einer guten Predigt zuerkennen zu können. Zu diesen Factoren gehört zunächst die Form der Predigt. Beide Predigtformen — die synthetische und die analytische (Homilie) sind gleichberechtigt — und der Pastor hat sich nur darüber klar zu werden, ob die eine oder die andere seiner wissenschaftlichen Bildung mehr entspricht. Vor Allem aber ist für Beide zu fordern, daß die Gedanken sich logisch aneinander reihen — eine Forderung, der man genügen kann, auch wenn man kein Collegium über Logik gehört hat. Fehlt in einer Predigt, und ob sie auch mit Engelzungen vorgetragen würde — fehlt in einer Predigt die Logik, so ist sie nicht populär — denn der Zuhörer wird sofort in der Auffassung der Predigt gestört. — Wenn der Redner selbst in seinen Gedanken Sprünge macht — wie soll der Hörer die Verbindungsglieder ergänzen. Der Zusammenhang ist gestört, der Faden zerrissen — der Hörer hat die Aufmerksamkeit — die Andacht verloren. Für jüngere Pastoren dürfte es sich empfehlen zuerst die synthetische Predigtform zu wählen und darin sich zu üben; — analytische Predigten zu halten — dazu gehören besondere Anlagen — um solche erfolgreich zu halten — dazu bedarf es einer Gemeinde, die aus Gebildeten bestehend dem Vortrage mit angespannter Denkkraft bis zum Schlusse folgen kann — ohne daß sie an einer sichtbar hervortretenden Disposition Ruhe und Anhaltspunkte für ihre Aufmerksamkeit haben.

Ein wichtiger mitbestimmender Factor, der eine Predigt mehr oder weniger zu einer populären machen kann, ist die Sprache. —

Zu vermeiden sind alle wissenschaftlichen Ausdrücke — alle Fremdwörter, sofern sie nicht im Volke selbst eingebürgert sind — zu vermeiden sind zu lange Perioden — aber ebenso ganz kurze Sätze — so redet das Volk nicht — wer so predigt — der predigt nicht populär. Positiv ausgedrückt — man rede, wie die Bibel redet, in schlichter einfacher Sprache — hüte sich aber vulgär, plebejisch zu werden. Predigten, wie sie von Abraham Santa Clara, Christmann und Andern gehalten wurden, würden heute ebenso das ästhetische Gefühl des Gebildeten, wie das Ohr des Ungebildeten beleidigen! Die Sprache ist das Kleid der Predigt — schon die Sprache muß in ihrer Ausdrucksweise die Hörer daran erinnern, daß sie an einem heiligen Orte, nicht auf der Straße sind. — In wie weit dem Pastor gestattet ist in der Predigt Bilder, Gleichnisse zu gebrauchen — Lieder-Verse anzuführen — darüber gibt die Homiletik

nähere Belehrung. Daß aber der Reichthum an Bildern, eine phantasiereiche Sprache eine Predigt noch nicht zu einer populären macht — davon kann sich Jeder überzeugen, wenn er eine Predigt von Friedrich Krummacher liest. Einen ästhetischen Genuß wird er haben — aber keinen nachhaltigen Gewinn für sein inneres Leben. Nicht populär predigten Fr. Krummacher, Schleiermacher, Beck, Nitsch, Steinmeyer, als Muster ächter edler Popularität können bezeichnet werden die Predigten von Rieger, Tholuck, Ahlfeld, Ziethe und Andern.

Zu den Eigenschaften einer guten populären Predigt gehört auch der angemessene dem Inhalt der Predigt entsprechende Vortrag.

Die Predigt kann ihrer Form nach allen Regeln der Homiletik entsprechen, die Sprache kann gewählt und doch einfach Allen verständlich sein — die Predigt wird erst eine gute populäre durch den Vortrag. Ist derselbe nicht packend, nicht erweckend — so wird der Zweck der Predigt, Erbauung — nicht erreicht — bei allen sonstigen Vorzügen ist sie doch nicht populär. Zu den Eigenschaften eines guten der Kanzelsprache entsprechenden Vortrags gehört, daß der Redner weder zu rasch noch zu langsam, weder zu laut — noch zu leise spricht — sich vor jeder Monotonie hütet — ebenso vor Manieren, die nur störend auf den Hörer wirken — sich vor allen Flickwörtern hütet (z. B. Sehet — Geliebte! 10—12 Mal) — sie zeigen an, daß dem Redner die Gedanken ausgehen — und um nicht ganz stecken zu bleiben — wird irgend eine Floskel eingefügt, die in keinem Zusammenhange mit dem eben Gesagten steht.

Ist der Pastor vom Inhalte der Predigt selbst erregt und bewegt, so wird dies auch in seinem Aeußern, seinen Bewegungen zur Erscheinung kommen, was in der Homiletik mit dem Worte Action bezeichnet wird. Allgemein gültige Regeln und Weisungen lassen sich hierunter nicht aufstellen. Hier ist das Naturell des Redenden das Bestimmende. Es gibt Pastoren, die auf der Kanzel gar keine Bewegungen machen und deren Predigten doch erbaulich und populär sind. Andere sind in einer beständigen Bewegung — das wird mehr störend als die Erbauung fördernd wirken. Es gilt auch hierbei Maaß halten — lieber zu wenig als zu viel Action. Ist der Gegenstand der Predigt die Aufmerksamkeit weckend, so kann dieselbe durch zu große Beweglichkeit des Redners nur gestört werden. Fehlt der Predigt der gediegene Inhalt — so wird dieser Mangel durch zu lebhafte Action statt zugedeckt nur noch mehr aufgedeckt werden. Mitbestimmend das Maaß der Action ist auch der Inhalt der Predigt — bei einer Predigt tröstlichen Inhalts würde eine zu lebhafte Action geradezu unnatürlich und abstoßend wirken! Als allgemein geltende Regel dürfte gelten: die Bewegungen des Redners sollen natürlich sein und nicht störend auf die Aufmerksamkeit der Hörer wirken.

Ist der Zweck der Predigt Erbauung und wird darunter nicht blos die augenblickliche Erregung des Hörers, sondern auch die nachhaltige Wirkung des göttlichen Wortes verstanden — so empfiehlt es sich, daß am Schlusse der Predigt Thema und Disposition angegeben werden, damit der Hörer auf

Grund derselben daheim den Inhalt der Predigt, ob auch nur ihren Hauptgedanken in's Gedächtniß zurückrufen könne.

Ehe ich schließe möchte ich noch eine Frage zur Beantwortung und eingehender Behandlung vorlegen, nämlich: Ist die Popularität der Predigt unabhängig von vorhergehender wissenschaftlicher Ausbildung — oder kann man auch ohne dieselbe populär predigen? Letzteres wird müssen zugestanden werden — denn es gibt ja Denominationen, in denen die Pastoren eine sehr oberflächliche Ausbildung erhalten — und doch kann man nicht bestreiten, daß sie populär predigen! Dennoch werden bei näherer Prüfung ihren Predigten mehr oder weniger die Eigenschaften mangeln, welche die Erfordernisse einer guten populären Predigt sind.

Wir behaupten — um gut und populär zu predigen — dazu bedarf es einer gründlichen theologischen Ausbildung. Die Frucht aber derselben soll Tüchtigkeit im Predigen sein. Unser Seminar in St. Louis heißt Prediger-Seminar — und in diesem Namen liegt ja die Bestimmung desselben — die Zöglinge anzuleiten, in ihrem künftigen Berufe segensreiche und seelengewinnende Zeugen durch ihre Wirksamkeit als Prediger zu werden. Und in dieser Beziehung könnte und müßte noch mehr geschehen — vor Allen meine ich die Zöglinge in der Demuth zu erziehen und in ihnen das Bewußtsein zu wecken und zu bewahren, daß sie erst schwache Anfänger sind und mit allem Ernste fleißig weiter studiren müssen. Wer immer ausgeben soll, der muß auch wieder einnehmen — wer das vergißt — der wird bald Invalide — nicht körperlich aber geistlich — er predigt sich leer — und statt ein Prediger zu sein wird er ein Schwätzer! Was von einem jeden Pastor verlangt werden muß, ist, daß er sich gewissenhaft auf die Predigt vorbereitet — sei es schriftlich — oder nur durch eingehende Meditation — von jüngeren Pastoren muß ersteres gefordert werden. Ohne tüchtige Vorbereitung ist der Pastor nicht Herr über den Inhalt der Predigt — ebensowenig auch über die Sprache. Wer ohne Vorbereitung die Kanzel besteigt begeht eine dreifache Sünde — wider den heiligen Geist — wider die Hörer — wider sich selbst.

Welche Stellung geziemt unserm evangelischen Kirchenkörper in der Lehre vom hl. Abendmahl?

(Referat von P. L. Haas.)

Unsere evangelische Synode von Nordamerika will gemäß dem in § 2 unserer Statuten ausgesprochenen Bekenntniß eine Vereinigung herstellen zwischen den zwei bedeutendsten Haupttheilen der Reformationskirche, der lutherischen und der reformirten Kirche, wie dieselben in Deutschland vorzugsweise geschichtlich neben einander bestanden bis zur Einführung der Union. Unser Bekenntnißparagraph legt darum bezüglich der Lehre die symbolischen Bücher beider Theile zu Grunde — wobei freilich vorzugsweise an die Augsburger Konfession, an den Katechismus Luthers und an den Heidelberger Katechismus gedacht wird.

Aber diese Schriften gelten freilich nur insoweit als Grundlage der Lehre, als solche miteinander übereinstimmen. In den Differenzpunkten werden wir ausschließlich auf die darauf bezüglichen Stellen der hl. Schrift verwiesen und es jedem freigestellt, sich darin zu entscheiden nach der einen oder anderen Seite hin, je wie das Gewissen ihn gehen heißt.

Unsere Kirche hat demnach bis jetzt darauf verzichtet, ein Unionsformular herstellen zu wollen bezüglich der Lehre in den Differenzpunkten, sie betrachtet es als eine Sache der persönlichen Gewissensfreiheit, ob ihre Glieder in den Differenzpunkten mehr lutherisch oder mehr reformirt gesinnt sind, oder ob sie etwa suchen einen Standpunkt zu gewinnen, der das Wahre in beiden Kirchen sich anzueignen, das Unrichtige und Einseitige beider ferne zu halten sucht.

Das Letztere wäre offenbar das Ideal wahrer Union, dem wir entgegenzustreben haben, — es erfordert jedoch so viel theologische Bildung, so viel Selbständigkeit des Urtheils und so viel persönliches Interesse in Sachen der Lehre, daß nothwendig nur sehr Wenigen es möglich sein dürfte das Ideal auch nur zum Ziel ihres Strebens zu machen, geschweige — es zu erreichen.

Es erscheint eben darum auch als das Beste, wenn mit Rücksicht auf die verschiedenen Kräfte und Grade der Erkenntniß, unsere Kirche auch ferner davon absieht, ein ausführliches Unionsformular bezüglich der Differenzpunkte aufzustellen. — Aber, wenn wir auch nicht auf ein Unionsformular uns einigen und verpflichten wollen oder können, weil die wahre Union hier auf Erden nur in der Liebe, d. h. also im praktischen Leben, erreichbar ist, nicht aber in der Lehre, welche auf die stets verschiedene Erkenntniß sich gründet, sollen wir darum ganz und gar darauf verzichten, wenigstens die Union auch in der Lehre zu erstreben? Sollen fort und fort die lutherische und die reformirte Denkweise selbst in ihren schroffsten Gegensätzen unversöhnt neben einander hergehen, ohne daß wir auch nur den Versuch machen, die wahre Mitte zwischen beiden zu gewinnen? Ich glaube nein! Ich glaube, es ist vielmehr unsere Aufgabe besonders bei unseren synodalen Zusammenkünften auch solche Lehrpunkte in Liebe zu behandeln, worinnen die beiden Oppositionskirchen sich bekämpfen.

In der festen Zuversicht und Hoffnung, daß es möglich ist, im Geist der Liebe über das heilige Mahl der Liebe zu verhandeln und die verschiedenen Denk- und Lehrweisen darüber prüfend abzuwägen, ohne daß es zu einem Lehrgezänke oder Streit kommen müsse, habe ich es gewagt in Uebereinstimmung dem Ehrw. Distrikts-Präses, der geehrten Versammlung die wichtige Lehre vom hl. Abendmahl zur Verhandlung vorzulegen.

Es sei ferne von mir, Streit erregen zu wollen, über diese wichtigen Fragen. Da halte ich es mit Dr. J. Fr. v. Meyer, der meinte: „besser wäre es, nicht über das Mahl der Liebe zu reden, als auf's neue darüber zu zanken." Und mit K. Gerok, der den streitenden Brüdern zuruft:

„Laß zwischen mein und Deinen Hirten nicht ferner Zank und Hader sein,
Ist doch, um alle zu bewirthen, die große Erde nicht zu klein;
Ist doch kein bittres Haderwasser das süße Evangelium,
Kein Leibgericht für Bruderhasser des Liebesmahls Mysterium."

Ich habe meiner Arbeit die Frage an die Spitze gestellt: **Welche Stellung geziemt unserem evangelischen Kirchenkörper in der Lehre vom hl. Abendmahl?** Die Antwort darauf kann nur lauten: „**Eine Stellung wie sie mit der heiligen Liebe verträglich ist.**" Die heilige Liebe muß die Wahrheit und die Freiheit einigermaßen respectiren, sie kann nichts gegen die Wahrheit, aber auch nichts gegen die persönliche Freiheit, die unser § 2 jedem garantirt, der sich mit dem Gewissen der hl. Schrift unterordnet.

Nach 1 Cor. 13, 2. 8. 13 ist die Liebe die größte aller Tugenden und sie gebietet uns, auch die klarsten und sublimsten Erkenntnisse der Wahrheit lieber zu verschweigen, als den Bruder, der sie nicht ertragen kann, damit zu ärgern. — Liebe ist das innerste Wesen des göttlichen Lebens und des Christenthums, Liebe ist das Merkmal der ächten Jünger Jesu. In dem Maße als die Liebe weicht, zieht der geistliche Hochmuth, der Wissensdünkel und die Rechthaberei ein und es wird der Streit selbst unter gleichnamigen Brüdern geboren, wie durch geschichtliche Beispiele leicht zu zeigen wäre.

Die Liebe nöthigt uns also, jedem Bruder zunächst die Freiheit zuzugestehen, daß er die heil. Schrift in schwierigen Punkten nach dem Maß seiner Erkenntniß verstehe. Sie nöthigt uns, ihn in Geduld zu tragen, wenn seine Erkenntniß schwach und mangelhaft ist. Es muß geradezu als eine ethische Ungerechtigkeit bezeichnet werden, wenn der in der Erkenntniß Starke dem Schwachen zumuthet entweder dasselbe zu erkennen, was er erkennt, oder aber ihm auf's Wort zu glauben, daß es so und so sich verhalte in einer Glaubenssache. Wer Solches dem schwachen Bruder zumuthet, macht sich der geistigen Bedrückung schuldig und versündigt sich an dem Bruder.

Aber das ist freilich nur die eine Seite unserer Stellung, — die richtige biblische Begründung unserer Toleranz gegen verschiedene Ansichten in schwierigen Lehrpunkten, — und daran hat es im Ganzen bisher vielleicht weniger gemangelt als an der anderen Seite: Wir dürfen nämlich doch nicht es unterlassen die Erkenntniß der Wahrheit nach Kräften zu fördern und ihr zum Sieg zu verhelfen in demüthiger Liebe.

Wird die Wahrheit, werden hohe Erkenntnisse in Liebe, in Demuth und Bescheidenheit ausgesprochen und nicht als bindendes Gesetz für den anders denkenden Bruder, — so hat der anders denkende Bruder keine Ursache und kein Recht sich zu ärgern, wenn Dinge ausgesprochen werden, womit er nicht einverstanden ist. Er ist ja durch dieselbe Liebe auch gebunden, den Bruder zu achten und ihn zu hören, wie der Andere ihm es schuldig ist.

Aergert er sich dennoch an einer schonenden, liebenden, maßvollen Darstellung einer Lehre, die er nicht fassen kann, so hat er solches Aergerniß nicht seinem Bruder sondern sich selbst zur Last zu legen. — Das sind, wie ich glaube, die allgemeinen Grundsätze, die uns leiten müssen in unserer Stellung zur Lehre vom hl. Abendmahl.

Ich werde nun versuchen in möglichst gedrängter Form **die Lehre** darzustellen, wie sie uns geziemend sein möchte.

Die Lehre vom hl. Abendmahl.

Es kann mir nicht einfallen, eine ausführliche biblische, dogmatische und kirchengeschichtliche Darstellung dieser Lehre an dieser Stelle geben zu wollen. Wer eine gründliche exegetische Behandlung derselben vom Standpunkt des Evangeliums und der Union lesen will, den verweise ich auf Stiers Auslegung im 6. Band der „Reden des Herrn Jesu."

Wer eine kurz gefaßte, sehr beachtenswerthe Abhandlung über das hl. Abendmahl zu lesen wünscht, der lese in Herzogs Realencyclopädie 1. Aufl. den Aufsatz von Jül. Müller im 1. Band über den Gegenstand.

Ich werde hier mich darauf beschränken in kurzen Sätzen die Hauptpunkte der Lehre darzustellen.

1. Einig sind alle protestantischen Kirchen in der Verwerfung der katholischen Lehre von der Verwandlung der Substanz des Brodes und Weines in die Substanz des Leibes und Blutes Christi, welche bewirkt werde durch die Consecration des Priesters, während doch die äußere Gestalt, Farbe, Geschmack, Geruch ꝛc. an diesen Elementen unverändert bleiben.

Ebenso einmüthig wird die Lehre vom Meßopfer verworfen, nach welcher Leib und Blut unter der Gestalt von Brod und Wein immer auf's Neue durch die Hand des Priesters geopfert werden, um Lebendigen und Todten Sündenvergebung und andern Gnadengaben zuzuwenden.

Ferner ist, bezüglich der Praxis, in allen protestantischen Kirchen das hl. Abendmahl in ursprünglicher Form, d. h. in beiderlei Gestalt wieder eingeführt.

2. Die Verschiedenheit zeigt sich jedoch sofort in den positiven Bestimmungen der Lehre vom hl. Abendmahl. Und zwar geht dieselbe in drei verschiedenen Richtungen auseinander.

a) Zwingli geht mit Recht zunächst aus von der symbolischen Bedeutung des hl. Abendmahls und legt darum die Einsetzungsworte des HErrn aus: Das bedeutet Meinen Leib und das bedeutet Mein Blut. Bei dieser Auslegung wird er unterstützt durch die von Lucas und Paulus berichteten Worte: Solches thut zu Meinem Gedächtniß. — Von dieser Seite aus stellt sich das hl. Abendmahl dar als ein Gedächtnißmahl des Todes Jesu Christi, es soll eine lebendige Vergegenwärtigung und gläubige Aneignung des erlösenden Mittlertodes Jesu Christi im hl. Abendmahl stattfinden.

Und das ist sicher die erste Anfangsstufe und das geringste Maß der Erkenntniß, das von einem Abendmahlsgenossen gefordert werden kann.

Wessen Erkenntniß nicht weiter reicht, dem dürfen wir auch nicht mehr aufbürden als er tragen kann. Aber wir müssen weit davon entfernt bleiben zu glauben, daß Christus einem Solchen auch nicht mehr geben könne und wolle, als er erkennt. Denn das Maß der Mittheilung Christi an die gläubige Seele ist nie und nimmer an das Maß der Erkenntniß gebunden, sondern an das Maß des sehnsüchtigen Verlangens des Herzens nach Ihm.

b) Mit Recht widersetzte sich Luther der verflachenden Auffassung Zwinglis. Er stellte ihr die Lehre entgegen, daß Christi Leib und Blut substantiell gegenwärtig seien im hl. Abendmahl und in, mit und unter dem Brod und Wein von allen Genießenden, sogar den Ungläubigen, mündlich genossen werden, von den letzteren jedoch zum Gericht.

Dogmatisch wurde diese Lehre gestützt auf die andere Lehre von der ubiquitas (Allgegenwart) des Leibes Christi, die ihrerseits wieder gefolgert wurde aus der Lehre von der communicatio idiomatum (gegenseitigen Durchdringung beider Naturen in Christo) und aus der Erhöhung Christi zur Rechten Gottes.

Allein, so sehr auch die reale Gegenwart Christi im hl. Abendmahl festzuhalten ist, so schießt doch die lutherische Lehre mit ihrer manducatio oralis oder dem mündlichen Essen, mit ihrer Lehre von der Ubiquitas corporis Christi, oder Allgegenwart des Leibes Christi und ihrem realen Genuß auch der Ungläubigen weit über das Ziel hinaus.

Vor allem ist festzuhalten, daß im hl. Abendmahl ein realer Genuß **nur durch den Glauben** möglich ist, und daß dieser Genuß nicht durch den leiblichen Mund geschieht, sondern wie J. Müller sich trefflich und sehr präcis ausdrückte: Die göttliche Selbstmittheilung an den Menschen vermittelt sich durch das Menschliche in Christo selbst, durch Sein Fleisch und Blut; sie geht unmittelbar von dem persönlichen Gottmenschen auf das verborgene Wesen der empfänglichen Seele, welches hinter dem an die Formen der Wahrnehmung und des discursiven Denkens gebundenen Bewußtsein liegt. Es wird also ein reales Band direct zwischen Christus und der gläubigen Menschenseele angeknüpft. „Nur die Seele, welche auf das Wort und die Verheißung Christi baut und seiner Gnadenwirkung sich demüthig hingibt, kann dieser Vereinigung mit Christo theilhaftig werden, die Unwürdigen, d. h. die in stumpfer oder leichtsinniger Gleichgiltigkeit oder in heuchlerischem Unglauben dieses Abendmahl Genießenden empfangen nicht die göttliche Gabe des Sacraments, — sondern nur die Elemente, aber sich selbst zum Gericht; denn sie verschulden sich durch ihre Verachtung dieser Gnadengabe an dem hl. Opfertode des HErrn".

c) Calvins Lehre suchte den Mittelweg zwischen Luther und Zwingli einzuhalten. Er faßt die Einsetzungsworte zwar zunächst auch symbolisch, wie Zwingli, fügt aber bei, daß durch Kraft der Einsetzung und Verheißung Christi dem gläubigen Empfänger zugleich das mitgetheilt werde, was diese Symbole bedeuten, nämlich Fleisch und Blut Christi, so daß Brod und Wein zu Unterpfändern des Genusses werden. Doch wird dieser reale Genuß von ihm wieder beschränkt. Es sei keine Eingießung der Substanz, sondern eine geistlich belebende Kraft, die von dem verklärten Fleisch Christi aus in unsere Seelen überströmt. Da aber der verklärte Leib Christi im Himmel ist, so müsse, um die Seele dieser realen Gemeinschaft mit Christo verklärtem Leib theilhaftig zu machen, das Wunder

einer geheimnißvollen Erhebung der Seele in den Himmel durch die Wirksamkeit des hl. Geistes angenommen werden. — Empfangen wird nach ihm diese Wirkung nicht mit dem Mund, sondern nur mit dem Glauben, mit Ausschluß der Ungläubigen, die nur die Zeichen und zwar zum Gericht empfangen.

Fast könnten wir mit Calvins Lehre uns zufrieden geben, wenn nur zwei Punkte nicht darin enthalten wären, nämlich daß er eine substantielle Mittheilung Christi leugnet und daß er es sich als leichter vorstellt, daß die Seele zu Christo in den Himmel erhoben wird, um die Mittheilung zu empfangen als daß umgekehrt Christus sich real im Abendmahl einstellt.

Haben wir vorhin die locale und immerwährende Allgegenwärtigkeit des Leibes Christi zurückgewiesen, so müssen wir hier die dynamische, oder facultative Allgegenwart in Anspruch nehmen und den Satz aussprechen: Christus kann jederzeit mit Seiner verklärten Natur sich überall da einstellen und mittheilen, wo die Kraft des Glaubens Ihn herbeizieht. Wo aber dieser Glaube fehlt, da dürfen wir dem Herrn Christus nicht ein opus operatum zuschreiben, durch welches wider seines Reiches Ordnung sein Leib und Blut so zwingend an die Elemente gebunden ist, daß auch der Ungläubige sie genießen muß.

Wir haben demnach eine dreifache Stufe der Feier des hl. Abendmahls, die wir kurz zusammenstellen wollen:

a) Die unterste Stufe ist die Gedächtnißfeier des Todes Christi, wobei Christus abwesend gedacht wird.

b) Die mittlere Stufe ist die, wo man von der Todesgemeinschaft zur Lebensgemeinschaft mit Christo kommt, so daß der Gestorbene als Lebendiger in uns kommt und uns mit sich selber speist und tränkt.

c) Die dritte Stufe führt uns erst zur sacramentalen Gemeinschaft, wobei man mit den Zeichen auch die Sache, nämlich den verklärten Leib und Blut Christi empfängt, aber freilich nur im Glauben, — wie schon die Baseler Confession feststellte, daß uns mit dem Brod und Wein des HErrn der wahre Leib und das wahre Blut Christi abgebildet und dargereicht wird."

Warum sollte mit solcher Fassung nicht jeder Lutheraner sich beruhigen können und dem Bruder die Abendmahlsgemeinschaft versagen.

Ich schließe diese Arbeit mit einer Stelle aus Herzog, die auch heute noch Geltung hat. (I. Bd. 40.) „Die Schroffheit und Leidenschaftlichkeit, mit welcher die sogenannten ächten Lutheraner — die reformirte Lehre anklagen und verwerfen und die Abendmahlsgemeinschaft zwischen Lutheranern und Reformirten zur Sünde und zum Verrathe an dem Bekenntniß stempeln, ist ein trauriges und erschreckendes Zeichen der Zeit, ein Zeichen wiedererwachten, unchristlichen theologischen Zelotenthums. Je mehr eine gerechte Würdigung der Streitfrage in wissenschaftlichem Ernste und christlicher Milde sich Bahn bricht, desto mehr wird die wahre Union, die, wie Ebrard richtig bemerkt,

nothwendig und unabweislich ist, auch überall verwirklicht werden. Unterdessen ist es Pflicht, da, wo die Union, wenn auch in unvollkommener Weise, zu Stande gekommen ist, das Band des Friedens und der Gemeinschaft zu erhalten. Kernpunkt der Abendmahlslehre ist und bleibt, **daß eine wirkliche, objectiv-reale Mittheilung Christi, des ganzen Christus**, also nicht nur einseitig seiner **Leiblichkeit**, sondern seiner **gottmenschlichen Persönlichkeit** im Abendmahle stattfindet, die unsern innern Menschen erneuert und heiligt......

Je mehr der **Gottmensch** als das erhöhte und verklärte Haupt der Gemeinde wieder lebendig begriffen und ergriffen wird, desto näher wird auch die Zeit kommen, in der das Abendmahl wieder von den getrennten Glaubensbrüdern in der Einigkeit des Geistes, im Geiste objectiv-realer Aneignung des in Christo der gläubigen Menschheit mitgetheilten Heilslebens gefeiert werden wird. — Es wird und muß gewiß einmal die Zeit kommen, wo die Erkenntniß sich allgemein Bahn bricht, „daß nicht von dem wissenschaftlich-theologischen Begriff, sondern nur von dem in Christo erschienenen und geglaubten Heilsleben und der Mittheilung desselben im Abendmahle Wasser des ewigen Lebens ausfließen.“

Zur Charakteristik des Pilatus.

Von Lic. th. **Ackermann**, Diakonus an St. Johannes, Chemnitz.

(Abdruck aus dem „Beweis des Glaubens“.)

(Fortsetzung.)

Das ist es, was wir über die dem denkwürdigen Passahfeste des Jahres 33 voraufgegangene Zeit der Amtsführung des Pilatus wissen. Doch, nun hin zu den Ereignissen jener Tage. Der Morgen des Rüsttages auf das Fest war angebrochen. Die Scharen der Pilger, die auf den umliegenden Dörfern und Gehöften oder in Zelten draußen vor der Stadt übernachtet hatten, zogen schon herein durch die geöffneten Thore — und ihnen entgegen wälzt sich ein aufgeregter Volkshaufe, untermischt von Mitgliedern des hohen Rathes, welche dem Volke deutlich zu machen versuchen, um was es sich handle und was sie rufen sollten, wenn etwa der Landpfleger ihre Meinung begehren sollte. Und der Menge vorauf geht der Hohepriester in Begleitung einiger Aeltesten, und hinter ihnen folgt ein stummer, bleicher Mann — der einzig Stille unter der schreienden, tobenden, gestikulirenden Volksmenge. — Sie sind eben angelangt; das Thor des Palastes ist schon geöffnet und auch der Landpfleger ist bereits zu sprechen. Das Volk sammelt sich im Vorhofe und immer mehr und mehr staut es sich zusammen draußen vor dem Thore. Aber das Innere des Palastes betrat Niemand, „auf daß sie“, wie Johannes schreibt, „nicht unrein würden, sondern Ostern essen möchten.“ „Und Jesus stand vor dem Landpfleger.“ Der Tumult, die Meldung, die ganze hohe jüdische Priesterschaft stehe draußen mit einem Menschen, endlich die Vermuthung, daß dieser Gefangene, weil sie so zeitig, so früh am Tage kamen, ein außergewöhnlicher

Verbrecher sein müßte — das hat den Landpfleger bewogen, herauszugehen. Mit einem Blicke übersieht er die Situation. Er richtet seine Augen zunächst wohl auf den Gefangenen und wendet sich dann zu den ihm am nächsten Stehenden mit der in allen solchen Fällen nach dem römischen Gesetze üblichen Frage: „Was für Klage habt ihr gegen diesen Menschen?“ Aber es mochte der Landpfleger diese Frage doch auch wieder ganz anders als sonst in ähnlichen Fällen gestellt haben. Es mochte ein Ton des Mitgefühls mit diesem Menschen leise nachgeklungen haben, oder es mochte das Auge des Richters sich nochmals auf diese leidende Gestalt gerichtet haben und in halber Verwunderung darauf ruhen, so daß die Juden — feine Psychologen sind sie ja auch heute noch — aus seinem ganzen Benehmen es schon herauslasen, was der Landpfleger ihnen nach dem ersten Verhör offen heraussagte: „Ich finde keine Schuld an ihm!“ Denn auf die Frage des Pilatus: „Was für Klage bringt ihr wider diesen Menschen?“ antworten sie nicht: „Er hat dies oder das gethan,“ sondern sie sagen: „Wäre dieser nicht ein Uebelthäter, wir hätten ihn dir nicht überantwortet.“ Was ihnen vorher nicht in den Sinn gekommen war, daß nämlich Pilatus möglicherweise auch nicht geneigt sein könnte, mit dem Herrn den gewünschten kurzen Prozeß zu machen und das von ihnen gefällte Urtheil einfach zu ratifiziren, das stellt sich ihnen jetzt als ein unangenehmes Hemmniß entgegen, und so unehrenhaft und gewissenlos ihre Antwort für sie selbst ist, so ehrenhaft dünkt sie uns für Pilatus zu sein. Hat Philo dem Pilatus vorgeworfen, er habe Hinrichtungen vollziehen lassen ohne vorherige Untersuchung, so trifft das gerade hier, gerade in dem wichtigsten Falle dieser Art nicht zu. Die das römische Rechtsgefühl beleidigende Zumuthung der jüdischen Richter: „untersuche nur nicht erst noch lange“ findet bei ihm keinen Eingang, und die Rolle ihres Scharfrichters zu spielen, dazu dünkt er sich doch zu gut. Durch ihre zudringliche Art und Weise und durch die Berufung auf ihre bereits getroffene Entscheidung war er nun von vornherein gegen die Ankläger eingenommen und er sah wohl auch aus der Heftigkeit ihres Benehmens, daß dieser ihrer Entscheidung das Motiv des Hasses gegen jenen gemißhandelten, still dastehenden Menschen zu Grunde lag. Wenn einer hier ein Urtheil zu fällen und eine Entscheidung zu treffen hatte, so war er es und nicht sie. Und wenn sie bisher ohne Rücksicht auf ihn und auf das römische Gesetz vorgegangen waren, nun, so mochten sie auch weiter zusehen, was sie allein und nach ihrem Gesetze mit dem Angeklagten dort machen konnten. Und so gibt ihnen Pilatus mit feiner Wendung und zugleich mit bitterem Spott zur Antwort, was Johannes Kap. 18, 31 berichtet: „So nehmet ihr ihn hin und richtet ihn nach euerem Gesetz!“ Und was Pilatus weiter mit dieser Antwort bezweckt, nämlich das die jüdischen Richter demüthigende Zugeständniß hervorzurufen: „Wir haben ja die Macht nicht, unsere Urtheile auch zum Vollzug zu bringen,“ das erreicht er in vollem Maße, denn sie antworten nothgedrungen und mit verbissenem Zorn: „Du weißt ja wohl selbst am besten, daß wir Niemand tödten dürfen.“ Und nun verstehen sie sich doch noch zur Anklage und sagen, nachdem sie drei Punkte in aller Eile zusammen-

gestellt hatten, nach Luk. 23: „Diesen finden wir erstens, daß er das Volk abwendet; zweitens finden wir ihn, daß er verbietet, dem Kaiser Schoß zu geben; und drittens finden wir ihn, daß er sagt, er sei Christus, ein König." Diese drei Punkte — im Grunde genommen war es ein und dieselbe Lüge, und zwar die mittelste die frechste — waren sämmtlich für Pilatus berechnet: sie lauteten auf Auflehnung gegen die Staatsgewalt, auf Rebellion. Aber der gesunde Menschenverstand des Pilatus läßt sich dadurch nicht düpiren. Die Sache kommt ihm vielmehr und nun gerade erst recht verdächtig vor. Wenn dieser angefeindete Mann vor ihm, dessen ganze dreijährige Wirksamkeit ja doch in die Zeit seiner Amtsführung fiel, wenn derselbe in Judäa, in der ihm unterstellten Provinz, die Empörung gegen Kaiser und Reich gepredigt hätte, dann hätte wiederum e r am ersten etwas davon erfahren müssen. Und wiederum fällt sein Blick auf den gemißhandelten Gefangenen. Auf diese Person paßte diese Anklage entschieden nicht! Er hatte wohl in Rom schon oft Gelegenheit gehabt, Rebellen verurtheilen zu sehen, oder es waren ihm solche auch in seiner eigenen Praxis schon vorgekommen. Aber die hatten ganz anders ausgesehen, wie dieser da! Das stimmte so wenig mit seiner Erfahrung und seiner Kenntniß der Dinge überein, daß er den Entschluß faßt, den Beklagten a l l e i n zu hören. Vielleicht meint er auch, derselbe würde mehr Muth gewinnen, sich zu vertheidigen, wenn er ihn von der wilden Rotte seiner Ankläger trennte. Oder hat diese Trennung Jesu von seinen Richtern noch einen andern Grund? Will sich Pilatus die Person Jesu vielleicht nur sichern, um sich derselben im Falle des Zugeständnisses der gegen ihn geführten Anklagen gegen die Juden selbst in der Weise zu bedienen, daß er unter Hinweis auf die aufgetauchte revolutionäre Idee beim Kaiser um die Erlaubniß schärferer Maßregeln, etwa der Verhängung des Belagerungszustandes über die Provinz, einkommen konnte? Wir wissen es nicht. Aber bis hierher wenigstens macht die ganze Sache entschieden den Eindruck, als beabsichtige Pilatus, die Juden seine Ueberlegenheit fühlen zu lassen und aus der Angelegenheit für seine Stellung irgend welchen Nutzen zu ziehen. Später freilich handelt es sich ihm nur noch darum, wie er sich am besten aus derselben herausziehe.

So begibt er sich in das Innere des Palastes und läßt Jesum zu sich hereinführen. Das ewig denkwürdige Gespräch, das die beiden da drinnen geführt haben, hat uns der Evangelist Johannes berichtet. Woher er es weiß, könnten wir fragen? Die Antwort ist einfach: wahrscheinlich von einem römischen Beamten, der dem Gespräche beigewohnt und durch die Hoheit der Erscheinung des Herrn später zum Glauben an ihn geführt worden ist, und wir möchten wohl gar den Gedanken einer weiteren Beurtheilung anheimgeben, ob dieser Berichterstatter nicht identisch sein könnte mit jenem römischen Hauptmanne, der, unter dem Kreuze stehend, in den Ruf ausbricht: „Fürwahr, dieser ist Gottes Sohn gewesen!" Dieser Hauptmann war ohne alle Frage der Offizier du jour an diesem Tage. Er hatte den Tagesdienst, inspicirt um 3 Uhr Nachmittags nach Vorschrift die ausgestellten Posten, und

k a n n nicht nur, sondern m u ß an diesem Morgen, schon um sich die für den Tag nöthige Ordre zu holen, oder auch schon wegen des Tumultes in der unmittelbaren Nähe des Pilatus gewesen sein. — Pilatus spricht nun zu Jesu: „Bist du der Juden König?" Jesus antwortet: „Redest du das von dir selbst, oder haben es andere von mir gesagt?" Pilatus entgegnet: „Bin ich ein Jude? dein Volk und die Hohenpriester haben dich mir überantwortet; was hast du gethan?" Jesus antwortet: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser Welt, meine Diener würden darob kämpfen, daß ich den Juden nicht überantwortet würde; aber nun ist mein Reich nicht von dieser Welt." Da spricht Pilatus zu ihm: „So bist du dennoch ein König?" Jesus antwortet: „Du sagst es, ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die W a h r h e i t zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme." Spricht Pilatus zu ihm: „Was ist Wahrheit?" Und da er das gesagt hatte, ging er wieder hinaus zu den Juden und spricht zu ihnen: „Ich finde keine Schuld an ihm!" — Es ist dieses ewig denkwürdige Gespräch viel erklärt, ausgelegt und in Bezug auf den Charakter des Pilatus für denselben nicht immer günstig gedeutet worden. D. Luthardt sagt zur Stelle, Jesus habe dem Römer gar nicht imponirt, Er sei ihm nur lächerlich vorgekommen. Ein anderer Ausleger findet in den Fragen des Pilatus immer nur den warnenden Ton: „hüte dich vor jedem unbesonnenen Worte; es kann dich verderben!" Und der Dichter Pape glaubt das Benehmen des Richters mit den Worten charakterisiren zu können: „der Römer lächelt, will den Witz nicht sparen." Aber wir können uns nicht helfen zu sagen, daß wir nichts von alledem zu finden vermögen. Wir finden vielmehr eine gewisse Freundlichkeit, eine gewisse (sit venia verbo!) Courtoisie des Richters, und zwar basirt auf einem, wenn auch hier und da mit etwas Spott gemischten sittlichen Ernst in der Art seiner Verhandlung. Freilich, i n n e r l i c h anfassen und ans Herz greifen läßt sich dieser vornehme Römer nicht. Es kommt ihm auch gar nicht in den Sinn, etwa näher einzugehen auf das, was der Herr da sagte. Das war ja wohl nichts anderes, als eine der vielen im Umlauf sich befindlichen und die Köpfe verwirrenden religions-philosophischen Anschauungen, und davon hatte er in der Heidenwelt gerade genug gehört, um sie überdrüssig zu bekommen. Das war für ihn ein längst überwundener Standpunkt. Das waren ja alles leere Phrasen — der eine sagte so, der andere anders — und dieser hier hatte nun wieder eine besondere Idee, die er um ihrer ungeheuren Tiefe willen im ersten Momente ja auch gar nicht verstehen konnte. Er gibt sich aber auch keine Mühe, sie zu verstehen. Er hat es als Richter nicht mit Ideen zu thun, sondern mit Thatsachen. Deshalb fragt er auch von seinem Standpunkte aus ganz korrekt: „Was hast Du gethan?" Es kommt ihm auch, als er diese zweite Frage stellt, schon nicht mehr darauf an, zu erfahren, ob und inwiefern Christus ein K ö n i g sei. Denn das hatte er alsbald gesehen, daß es mit diesem Königthum auch nur eine fixe Idee sei. Er will vielmehr etwas hören von dem, womit sich Jesus den J u d e n verhaßt gemacht habe. Die ganze Angelegen-

heit war ihm bis jetzt noch dunkel und räthselhaft, und Jesus selbst hatte bis jetzt noch gar nichts gethan, das Räthsel zu lösen. Wenn er doch aus sich herausginge! Vielleicht fand sich dabei auch etwas, was der Landpfleger bei gelegener Zeit gegen die Juden draußen, gegen das Synedrium, zu seinem Vortheil benutzen konnte, denn so ganz rein schienen ihm deren Hände in dieser Sache auch nicht zu sein! Als nun aber Jesus von neuem ein Gebiet betritt, von welchem ihn Pilatus mit seiner Frage: quid fecisti? hatte weghaben wollen; als der Herr sagt: „ich bin in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll", da wendet er sich kurz ab und spricht: τί ἐστιν ἀλήθεια; was ist Wahrheit?

Es ist nöthig, bei diesem merkwürdigen Worte ein wenig stehen zu bleiben. Fragt man sich doch dabei immer und immer wieder von Neuem, aus welcher Anschauung ist solche Frage herausgeboren worden? Welches Licht wirft sie auf den Charakter des römischen Richters? Wir meinen: es ist nicht die Anschauung des einzelnen Mannes, die hier zu Tage tritt, sondern vielmehr der Ausdruck der damaligen Weltanschauung überhaupt. Darum ist auch der Einzelmensch Pilatus nicht für diese Frage und die in derselben liegenden Consequenzen verantwortlich zu machen, sondern er ist vielmehr nur das Organ, der Mund, durch welchen die für alles Höhere abgestorbene, moralisch versumpfte Heidenwelt zu uns redet. Der Satan stand auf dem Gipfel seiner Macht. Dem Juden Judas legte er die Frage auf die Lippen: „Herr, bin ich's?" dem Heiden Pilatus die andere: „was ist Wahrheit?" Aber dort ist es Frechheit gegen das Göttliche, hier nur Unwissenheit über das Göttliche, ἄγνοια τῶν ἐθνῶν Act. 17, 30. — „Was ist Wahrheit?" Pilatus konnte so fragen, um damit auszudrücken: „Was ist Wahrheit überhaupt? Wer hat es denn erforscht, was Wahrheit sei von den Philosophen allen, die sich von alters her damit beschäftigt haben? Das ist ein großes, scheinbar lockendes, aber doch leeres Wort, und wer dem nachgrübelt, der mag wohl den Verstand darüber verlieren!" Oder er konnte so fragen, um damit zu verstehen zu geben: „Was ist die Wahrheit für das menschliche Leben? Wo gilt sie denn unter den Menschen, wer hält sich denn zu ihr? Davon will ja Niemand etwas hören!" Das scheint uns auch die Ansicht Luthers zu sein, wenn er sagt, Pilatus habe damit aussprechen wollen: „Ja, nun begreife ich, daß du nicht durchkommst in deinem Volke — wie magst du dich durch solche Schwärmerei so unglücklich machen!" Und hiermit könnte man auch in Einklang bringen, daß Pilatus habe sagen wollen: „Was ist Wahrheit auch im Reich des Thuns, was verschlägt sie denn politisch? Du redest mir von einem Reiche, aber es gibt nur ein Reich, und das ist nicht, wie du eines hast, außer der Welt, sondern recht eigentlich in der Welt. Das ist der orbis terrarum, das ist das große römische Weltreich. So weit aber meine Erfahrung reicht, da gründet sich dieses Reich auch nicht auf leere Begriffe, sondern auf reale Macht; nicht auf eine Illusion, sondern auf die Schwerter und Lanzenspitzen unserer Soldaten!" (So ähnlich Bengel). Hieraus aber ergab sich auch die Unschuld des Angeklagten. Ein König sei

er, das hatte er allerdings gesagt — aber was für ein König! Das hatten Andere auch schon gesagt in ähnlichem Sinne. Pilatus hatte z. B. von den Stoikern sagen hören, der Weise allein sei König, nun, und solche Könige ließ sich die römische Regierung gefallen. Und weiter hatte dieser König eines ihm unbekannten Luftreiches gesagt, er hätte Diener, die könnten um sein Reich kämpfen, wenn es irdischer Natur wäre — nun dieser Fall war in der ganzen römischen Geschichte noch nicht dagewesen, daß römische Soldaten gegen Luftgeister zu Felde gelegen hätten. Diese fromme Fantasie konnte den römischen Adlern jedenfalls nichts schaden. — Und endlich konnte Pilatus fragen: „Was ist Wahrheit in deinem Munde? Du bist ein Jude! Sollte es denn den Juden beschieden sein, diese höchste aller Fragen mit ihrer Weisheit beantwortet zu haben, deren Lösung unseren und den griechischen Philosophen nicht gelungen ist?" Mag sich nun der Prokurator dieses oder jenes, oder vielleicht auch halbbewußt alles dabei gedacht haben — genug, es gibt ihm dies die Veranlassung, die Verhandlung abzubrechen. Die Anklage der Juden paßte nicht auf die Person des Beklagten, das hatte er schon draußen auf den ersten Blick gesehen; sie paßte aber auch nicht auf die Sache, die der Angeklagte vertrat, und das hatte er nun gehört. Ein unschuldiger Schwärmer, ein Phantast mochte er sein, aber ein Rebell war er sicher nicht. Daher war er entschlossen, ihn freizugeben. Wie das zu machen sei, ohne den Tumult draußen noch zu vergrößern und dadurch seine eigene Stellung, sowohl dem Volke, als dem Kaiser gegenüber, in Gefahr zu bringen, das wußte er freilich zur Stunde noch nicht. Aber draußen angelangt, scheint das Wort „Galiläer" an sein Ohr gedrungen zu sein. Ja, der Evangelist Lukas berichtet ausdrücklich, die Hohenpriester hätten dem Pilatus draußen zugerufen: „Er hat das Volk verführt damit, daß er gelehret hat . . . und hat in Galiläa angefangen bis hierher." Wußte Pilatus es nicht, daß Jesus aus Galiläa war, oder hatte ihn die ganze Angelegenheit innerlich so erregt, daß er diese gerichtliche Hauptfrage des unde tu es? die Frage nach der Heimathszugehörigkeit bisher gänzlich außer Acht gelassen hatte? Wir wissen es nicht. Aber wir erfahren, daß Pilatus diese Gelegenheit bereitwilligst ergreift, um den ganzen Haufen draußen mit sammt ihrem Angeklagten auf einmal los zu werden. Er schickt sie zu Herodes, der, gleichfalls in Jerusalem anwesend, jedenfalls im nämlichen Palaste und zwar auf einem anderen Flügel desselben wohnte. Pilatus und Herodes waren bekanntlich zu dieser Zeit Feinde, und man nimmt gewöhnlich an, Pilatus habe durch diese Ueberweisung der Klagesache gleichzeitig gehofft, es würde sich durch diesen Höflichkeitsakt ein freundschaftlicheres Verhältniß anbahnen lassen. Als Anhalt hierzu beruft man sich auf die bekannte Stelle bei Lukas, wo der Evangelist sagt: „auf diesen Tag wurden Pilatus und Herodes Freunde miteinander." Aber aus dieser Aeußerung geht nur hervor, wie Herodes die Handlungsweise des Pilatus aufgefaßt und nicht, was Pilatus damit beabsichtigt habe. Pilatus will uns doch seinem ganzen Wesen nach zu stolz erscheinen, als daß er sich die Gunst eines Mannes hätte erwerben wollen, dessen Stellung weder

eine viel hervorragendere, als auch eine viel gesichertere als die seinige war. Vielmehr wird es das Wort „Galiläer" gewesen sein, was ihn bestimmt haben wird, nun erst recht nichts mit der Sache zu thun zu haben. Wir erinnern uns jener Hinrichtung galiläischer Männer im Tempel. Es ist wohl möglich, daß ihm diese grausame That nicht nur einen Verweis von oben zugezogen hat, sondern ihm auch schwer auf dem Gewissen lag. „Jeder Mensch," sagt Lavater, „hat sein Wort, das er nicht gerne zweimal hören mag." „Galiläer" war ein solches Stichwort für Pilatus. Hierzu gesellte sich bei ihm eine Portion Aberglaube. Seine Frau hätte ihm sicher ihren Traum nicht anzeigen lassen, wenn sie gewußt hätte, er gäbe nichts darauf. Wie Herodes vom Täufer nichts hören konnte, ohne zu erschrecken, so wollte Pilatus von einem Galiläer nichts wissen. Aber Herodes schickte den Herrn wieder zurück.

Pilatus hat Christum wieder. Was nun mit ihm machen? Da fällt ihm ein, daß es Ostern ist und daß er dem Volke auf seine Bitten zum Feste ja doch einen Gefangenen loszugeben pflegte. Also ein weiterer Versuch! Es war ein arger Verbrecher, den er dem Volke zur Wahl neben Jesum stellte, und er meint, eine seinen Absichten günstige Entscheidung könne nicht fehlen. Er ist herausgetreten und fragt: „Welchen wollt ihr, daß ich euch losgeben soll, Barrabam oder Jesum, von dem gesagt wird, er sei Christus?" Es ist nicht zu verkennen, Pilatus gibt sich wirklich Mühe, den Herrn frei zu bekommen. Mit dem Zusatz: „Von dem gesagt wird, er sei Christus," appellirt er einerseits an das messianische Bewußtsein des jüdischen Volkes, und läßt andererseits die Menge erkennen, daß diese Anklage vor seinem Forum *nicht* stichhaltig sei. Und er sagt auch nicht: „Welchen wollt ihr......Jesum oder Barrabam?" sondern er nennt Jesum *zuletzt*, wohl wissend, wie das Volk in solchen Fällen zu entscheiden gewohnt war, daß es nämlich ohne viel Ueberlegen den letztgenannten Namen, der ihnen eben an's Ohr geklungen war, auf die Zunge zu nehmen pflegte. Ja, nach Johannes und Markus nennt Pilatus den Namen Barrabas gar nicht, sondern fragt nur: „Wollt ihr, daß ich euch der Juden König losgebe?" Das Mittel, welches der Landpfleger hier anwendet, ist schlau genug berechnet — aber leider: es fruchtet nichts. Die Mitglieder des hohen Rathes hatten während der Verhandlungen im Innern des Palastes unter dem Volke draußen zu gut gewühlt — es bittet Barrabam los. Pilatus aber, nachdem er sich vorher hatte Wasser bringen lassen und seine Hände gewaschen hatte, zu einem Zeichen, daß alles, was nun weiter geschehen würde, nicht seine Schuld sei, nahm Jesum und ließ ihn geißeln. Damit hatte er eigentlich das Urtheil gesprochen, denn die Geißelung war der Anfang der Kreuzigung. Aber als er den Spott der Kriegsknechte sieht, die rohen Witze der Soldateska hört und in ihrer Mitte des stillen und geduldigen Mannes gewahr wird, da wird er doch wieder anderen Sinnes und er wagt noch einen Versuch, den dritten Versuch, den Herrn los zu bekommen. Mit einer Dornenkrone auf dem Haupte, einem römischen Soldatenmantel um die Schultern, blutig geschlagen und gemißhandelt, läßt er Jesum vor's Volk führen, in der Erwartung, es werde sich damit zufrieden

geben, es werde Mitleid haben. „Sehet, ich führe ihn heraus zu euch, daß ihr erkennet, daß ich keine Schuld an ihm finde," spricht er draußen; und als die Gestalt Jesu den Blicken des Volkes sich zeigt, ruft er aus: "Ecce homo! Sehet, welch ein Mensch! Wer unter euch noch menschliches Gefühl hat, möge vortreten und sagen: ist dieser Mensch ein König, ein Anführer? Ist er in dieser Gestalt, in dieser elenden Gestalt noch gefährlich? Ist's nicht genug damit?" „Nein, nein, kreuzige ihn, kreuzige ihn!" ruft es von unten herauf. Pilatus läßt Christum wieder zurückführen. Er hat sich getäuscht. Statt Mitleid hat die Leidensgestalt nur neuen erhöhten Haß hervorgerufen. „So nehmet ihr ihn hin und kreuziget ihn; ich finde keine Schuld an ihm!" „Wir aber," sagen die Juden, „wir haben ein Gesetz, und nach dem Gesetz soll er sterben, denn er hat sich selbst zu Gottes Sohn gemacht." So rücken sie denn endlich mit dem eigentlichen religiösen Klagepunkte vor. „Wir haben ein Gesetz," sagen sie. „Es kümmert uns jetzt nicht mehr, ob du ihn nach deinem Gesetze für schuldig oder unschuldig befindest, sondern es handelt sich hier um unser Gesetz!" Sie wußten es wohl und pochten darauf, daß der Landpfleger vertragsgemäß ihr Gesetz und ihre Religion zu respektiren habe. Aber das hatten sie weder gewußt noch geahnt, daß dieser Heide ein wenig Ohr haben werde für das Seltsame ihrer Anklage: „Er hat sich selbst zu Gottes Sohn gemacht." — Es ist allerdings richtig, daß die alten Mythen von Göttern, die zur Erde herniedergestiegen sein und menschliche Gestalt angenommen haben sollten, in der damaligen gebildeten Heidenwelt von keinem vernünftigen Menschen mehr geglaubt wurden. Aber eben die Kühnheit dieser, dem aufgeklärten Zeitbewußtsein so fremd klingenden Idee, daß einer sich selbst zu Gottes Sohn gemacht habe, mußte dem Pilatus wohl aufgefallen sein. Dazu mochte kommen, daß sein hohles und skeptisches System durch das voraufgegangene Gespräch mit dem Herrn sowohl, wie durch die Hoheit der Erscheinung Christi, welche die Kühnheit jenes Gedankens zu rechtfertigen schien, einen nicht unmerklichen Stoß erlitten haben mochte. Das war doch eigentlich nicht mehr bloße Phrase, sondern das war Realität! Dieser Mensch trat mit seiner Person ein für das, was er gesagt hatte — ein zweiter Sokrates — und er sah nur zu gut, daß derselbe, wie jener, mit seiner Person auch seine Sache zu decken bereit sei. Und mehr noch als bisher regte sich in Pilatus eine gewisse Ehrfurcht, eine gewisse Scheu vor Jesu. Denn so ist ja wohl der Johanneische Zusatz zu deuten: „Da Pilatus das Wort (sc. *υἱὸς θεοῦ*) hörte, fürchtete er sich noch mehr".*) Und begierig zu wissen, was Jesus zu dieser neuen, ihm wunderbaren Anklage sagen werde, geht er wieder hinein und thut hier die tiefste und die beste Frage, die er in dem ganzen Verhör überhaupt gethan hat: „Von wannen bist du?" Wir nennen es eine tiefe Frage, denn daß sich Pilatus hier nicht nach Jesu irdischer Herkunft, nach seiner Orts- und Landeszugehörigkeit erkundigt, liegt klar auf

*) Joh. 19, 8. Wir beziehen also das *τοῦτον τὸν λόγον* in V. 8 in der Hauptsache blos auf das *ὅτι υἱὸν θεοῦ ἑαυτὸν ἐποίησεν*, wofür spricht, daß Pilatus sofort hinein geht und Jesum fragt: *Πόθεν εἶ σύ;*

der Hand, da er ja schon vorher gehört hatte, Jesus sei aus Galiläa. So kann sich die Frage nur auf Christi höhere Abkunft beziehen, und wer so fragt, der ist auf dem Wege zum Glauben. Hier hat Pilatus auf der Schwelle des Christwerdens gestanden. Auch handelt es sich bei ihm in diesem zweiten Zwiegespräch nicht um das, was Christus gethan habe, sondern es handelt sich für ihn hier um das, was er ist — nicht um Jesu Schuld oder Nichtschuld, sondern um dessen ewiges Sein oder Nichtsein. Es ist auch nicht eine Frage der Neugierde, sondern die Frage eines angefaßten Herzens und eines wachgewordenen Gewissens. „Was hast du gethan?" so hatte er im ersten Verhöre mit seinem Verstande gefragt als Richter. „Was und woher bist du?" so fragt er im zweiten mit seinem Herzen als Mensch — ein heidnisches Herz, aber doch ein Menschenherz! Jesus antwortet nicht darauf. Es will uns das fast leid thun um des Pilatus willen. Und doch war es das einzig Richtige, was Jesus hier thun konnte. Alle Anerkennung, die wir dem Pilatus bisher haben zu Theil werden lassen, müssen wir doch dahin modifiziren, daß diese Natur weder fähig, noch sehr geneigt war, aus dem, was der Herr ihm hier hätte erwiedern können, für sich einen dauernden Gewinn zu ziehen. Der Herr erkannte das. Die Zeit des Fragens war überhaupt jetzt zu Ende. Jetzt mußte Pilatus erst einmal handeln, wenn er ein Mann war und wenn er ein Christ werden wollte. Jetzt mußte er erst das wiederholte „ich finde keine Schuld an ihm" von dem Richtplatze, vom Lithostroton oder der Gabbatha aus als endgültigen Urtheilsspruch verkündigen, — dann — dann war es Zeit, über diese höchste Frage mit ihm zu reden. Sehr gut bemerkt hierzu die Berlenb. Bibel: „Pilatus wollte im ersten Verhör das ABC nicht lernen, und will hier auf einmal in den Himmel klettern. Mein guter Pilate, du mußt den ersten Artikel erst lernen!" Der Herr schweigt also, und Pilatus fragt etwas erstaunt und verletzt: „Redest du nicht mit mir? Weißt du nicht, daß ich Macht habe, dich zu kreuzigen und Macht habe, dich loszugeben?" Aus diesen Worten spricht nun schon nicht mehr das angefaßte Gemüth, spricht auch nicht einmal die Macht des Rechtsgefühls, sondern lediglich die Macht der Willkür. Denn was sollen seine Worte in diesem Falle? Es gibt beim Rechte kein solches Entweder-Oder. War Jesus unschuldig, dann hatte Pilatus keine Macht, ihn zu kreuzigen und war er schuldig, dann hatte er keine, ihn loszugeben. Es ist der Hochmuth, mit welchem Pilatus sich vor Jesu in Positur setzt und etwas äußerlich aus sich machen will, nachdem er erkannt hat, wie erbärmlich es doch eigentlich mit ihm innerlich stünde. Hier ist er nun von der Schwelle des Christenthums schon unendlich weit wieder entfernt. Der Herr antwortete ihm: „Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht wäre von oben herab gegeben; darum, der mich dir überantwortet hat, der hat es größere Sünde." Der Herr zielt auf Judas Sünde. Aber er sagt damit zugleich auch, daß es Sünde sein werde, wenn Pilatus ihn kreuzigen lasse. Und Pilatus? Er fühlt die Wahrheit dieses Wortes und er nimmt sich vor, den vierten Versuch zur Befreiung Jesu zu machen. Dieser vierte Versuch ist der letzte und — der schwächste. (Schluß folgt.)

Welcher unter den Philanthropen hat am nachhaltigsten gewirkt, und weßhalb?

(Eingesandt von A. Breitenbach.)

Motto. „In einem gesunden Leibe ist eine gesunde Seele.“

Um das Erziehungswesen Deutschlands auf die Höhe zu bringen, auf der es heute steht, hat es vieler Revolutionen und Reformationen bedurft und viele große Männer haben ihre Lebensaufgabe darin gesucht und gefunden, das körperliche und geistige Wohl der Jugend nach Kräften zu fördern. Solche Männer waren auch gewiß nicht in letzter Reihe die Philanthropen, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch ihre rastlose Thätigkeit eine große pädagogische Anregung und Aufregung in Deutschland, ja weit über seine Grenzen hinaus, hervorriefen. In Uebereinstimmung mit den pädagogischen Ideen Bacos, Comenius, Lockes und namentlich Rousseaus suchten sie beim Unterrichte dem Nützlichkeitsprinzip Geltung zu verschaffen, die völlig vernachlässigten Realien mehr zu berücksichtigen, die Leibespflege, an der es durchaus fehlte, zu betonen und eine bessere Methode an Stelle eines traditionellen Mechanismus einzuführen. Ja, sie erstrebten eine völlige Umgestaltung der bestehenden Erziehung und damit der menschlichen Gesellschaft; wenn gleich sie in diesem Streben in verkehrte Bahnen einlenkten und statt der Erlangung der ewigen Seligkeit die menschliche Glückseligkeit als das wahre Ziel der Erziehung hinstellten, entgegen dem Pietismus, mit dem sie so oft in vielen Punkten übereinstimmten, entgegen der wahren christlichen Lehre, der alleinigen Richtschnur aller christlichen Erziehung.

Mögen nun aber auch die Ideen und Bestrebungen der Philantropen manches Irrige und Unpraktische enthalten, den redlichen, uneigennützigen Willen dieser Männer und das durch ihre Bemühungen bewirkte Gute und Nützliche müssen wir mit Achtung und Dankbarkeit anerkennen. Was aber die einzelnen Philanthropen gewirkt haben, und wer dennoch unter ihnen am nachhaltigsten wirkte, mag im folgenden näher gezeigt werden.

Wir beschränken uns aber darauf, die Verdienste der drei einflußreichsten Philanthropen, Basedows, Campes, Salzmanns, eingehender zu betrachten. Wohl verdient auch Wolke, der thätigste Mitarbeiter am Philanthropin in Dessau und zeitweise Leiter der Anstalt, seiner literarischen Arbeiten wegen, die insonderheit eine gründliche Reform der deutschen Sprache anstrebten, genannt zu werden; wohl hat sich auch Trapp als pädagogischer Schriftsteller überhaupt und besonders durch seine Bemühungen, eine wissenschaftliche Begründung und systematische Ordnung der Erziehungslehre herbeizuführen, ein großes Verdienst erworben; und endlich hat auch Oliver durch seine sinnreiche und bildende, wenn auch unpraktische Lesemethode, um welcher willen er ein Vorläufer Tacatots genannt zu werden verdient, gerechten Anspruch auf dankbare Anerkennung. Aber weit über den genannten und allen anderen Philanthropen stehen doch zweifelsohne Basedow, Campe und Salzmann.

Basedow eröffnete die Reihe dieser Männer. Da aber für das Wirken eines jedem Mannes, und insonderheit eines Lehrers, die Persönlichkeit desselben von so großer Bedeutung ist, so können wir nicht umhin, auch über die Basedows einige Worte zu sagen. Als der Sohn eines rohen Vaters und einer melancholischen Mutter verlebte Basedow eine wüste Jugend, entfloh sogar den Händen des Vaters und entbehrte so von vornherein die sicherste Grundlage eines heilsamen pädogogischen Einflusses, nämlich eine tüchtige Familienzucht und namentlich die Pflege einer frommen Mutterliebe; kein Wunder daher, daß er auch späterhin nichts weniger als ein Muster von Wohlerzogenheit darstellte, daß sein Wesen als unstät, tumultuarisch, ja als theilweise unsauber und wüst geschildert wird; verschmähte er es doch selbst nicht, durch den Uebergenuß geistiger Getränke seine in leidenschaftlicher Thätigkeit verbrauchten Kräfte zu reizen. Bedenkt man dazu, daß Basedow auch in seinen religiösen Ansichten weit von dem Rechten abwich, so wird man schon von vornherein einen gerechten Zweifel in seine nachhaltige Wirksamkeit setzen, auf die wir hier nun etwas näher eingehen.

Wie ein Herold kündete Basedow mit hohen, begeisterten Worten eine neue Zeit an, heißt es doch von ihm: „Trotz vieler Mängel und Angriffe ist Basedow eine mächtig anregende Kraft eigen gewesen, die nicht ohne das Geleit berechnender Klugheit war und den höchsten Kreisen in merkwürdiger Weise imponirte und ähnliche Versuche vor ihm weit in Schatten stellt." Er wird der entschiedenste Vertreter der neuen philanthropischen Ideen genannt und berechtigte zu so großen Hoffnungen, daß die allgemeine deutsche Bibliothek von ihm sagte: „Kenner werden künftig zu Locke und Rousseau Basedow als den dritten Mann stellen." Ja, wie sehr es Basedow verstand, aufzurütteln und anzuregen, beweist wohl am besten seine „Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer über Schulen, Studien über ihren Einfluß auf die öffentliche Wohlfahrt," die so auffallend wirkte, daß Niemeyer darüber sagte: Sie erregte ein so allgemeines und werkthätiges pädagogisches Interesse, als seit Luthers Schrift: An den Adel und die Bürgermeister und Städte deutscher Nation, von Aufrichtung der Schulen, keine andere Schrift mehr." Und in Uebereinstimmung mit dieser Schrift verschmähte es Basedow nicht, selbst umherzureisen, um Fürsten und reiche Leute zu veranlassen, ihn in seinem Plane, das gesamte Schulwesen zu verbessern, zu unterstützen. Daß aber Basedow von vornherein soviel Beifall fand, daß sich selbst der Fürst von Dessau, Kant und andere berühmte Männer für seine Sache interessirten, beweist wohl am besten, wie zeitgemäß seine reformirenden Bestrebungen waren. In seinem „Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker" zeigt Basedow selbst das Zeitgemäße seiner Reform, indem er die Mängel im Schulwesen aufdeckt.

Als ersten Mangel bezeichnet Basedow, daß die üblichen Lehrbücher und Methoden weder in ihrem Anfange dem ganz leeren Verstande der Kinder, noch in ihrem Fortgange den Graden des natürlichen Wachsthums desselben angemessen sind. Dieser Schaden scheint ihm so folgenschwer, daß er ohne

dessen Beseitigung eine Verbesserung des menschlichen Geschlechts für unmöglich hält. Als einen weitern Schaden bezeichnet Basedow das Fehlen einer Schulbibliothek. Eine Reihe von Lehrbüchern, welche in dem Unterrichte von der Kenntniß des Alphabets an bis in die akademischen Jahre ein zur Weisheit und Tugend gerade fortlaufender Leitfaden sein könnten, hält er für nothwendig. Auch gegen die fremden Sprachen eifert Basedow, wenn er sagt: „O ihr alten und fremden Sprachen, ihr Plagegeister der Jugend, ihr Schmeichler der mit Gedächtniß und Geduld begabten Undenker, wann wird es möglich sein, den Namen eines Wohlerzogenen, Vernünftigen und Gelehrten zu führen, ohne sich anfangs von eurer Zucht und dann von eurer Schmeichelei verderben zu lassen!" Und wir können solchen Eifer nur anerkennen, wenn wir bedenken, wie sehr zu jener Zeit andere Unterrichtsgegenstände und insonderheit die Muttersprache auf Kosten der fremden Sprachen zurückgesetzt wurden.

Endlich erscheint Basedow auch die Vernachlässigung der leiblichen Pflege als ein unheilbarer Schaden, und das mit Recht. Freilich ist er auch in dieser Beziehung theilweise nur den Ansichten Lockes und Rousseaus gefolgt; aber ihm bleibt das Verdienst, den verderblichen Einfluß gezeigt zu haben, den die Geringschätzung der körperlichen Erziehung auf den Unterricht und auf die gesamte geistige Entwickelung des Schülers hat. Wie sehr aber Basedow — und mit ihm die andern Philanthropen alle — mit der Forderung, das leibliche Wohl der Schüler zu berücksichtigen, im Rechte gewesen ist, beweisen außer vielen anderen Aussprüchen berühmter Männer früherer und späterer Zeiten sehr deutlich die schönen Worte Fr. Rückerts:

„Ein gutes Werkzeug braucht zur Arbeit der Arbeiter
Und gute Waffen auch zum Waffenstreit ein Streiter.
Du Streiter Gottes und Arbeiter, merk's, o Geist,
Daß deines eignen Leibs du nicht unachtsam seist.
Das ist dein Arbeitszeug, das ist dein Streitgewaffen,
Das halte wohl im Stand, zu streiten und zu schaffen!
O, wie du dich bethörst, wenn du den Leib zerstörst,
Der dir so angehört, wie du Gott angehörst.
Wie du Gott angehörst, so hört dein Leib dir an,
Und ohne deinen Leib bist du kein Gottesmann."

Basedow hat aber nicht nur die Gebrechen der Schule erkannt und aufgedeckt, er hat sie auch zu heilen versucht und auf das Bessere hingedeutet. Wie dem erstgenannten Schaden — umfassende Lehrbücher und Methoden — abzuhelfen sei, hat Basedow gleichfalls in seinem Methodenbuch gezeigt. Wir heben von den vielen pädagogischen Grundsätzen, die es enthält, hier einige hervor: „Die Kenntnisse, welche ein Weiser den ersten Jahren der Jugend wünschen darf, müssen mit dem Zwecke der ganzen Erziehung in einem wohlüberlegten Verhältnisse stehen. Nicht viel, aber in elementarischer Ordnung, die vom Leichteren zum Schwereren fortschreitet und in der Grundlage keine Lücken und Schwächen bleiben läßt, welche mit der Zeit dem ganzen Baue schaden können! Nicht viel, aber lauter nützliche Erkenntniß, welche ohne

Schaden niemals vergessen werden darf. Ein jeder Lehrgegenstand muß zu rechter Zeit, nicht zu früh und nicht zu spät für die Bildung des Verstandes und Herzens der Kinder vorkommen." Daß manche dieser Grundsätze Basedows übereinstimmen mit denen berühmter Pädagogen vor ihm und nach ihm — wir nennen nur Baco, Comenius und Pestalozzi — beweist am besten die Güte derselben, wie denn auch die Berücksichtigung, die dieselben noch heute finden, für Basedows Verdienst spricht. Sodann hat Basedow auch für die Herausgabe seines im Methodenbuche besprochenen Elementarwerkes thatsächlich diesem ersten, sowie auch dem zweiten Mangel abzuhelfen versucht. Er nennt diese Schrift, die eine Nachahmung des orbis pictus war, ein bis in das dreizehnte Lebensjahr für den Unterricht der Kinder ausreichendes Buch, außer welchem es kaum anderer Bücher bedarf. Durch dasselbe wollte Basedow zugleich zeigen, wie Eltern, Schullehrer und Hofmeister beim Unterrichte zu verfahren hätten, um auf leichte und angenehme Weise der Jugend die nöthigen Kenntnisse beizubringen. Die von ihm befolgte Methode wird also jeden befähigen, nach Anleitung dieses Buches Großes zu leisten. Auf die Persönlichkeit des Lehrenden, wie auf die Induvidualität des Kindes kommt es nicht an; eine Anschauung, die Basedow wiederholt ausgesprochen hat, insonderheit auch, als er zum Philanthropin einladet, wo die Zöglinge in gewiß gelingenden Studien ein glückliches Leben führen sollen.

Außer den beiden erwähnten Werken Basedows, dem Methodenbuch und Elementarwerk, ist auch noch sein „Agathokrator, oder von Erziehung künftiger Regenten, nebst Anhang und Beilagen" zu nennen, von dem Basedow selbst sagt: „Ich hoffe, diese werde eine der wirksamsten aller meiner Schriften zum großen Segen der Nachwelt."

Wie aber dem dritten und vierten Mangel abgeholfen werden könne, wollte Basedow in seinem Philanthropin zeigen, wie dies überhaupt, als eine Musteranstalt, seine Ideen zur praktischen Ausführung bringen sollte. Der Fürst Leopold Franz von Dessau, begeistert für Basedows pädagogische Reformbestrebungen, hatte bei der Gründung desselben thatkräftig mitgewirkt. Basedow empfahl dann seine Anstalt in marktschreierischer Weise und lud Zöglinge ein. Welcher Geist diese Anstalt beseelte, beweist am besten der Aufruf Basedows vom Jahre 1776. Er schreibt: „Sendet Kinder zum glücklichen, jugendlichen Leben in gewiß gelingenden Studien. Die Sache ist nicht katholisch, lutherisch oder reformirt, aber christlich. Wir sind Philanthropen oder Kosmopoliten 2c." und dann weiter: „Memorirt wird bei uns sehr wenig. Zum Studienfleiße werden die Lernenden nicht gezwungen, auch nicht durch Verweise. Doch versprechen wir durch die Güte unserer Lehrart und die Uebereinstimmung derselben mit der ganzen philanthropischen Erziehung und Lebensart mindestens doppelt so viel Fortgang in den Studien, als man in den besten Schulen, Pensionsanstalten oder Gymnasien gewohnt ist."

Hätte Basedow auszuführen vermocht, was er hier verspricht, so würde man ihn trotz seiner Mängel und Schwächen den bedeutendsten Philanthropen

nennen müssen. Aber jetzt offenbarte sich Basedows Schwäche. So lange es galt Lärm zu machen, war er der Mann; einer gewissenhaften, umsichtigen, besonnenen, ausdauernden, auch im Kleinen treuen Thätigkeit aber, auf die es jetzt ankam, war er nicht fähig. Dazu bot seine Persönlichkeit, wie schon oben erwähnt wurde, nicht eben das beste pädagogische Vorbild, so daß Herder von ihm sagen konnte: „Ihm möchte ich keine Kälber zu erziehen geben, geschweige denn Menschen." Daher verfiel denn sein Philanthropin bald, trotz des lebhaften Interesses so vieler berühmter Männer, trotz der Gunst des gebildeten Publikums Deutschlands und trotz der tüchtigen Kräfte, die an demselben wirkten, mit denen indeß Basedow nicht einmal in Frieden leben konnte. Wir gehen hier nicht näher auf die im Philanthropin herrschenden Verkehrtheiten ein, sondern heben nur noch einige Punkte hervor, durch die Basedows Verdienste bewiesen werden. Und da ist zuerst zu erwähnen, daß durch ihn und seine Collegen die Unterrichtsmethode wesentlich gefördert und Anschaulichkeit, Selbstthätigkeit, Interesse und Freudigkeit in das Lernen gebracht, auch manche praktische Lehrbehelfe erfunden wurden, z. B. die Darstellung der geometrischen Grundverhältnisse durch Figuren aus Pappe. Sodann ist rühmend anzuerkennen, daß man dem leiblichen Gedeihen der Zöglinge so viel Sorgfalt widmete, sie von dem lästigen Joche der französischen Mode befreite, und durch allerlei Leibesübungen die Schäden, die Basedow genügend erkannt hatte, zu beseitigen suchte. Um solcher guten Eigenschaften willen hätte man dem Philanthropin gewiß ein recht langes Bestehen wünschen mögen; mit seinem frühen Untergange wurde natürlich auch das Gute, das aus ihm geflossen war, seiner Quelle beraubt und mußte daher früher oder später verschwinden, wofern es nicht von andern Seiten her Unterstützung und Nahrung erhielt.

Ebenso wenig wie Basedow durch das Philanthropin nachhaltig wirkte, übten viele seiner Schriften einen bleibenden Einfluß aus. Wir erwähnen nur ein Wort Raumers über Basedows viel gepriesenen Agathokrator: „Ein Menschenalter ist seit Erscheinen des Buches verflossen, wo spürt man dessen Wirkungen, ja, wie viele mögen es wissen, daß je ein solches Buch existirt hat?"

Nachhaltiger als durch alles bisher Genannte dürfte Basedow aber dadurch gewirkt haben, daß er für Einrichtung von Seminarien die Lanze einlegte; und ihm ist es wohl insonderheit zu verdanken, daß zu jener Zeit eine große Anzahl dieser Anstalten entstanden sind. Ein wie großer Segen auf diese Weise wenigstens indirekt durch Basedow gestiftet ist und noch heute gestiftet wird, läßt sich kaum ermessen. Indeß haben auch andere Philanthropen dasselbe gethan, wenn auch erst nach Basedows Vorangehen. Wir können aber die Betrachtung über Basedows Wirksamkeit nicht schließen, ohne noch einmal seiner Begeisterung für die Erziehungssache und seiner großen Einsicht in die Mängel des Schulwesens ehrend zu gedenken, um deßwillen wir gewiß geneigt sein dürfen, sein unverschämtes Geilen, sowie seine Prahlereien milde zu beurtheilen.

Als den zweiten der drei einflußreichsten Philanthropen nennen wir

J. H. Campe. In ihm erscheint uns eine weit angenehmere Persönlichkeit, als sie uns in Basedow entgegen getreten ist. Lessing nennt ihn einen festen, unschwärmerischen Mann, und Perthes sagt von ihm: „Herrn Edukationsrath Campe fand ich noch weit über das Ideal erhaben, das ich mir von dem Verfasser des Theophron gemacht hatte. Er ist ein langer, hagerer, aber dennoch schöner Mann. Würde ist über sein ganzes Wesen verbreitet." Und entsprechend der äußern würdigen Erscheinung war Campes ganzes inneres Wesen. Dies zeigte sich besonders, als er an das Philanthropin zu Dessau berufen wurde und die Leitung dieser Anstalt übernahm. Durch seine Umsicht, Besonnenheit und sehr solide Wirthschaft brachte er diese sehr bald in ungewöhnlichen Flor. Und wenn auch seine pädagogischen Prinzipien die der Basedow'schen Schule waren, so führte er doch mit seiner Nüchternheit die Excentricitäten Basedows auf ein gewisses Maß zurück und machte dessen Ideen für das wirkliche Leben anwendbar. Aber die pädagogische Praxis Campes — aus dem Philanthropin vertrieb ihn Basedows Arroganz, Unverträglichkeit und Ungezogenheit; seine Familienerziehung mußte er in Hamburg seiner angegriffenen Gesundheit wegen aufgeben — ist zu kurz, als daß sie von großen und nachhaltigen Erfolgen hätte begleitet sein können. Große Liebe und innige Verehrung, in den Herzen seiner Zöglinge ihm bewahrt, dürfte vielleicht der bleibendste Erfolg seiner unterrichtlichen Thätigkeit gewesen sein. Weit bedeutender aber hat Campe durch seine literarische Thätigkeit gewirkt: „er ist der hervorragendste Schriftsteller unter den Philanthropen." Und da ist nun zuerst seine schriftstellerische Thätigkeit für Pädagogen zu nennen. Außer dem „Braunschweig'schen Journal" verdient in dieser Richtung besonders seine „allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens von einer Gesellschaft praktischer Erzieher, herausgegeben von J. H. Campe," Erwähnung. Die in diesem umfangreichen Werke enthaltenen Aufsätze, mögen sie von Campe selbst oder von andern Autoren in seinem Sinne geschrieben sein, behandeln die wichtigsten pädagogischen Aufgaben, und enthalten in Bezug auf leibliche Erziehung und Elementarunterricht manches Brauchbare; theilweise waren sie freilich auch nur Uebersetzungen von Lockes Gedanken über Erziehung und von Rausseaus Emil, mit zahlreichen Glossen der Herausgeber versehen. Getadelt wird „an diesem bedeutendsten Denkmal des philanthropischen Zeitalters" die bisweilen zu sehr hervortretende einseitige Richtung auf das materiell Nützliche, insonderheit in den Originalarbeiten, die von Campe selbst herrühren, von dem es heißt, daß er das Verdienst dessen, der bei uns den Kartoffelbau einheimisch gemacht, oder das Spinnrad erfunden hatte, höher anschlug als das Verdienst des Dichters einer Ilias und Odyssee. Die fruchtbarste Thätigkeit Campes aber liegt auf dem Gebiete der Jugendliteratur: „er ist der eigentliche Repräsentant derselben." Und da ist wieder in erster Reihe sein „Robinson der Jüngere," eine pädagogische Umarbeitung des Robinson Crusoe von Defoe, ohne Frage die bei weitem beliebteste und wirksamste Arbeit Campes gewesen. War sie doch, wie Campe selbst sagt, von Cadix bis Petersburg in allen eu-

ropäischen Sprachen übersetzt, selbst in's Russische und Neupersische. Das Buch erlebte von 1779 bis 1874 vierundachtzig Auflagen. Campe hatte aber, was Stoff anlangt, mit seinem Robinson den glücklichsten Griff gethan, den ein Jugendschriftsteller der damaligen Zeit thun konnte. Der Zug der Jugend nach Fremdem, Fernem, Abenteuerlichem und der pädagogische Enthusiasmus für Rousseaus Ideal-Naturzustände und selbsterfinderische Thätigkeit fanden auf Robinsons wüster Insel ihre allseitige Befriedigung. „Hatte doch auch Rousseau den Robinson Crusoe als den köstlichsten Bücherschatz seines Emil gepriesen. Wie beliebt aber heute noch Campes Robinson ist, beweist das zahlreiche Vorhandensein desselben. Es dürfte wohl kaum eine Schülerbibliothek, ja kaum eine Kinderstube geben, in der nicht „Robinson" zu finden wäre; steht doch Campes Robinson an Werth noch immer über den Robinsonaden, die vor ihm und nach ihm in so großer Zahl erschienen sind, obgleich man auch an ihm die nüchterne Moral, die altkluge Anpreisung mechanischer Fertigkeiten und Geschicklichkeiten mit Recht tadelt.

Ebenso anziehend wie sein „Robinson" wirkten Campes Reisebeschreibungen, insonderheit seine „Entdeckung Amerikas." Es heißt von diesen Büchern: „Es ist nicht zu leugnen, daß durch dieselben der Gesichtskreis der Jugend erweitert, sie auf vieles aufmerksam gemacht und mit mancherlei Kenntnissen bereichert wurde." Freilich kommen auch in diesen Schriften — wie in Robinson — manche langweilige Zwiegespräche vor, dennoch ist der Stoff der Erzählung selbst zu anziehend, als daß sie der Gunst der Kinder beraubt werden könnte.

Wie produktiv aber Campe als Schriftsteller gewesen ist, geht wohl genugsam aus der einen Angabe hervor, daß im Jahre 1831 eine Sammlung seiner Schriften in 36 Bänden erschien. Wir unterlassen hier, noch mehrere derselben anzuführen und zu beurtheilen, und fassen Campes Bedeutung für die Jugendliteratur in die Worte zusammen: „Der Einfluß, den Campe seiner Zeit auf die Bildung der Jugend ausübte und zum Theil noch ausübt, ist unermeßlich."

Es erübrigt nun noch, Campes Bemühungen um die Erhaltung und Reinigung der deutschen Sprache zu gedenken; und wir werden diese Bemühungen um so höher schätzen, wenn wir erwägen, wie sehr damals gerade die Muttersprache in Gefahr war, der französischen Sprache nachgestellt zu werden, oder doch wenigstens mit fremden Wörtern völlig vermischt zu werden. Aus dieser Gefahr erklärt sich wohl Campes übertriebener Purismus, um dessentwillen er manche Anfeindungen zu ertragen hatte. Und wenn nun in den Schriften Campes dieser Kategorie — sein „Wörterbuch der deutschen Sprache" und „Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke, ein Ergänzungsband zu Adelungs und Campes Wörterbüchern" verdienen hier besonders erwähnt zu werden — auch eine streng wissenschaftliche Methode entbehrt wird, so ist doch Campes große Mühe rühmend anzuerkennen, um so mehr, da er gar keinen pekuniären Vortheil von seiner Arbeit hatte.

Wir wenden uns nun zu Salzmann, dem dritten der drei bedeutendsten Philanthropen. Dittes sagt von ihm: „Salzmann ist ohne Zweifel der bedeutendste Praktiker unter den Philanthropen, ausgezeichnet durch Besonnenheit, Mäßigung, Ausdauer, stille Heiterkeit und hausväterlichen Sinn.“ Und diese Worte finden durch das Urtheil anderer Männer — wir nennen nur Moller in Schmids Encyklopädie — sowie durch Salzmanns Leben, wie wir vorzugsweise aus seinen eigenen Schriften kennen, volle Bestätigung. War doch schon die Erziehung, welche Salzmann im elterlichen Hause genoß, ganz dazu angethan, solche Tugenden in dem Knaben zu wecken, hat er doch auch als Jüngling auf einsamen Spaziergängen sich in Betrachtung der schönen Natur veredelt und endlich durch seinen Lehrerberuf sich selbst zu bessern gesucht, um seinen Zöglingen ein Vorbild sein zu können. Jenen guten Eigenschaften ist es noch zuzuschreiben, wenn Dittes über Salzmanns Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal sagen kann: „Sie ist das einzige philanthropische Institut, welches sich bis heute erhalten hat, während die zahlreichen anderen nur ein kurzes Dasein geführt haben, ja der Mehrzahl noch früher untergegangen sind als ihre Dessauische Mutteranstalt. Daß aber dies so ist, daß Salzmanns Anstalt lebensfähiger ist als die übrigen philanthropischen Institute, kommt daher, daß Salzmann und seine Nachfolger die lebensfähigen Grundgedanken des Philanthropinismus festhielten, aber aufgaben, was nicht innerlich haltbar war, und vor allem in ruhiger und fruchtbarer Arbeit die Stütze ihres Unternehmens erkannten, gemäß dem Wahlspruche Salzmanns: „Denken, Dulden, Handeln.“ (Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Die Wirkungen der Beschlüsse des Baltimorer Plenarconcils, welche darauf hinzielten, die hier in den Vereinigen Staaten als einer Missionsprovinz gewährten Nachlassungen vom kanonischen Recht aufzuheben und dieses letztere strenger als bisher durchzuführen, haben sich hier in St. Louis schon darin gezeigt, daß von der Kanzel der St. Patrickskirche eine Bekanntmachung verlesen wurde, des Inhalts, daß die Priester nicht verpflichtet seien, Kinder, welche die öffentlichen Schulen besuchten, auf die erste Communion vorzubereiten, ebenso daß die Jesuitenväter versprochen hätten, keine dieser Kinder innerhalb der genannten Parochie auf die erste Communion vorzubereiten. Bei dem Gewicht, welches der ersten Communion beigelegt wird, kommt diese Verfügung thatsächlich einer Exkommunication derjenigen Kinder gleich, welche in den öffentlichen Schulen unterrichtet werden. Die Maßregel soll, da sie in Uebereinstimmung in den Beschlüssen des Baltimorer Concils angeordnet ist, streng durchgeführt werden.

Die North Ohio Methodist Episcopal-Conferenz zu Berea verwarf einen Beschluß, der erklärte, daß kein Methodisten-Prediger, der einer Gemeinde vorsteht, ein Recht hat, sich um ein politisches Amt zu bewerben, mit 57 gegen 53 Stimmen. Eine heiße Debatte ging dem Antrag vorher, und einer der Geistlichen, der Kandidat auf dem Prohibitionisten-Ticket um das Amt eines Gesetzgebungs-Mitgliedes ist, erklärte, daß wenn die Resolution passire, er um seine Entlassung einkommen werde. — Bischof Merrill von Chicago erklärte, daß kein methodistischer Geistlicher ein Recht habe, sich in Politik zu mischen. Ein Beschluß passirte dann, der erklärt, daß die Conferenz nicht für die individuellen oder politischen Verbindungen irgend eines ihrer Geistlichen oder Laien verantwortlich sei.

Der Erlaß des Bischofs von Paderborn ist wirklich zurückgenommen worden. Der Bischof hat sich einer von Rom ergangenen Weisung gefügt. Die Angelegenheit der Vorbildungsfrage ist, nach dem Wortlaut des Hirtenbriefes zu schließen, auch auf der Conferenz der preußischen Bischöfe in Fulda 5. bis 7. August in Erwägung gezogen worden. Es heißt nämlich in dem Hirtenbrief: „Die Gefahren, die euch, die eurem Seelenheile drohen, wachsen mit jedem Tage und wir, eure Oberhirten, sind nicht im Stande euch gegen dieselben zu schützen, wie es unsere Hirtensorge sehnlichst wünscht. Die heranwachsende Jugend ist während der Zeit ihrer Ausbildung und oft in Folge der herrschenden Richtung derselben vielfachen Eindrücken preisgegeben, die nur zu geeignet sind, das katholische Gefühl zu verletzen, glaubensfeindliche Zweifel in die jugendlichen Gemüther zu werfen und die Herzensreinheit zu vergiften — wir können es nicht hindern, daß diese Gefahren unsere jungen Christen umgeben; wir können es nicht hindern, daß die Gewöhnung an die Bethätigung kirchlichen Lebens in dem Empfange der heil. Sakramente und in der Theilnahme an dem öffentlichen Gottesdienste beschränkt wird. Tausende, die im Dienste einer übermächtig wachsenden Industrie sich abmühen, müssen die Gnadenmittel, die sie am meisten bedürfen, entbehren; Schaaren von Arbeitern drängen sich zu den Beichtstühlen.........müssen aber unverrichteter Sache wieder heimgehen, weil die Beichtstühle leer oder so umlagert sind, daß sie darauf verzichten müssen den Gnadenaugenblick zu erwarten — und wir können nicht helfen, wir können nicht hindern, daß sie allmälig Gott entfremdet werden und seine Gebote vergessen, weil sie die Speise des Lebens in der heil. Communion entbehren, weil das Wort Gottes in der Verkündigung des Evangeliums sie kaum noch erreicht; denn zu gering ist die Zahl der Priester, die sich ihrer annehmen können, und in der Ferne weilen die eifrigen Ordensmänner, welche ehedem zu jeder Hülfe stets bereit unsere Gemeinden durchwanderten."

Ueber die gefaßten Beschlüsse selbst ist nichts verlautet; die Verhandlungen wurden bei geschlossenen Thüren gehalten. Die Conferenz schloß damit, daß „den hochwürdigsten Herrn die Reliquie des heil. Bonifacius zum Kusse dargereicht wurde." Die Ultramontanen versichern, daß ein völliges Einverständniß erzielt worden sei. Daß man nach der Erfahrung, welche der Bischof von Paderborn betreffs der Macht der Centrumspresse gemacht hat, auch jeden Schein von Nachgiebigkeit und Friedfertigkeit zu vermeiden suchen wird, ist sehr wahrscheinlich.

Betreffs der theologischen Studien ist zehn Tage nach dem Schluß der Bischofsconferenz ein gleichlautender Erlaß von den Generalvicariaten von Münster und Paderborn erschienen, in welchem sowohl diejenigen Jünglinge, welche das Studium der Theologie beginnen, wie auch diejenigen, welche dasselbe bereits begonnen haben, aufgefordert werden, sich vor Beginn des kommenden Semesters persönlich bei dem bischöflichen Generalvicariat zu stellen. Diese Verfügung giebt nun zur folgenden Vermuthung Anlaß: „Man wird sie (die Theologiestudirenden) also mündlich anweisen, welche Lehranstalten sie zu besuchen haben. Damit wäre das wesentliche des zurückgezogenen Erlasses aufrecht erhalten und die Gegner des letzteren hätten sich mit einem rein formalen Erfolg zu begnügen. Gegen die neue Verfügung ließ sich nichts machen, da niemand dem Bischof vorschreiben kann, was er den jungen Leuten mündlich mitzutheilen hat. Die Nothwendigkeit eine regelmäßige Seelsorge sicherzustellen, muß sich der Hierarchie so mächtig aufdrängen, daß sie sich mit dem formellen Widerstand gegen die von Bischof Dr. Drobe angegebenen Maßnahmen begnügt, der Sache nach denselben zustimmt."

Die Vermuthung ist sehr geistreich aber nicht sehr ehrenvoll für die Bischöfe, die nach derselben eben aus Furcht vor der Centrumspresse sich den Schein der Unversöhnlichkeit gegen den Staat geben, aber heimlicherweise das durchzuführen versuchen, was sie öffentlich ableugnen. Indeß ist die Hauptfrage immer noch die, ob diese gesuchte Vermuthung überhaupt richtig ist.

Die Dispensangelegenheit der italienischen Gräfin Castrone (vgl. Theol. Ztschr. 85 Seite 219) hat ihre Erledigung dadurch erfahren, daß die Gräfin aus der katholischen Kirche ausgetreten ist, und sich nun der päpstliche Fiscus mit den 20,000 Frs., womit

das Dispensgesuch begleitet war, begnügen muß. Die Gräfin ist indeß so wenig jüdisch wie protestantisch geworden; sie will confessionslos bleiben.

Der evangelisch theologischen Facultät in Wien ist ungeachtet aller gemachten Versprechungen kein Raum in dem neuen prachtvollen Universitätsgebäude in Wien überlassen worden. Auch konnte nicht geleugnet werden, daß passende Räumlichkeiten dafür vorhanden waren. Gleichwohl durften die Protestanten nicht in das Gebäude hinein. Es wurden deßhalb neue Räumlichkeiten in der Türkenstraße gemiethet, wohin die Fakultät noch diesen Herbst übersiedeln wird.

Die Kanzelgemeinschaft zwischen den Geistlichen der englischen Staatskirche und den Dissidenten ist nach dem Stande der dermaligen Gesetzgebung in England noch eine sehr beschränkte. Jeder Pfarrer der Staatskirche hat nämlich das Recht in einer nonconfirmistischen Kapelle innerhalb seiner eigenen Parochie zu predigen. Seine eigene Kanzel dagegen darf er keinem dissidentischen Geistlichen einräumen, noch darf er selbst außerhalb seiner Parochie eine dissidentische Kanzel betreten. Es ist nun ein aus Mitgliedern der Staatskirche und Dissidenten bestehendes Comite zusammengetreten, um Kanzelgemeinschaft zwischen beiden Theilen herbeizuführen. Dasselbe sucht zunächst die Geistlichen zu ermuthigen von der schon vorhandenen Kanzelgemeinschaft Gebrauch zu machen und arbeitet darauf hin, die noch bestehenden gesetzlichen Schranken zu beseitigen.

Der Handel mit Pfarrstellen in der englischen Staatskirche steht nach einer Mittheilung, die von dem Vorsitzenden des Nationalcomites für Abschaffung des Stellenverkaufs ausgeht, noch in voller Blüthe trotz aller Versicherungen des Gegentheils.

Die Heilsarmee in Zürich ist allerdings nicht unter das Hausirgesetz gestellt worden, aber die Beschwerde derselben wegen Verletzung von verfassungsmäßig gewährleisteten Rechten ist abgewiesen und ein neues Verbot der Versammlungen der Heilsarmee erlassen worden, welches untersagt dieselben im Freien oder in öffentlichen Lokalen abzuhalten, durch öffentliche Blätter, Plakate u. dgl. zu den Versammlungen einzuladen. Kinder unter 16 Jahren dürfen die Versammlungen nicht besuchen. Eine Uebertretung dieser Vorschriften soll in schwereren Fällen an die Gerichte verwiesen werden.

Um zu beweisen, daß die Heilsarmee keine Secte sei, hat ein Hauptmann derselben, Hauptmann Schaaff, eine Erklärung veröffentlicht, in der er sagt: „Die Heilsarmee ist keineswegs eine Secte, am allerwenigsten eine obskure. Sie repräsentirt vielmehr eine über die ganze Welt ausgebreitete religiöse Bewegung. Ende Dezember 1884 bestanden in England 637 Korps, in den Vereinigten Staaten 55, in Canada 71. Seitdem sind allein die 55 Korps in den Vereinigten Staaten auf 105 und die 71 in Canada auf 115 angewachsen. In der ganzen Welt existirten Ende Dezember 1884: 912 Korps mit 570 Stationen in Dörfern. Die Gesammtzahl der Offiziere betrug 2332. Die Publicationen der Heilsarmee haben eine große Verbreitnng erlangt. Abgesehen von zahlreichen Broschüren und dem Jahrbuch „The salvation war" („Der Heilskrieg"), werden 17 Zeitungen mit einer wöchentlichen Gesammtauflage von ca. 750,000 Ex. herausgegeben. Diese Zeitungen erscheinen in folgenden Städten: in London, Paris, Stockholm, Zürich, New York, San Francisco, Toronto (Canada), Adelaide, Sidney, Melbourne, Christchurch (Neuseeland), Kapstadt und Bombay (der indische „Kriegsruf" wird in fünf Sprachen gedruckt). Für den Druck und das Papier des englischen „Kriegsruf" wurden im Jahr 1884 495,000 Frs. verausgabt. In London allein besitzt die Heilsarmee drei größere Gebäude, die einen Werth von mehr als einer Million Francs darstellen. Zur Aufführung von Kasernen beschäftigt die Armee ihre eigenen Architekten. Außer großen gemietheten Hallen besitzt sie in den meisten Städten Englands ihre eigenen von ihr selbst erbauten Kasernen, die meistens Sitzplätze für 1500 bis 5000 Personen haben. „Hauptmann" Schaaff will nun, falls er mit seiner Beschwerde nicht durchdringen sollte, an die Bundesversammlung gehen.

In Frankreich sind die Ultramontanen so gut wie ihre Gegner an der Arbeit, im Kampf um kirchliche Rechte und politische Ansprüche. Trotzdem die gegenwärtigen Machthaber viel radicalere Ziele verfolgen als die preußische Regierung je gewollt hat,

ist die Curie noch immer nachgiebig gewesen. Eine Anzahl französischer Deputirter sind indeß mit einem Wahlaufruf an die Oeffentlichkeit getreten, der die Frage der Kirchenpolitik in den Vordergrund zu stellen sucht, indem die gegenwärtige Regierung angeklagt wird, die römische Kirche feindselig behandelt zu haben. Es heißt darin: „Die Kammer hat den Katholicismus als Feind behandelt, die Ordensleute aus ihren Wohnungen und die Klosterschwestern aus den Zufluchtstätten der Unglücklichen vertrieben, dem Kultus die öffentliche Straße untersagt, welche allen Maskeraden offen steht, das Bild des Erlösers aus der Schule und vom Friedhofe entfernt. Es hat dieselbe sogar Gott aus dem staatlichen Unterricht verbannt, während sie allein eine gottlose Lehre aufzudrängen suchte; sie will Gott aus der Seele des Volkes verjagen, wie sie ihn schon aus der Verfassung und den Gesetzen verjagt hat. Diese Verfolgung währt fort. Jeder Tag bringt die Schließung einer christlichen Schule, während unlängst die der Schutzpatronin von Paris gewidmete Kirche entweiht wurde. Wenn die Mitglieder einer solchen Kammer noch länger als Herren gelassen werden, so werden sie bald die Seminaristen zum Militärdienst heranziehen, um die Ergänzung des Klerus zu hindern. Die zu gewärtigende Unterdrückung des Kultusbudgets, wird das durch allerlei nichtswürdige Abstriche bereits begonnene Werk der Beraubung noch vervollständigen. Wenn man bis jetzt damit noch zugewartet, so geschah dies nur aus Angst vor euch Wählern und weil es im Plane liegt, die Kirche erst zu schwächen, bevor man sie gänzlich beraubt. Deßhalb katholische Wähler verjagt aus dem Parlamente die Feinde allen Glaubens und jeglichen Rechtes! Wählt nur Männer, welche fest entschlossen sind, ohne Schwäche und Nachlaß, die unverjährbaren Rechte und nothwendigen Freiheiten der Kirche zu vertheidigen, insbesondere die Freiheit der religiösen Genossenschaften und des Unterrichts aller Stufen. Wir Katholiken wissen, daß diese Rechte und Freiheiten, unter was immer für einem Staat, keine staatlichen Zugeständnisse sind. So bekräftiget demgemäß durch Eure Abstimmung diese Wahrheiten. Vor Allem haltet einig zusammen, denn nur durch Einigkeit und die Unterstützung Aller ist der guten Sache zum Sieg zu verhelfen. Wir Katholiken machen das Land aus: Dulden wir nicht, daß Jemand über dasselbe verfüge."

Freilich gerade an der im Aufruf geforderten Einigkeit fehlt es gegenwärtig Niemanden mehr als den französischen Katholiken, und so wagt nicht einmal die Germania zu hoffen, daß der Aufruf bedeutenden Erfolg haben werde. Zudem lassen sich die Rechte und Freiheiten der Kirche sehr verschieden auslegen. Die Ultramontanen verstehen darunter die unbedingte Herrschaft ihrer von Rom aus geleiteten Partei, während die Einsichtigeren doch auch ein gewisses Maß von Rechten und Freiheiten für die eigene d. h. die französische Kirche und ihre Würdenträger gegenüber der in der Curie herrschenden Macht wünschen.

Der Wahlaufruf bekennt sich übrigens so deutlich als möglich zu dem alten römischen Grundsatz, daß der Staat nur Diener der Kirche sein soll. Der Staat kann der Kirche keine Zugeständnisse machen, weil er nach ultramontaner Anschauung ihr gegenüber keine Rechte hat. Den Grundsatz als Richtschnur aufzustellen, Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott was Gottes ist, fällt Rom und seinen Anhängern nicht ein. Es möchte sowohl Gott wie Kaiser sein.

Ebenso deutlich hat sich aber auch Ferry in einer in Lyon gehaltenen Rede ausgesprochen. Er legt in dem Theile derselben, welcher von der Trennung von Staat und Kirche handelt, die leitenden Gedanken und Ziele der gegenwärtig in Frankreich am Ruder befindlichen Republikaner offen dar, indem er sagt:

„Mehr als irgend Jemand habe ich das Recht, über diese Frage zu sprechen, denn ich habe die Trennung von der Kirche für meine Person vollzogen und die Frage, die uns beschäftigt, würde weiter vorgeschritten sein, wenn mehr Bürger gethan hätten, was ich gethan habe. (Ferry ist nämlich nur bürgerlich getraut.) Die Trennung von Kirche und Staat hat begonnen als die verschiedenen Culte auf einem Fuß der Gleichheit in der bürgerlichen Gesellschaft gestellt worden sind und alle Franzosen ohne Unterschied des

Bekenntnisses zu allen Aemtern zugelassen wurden. Die Trennung begann, als man der Kirche die Führung der Standesbücher entzog, als die Ehe ein bürgerlicher Vertrag wurde, als andere große Einrichtungen eine nach der andern verweltlicht wurden: die Hospitäler, die Armenpflege, die Friedhöfe...... Ich will nur noch die einschneidendste dieser Maßnahmen nennen, die Trennung der Kirche von der Schule.

„Wenn Sie uns also unter diesem Gesichtspunkt fragen: Sind Sie für die Trennung von Staat und Kirche? so werden wir antworten: Ja, das ist die Entwicklung der modernen Gesellschaft und das Gesetz der Geschichte. Wenn man aber die Frage auf den einzigen Punkt concentrirt: Ist es für den Staat möglich gegenwärtig das Kultusbudget abzuschaffen, so bietet sie sich unter anderer Gestalt dar. Wenn man das Kultusbudget streicht, so wird man dem Staat alle seine Waffen wegnehmen und der Kirche Waffen geben, die sie jetzt nicht hat. Man wird doch der vom Staate getrennten Kirche ein Minimum von Vereinsrechten geben müssen; man wird ihr nicht die Befugniß bestreiten können, Geldsammlungen vorzunehmen; von der Besteuerung ihrer Mitglieder zu leben, eine gemeinsame Kasse zu bilden. An Stelle des jetzigen Zustandes der Dinge, den Sie kennen; setzen Sie eine ungeheure halb weltliche halb religiöse Gesellschaft, die Ihrer Leitung entschlüpft. Die Gesellschaft wird in Frankreich 40,000 Priester zählen und allen katholischen Nationen der Welt affiliirt sein. Die Abschaffung des Kultusbudgets ist eine Maßregel, die ihren Wiederhall bis in die niedrigste Hütte haben, die in allen Familien, in den unwissendsten leidenschaftlichsten Klassen gefühlt werden wird, die dem allgemeinen Stimmrecht eine so tiefe Erschütterung geben wird, daß sie, wenn sie nicht von einer großen Strömung der öffentlichen Meinung getragen ist, scheitern wird, nicht ohne Gefahr für die Republik selbst. Wohlan meine Herren ich fordre, daß man wenigstens warte bis diese Strömung sich einfinde."

Man sieht aus diesen Anstrengungen auf beiden Seiten ganz deutlich wie die Sachen stehen. Die politischen Machthaber scheuen sich zur Zeit noch vor einem offenen Bruch mit Rom (die Streichung des Kultusbudgets wäre die thatsächliche Aufhebung des Concordats), weil sie dessen politische Macht fürchten und Rom fürchtet sich vor einem offenen Kampf mit der gegenwärtigen französischen Regierung, weil es — zwar auf viele französische Katholiken, aber — nicht auf alle katholischen Franzosen rechnen kann.

Die evangelisch-theologischen Seminare in Frankreich haben die Trennung von Staat und Kirche bis jetzt wenigstens glücklich überstanden. Die französische Regierung hatte bisher 12,000 Frs. für dieselben bezahlt, die nun gestrichen wurden. Die reformirte Synodalcommission wandte sich mit der Bitte um 20,000 Frs. zur Deckung der Bedürfnisse für diese Seminarien, sowie um weitere Beihülfe für die Studirenden an die Kirchenglieder, und sie hat durch freiwillige Gaben nahezu an 60,000 Frs. erhalten.

Was für ein Kultus bei den antiklerikalen Franzosen oft an die Stelle des katholischen tritt, läßt sich aus dem Bericht über eine „Freimaurertaufe" sehen, die in Paris stattgefunden hat. An einem Sonntage nahm die Loge Freundschaft 15 Kinder auf, indem sie in Gegenwart ihrer Eltern und ihrer Pathen drei derselben erst weg- und dann wieder herführen ließ, jedes mit verschleiertem Haupte. Auf den drei Schleiern standen die Worte: Unwissenheit, Fanatismus, Elend. Ueber diese Worte hielten dann drei Freimaurer Reden, in denen die Politik und der Antiklerikalismus verherrlicht wurden. Nach jeder Rede wurde ein Schleier weggenommen, hierauf das Festessen gehalten, auf welches ein Ball folgte, an dem sämmtliche Gäste theilnahmen.

So lange die Franzosen nichts besseres an die Stelle des katholischen Kultus setzen können als dergleichen Mummenschanz, werden sie noch lange nicht gründlich von Rom frei werden.

Die allgemeine israelitische Allianz hat durch ihr Centralcomite einen Bericht über ihre ersten 25 Jahre (1860—1885) erstattet, welcher uns in den Stand setzt, über den Bund ein ausreichendes Urtheil zu gewinnen.

„Die Allianz wirkt seit 25 Jahren unter den Juden überall, wo sie leiden; sie erstrebt die Verbesserung ihres socialen Zustandes, ihre bürgerliche und politische Emancipation und ihre geistige und sittliche Hebung". Ihr Auftreten hat — wie es hier heißt — ihr denn auch die Popularität bei den Juden ohne Unterschied der Partei und Nationalität und den Haß der Judenfeinde eingetragen. Die Allianz zuerst habe den Verfolgungen der Juden einen organisirten Widerstand entgegengesetzt, und seitdem blieben die Juden niemals mehr dem Gefühl der Vereinsamung und Ohnmacht überlassen. „Die Allianz hat den Wahrspruch eines alten jüdischen Weisen zu ihrem Wahrspruch erkoren: Alle Israeliten bürgen für einander; ihre Solidarität wird wieder eine Wahrheit".

Werden hier Richtung und Zweck des Bundes ganz offen ausgesprochen, so ist es um so verwunderlicher, wenn trotzdem die Statuten der Allianz und dieser ihr Bericht erklären: „Politische Fragen sind dem Programm der Gesellschaft gänzlich fremd; sie haben darin keine Stelle", und wenn es weiter heißt: „die Allianz verfolgt keine religiösen Zwecke, sie ist eine weltliche Gesellschaft, ihr ist die Theologie ebenso fremd wie die Politik". Werden doch in politischer Hinsicht in dem Bericht sehr ausführlich die Bemühungen der Allianz bei den Regierungen, Parlamenten und Friedensschlüssen (besonders bei dem Berliner Congreß) in Frankreich, Italien, Oesterreich, Deutschland, Spanien, Belgien, Holland, Schweiz, Türkei, Griechenland, Rußland und Nordamerika um Abstellung von Beschwerden in den bürgerlichen Verhältnissen der jüdischen Stammesgenossen und um die Erlangung der staatbürgerlichen Gleichstellung für dieselben dargestellt; wobei hinzugefügt wird, daß man hierin fortfahren wolle. Den politischen Character der Allianz hat kein Staat so sehr wie Rumänien erfahren, und Rußland hat wegen der politischen Tendenz derselben seinen Juden den Zutritt zu ihr verboten.

Nicht minder befremdet es, wenn die Allianz religiöse Zwecke zu verfolgen leugnet. Rühmt doch ihr Bericht es gerade, daß sie für die Glaubensfreiheit kämpfe, wobei er dann allerdings die bürgerliche Gleichstellung der Juden den „Triumph der Glaubensfreiheit" nennt. Ihr oberstes Augenmerk ist hiernach darauf gerichtet, daß sie den Juden allenthalben den Vollgenuß der bürgerlichen Rechte zu erstreiten sucht, um sie dann in sich selbst als eine besondere Gemeinschaft zusammenzuschließen. Eine Trennung der Allgemeinen Allianz in nationale Allianzen ist im Jahre 1872 in Berlin verworfen worden. Wie die Allianz nach den Ausführungen des Berichts es leugnen will, daß sie die Juden als eine Nation in den Nationen betrachtet und zu organisiren sich bemüht, ist schwer zu begreifen.

Noch erwähnen wir, daß die Gesellschaft von einem Centralcomite geleitet wird, unter welchem Bezirks- und Lokalcomites stehn. Ausgegangen ist der Bund von Frankreich und hat sich allmählich über 43 Staaten verbreitet, in denen er, von Jahr zu Jahr wachsend, jetzt 30,000 Mitglieder zählt, neben denen aber noch eine besondere österreichische und englische Vereinigung wirken, welche mit der Allgemeinen Allianz in Verbindung stehn. Die Allianz verfügt über eine Jahreseinnahme von 400,000 Frcs. Eine Stiftung von 1 Million Franks des Baron Hirsch soll allein den Schulen in der Türkei dienen. Sieben Achtel aller Einnahmen werden für 49 Schulen verwandt, die nach europäischen Grundsätzen in muhammedanischen Ländern errichtet sind und 8900 Schüler unterrichten. Außerdem erlernen noch 500 Kinder in Handwerkschulen Handwerke. Der Bericht über die Ackerbaucolonieen in Jaffa, Palästina und Amerika sucht vergeblich die Thatsache zu verschleiern, daß dieselben im Wesentlichen mißglückt sind. Präsident der Allianz ist seit Crémieux' Tode S. H. Goldschmidt. Die A. I. Allianz ist hiernach nicht etwas so Unbedeutendes wie es von jüdischer Seite bisweilen dargestellt wird.

Schulnachrichten.

Noch einmal auf die Allgemeine Deutsche Lehrerversammlung in Darmstadt hinweisend, ist insonderheit zu bemerken, daß dieselbe gerade in der Zeit des Jahres tagte, in welcher der deutsche Frühling die Natur (Gärten, Felder, Auen, Wälder) in der Fülle ihrer Schönheit prangend macht, und im Herzen des Naturfreundes die Worte des Dichters wachruft: „Auf Gottes Welt ist's schön!"

Wenn in solchen schönen Frühlingstagen das sanfte Säuseln der Güte und Liebe Gottes die Versammlung durchweht und die Gemüther heiter und froh stimmt; und wenn die Sonne der Geister, Jesus Christus, als der Lebensquell des ewigen Frühlings die Herzen erleuchtet und erwärmt, so daß die Weisheit von Oben, der kindliche Glaube, die aufrichtige Liebe und die echte Demuth als Himmelspflanzen in den Herzen der Versammelten grünen und blühen, und die ganze Versammlung die Wahrheit der Verheißung Christi „Und siehe, ich bin bei euch alle Tage" seliglich erfährt: dann ist man wie auf Thabors Höhen und spricht mit Petrus: „Herr, hier ist gut sein!" und singt mit Paul Gerhard:

„Ach, denk ich, bist Du hier so schön,
Und läßt Du's uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden,
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und Paradiese werden!"

Wenn dann auch eine Lehrerversammlung den Genuß einer glänzenden Oper im Theater, eines großartigen Concerts, sowie der Bankette oder Festmahlzeiten verbunden mit hochherzigen Toasten oder Trinksprüchen, wie der Lehrerversammlung in Darmstadt solche Genüsse im hohen Maße bereitet wurden, entbehren müßte, so wird das ihre Freude im Herrn weder beeinträchtigen noch stören.

An Leib, Seele und Geist erquickt und gestärkt, steigen die Lehrer von Thabors Höhen wieder hinab in ihren bescheidenen Wirkungskreis, um mit vermehrter Weisheit, festerem Glauben, erneuerter Liebe und Geduld zu arbeiten, zu unterrichten und zu erziehen, und bei den Beschwerden ihres Berufs und sonstiger Anfechtungen das Kreuz geduldig zu tragen und ihrem Heilande nachzufolgen, bis sie endlich ihren Wanderstab niederlegen dürfen und von allen Uebeln erlöst dahin gelangen, wo man ewiglich rühmen wird: Herr, hier ist gut sein!

In einer Sektionsversammlung der 26. Allg. Deutschen Lehrerversammlung wurde vom Handelskammersekretär Dr. Fränkel aus Chemnitz ein Vortrag gehalten über das Thema: „Was können die deutschen Lehrer thun, um die Deutschen im Auslande für Behauptung deutscher Schule, deutscher Sprache, deutscher Gesittung zu unterstützen." In Beziehung auf diesen Vortrag ist geschäftlich mitzutheilen, daß für alle diejenigen, die für die Sache der deutschen Schule im Auslande und für den deutschen Schulverein, der für dieselbe thätig ist, wirken wollen, Herr Dr. Fränkel zu jeder weiteren Auskunft, Uebersendung von Schriften u. s. w. bereit ist.

Aus unserem Synodalkreise ist die Besetzung folgender Lehrerstellen mitzutheilen:

Die Lehrerstelle an der evangel. Pauls-Gemeinde in Newport, Ky. durch Lehrer Strieglitz.

Die Lehrerstelle an der evang. Gemeinde in Carrollton, La. durch Lehrer Haverkamp.

Die Lehrerstelle an der evangel. Zions-Gemeinde in Evansville, Ind. durch Lehrer Schlüer.

Die Lehrerstelle an der evang. Johannis-Gemeinde in Vincennes, Ind. durch Lehrer Pilemeier.

Die Lehrerstelle an der Petri-Gemeinde in South Bend, Ind. durch Lehrer Eider.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XIII. November 1885. Nro. 11.

Zur Charakteristik des Pilatus.

Von Lic. th. Ackermann, Diakonus an St. Johannes, Chemnitz.

(Abdruck aus dem „Beweis des Glaubens".)

(Schluß.)

Er geht wieder hinaus, aber es scheint, als wäre er draußen gar nicht zu Worte gekommen. Denn die Juden schrieen und sprachen: „Lässest du diesen los, so bist du des Kaisers Freund nicht; denn wer sich zum Könige macht, der ist wider den Kaiser!"

Es war mittlerweile wohl gegen acht Uhr geworden. Der Tumult hatte sich vergrößert, ja er schien den Charakter eines Aufruhrs annehmen zu wollen. Und die Anklage der Juden lautete jetzt bestimmt und einhellig auf Rebellion. Die Sache drängte zum Abschluß. Sollte Pilatus etwa eine halbe Kohorte Soldaten aufmarschiren lassen, um die Menge auseinander zu treiben? Aber das ging ohne Blutvergießen nicht ab und beim Kaiser hätte man ihn jedenfalls auf's Neue verklagt. Das wollte er nicht. Wo eine neue Klage anhängig gemacht wird, da kommen immer auch alte Verschuldungen wieder zum Vorschein, und ohne solche war ja des Prokurators Amtsführung nicht gewesen. Sein Stand beim Kaiser war überhaupt kein sonderlich guter und gesicherter. So läßt nun Pilatus den Herrn herausführen, setzt ihn auf den Richterstuhl und spricht unwillig und spottend: „Sehet, das ist euer König! Ein jämmerlicher König, so jämmerlich, wie ihr alle zusammen! Werdet es auch zu keinem andern bringen, und dafür laßt mich sorgen!" Da kommt ein Bote. Seine Gemahlin läßt ihn bitten, nichts zu thun zu haben mit diesem Unschuldigen, denn sie habe in der Nacht im Traume viel ausgestanden um seinetwillen. Die Sage nennt ihren Namen Claudia Procula, und in der griechischen Kirche gilt sie als eine Heilige. Pilatus schwankt. Das Liebste, was er auf Erden besitzt, hat ihn gewarnt. Zu der Stimme in seinem Innern kam noch eine solche von außen. Aber er saß nun einmal auf dem Richtstuhl — es war zu spät — er konnte nicht mehr zurück, er konnte nur noch vorwärts. Und ihm entgegen schrie es heftiger: Weg mit dem, kreuzige ihn! Und nochmals fragt er sie spöttisch: „Soll ich euren König kreuzigen? Seid ihr nicht selbst mit euch im Widerspruch? Gehört ein König an's Kreuz, oder nicht vielmehr auf den Thron?" Die Hohenpriester antworten: „Wir haben keinen König, als den Kaiser!"

— Der Landpfleger erhebt sich. Kein Wort mehr — einen Wink nur an die den Herrn umstehenden Soldaten, Jesum abzuführen — und die Sache war entschieden!

Das Volk verläuft sich — draußen wird es ruhig. Ob es auch Ruhe war im Herzen des Richters? Wir bezweifeln es. Denn gleichsam um die drückende Schuld wenigstens äußerlich von sich abzuwälzen, befiehlt er, daß über das Kreuz als Ueberschrift geschrieben werde: Jesus Nazarenus, rex Judaeorum. Darin lag aber wiederum die ganze Verachtung, die er gegen die Juden hegte und die sich durch den gegenwärtigen Fall nur gesteigert hatte. Und die Juden fühlten das Spöttisch-Verächtliche dieser Ueberschrift auch heraus. Sie kommen zum Landpfleger und sagen: „Schreibe nicht: der Juden König, sondern daß er gesagt habe: ich bin der Juden König." Da spricht Pilatus das letzte Wort in der Sache fest und bestimmt: „Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben!"

Noch zweimal aber tritt uns Pilatus in der Geschichte des Herrn entgegen. Es ist Abend geworden. Der Verurtheilte hatte seinen Geist ausgehaucht und ihn befohlen in seines Vaters Hände. Da kommt ein Mann, Joseph von Arimathia, in den Palast und erbittet sich den Leichnam des Gekreuzigten. Am andern Morgen kommen die Hohenpriester und erbitten sich von Pilatus eine Wache. Pilatus hat beides bewilligt — dem Joseph den Leichnam, den Hohenpriestern die Hüter — und es will uns bedünken, es seien beide Parteien zu einem müden, gebrochenen, willenlosen Mann gekommen.

Drei und ein halbes Jahr später, gegen Ende des Jahres 36, finden wir Pilatus wieder und zwar in Rom, abgesetzt und beim Kaiser vom samaritanischen Senat und Vitellius, dem Präfekt von Syrien, angeklagt des Mordes, begangen an samaritanischen Unterthanen auf dem Berge Garizim, und wir erkennen schaudernd die Wahrheit des Wortes: „Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären." Wie den Judas, so hat auch den Pilatus die göttliche Gerechtigkeit erreicht, die sich nun einmal nicht spotten läßt. — An das Lebensende des Pilatus knüpfen sich verschiedene Legenden. Nach seiner Verurtheilung in Rom soll er in's Exil nach Vienne geschickt worden sein. Wenig bekannt dürfte wohl ein Gespräch sein, welches der Verbannte dort mit einen ihm besuchenden Freund gehabt haben soll.*) „Viele Jahre sind verflossen, da wir uns trennten," spricht der Freund, Albinus mit Namen. „Wohl viele Jahre," seufzt Pilatus, „aber verflucht sei der Tag, an dem ich nach Valerius Gratus Statthalter in Judäa wurde." „Nun, was hast du gethan?" entgegnete Albinus. „Des Kaisers Ungerechtigkeit hat dich nach Vienne verbannt, weßhalb? Weil du etliche Samariter von edlem Geschlechte gezüchtigt, die sich auf dem Berge Garizim verschanzt hatten?" „Nein, Albinus, nein, bei allen Göttern, nicht diese Ungerechtigkeit des Cäsars ist's, die mich betrübt! „Hast du Judäa bedrückt?" „Nimmermehr!" „Hast du schöne Jüdinnen ihren Männern entführt?"

*) Es findet sich dieses Gespräch in einer Chronik vom Jahre 1615.

„Nimmer!" „Hast du römische Bürger an's Kreuz geschlagen, wie Verres in Sicilien?" Pilatus antwortete nicht. Später aber erzählte er dem Albinus seine Geschichte. „All mein Unglück," so beginnt er, „fließt aus dem Tode eines Nazareners." — Aber das ist Sage und Dichtung. Und es war ja natürlich, daß sich um diesen Mann schon frühe ein reicher Sagenkreis gewoben hat. Am Vierwaldstädter See erhebt sich ein 6700 Fuß hoher, wundersam gezackter Berg. Es ist der Pilatusberg. Von Rom ist die Sage über Gallien nach der Schweiz gezogen. Pilatus, so berichtet sie, sei nach Rom gekommen und habe sich, vom Kaiser Caligula bedroht, selbst entleibt. Der Kaiser habe seinen Leichnam in den Tiber werfen lassen, aber Ungewitter und Ueberschwemmungen seien die Folgen davon gewesen. Deßhalb habe man den Körper wieder herausgezogen und ihn bei Vienne in die Rhone geworfen. Und als sie auch hier wieder Sturm erregte, habe man sie in den Alpen in einen tiefen Brunnen versenkt. Diesen Brunnen meinte man in dem kleinen See auf dem Pilatusberge wiedergefunden zu haben, von dem, wenn man etwas hineinwerfe, ein Ungewitter entstehen solle. An den Felsen zeigt man Spuren von Teufelsklauen, indem der Teufel des Pilatus Leiche jährlich am Charfreitag in eisernen Ketten aus dem See schleppe und auf einen Thron setze, auf dem er sich die Hände wasche.

Das ist die Sage, wie sie sich die Scheu vor dem, was dieser Mensch verbrochen, geschaffen hat. Aber so sehr auch seine Handlungsweise vom göttlich-gesetzlichen Standpunkte aus zu verurtheilen ist, so sind uns doch einzelne Züge im Charakter dieses Heiden entgegengetreten, um derentwillen man ihn eher bemitleiden, als verdammen möchte. Ein *ganzer* Mann ist er nicht gewesen, aber auch kein von Grund des Herzens aus ganz schlechter. Wie es damals um das ganze römische Weltreich aussah, so sah es auch um diesen einzelnen Vertreter dieses Reiches aus: es war nichts Ganzes, nichts Innerliches, nichts Festes mehr. Der Skepticismus war das Ende der alten Philosophie, und der religiöse Indifferentismus das Ende des sittlichen Lebens geworden. Und wir wollen den Heiden nicht härter beurtheilen, als es ein Petrus gethan hat, wenn er im Rückblick auf jene denkwürdigen Tage gesprochen hat: Gott hat sein Kind Jesum verklärt, welchen ihr überantwortet und verleugnet habt vor Pilato, *da derselbe urtheilte, ihn loszulassen*. Act. 3, 13.

Den Missouriern

haben wir eine weitere Antwort versprochen und dürfen sie ihnen nicht schuldig bleiben. Eile hätte die Sache gerade nicht gehabt, denn die Missourier selbst können warten, da sie wahrscheinlich so wenig etwas Neues oder Wahres zu sagen haben werden, als sie durch den Wiederabdruck ihrer Artikel gesagt haben. Auch diejenigen Glieder unserer Synode, welche treu zum Bekenntniß derselben stehen, daß kein anderer Name den Menschen gegeben ist, darinnen sie sollen selig werden, als der Name Christi, sind in keiner Eile, wegen einer

Antwort von Seiten der Theologischen Zeitschrift. Denn wenn man uns angreift, weil wir, nicht wie die Missourier im Namen und in der Lehre Luthers, sondern, wie Luther, im Namen und in der Lehre Christi das Heil suchen, so schlagen wir nur Matth. 5, 11 auf. Dort heißt es für einen solchen Fall: Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Uebels wider euch, so sie daran lügen. Wenn wir nun die Wahrheit sagen sollen, so müssen wir sagen, daß uns die Artikel des Lutheraner gefreut haben, denn wenn die Missourier uns gegenüber zu solchen Waffen greifen müssen, dann ist's nicht gefährlich für uns und wir brauchten unserthalben gar nichts dagegen zu schreiben. Aber da ist wenigstens Einer — aber bis jetzt auch nur dieser Eine — der nicht länger warten kann. Er schreibt dem Redakteur: „Nachdem die Missourier ihre Artikel gegen uns auch noch in Heftform herausgegeben, so ist's wohl an der Zeit, daß Sie mit dem versprochenen schweren Geschütz herausrücken und nicht noch warten auf Schlimmeres; denn Schlimmeres kann Missouri ja gegen uns nicht sagen als diese Artikel enthalten. Selbst in der Anzeige dieses Schriftchens sagen Sie, daß sie noch etwas haben; also raus damit."

Zunächst möchten wir sagen, daß es gar nicht wahr ist, daß wir versprochen haben mit schwerem Geschütz gegen diese Artikel herauszurücken. Wir haben Seite 177 der Theol. Zeitschrift gerade das Gegentheil davon gesagt: „Die dogmatische Waffenrüstung wollen wir auf gefährlichere Fälle versparen." Der Wiederabdruck hat aber die Artikel des Lutheraner nicht gefährlicher machen können. Ja wenn sie durch Abdrucken auch nur das Geringste an Wahrheit gewinnen würden, dann ließe es sich am Ende denken, daß sie zuletzt noch wahr würden. Es würde das aber noch manchen Abdruck erfordern.

Die Herausgabe der Artikel in Heftform hat übrigens die Sache für uns selbst besser gemacht. Wir d. h. der Redakteur und noch ein anderer Synodalpastor wollten in einem besondern Heftchen die Artikel des Lutheraner abdrucken lassen nebst einer Entgegnung, damit jeder sehen könne was wirklich an den Artikeln sei. Die Missourier haben uns nun dieser Mühe, zum Theil wenigstens, überhoben, indem sie so gefällig waren, ihre Artikel besonders herauszugeben, so daß man nicht mehr nöthig hat auf einen ganzen Jahrgang des Lutheraner zu abonniren, sondern die Artikel für fünf Cents kaufen kann. Wer uns kennt, der weiß ja sofort, wie die Missourier in dem Schriftchen nur ihren eigenen Charakter offenbaren und wer noch nichts von uns weiß, der wird wenigstens auf uns aufmerksam und sollte er uns später kennen lernen, dann wird er auch sehen, wie die Missourier uns gegenüber sich benehmen können, ohne daß ihre Druckerschwärze erröthet.

Es steht also in Folge dessen, was die Missourier gegen uns unternommen, noch keineswegs schlimm für uns, und wenn uns keine andere Gefahren drohten, als die welche von den Artikeln des Lutheraner und ihrem Abdruck herrühren, so könnten wir noch lange ruhig schlafen. Eine Sache, die man mit solchen Mitteln angreift, wie die Missourier sie anwenden, ist noch in keiner Gefahr. Wie wenig diese Artikel unsern Gemeinden gefährlich werden

können, zeigt sich schon darin, daß ein Pastor unserer Synode das missourische Heftchen selbst in seiner Gemeinde verbreitete, nachdem er oben über den Titel in rother Schrift hatte drucken lassen: „Wer dies Schriftchen mit Bedacht durchliest, indem er die Bibel und unsern evangelischen Katechismus zu Rathe zieht, der freut sich von Herzen, kein „Missourier" sondern ein evangelischer Christ zu sein."

Wenn es aber wirklich so schlimm ist, wie unser Correspondent meint, warum rückt er nicht selbst heraus? Warum bleibt er feige oder mit heimlicher Schadenfreude in seinem Winkel sitzen, um dem Redakteur sein höhnisches „raus damit" zuzurufen, gerade als ob er ein heimlicher Verbündeter Missouris wäre?

Doch wir wollen nicht länger mit ihm rechten und zusehen wie die Missourier mit unsern Katechismen umgehen. Daß sie mit der Abendmahlslehre anfangen, ist eigentlich selbstverständlich. Es wird ihnen hier ihr Tisch zum Strick, zum Aergerniß und zur Vergeltung. Es wird zunächst Frage 207 des alten Katechismus angeführt: „Daß unser Herr Jesus Christus in dem heiligen Abendmahl seinen Leib und sein Blut als die wahrhaftige Lebensspeise und den wahrhaftigen Lebenstrank uns darreicht und mittheilt". Dann wird fortgefahren: „Das scheint nun ganz schön zu klingen. Es ist die Rede von Darreichen und Mittheilen des Leibes und Blutes Christi. Es wird auch das Wort „wahrhaftig" gebraucht. Aber es ist nichts als Täuscherei. Es wird nämlich nicht gesagt, was für ein Leib es sei, ob der wahre Leib Christi oder nur ein bildlicher, ob der Leib Christi mit dem Brod wahrhaftig empfangen oder nur geistlich genossen werde."

Nun möchten wir aber den hochweisen Verfasser fragen, wozu es denn nöthig sei, daß gesagt werde „was für ein Leib es sei". Hat etwa Christus verschiedene Leiber? Gibt es vielleicht neben dem wahren auch einen falschen Leib Christi? Wenn dann weiterhin „wahrhaftig" und „geistlich" als Gegensätze einander gegenübergestellt werden, so folgt doch daraus, daß nach missourischer Ansicht das „Geistliche" unmöglich auch wahrhaftig sein kann. Der geistliche Genuß ist also nicht der wahrhaftige, demnach muß es der sinnliche sein. Tiefe Weisheit Missouris, die das Evangelium der fünf Sinne predigt! Wie aber stimmt die Entgegensetzung von wahrhaftig und geistlich zu 1 Joh. 5, 6?

G. (wir wollen ihn wieder wie früher bezeichnen) fährt nun fort: „Daß es hier auf Täuschung der Einfältigen abgesehen ist, sieht man gleich aus der nächsten Frage," sorgt aber zu gleicher Zeit dafür, daß keiner seiner Leser es sehen kann, denn er führt die Antwort unseres alten Katechismus nicht an, deshalb wollen wir dieselbe anführen:

„Fr. Warum wird das heilige Abendmahl auch ein Gedächtnißmahl genannt?

Antw. Weil wir bei dem Genusse desselben gedenken sollen des bitteren Leidens Jesu Christi und seines Versöhnungstodes am Kreuze, wodurch er sich selbst für uns dahingegeben, um unser Leben vom Verderben zu erlösen und uns zu seinem Eigenthum zu erkaufen."

Statt der Antwort unseres Katechismus führt er eine des Heidelberger Katechismus an, aber in solcher Form, daß jeder Leser, der Deutsch lesen kann und seinen gesunden Menschenverstand hat, glaubt, er citire eine Antwort unseres Katechismus. Wenn er nämlich sagt: „Hier wird aus dem reformirten Heidelberger Katechismus fast wörtlich Folgendes entnommen," so erwartet doch jeder vernünftige Mensch (möglich, daß die „einfältigen Lutheraner" hier eine Ausnahme von der Regel bilden), daß was nun folgt, eben das ist, was entnommen wurde, nicht das, was stehen gelassen wurde. Es kommt aber wirklich nun etwas, was nicht in unserm Katechismus steht. Um so gewisser erwartet man, es nun im Heidelberger Katechismus zu finden. Schlägt man nun denselben nach, so findet man folgende Frage und Antwort:

„Fr. Wie wirst du im heiligen Abendmahl erinnert und versichert, daß du an dem einigen Opfer Christi am Kreuz und allen seinen Gütern Gemeinschaft habest?

Antw. Also, daß Christus mir und allen Gläubigen von diesem gebrochenen Brod zu essen und von diesem Kelch zu trinken befohlen hat zu seinem Gedächtniß. Und dabei verheißen: Erstlich, daß sein Leib, so gewiß für mich am Kreuze geopfert und gebrochen, und sein Blut für mich vergossen sei, so gewiß als ich mit Augen sehe, daß das Brod des Herrn mir gebrochen, und der Kelch des Herrn mir mitgetheilt wird. Und zum andern, daß er selbst meine Seele mit seinem gekreuzigten Leib und vergossenen Blute so gewiß zum ewigen Leben speise und tränke, als ich aus der Hand des Dieners empfahe und leiblich genieße das Brod und den Kelch des Herrn, welche mir als gewisse Wahrzeichen des Leibes und Blutes Christi gegeben werden."

Aus dieser Antwort entnimmt nun nicht etwa unser Katechismus, sondern G. eine für seine Zwecke zurecht gemachte Stelle; er sagt nämlich: „Es hat uns aber JEsus Christus solch Gedächtnißmahl geboten, um uns durch dasselbe zu versichern, daß sein Leib so gewiß für uns am Kreuze geopfert und sein Blut für uns vergossen sei, so gewiß wir mit Augen sehen, daß sein Brod uns gebrochen und sein Kelch uns mitgetheilt wird; ja, daß er selbst uns mit seinem gekreuzigten Leibe und vergossenen Blute so gewiß zum ewigen Leben speise und tränke, als wir leiblich genießen das Brod und den Kelch."

Das ist allerdings „beinahe wörtlich" entnommen, aber von Hrn. G. und in einer solchen Weise, daß der Sinn ein ganz anderer wird. Mit dieser echt missourischen Anführung ist aber G. noch nicht zufrieden, er legt die schon verdreht angeführten Worte noch etwas verdrehter aus, so daß es seinen „einfältigen" Lesern scheinen muß, als ob unser früherer Katechismus in Frage 208 (denn das ist die nächste Frage zu 207) als einzigen Zweck des Abendmahls die Versicherung des Herrn, daß sein Leib und Blut für die Communicanten dahin gegeben sei, bezeichnet habe. Er sagt nämlich: „Hiermit wird ausgesprochen, ein Communicant genieße leiblich nur das Brod und den Kelch; wenn er aber mit den Augen sehe (wie aber, wenn ein Communicant blind ist?) wie das Brod gebrochen und der Kelch

mitgetheilt wird, so versichere ihn der Herr, daß sein Leib und Blut auch für ihn gegeben und vergossen sei, und wenn er das Brod und den Kelch genieße, so versichere ihn der HErr, daß er ihn mit seinem Leibe und Blute speise und tränke."

Was die Zwischenfrage betrifft: „wie aber, wenn ein Communicant blind ist?" so hätten wir dieselbe für einen frivolen Witz angesehen, der allerdings einem Missourier wohl anstehen mag, aber einem Christen nicht ziemt, wenn uns G. nicht im Lutheraner versichert hätte, daß seine Artikel ernst gehalten seien. So aber werden wir wohl Herrn G., der die Frage im Ernste gestellt hat, sowie den Redacteuren des Lutheraner, die sie haben stehen lassen müssen, eine Antwort schuldig sein.

Zunächst möchten wir die hochgelehrten Herren darauf aufmerksam machen, daß zwei Arten von Blindheit unterschieden werden müssen, nämlich: leibliche und geistliche. Ist ein Communicant nur leiblich blind, so wird ihn der Mangel seines leiblichen Gesichtssinnes nicht im Glauben irre machen; ist ein Communicant dagegen auch geistlich blind, so befindet er sich in der gleichen Lage, wie die Herren vom Lutheraner, er glaubt nur, was er mit leiblichen Augen sieht; da er aber nicht sehen kann, so glaubt er auch nicht, und auch dann, wenn er leiblich sehend würde, so würde er dadurch noch keineswegs von seiner geistlichen Blindheit geheilt, wie das wohl auch von diesen grundgelehrten Herren selbst bewiesen werden kann. Wenn nun weiterhin gesagt wird: „Hiermit wird also nicht ausgesprochen, daß Christi Leib und Blut im Abendmahl genossen werden, sondern es wird nur im Allgemeinen gesagt, daß sie genossen werden. Ob Christi Leib und Blut im Abendmahl oder außer demselben genossen werde, wird unentschieden gelassen, damit der Lutheraner es so, der Reformirte es anders nehmen könne," so wollen wir dazu nur das bemerken, daß der Heidelberger Katechismus für Leute geschrieben ist, die im Stande sind, soweit den Zusammenhang der Sache zu begreifen, daß wenn in einer Antwort über das heil. Abendmahl gesagt wird „Christus speise und tränke ihre Seele mit seinem gekreuzigten Leibe und seinem vergossenen Blute," sie sofort erkennen, daß das im heil. Abendmahl geschieht. Für solche Eulenspiegel wie G., denen man so selbstverständliche Dinge noch einmal extra sagen soll, gibt es überhaupt keinen Katechismus, der nicht zweideutig wäre, der Lutherische nicht ausgenommen.

Zudem wollen wir noch darauf hinweisen, daß G. hier von einer Antwort des Heidelberger Katechismus redet, von der er sagt: „es wird unentschieden gelassen, damit der Lutheraner es so, der Reformirte es anders nehmen könne." Nachdem G. 14, sage mit Worten, vierzehn Zeilen geschrieben, ist er schon nicht mehr im Stande zu wissen, daß er ja seine Antwort aus dem Heidelberger Katechismus entnommen hat, der doch, wie er wohl wissen sollte, weder für die Unirten noch für die Lutheraner, sondern allein für die Reformirten geschrieben ist.

Wer kein besseres Gedächtniß hat als das, sollte keine Artikel, weder gegen die Evangelischen, noch sonst Jemand schreiben.

„Dazu ist es," sagt G. weiter, „widersinnig, zu sagen, Christus gebe uns

Sicherheit durch Brod und Wein; nicht in Brod und Wein liegt die Versicherung für den Communicanten, sondern in Christi Worten: Das ist mein Leib, das ist mein Blut!" Vollkommen richtig! Nur das erlaube man uns zu sagen, daß wir das nie gesagt haben, weder im Heidelberger noch in einem unserer Katechismen. Damit es nun doch nicht ungesagt bleibt, sagt G. es selbst, wobei er nun mit rührender Einfalt schon zum Voraus versichert, daß es widersinnig zu sagen sei.

Daraufhin fährt er fort: „In der Antwort der nächsten (209.) Frage ist wieder so geredet, daß ein in der Lehre nicht gegründeter Lutheraner, aber auch ein Reformirter, seine Lehre, wie sie meinen, finden kann.........Da wird der einfältige Lutheraner getäuscht durch die Worte „wahrhaftiger Leib und Blut" u. s. w. Auf derselben Seite ruft er noch aus: „Armer Lutheraner, der sich täuschen läßt!"

Wenn nun Frage 209 die nächste Frage ist, so kann sie doch nur die nächste Frage zu 208 sein. Die muß also unmittelbar vorhergehen; und wenn der „einfältige" Lutheraner nicht im Stande ist, sich unsern alten Katechismus, der jetzt verhältnißmäßig selten geworden ist, zu verschaffen, dann muß er glauben, G. habe mit den Worten: „Es hat uns aber Jesus Christus solch Gedächtnißmahl geboten u. s. w., Frage 208 unseres alten Katechismus angeführt. Diesmal geht es dem „einfältigen" Lutheraner doppelt schlecht, er wird von seinen eigenen Leuten getäuscht und Niemand ist, der sich seiner annimmt. Solch todtgeborene Lügen mögen bei den Missouriern wirksam sein, uns schaden sie nicht.

Nicht besser geht es dem „einfältigen" Lutheraner im folgenden Abschnitt. Hier fällt G. über unseren jetzigen Katechismus her und sagt: „dieselbe Täuscherei finden wir auch in Katechismus II." Ja freilich, wenn man es so macht wie G., daß man die Täuscherei selbst mitbringt und hineinträgt! Nachdem er nämlich den Anfang der Antwort zu Frage 132 angeführt hat, sagt er: „Ist das nicht fein ausgedrückt? Muß nicht der Lutheraner zufrieden sein, da ja von Empfang des Leibes und Blutes Christi geredet wird? Armer Lutheraner, der sich täuschen läßt! Der Reformirte merkt gleich, daß damit seine Lehre ausgedrückt wird, daß man Christi Leib und Blut nicht wahrhaftig, mit dem Munde, sondern nur geistlich empfängt. Denn es wird hier gesagt, der **neue Mensch** empfange den Leib und das Blut Christi. Was ist denn der neue Mensch? Der neue Mensch ist nach der heiligen Schrift das neue Wesen, das der Heilige Geist in dem Wiedergeborenen geschaffen hat, die neuen geistlichen Kräfte, durch welche die Wiedergebornen in einem neuen Leben wandeln. Nun sage, lieber Leser, kann der neue Mensch, kann dies neue Wesen des Geistes, können die neuen geistlichen Kräfte Brod essen und Wein trinken? Die Evangelischen wollen also damit sagen, daß der Leib und das Blut Christi nicht mit dem Brod und Wein, sondern nur geistlich genossen werde."

Zunächst müssen wir auf den Umstand hinweisen, daß G. seine „armen einfältigen Lutheraner" immer als die Betrogenen hinstellt, während die Re-

formirten immer die Klugen sein sollen, die es merken und daher eben auch nicht betrogen werden können. Sind wirklich die Missourier so dumm, wie G. sich und seine Mitgenossen hinstellt; oder stellt er sich blos so? Im erstern Fall ist ihnen eben nicht zu helfen, im zweiten Falle muß man sagen, daß ihre Verstellung ganz den Eindruck macht, als seien sie wirklich so, wie sie sich stellen. Jedenfalls sorgt G. selbst nach Kräften dafür, daß er in Wahrheit sagen kann, die armen Lutheraner, d. h. eben die Missourier werden getäuscht, denn er macht sie mittelst ein klein wenig mehr Druckerschwärze Dinge glauben, die ebenso unwahr wie unsinnig sind.

Fett gedruckt sind nämlich die Worte „**neue Mensch**". Doch wohl nur deßwegen, weil G. seine Leser auf die totale Falschheit dieser Worte aufmerksam machen will. Ist es aber falsch, daß der neue Mensch den Leib und das Blut Christi empfängt, so muß es richtig sein, daß der alte Mensch es empfängt, denn ein drittes zwischen beiden gibt es nicht. Oder sollten vielleicht gar die Missourier hier the missing link bilden? Neu, funkelneu, ist die noch in missorischem Geisteslicht funkelnde Erklärung vom neuen Menschen, auf Grund welcher G. an seine Leser die Frage richtet. „Nun sage, lieber Leser u. s. w." Hier traut G. seinen lieben Missouriern so viel Verstand zu, einzusehen, daß der neue Mensch nicht von Brod und Wein lebe. Jedenfalls aber ist er sicher, daß sie nicht soviel Verstand und Gedächtniß haben, um wissen zu können, daß er selbst ihnen fünfzehen, sage fünfzehen Zeilen weiter oben gesagt hat: wir lehrten: „Das hl. Abendmahl ist dasjenige Sakrament, durch welches der neue Mensch den L e i b und das B l u t unseres Herrn Jesu Christi empfängt." Und von denselben Leuten erwartet G., daß sie, nachdem sie fünfzehn, sage fünfzehn Zeilen weiter gelesen haben, glauben, daß wir gesagt haben, der neue Mensch esse Brod und trinke Wein. Leute, denen man so etwas zutrauen kann, die sich so an der Nase herumführen lassen, sind wirklich zu bedauern. G. entfaltet aber hier eine riesige Einfalt, wenn er erwartet, daß irgend ein evangelischer Christ auf solche Dinge hereinfallen werde. So kann man nur einen armen einfältigen Missourier täuschen, der das von jeher gewöhnt ist, und es in Folge langjähriger Gewohnheit nicht mehr merkt.

Mit den Thaten wächst der Muth; so geht es auch G. Die Wahrheit kann er nicht sagen, sonst könnte er ja nichts gegen unsere Katechismen vorbringen, und zum Lügen hat ihm bisher auch der Muth nicht gereicht. Aber er nimmt einen frischen Anlauf und es gelingt ihm diesmal beinahe. Er behauptet nämlich, die Evangelischen lehren, der würdige Genuß des hl. Abendmahls sei das Essen und Trinken des Leibes und Blutes Christi und erdreisteten sich hierzu zu sagen: „wie solches in den Einsetzungsworten dieses heiligen Mahles gesagt ist." Diese Dreistigkeit der Evangelischen sticht freilich gegen die Aengstlichkeit G.'s ganz bedeutend ab, der mit dem Ausruf: „Ist das nicht entsetzlich" beinahe in eine Ohnmacht zu fallen droht.

Nun ist es von jeher so gewesen, daß die Wahrheit dreist macht, während unwahre Kniffe und verlogene Schliche wohl frech machen, aber nicht von

Furcht befreien können. Es mag allerdings G. entsetzlich zu Muthe gewesen sein bei dem Gedanken, daß er hier auf dem Kniff ertappt werden könne, eine unleugbare Wahrheit zu leugnen und dabei doch die Form einer Lüge zu vermeiden. Er ruft nämlich aus: „Steht doch in den Einsetzungsworten keine Silbe davon!" Wovon steht in den Einsetzungsworten keine Silbe? Etwa vom Essen und Trinken des Leibes und Blutes Christi? Davon steht mehr wie eine Silbe da. Wovon denn? Nun, es können nur die von G. gesperrten Worte „dessen würdiger Genuß" sein. Von diesen drei Worten steht ja keine Silbe in den Einsetzungsworten. Hätte Eulenspiegel so geredet wie G., dann würde man dem lustigen Schneidergesellen seine schalkhafte Weise, solche buchstäbliche Wahrheiten zu reden, um die Leute an der Nase herumzuführen, kaum übel genommen haben. Wenn aber in dem „ernsthaft gehaltenen Artikel" des „Lutheraner" dergleichen vorkommt, dann dürfen sich die Missourier nicht beklagen, wenn Jemand, der den Kniff nicht durchschaut, sie ohne Weiteres als freche Lügner bezeichnet, wie es ja Eulenspiegel oft auch nicht viel besser gegangen ist.

Aber im nächsten Satze kommt es noch besser: „Ergibt sich doch," behauptet G., „aus diesen Worten das gerade Gegentheil." Wovon? sagt G. nicht ausdrücklich, aber es muß doch das gerade Gegentheil sein von dem, was wir in unserem Katechismus lehren. Das gerade Gegentheil davon lautet aber: „dessen würdiger Genuß nicht ist das Essen und Trinken des Leibes und Blutes u. s. w." Das ergibt sich also nach G.'s Behauptung aus den Einsetzungsworten. Aber selbst dann, wenn man auch den Kniff versuchen würde, als das gerade Gegentheil unserer Katechismusantwort die Worte hinzustellen: „dessen unwürdiger Genuß ist das Essen und Trinken des Leibes u. s. w.", so wäre G. damit nicht geholfen und uns nicht geschadet. Recht haben wir in jedem Fall. Im ersten Fall ganz gewiß, denn das gerade Gegentheil ergibt sich gerade nicht. Im zweiten Fall haben wir auch Recht, denn wenn der unwürdige Genuß des Abendmahls das Essen und Trinken des Leibes und Blutes Christi ist, so ist es der würdige Genuß sicherlich noch viel mehr.

Ebenso unsinnig wie die missourische Behauptung ist ihr echt missourischer Beweis. Es heißt da: „Der Herr sagt ohne alle Einschränkung: Esset, das ist mein Leib! Trinket, das ist mein Blut!" Ist nur dann richtig, wenn man nicht vergißt, daß der Herr diese Worte nur zu seinen Jüngern spricht. Die Einschränkung ist also doch vorhanden, sie liegt allerdings nicht in den Worten selbst, sondern in den Umständen, unter denen sie gesprochen wurden. Das sehen aber natürlich die Missourier in i h r e r Einfalt nicht; sie halten sich nicht an das Wort in seinem ganzen Zusammenhang und in seiner durch den Zusammenhang gegebenen und bestimmten Bedeutung, nicht an das Wort als Ganzes, sondern sie halten sich an Worte, gehen darum durch die sichere Pforte zum Tempel der Gewißheit ein, daß außer ihnen Niemand Recht haben kann. Darum behauptet G. auch getrost: „Wo daher das hl. Mahl nach Christi Einsetzung gefeiert wird, da wird nach diesen Worten und kraft dieser Worte mit Brod und Wein sein Leib und Blut ausgetheilt und von allen Communicanten genommen."

Da müssen wir aber fragen: Wo wird denn nach missourischer Lehre das hl. Abendmahl nach Christi Einsetzung gefeiert? Bei den Unirten jedenfalls nicht; bei den andern falschgläubigen Gemeinschaften, die am Schlusse des missourischen Streitschriftchens aufgezählt werden, jedenfalls auch nicht. Bleiben also nur die Missourier übrig. Wo also ein Missouripastor das hl. Abendmahl austheilt, da empfangen die Communicanten kraft des vom Missouripastor ausgesprochenen Wortes den Leib und das Blut Christi. Gleichviel, ob sie Christi Jünger, oder Christi Feinde sind, gleichviel, ob sie an Christum glauben, oder seiner spotten, der Missouripastor gibt ihnen kraft der ausgesprochenen Spendeformel den Leib und das Blut Christi.

Wo dagegen kein Missouripastor vorhanden ist, wo die lutherische Spendeformel nicht gesprochen wird, da empfängt keiner, wie gläubig er auch sein möge, den Leib und das Blut Christi. Dabei haben, um das Maß des Unglücks für die andern voll zu machen, die Missourier die Abendmahlssperre eingeführt, um so das Himmelreich zuzuschließen für die aufrichtigen Seelen, die innerhalb anderer Gemeinschaften an Christum glauben.

Nur schade für die Missourier, daß sie nicht einmal so gut daran sind wie die Pharisäer und Schriftgelehrten; sie haben die Schlüssel des Himmelreichs nicht. Wenn ferner gesagt wird: „Wer daher in einer Kirche zum Abendmahl geht, bekennt damit, daß er mit derselben in Gemeinschaft steht," so sagen wir darauf nur das, daß die Theilnahme am heil. Abendmahl ein Bekenntniß des Glaubens an Christum ist und nicht ein Bekenntniß zur Kirchenlehre. Wo die Theilnahme am hl. Abendmahl zum Bekenntniß zur Kirchenlehre gemacht wird, da wird die eigene Lehre an die Stelle Christi gesetzt und es wird eine solche Abendmahlspraxis, ebenso gut wie die römische, zu einer thatsächlichen Verleugnung der Wahrheit, daß nur im Namen Christi Heil ist. Wundern müssen wir uns hiebei nur über die Unverfrorenheit, mit der die Missourier erklären, daß die Sakramente unterscheidende Zeichen des Bekenntnisses seien, trotzdem wohl kaum noch ein Theologe gefunden werden kann, der nicht ganz bestimmt wüßte, daß diese Lehre eine reformirte ist.

So lutherisch sind die Missourier, daß sie offen reformirte Lehren ihren einfältigen Lutheranern als lutherisch aufbinden wollen. Nun möchten wir aber wissen, warum die Missourier den Abschnitt aus Luthers Warnungsschrift nicht wieder haben abdrucken lassen. Haben sie etwa gefürchtet, daß möglicherweise ihren „einfältigen" Lesern ebenso die Augen aufgehen, wie manchen spanischen Katholiken, die sich, als sie Protestanten sahen, höchlich wunderten, daß dieselben keine Hörner und keine Pferdefüße hatten? Denn auch die Missourier suchen im Lutheraner mit einem Satz aus Luther's Schriften vor uns zu warnen „als vor dem leibhaftigen Teufel selbst." Der Tabak scheint ihnen doch etwas zu stark vorgekommen zu sein, als daß alle ihre „armen einfältigen Lutheraner" ihn vertragen könnten. Unsertwegen hätten sie es schon wieder abdrucken können; derlei Kraut lassen wir stehen, wo es gewachsen ist.

Betreffs der Lehre von der Taufe wendet G. dem alten Katechismus

gegenüber einen alten Kniff an, wodurch er sich wieder, gerade so wie bei der Lehre vom hl. Abendmahl, die eigenen Augen verblendet, damit er behaupten könne: „Auch hier wird unentschieden gelassen u. s. w." Was aber G. in betreff des gegenwärtigen Katechismus schreibt, verdient etwas niedriger gehängt zu werden. Er sagt:

„In Katechismus II wird ganz dunkel von der Taufe geredet. Frage 126 lautet: „Was ist die Taufe? Die Taufe ist dasjenige Sakrament, durch welches dem Menschen das neue Leben von dem dreieinigen Gott dargereicht wird. Hierdurch wird der Mensch in die Gemeinschaft mit Gott und der gesammten Kirche versetzt." Aus diesen Worten kann man nicht sehen, ob der Mensch durch das neue Leben, oder ob er durch die Taufe in Gemeinschaft mit Gott versetzt wird. Zwar wird bei dem dritten Artikel, Fr. 98 gesagt: „Die Wiedergeburt ist die Entstehung des neuen Lebens im Menschen, wie dieselbe von dem dreieinigen Gott durch die Taufe aus Wasser und Geist gewirkt wird." Aber nun weiß man nicht, ob man diese beim dritten Artikel gebrauchten Worte nach den im vierten Hauptstück gebrauchten dunkeln Worten erklären soll, oder umgekehrt?"

Also das weiß man wirklich nicht? S'ist aber doch schrecklich, wenn man so dumm ist! Wenn man bei Frage 126 nicht sehen kann ob der Mensch durch das neue Leben, oder ob er durch die Taufe in die Gemeinschaft mit Gott und der gesammten Kirche versetzt wird, so können wir nur sagen, daß wenn man am hellen Mittag bei heiterem Himmel die Sonne nicht sehen kann, die sonst Jeder sieht, man sehr wahrscheinlich schlechte Augen hat, oder gar keine. Merkwürdig ist aber doch, daß auch das Redactionscollegium des „Lutheraner" sich des armen einfältigen Verfassers dieser Artikel nicht erbarmt und ihm ein Licht aufgesteckt hat. Oder gilt auch von ihnen: man kann nicht sehen und man weiß nicht?

Wir müssen auch hier wieder sagen, daß wir das Ganze nur für Verstellung gehalten hätten, wenn G. nicht versichert hätte, daß die Artikel des „Lutheraner" ernsthaft gehalten seien. So aber wollen wir sagen, daß wenn man wirklich nicht einmal soviel weiß und soviel sehen kann, einem überhaupt nicht mehr zu helfen ist; stellt man sich aber nur so, dann will man nicht geholfen haben. Nun möchten wir unsern Freund G. und seine Collegen darauf aufmerksam machen, daß eine derartige Verstellung nur zu leicht zu viel Glauben findet, und nur zu unwiderleglich ist.

Was G. von der Eintheilung der zehn Gebote sagt, zeugt von solcher Unwissenheit, daß man sich wundern muß, wie die Redaction des „Lutheraner" solche Dinge überhaupt in ihr Blatt aufnehmen konnte, da doch zu erwarten war, daß nicht blos einfältige Lutheraner diesen Artikel lesen würden.

In welcher Weise G. die Druckerschwärze zu verwenden versteht, haben wir schon oben (Seite 180) gezeigt. Wir wollen nur das hier hinzufügen, daß es nicht wahr ist, daß die Kinder, welche bei uns die zehn Gebote aufsagen, dieselben aufsagen müssen, daß beim Aufsagen diejenigen Worte ebenso hervorgehoben werden, als sie durch besonderen Druck von den Missouriern

hervorgehoben worden sind. Wenn irgendwo, dann trifft hier das Wort zu: „Er lügt wie gedruckt." Die Masse von Unsinn, welche in Betreff der zehn Gebote den „einfältigen" Lutheranern von G. aufgebunden wird, ist so groß, daß man ein Buch darüber schreiben könnte. Wir wollen nur auf eines hinweisen. „Hiernach" (nämlich nach unserem Katechismus), sagt G. „müßten sie also die Kinder auch unterrichten, daß kein Holz geholt, kein Feuer angezündet, nicht gekocht werden dürfe" (nämlich am Sonntag). Von seinem Standpunkt aus mag G. Recht haben. Wir müßten das alles lehren, wenn wir unsern Katechismus so wenig verständen, wie die Missourier. Glücklicherweise verstehen wir ihn aber und müssen's daher nicht.

„Und da das Verbot aller Arbeit", fährt G. fort, „offenbar" (woher hat er diese Offenbarung?) zum mosaischen Ceremonialgesetz gehört, so müßten die „Evangelischen," wenn sie sich gleich bleiben wollten, auch das ganze Gesetz Moses halten lehren, sie müßten also auch lehren, daß eigentlich nicht der Sonntag, sondern der Sonnabend als Sabbath gefeiert werde, daß auch noch jetzt geopfert werde, daß die Beschneidung noch gelte rc. „Denn," sagen wir mit Luther, „das ist wahr und kann Niemand wehren, wer ein Gesetz Moses als Moses Gesetz hält, oder zu halten nöthig macht, der muß sie alle halten als nöthig, wie St. Paulus Gal. 5, 2. schließt: Wer sich beschneiden läßt, der ist schuldig das ganze Gesetz zu halten."

Das ganze Gesetz Moses müßten wir allerdings halten, wenn wir wie die Missourier die Heiligung des Sonntags blos als eine jüdische Ceremonie ansehen würden. Wir sind aber keine Missourier, sondern evangelische Christen. Wenn sich nun G. vollends anstellt, als ob er glaube, wir hielten dieses Gebot als Mose's Gebot, so macht er sich damit blos zum theologischen Hanswurst, der einen wohl zum Lachen bringen, aber nicht davon überzeugen kann, daß seine Späße ernsthaft gemeint seien, sonst würde man ihn ja für verrückt halten.

Und das Schriftchen wollen die Missourier unter den evangelischen Christen verbreiten, um ihnen „den Staar zu stechen?" S'ist freilich richtig, daß man einem den Staar auch mit der Mistgabel stechen kann, aber eben so richtig ist es auch, daß einer der so behandelt wird, nicht sehend, sondern ganz und gar blind wird, und es ist kein evangelischer Christ so blind, daß er eine solche missourische Operation mit solchen missourischen Werkzeugen an sich vollziehen ließe.

* * *

Doch wir denken, daß wir den Rath: Antworte dem Narren nach seiner Narrheit, daß er sich nicht weise dünke, genugsam befolgt haben. In einer Hinsicht wird es allerdings nicht viel helfen, denn es heißt: Wenn du den Narren im Mörser zerstießest zu Grütze, so ließe doch seine Narrheit nicht von ihm. Deßwegen wollen wir auch den Rath befolgen: Antworte dem Narren nicht nach seiner Narrheit, daß du ihm nicht gleich werdest.

Wir würden kein Wort gesagt haben, wenn die Missourier ihre eigene Lehre mit allen Mitteln zu erweisen gesucht hätten. Wir haben uns stets

bemüht, unsere Zeit nicht im Kampf mit Missouri zuzubringen, denn die Missourier zu bekämpfen ist ganz und gar unnöthig, sie werden um ihres eigenen Frevels willen, schon ganz von selbst untergehen. Wenn die Missourier uns als Verführer hinzustellen suchen, so antworten wir mit dem Apostel: Als die Verführer und doch wahrhaftig. Ob die Missourier wahrhaftig sind, darüber wollen wir im Allgemeinen nicht urtheilen, uns gegenüber sind sie es jedenfalls nicht gewesen. Sie fälschen unsere Katechismen, indem sie denselben einen ganz andern Sinn zuschieben, ja stellenweise den Wortlaut ändern oder ungenau und unvollständig anführen. So lassen sie aus Frage 92 die Worte „so wirksam", die der Antwort einen ganz bestimmten Sinn geben, weg und sagen dann „wie zweideutig ist doch das geredet."

Sie reden von den „Evangelischen", unter denen dem ganzen Zusammenhang nach nur die Evangelische Synode von Nordamerika gemeint sein kann, und schämen sich nicht zu sagen: „Ist doch ihre Unionskirche von einem preußischen König gestiftet und mit Staatsgewalt eingeführt und aufrecht erhalten worden."

Ist das keine Lüge? Und wenn es keine sein soll, was ist es denn? Wahrheit ist es nicht.

Die Missourier säen Haß und Hader, wenn sie ihre „einfältigen" Lutheraner anweisen, „nicht als mit Brüdern mit den Unirten umzugehen."

Die Missourier handeln mit vollendeter Schamlosigkeit nach dem Grundsatz: Haeretico fides non habenda. (Dem Ketzer ist man keine Treue schuldig.)

Wir bekennen uns zur heiligen Schrift als der alleinigen und untrüglichen Richtschnur des Glaubens und Lebens, wir bekennen uns allein zu dem Evangelium von Christo, als der Kraft Gottes, selig zu machen alle die daran glauben, wir bekennen uns nur zu dem Namen Jesu Christi, in dem wir allein selig werden können, wir erkennen nur einen, nur Christum an, als unsern alleinigen Meister und nur seine Worte als die Worte, welche nicht vergehen; dennoch sagen die Missourier — die das wohl wissen — „Thue dich von solchen."

Das missourische Schriftchen ist nicht zu dem Zweck erschienen und verbreitet, irgend Jemand die Wahrheit erkennen zu lassen, nicht dazu, zu belehren, sondern Zank und Streit, Spaltung und Aergerniß in evangelischen Gemeinden anzurichten. Gleichwohl haben die Missourier Schamlosigkeit genug, zu sagen das Wort: „Weichet von denselbigen," gelte ihnen gegenüber von uns.

Die Missourier reden so, als ob nur das Festhalten an ihrer missourischen Lehre, an dem Glauben der dreizehn Sätze, ein Festhalten an Christo und seinem Worte wäre. Ist das nicht Lästerung?

Die Missourier können nicht leugnen, „daß es auch unter den Evangelischen gar manche aufrichtige Seelen gibt, die an Christum glauben und ihn lieben" und doch handeln sie gegen uns nach dem Rathe jenes römischen Pfaffen, der beim Kreuzzug gegen die Albigenser die Bedenken der Kreuzfahrer, daß man in Gefahr käme mit den Ketzern auch Katholiken umzu-

bringen, da man sie nicht alle kenne, mit den Worten beschwichtigte: „Schlagt nur todt, der Herr kennt die Seinen."

Die Missourier haben ihre frechen und anmaßenden Ansprüche, allein die Inhaber der reinen Lehre zu sein, zum Netze gemacht, mit dem sie alles fangen und zum Garn, mit dem sie alles sammeln. Darum opfern sie ihrem Netz und räuchern ihrem Garn, weil durch dieselbigen ihr Theil so fett und ihre Speise so völlig geworden ist.

Derhalben werfen sie ihr Netz noch immer aus und wollen nicht aufhören Leute zu erwürgen.

Der Segen Gottes.

(Eingesandt von P. Enslin.)

Niemand ist gut, denn allein Gott! sagte unser Herr und Heiland zu jenem Obersten, Luk. 18, 19, und damit bezeichnete er nicht blos eine relative Güte, wie sie auch ein Mensch haben kann, und wie sie vielleicht der Oberste auch bei Jesu wähnen mochte, sondern die absolute Vollkommenheit Gottes nach seinem Wesen und Willen, aus der nur Gutes kommen kann, wie Jakobus 1, 17 gesagt ist: „Alle gute Gaben und alle vollkommene Gaben kommen von oben herab, von dem Vater des Lichtes, bei welchem ist keine Veränderung, noch wechselnde Beschattung." Mag sich darum Gott durch Wort und Werk in dieser und jener Weise offenbaren, so ist es doch die Vollziehung seines nur guten Willens und die Aeußerung seines vollkommenen Wesens, welches Leben, Licht und Liebe ist und nimmermehr Tod und Finsterniß in sich fassen, noch von sich ausgehen lassen kann, sondern vielmehr Leben und volle Genüge geben, oder Segen spenden will. Alles, was aus der Hand Gottes hervorging, trug darum auch ursprünglich die Fähigkeit in sich, göttliches Leben, oder Segen entweder empfangen oder vermitteln zu können. Gott schuf ja den Menschen nach seinem Bilde, so daß er unmittelbar aus Gott, als dem Urquell alles Lebens schöpfen konnte. Er setzte ihn auch zum Herrscher über die Kreatur, welche in vollkommener Harmonie mit seinem Wesen stand, so daß sie durch ihn den Segen Gottes empfangen und sie wiederum des Menschen irdische Bedürfnisse vollkommen befriedigen konnte. Eine Aenderung dieses ursprünglichen Verhältnisses konnte nicht von Gott selbst ausgehen, sondern nur durch den freien Willen des Menschen erstanden werden; denn letzterer sollte sich um seiner hohen Stellung und Aufgabe willen in freier Liebe für den alleinigen Gehorsam gegen Gottes Willen selbst bestimmen und durch Abweisung alles fremdartigen bösen Einflusses die anerschaffene Wahlfreiheit zur wahren Freiheit der selbstbewußten Entscheidung ausbilden. Leider bestand der Mensch die Probe nicht, sondern öffnete der Schlange (nach Offenbarung Johs. 12, 9 Werkzeug des Teufels) den Zutritt zu seinem Herzen und neigte durch ihre Verlockungen seine Seele zur Liebe der Kreatur. Durch diesen freiwillig dem Bösen eingeräumten Einfluß verlor der Mensch seine reine ihm anerschaffene Unschuld und wahre Freiheit,

so daß die Harmonie des Menschen mit dem göttlichen Denken, Fühlen und Wollen um seines Ungehorsams willen für alle Zeit gestört war. Das Gift der Schlange des Satans drang in den Menschen und vergiftete zugleich die ganze untere Natur, welche als ein willenloses Leben den Wirkungen des Bösen eröffnet war, so wie ihr Führer und Regent derselben unterlag. Es verwandelte also der Mensch durch den Sündenfall jene reine, selige und zwiespaltlose Natur in den Zustand einer trüben, äußerlichen, materiellen Natur, und brachte über sich und alle andern irdischen Wesen Qual, Leiden und Tod. Der gefallene Mensch mußte das Paradies mit dem verfluchten Acker vertauschen und wurde durch Mühe und Arbeit, durch Kummer und Todeswirkungen in leibliches Elend und Noth versetzt oder des S e g e n s G o t t e s v e r l u s t i g. Durch den Tod aber, der nicht blos leiblicher, sondern auch geistlicher Art ist, wurde der Mensch auch unfähig sich des Segens Gottes wieder würdig zu machen; denn wenn auch Gott nach seiner Liebe den ersten Fehltritt vergeben hätte, so wäre dem Menschen doch immerhin seine verderbte Natur geblieben, in welcher die Sünde und darum auch der Tod die Herrschaft geführt hätte. Sollte aber der Plan Gottes mit dem Menschen nicht aufgegeben, sondern der gefallene Mensch wieder in sein ursprüngliches Verhältniß versetzt werden, so konnte das nur durch einen Akt Gottes geschehen, durch welchen zwar der freie Wille des Menschen und die Grundform seines Wesens nicht beeinträchtigt werden durften, aber dennoch eine Neuschöpfung seines Wesens und eine Aenderung seines Verhältnisses bewirkt werden mußte. Diese Neuschöpfung, oder Wiedergeburt der Dinge ist es, was dann der Gott des Lebens und des Segens in seinen Plan aufgenommen und weßhalb er den Menschen seinem Verderben nicht preisgegeben hatte, obgleich durch seine Gerechtigkeit und Heiligkeit schon eine Kluft zwischen ihm und dem Menschen entstanden war. Noch ehe aber die Kluft durch's Recht, Jes. 1, 27, oder durch eine Erlösungsthat hinweggethan werden konnte, suchte Gott auf Grund seiner Liebe durch ein gnadenreiches Entgegenkommen eine Neuschöpfung der Menschen, welcher sie noch fähig waren anzubahnen. Blieb doch noch dem Menschen nach dem Fall das innere Geistesauge, das er ursprünglich in der Lichtsgemeinschaft mit Gott hatte, so daß er die Veränderung, welche durch den Sündenfall mit ihm vorgegangen war, und den Betrug der Schlange erkannte; 1 Mose 3, 13, aber es fehlte ihm das Lebenslicht, er sah nur Finsterniß, Tod und Verderben um und in sich. In diesem verlorenen Zustand kam Gott dem Menschen zuerst durch die Verheißung des Weibesamens entgegen, so daß ihm durch diesen Lichtstrahl wenigstens der Blick auf die Segensquelle offen blieb, was nebst dem eingetretenen Fluch und Tod, die den Menschen außer Gott nirgends Befriedigung finden lassen, die Wirkung hatte, daß im Menschen ein Verlangen nach der verlorenen Segensquelle und einer Hoffnung sie wieder erreichen zu können, geweckt wurde. Durch dieses vorläufige gnadenreiche Entgegenkommen Gottes konnte also der Mensch die Segensquelle wohl wissen, aber sie doch nicht durch sich selbst erreichen, weil er nicht mehr in der Lebensgemeinschaft mit Gott stand. Was

aber bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich. Konnte Gott auf Grund seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit seinen Segen nicht mehr direkt auf den von ihm getrennten Menschen fließen lassen, so konnte er doch aus Liebe den Mittler Jesus Christus durch die Verheißung schon eintreten lassen. Mit ihm, als dem verheißenen „Immanuel" konnte ja Gott in der innigsten Lebensgemeinschaft stehen, Jes. 7, 14; Joh. 14, 11. Durch ihn konnte er sich auch mit der gefallenen Menschheit wieder verbinden, 1 Joh. 4, 15, und seinen Segen auf sie kommen lassen, Ps. 21, 7, denn er sollte Mensch werden gleich wie wir, doch ohne Sünde, sollte die Scheidewand zwischen Gott und den Menschen aufheben, an unserer Statt den Zorn Gottes auf sich nehmen, und durch seinen Tod uns als Erben seines Lebens einsetzen. Durch den verheißenen Gottes- und Menschen-Sohn durfte also die Segensquelle wieder fließen und Leben und unvergängliches Wesen wieder mitgetheilt werden. Zwar freilich jetzt auf einem andern Wege denn ursprünglich, nämlich auf dem Gnadenwege, und durch solche Mittel, wie sie dem gefallenen Menschen entsprechen, zumal es vor allem gilt, den Menschen durch eine göttliche Erziehungsweise und Neuschöpfung für den Segen Gottes wieder empfänglich und würdig zu machen. Auf Grund der Verheißung hätte zwar wohl der Segen, welcher die irdische Wohlfahrt der Menschen begründet, wieder in ursprünglicher Weise fließen dürfen, weil durch sie schon die völlige Erlösung und Versetzung des Menschen in's Himmelreich beschlossen war; allein um der verderbten Natur der Menschen willen, welche zum Empfang und Genuß des paradiesischen Segens nicht mehr befähigt war, und durch die Verheißung allein auch noch nicht für diesen Zweck geändert sein konnte, durfte nur so viel zeitlicher Segen fließen, als der Mensch zu seiner irdischen Existenz nöthig hatte, und als er, ohne dadurch im Erlangen des geistlichen Segens beeinträchtigt zu werden zu empfangen fähig war. Daß der Mensch in Bezug auf das Erlangen des leiblichen Segens viel zu seinem Vortheil beitragen könnte, that Gott durch den Gesetzesbund kund, wodurch er dem Volk Israel erklärte, daß sein Segen flüssig ist, und der gefallene Mensch wieder in die Gemeinschaft mit Gott kommen darf, ja daß er durch Gehorsam unter dem Gesetz dem Fluche entgehen und des irdischen Segens theilhaftig werden kann.

In Betreff der Mittheilung des geistlichen Segens, welcher das ewige Leben in sich faßt, wählte Gott solche Mittel und Wege, durch welche nicht allein der Segen selbst dargeboten, sondern auch die Wiedergeburt und die Befähigung für den Empfang und Genuß desselben bewirkt wird. Dieser Segen wird nämlich im Gegensatz zu der Lüge der Schlange und der verbotenen Frucht, welche Fluch und Tod brachten, durch Geist, Wort und (Wahrheit) und Sakrament vermittelt. Schon durch die Verheißung wurde der geistliche Segen bis zu einem gewissen Grade flüssig; denn schon die Alten durften um der Verheißung willen Trost empfangen in den Mühsalen des Erdenlebens, 1 Mose 5, 29, durften sich freuen auf den Tag Jesu Christi Joh. 8, 56, und trinken aus dem geistlichen Fels — welcher war Jesus Christus, 1 Cor. 10, 4. Allein durch die Erfüllung der Verheißung und seit

derselben strömt aus der Segensquelle Gottes auch Auferstehung und ewiges Leben, durch welche auch die Alten mit uns vollendet werden. Es ist daher in der neutestamentlichen Zeit die Fülle von geistlichen und leiblichen Segnungen erschlossen, und sind auf dem Gnadentisch Gottes: Gnade der Buße, Vergebung der Sünden, Erlösung von Sünde, Tod, Teufel und Hölle für den Empfang bereit und ausgeschüttet. Es handelt sich jetzt nur darum, daß wir verstehen lernen wie wir des Segens Gottes theilhaftig werden können. Auf Grund der ewigen Liebe Gottes, welche den gefallenen Menschen dem Verderben nicht preisgeben wollte, und um der allgemeinen Gnade willen, welche Gott schon durch die Verheißung im Paradiese hat eintreten lassen, sind auch alle Menschen ohne Ausnahme und ohne ihr Zuthun schon unter ein gewisses Maß des Segens Gottes gestellt, gleichviel, ob sie der Offenbarung Gottes gewürdigt und durch den Gesetzesbund ihm näher gebracht werden konnten, oder ob sie Gott hat ferne von sich thun und sie ihre eigenen Wege hat gehen lassen müssen; denn Gott thut allen seinen Geschöpfen nur Gutes. Auch die Heiden blieben durch Gottes Leitung und Fürsorge unter dem Segen, den Gott einst im Paradiese mit den Worten gab: „Seid fruchtbar und mehret euch, und füllet die Erde und machet sie euch unterthan." Und wenn auch das sich unterthänig machen nur in roher mechanischer, der menschlichen Natur und Geist entsprechender Weise geschehen konnte, so hat sich Gott dabei doch nicht unbezeugt gelassen, sondern hat vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gegeben und die Herzen der Menschen erfüllt mit Speise und Freude. Apostelg. 14, 17. Gott ist sogar gnädig und barmherzig gegen die Gottlosen; denn er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Matth. 5, 45. Luther sagt darum in Betreff der vierten Bitte im Vaterunser ganz mit Recht: „Gott gibt das tägliche Brod wohl ohne unsere Bitte, auch allen bösen Menschen." Aber nicht allein leiblicher, sondern auch geistlicher Segen durfte aus der göttlichen Quelle fließen und zwar sobald die Verheißung erfüllt und die Kinder der Verheißung dadurch satt geworden waren; denn sobald des Menschen Sohn verklärt und auch Gott in ihm völlig verherrlicht war, also sobald für die Aufrichtung des Himmelreichs die dazu bestimmten Kräfte, Mittel und Wege vorhanden waren, hieß Gott alle Menschen durch das Evangelium unter den geistlichen Segen stellen. Gott will eben, daß allen Menschen geholfen wird, und daß sie alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen und das Leben und volle Genüge haben sollen.

Fließt also durch die allgemeine Gnade Gottes die Segensquelle bis zu einem gewissen Grade auch ohne Zuthun der Menschen, zumal sie eben erst durch die Gnade für den Empfang des geistlichen Segens befähigt und gewürdigt werden müssen, wie viel mehr und reichlicher muß der Segen Gottes da fließen, wo schon die nöthigen Bedingungen für den Empfang desselben vorhanden sind, nämlich bei den Frommen, Gott Gehorsamen und Gottesfürchtigen, die durch Treue und Fleiß im irdischen und himmlischen Berufe dem Segen Gottes sich öffnen und ihm Raum machen. Daß der leibliche

und irdische Segen für die Frommen und Gottesfürchtigen in besonderer Weise fließen darf, ist ja durch den Gesetzesbund, den Gott mit dem Volke Israel machte, genügend kund gethan. 5 Mose 28, 1—13. Dem Volke Israel kam, wie auch seinen Vätern, eine gewisse Summe neuen göttlichen Lebens in der Natur und Kreatur zu gut, es begann bei ihnen der Triumph Gottes in der Welt über das eingedrungene Böse und über den Tod. Der lebendige Gott hatte es mit ihnen ganz in der Stille, und das Natürliche ordnete sich ihnen unter in einer ganz neuen Weise. Der Naturboden Israels war unter göttliche Einwirkungen gestellt, so daß auch an den Leibern dieses Volkes die Krankheit und Tod, überhaupt das Schädliche in der Natur nicht mehr die volle Wucht haben sollte, wie es sonst unter den Menschen wahrgenommen wurde, denn ihm galt in besonderem Sinne das Wort: „Ich bin der Herr dein Arzt." 2 Mose 15, 26. Länder, Völker, Pflanzen, Thiere, alles mußte unter Umständen ihnen entgegenkommen, und kampflos durften sie die Güte Gottes genießen, wenn sie nur im Glauben an die Verheißung blieben und dem Gesetz Gottes Gehorsam leisteten. Auch in Bezug auf den geistlichen Segen hatte das Volk Israel, wiewohl es als Knecht unter dem Gesetze stand, ein großes Vorrecht. Durch die Juden durfte nämlich das Heil in Christo kommen, Joh. 4, 22, sie durften sich vor allen andern Völkern satt essen an dem Lebensbrod und Mahl, das Gott bereitet hatte, Matth. 7, 27; sie sollten auch zu Trägern des Heils und zum Segen für alle Völker werden.

Allein mit dem Beginn der neutestamentlichen Oekonomie, welche zugleich den Himmelssegen in sich schließt, wurde der alttestamentliche Gesetzesgehorsam in den Gehorsam des Glaubens gekehrt, das heißt: Es wurde der Glaube an die Erfüllung der Verheißung durch Jesum Christum zur Bedingung gemacht, unter welcher der geistliche und leibliche Segen Gottes flüssig gemacht und angeeignet werden soll. Wer das Brod des Lebens, das in Christo Jesu dargereicht wird, nicht im Glauben ergreift, geht trotz des Gesetzesgehorsams, wie er eben dem gefallenen Menschen möglich ist, leer aus und kann nicht satt werden. Matth. 20, 11. Wer aber im Glauben ohne Verdienst der Werke von dem Lebenswasser trinkt, das der Heiland geben kann, den wird ewiglich nicht dürsten; denn der Himmelreichssegen ist ein Gnadengeschenk Gottes, das einzig und allein dem Glauben zugesagt ist. Galater 2, 16, Röm. 5, 1. 2. Ueberdies aber nimmt der Mensch durch den Glauben eine gottwohlgefällige Stellung ein, wie sie der gefallene Mensch auf dem Wege des Gesetzes nimmer erreichen kann; denn er wird durch denselben seinem Inneren nach in sein ursprüngliches seliges Verhältniß, oder in die Lebensgemeinschaft mit Gott versetzt, wobei ihm Gott mit seinem Geist entgegenkommt, so daß er Gott erkennen, ihm vertrauen, ihn ehren und lieben und in einem neuen Gehorsam wandeln kann. So stehen auch dem Menschen durch den Glauben die ursprünglichen Rechte wieder zu Gebote, wie er sie als Herrscher über die Kreatur hatte, denn alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt, daher auch die Gaben, Mittel und Lebenskräfte, welche zur Erlösung der Menschen und zur Aufrichtung des Himmelreichs durch Jesum

Christum vom Vater der Welt gegeben wurden, auch uns geschenkt und im Namen Jesu zur Verfügung gestellt sind. Röm. 8, 32. Durch den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum kann also der Mensch den ganzen und vollen, den leiblichen wie den geistlichen Segen Gottes sich aneignen. Zwar wird nach der Weisheit und Gnade Gottes auch den Gläubigen mancher irdische und leibliche Segen vorenthalten, wenn etwa durch solche Verweigerung der geistliche Segen eher und reichlicher erlangt werden kann, oder wenn durch Spendung des irdischen Segens das geistliche Wohl des Menschen beeinträchtigt werden möchte. Ein solches Beispiel haben wir an dem Apostel Paulus, dem der Herr auch auf gläubiges Gebet hin seinen Pfahl im Fleisch nicht wegnehmen wollte, sondern zu ihm sprach: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ Es soll aber mit diesem Exempel nicht bewiesen sein, daß der Mensch immer und in allen Fällen, um des geistlichen Segens willen auf den irdischen verzichten muß, im Gegentheil, durch das Erlangen und Erfassen des geistlichen Segens, als Vergebung der Sünde, Frieden mit Gott und Gewißheit des Heils, wird vielfach der leibliche und irdische Segen erst recht flüssig; denn wenn die Sünde als die Ursache des Fluchs und des Todes vergeben und abgethan ist, kann auch die Folge der Sünde abgenommen werden, Matth. 9, 2, Matth. 6, 33. Wiederum, wenn die völlige Uebergabe an Gott und die Trennung von der Sünde und der Macht der Finsterniß durch Gnadengerichte Gottes erzielt sind, so mögen auch die Mittel zu solchem Zwecke entbehrlich werden und eine Lösung von solchen Banden und Lasten eintreten, durch welche der Mensch zum Erfassen des geistlichen Segens gebracht werden mußte. Obgleich der himmlische Weingärtner bei den Gläubigen das scharfe Messer des Gerichts und der Reinigung ansetzt, um ihn zu einer fruchtbaren Rebe zu machen, so hat er doch durch den Glauben große Vortheile, durch welche er mit dem Sieg über Sünde, Welt, Fleisch und Macht der Finsterniß gekrönt werden kann. Im Glauben kann sich also der Mensch nicht nur in die Führung Gottes schicken, durch welche ihm der göttliche Segen zugedacht wird, sondern er kann auch, wenn es zur Ehre Gottes und zum Heil der Menschen dienen soll, den leiblichen und geistlichen Segen für sich und andere erlangen und erbitten, was in dem folgenden noch ausführlicher nachgewiesen werden mag.

Der Mensch ist sowohl durch die leiblichen Bande, als auch durch die Handreichung, welche eines dem andern thun kann und soll, genöthigt, in gesellschaftlichen Verkehr mit seinem Nebenmenschen zu treten. Dieser Verkehr aber übte seit dem Sündenfall einen ungemein großen Einfluß aus auf die Entwicklung des Guten und Bösen in der Welt. Mit dem Schlangensamen, der beständig Unkraut unter den Weizen säete, mußte der Weibessame von Anfang an in Opposition treten. 1 Mose 3, 15. Denn letzterer sollte immer das Licht und Salz der Erde sein, und hatte darum das Gute in der Welt zu wahren und auszubreiten, insbesondere aber durch Predigt und Lehre die Menschen für den Empfang des Segens Gottes empfänglich zu machen, und durch Fürbitte und priesterliche Thätigkeit solchen zu vermitteln. Die Gläu-

digen oder Gerechten nehmen daher von Anfang an eine segnende Stellung ein in der Welt. Sprüche 28, 12; 29, 2. Daher auch durch die Nachkommen Abrahams, welche durch Bündnisse in der Gemeinschaft mit Gott stehen durften, alle Geschlechter der Erde gesegnet werden sollten. Nachdem aber das Volk Israel unter das Gesetz gebracht und so zum Volk Gottes gemacht ward, das gleichsam des Segens Gottes fähig und würdig war, da setzte auch Gott das Priesterthum ein, welches den Segen unter dem Volk zu vermitteln und zu spenden hatte; und zwar nach gesetzlicher Ordnung und Vorschrift, daher es auch dem Volk gesetzlich zur Pflicht gemacht wurde, das Priesterthum, als die Vermittlerin des Segens Gottes in seiner Mitte zu ehren und anzuerkennen. 5 Mose 17, 12; 1 Chronika 17, 22; Sirach 7, 31, 32. Die priesterlichen Segnungen waren daher nicht blos äußerliche, bedeutungslose kirchliche Handlungen, sondern vielmehr göttliche Akte, die Jehovah durch seine Diener in seinem Namen verrichten ließ. 5 Mose 21, 5.

Im neuen Bunde, da die Spendung des Segens Gottes eine allgemeinere geworden ist, zumal der neutestamentliche Segen allen Völkern übermittelt werden soll, und die Berufung zum geistlichen Amte nicht von äußerlicher Befähigung und leiblicher Geburt und Abstammung vom Priestergeschlechte, sondern von der Befähigung abhängt, die durch den Geist Gottes gewirkt wird, ist auch das Amt der Segensspendung, welches das Amt des Geistes ist, und die Versöhnung predigt, ein viel herrlicheres als das des alttestamentlichen Priesterthums. 2 Cor. 3, 8. 9. Die Gemeinde Christi soll darum auch die Träger des geistlichen Amtes, welche Diener Christi und Haushalter über Gottes Geheimnisse sind, respektiren, sie soll ihre Vermittlung suchen und dadurch auch ihren Glaubensgehorsam bezeugen. 1 Cor. 4, 1; Jak. 5, 16—19. Was nun die Segnungen im neuen Bunde selbst anbelangt, unter welche sich der einzelne wie alle Glieder der Kirche sich zu stellen haben, z. B. beim öffentlichen Gottesdienst, bei Taufe, Confirmation, Beichte, Abendmahl, Eheschließung und dergleichen, so sind auch sie nicht blos äußerliche Ceremonien und kraftlose Handlungen, sondern reelle Spendungen der leiblichen und geistlichen Wohlthaten Gottes. Freilich hängt der Empfang des Segens, der durch die Diener Christi vermittelt wird, von dem Glauben dessen ab, der gesegnet werden soll; denn im neuen Bunde ist der Glaube als Bedingung aufgestellt, unter welcher man des Segens theilhaftig werden kann. Der eigentliche Vermittler des Segens Gottes, Christus selbst, konnte da, wo kein Glaube war, keine einige That thun, Matth. 15, 58. Hingegen wo Glaube vorhanden, da konnte er sagen: „Dein Glaube ist groß, dir geschehe wie du willst.“ Matth. 15, 22, oder „Gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen.“ Luk. 17, 19. Die Diener Christi können darum auch nicht den Segen spenden, wo der Herzenskündiger nicht die erforderlichen Bedingungen erfüllt, oder vorhanden sieht. In Anbetracht des Glaubens, der durch die Gnade Gottes für den Empfang seines Segens berechtigt, und der Stellung des Dieners Gottes, der als bloßes Werkzeug im Namen des dreieinigen Gottes handelt, mögen darum auch kirchliche Segens-

spendungen von ungläubigen Dienern Christi, an welche die Betreffenden unter Umständen aus Gehorsam gewiesen sind, ihren Zweck erreichen und giltig sein, denn ihr Unglaube hebt den Glauben derer, die gesegnet werden wollen, nicht auf, daher auch für sie die Segensquelle geöffnet bleiben muß. Ebenso wendet sich der Segen, der von den Gläubigen gespendet wurde, wieder von solchen zurück, welche seiner nicht würdig waren. Luk. 10, 5, 6. Jedoch hat sich der Diener Christi derer zu hüten, daß er nicht unvorsichtiger und unberufener Weise den Segen Gottes übermittelt. (1 Timoth. 5, 22.)

Hat nun aber der Glaube derer, welche des Segens Gottes theilhaftig werden wollen, so große Bedeutung, daß er für den Empfang desselben berechtigt, so ist doch gewiß auch der Glaube und das persönliche Verhältniß der Diener Christi zu ihrem Herrn, von großer Wichtigkeit. Mag auch angenommen werden, daß die Stellung der gläubigen Diener Christi da, wo auf Grund des Glaubensgehorsams der Segen Gottes gespendet werden kann, keine mitwirkende Bedeutung hat, so ist sie doch da, wo erst durch gläubiges Gebet und Fürbitte die Gaben Gottes flüssig gemacht werden müssen, von großer Wichtigkeit, zumal das Gebet des Gerechten viel vermag, wenn es ernstlich ist, Jak. 5, 16—18, und dem Diener Gottes um seiner Treue willen viel anvertraut wird, was er in der brüderlichen Handreichung nach Gottes Willen zu vermitteln hat. 1 Tim. 1, 12. In gewissen Fällen werden ja manche Gaben und Wohlthaten Gottes nur dann geschenkt, wenn sie durch aufopfernde Liebe und Glauben der Auserwählten flüssig gemacht worden sind, und wenn der erforderliche Sieg über das Reich der Finsterniß errungen ist. Offenbarung Joh. 17, 14. Es muß zwar auch im Glauben festgehalten werden, daß Gott diejenigen, die ihre Zuflucht zu ihm nehmen, und ihr Vertrauen auf die Gnade Christi setzen, nicht über Vermögen versucht werden und umkommen läßt; daß gleichsam (beispielsweise geredet) da, wo kein Todtenerwecker ist, auch ein Lazarus nicht dem Tode anheimfallen darf, dieweil er doch aus Gnaden leben mag. Deßhalb dürfen wir auch bitten: „Führe uns nicht in Versuchung.“ Aber, wenn eben doch auf eigenes und gläubiges Gebet hin keine Rettung und Hilfe kommen will, sehen wir uns denn nicht durch's Wort Gottes selbst angewiesen, brüderliche Handreichung und Fürbitte zu suchen, zumal sich ein Apostel nicht schämte, solche in Anspruch zu nehmen, und große Verheißungen derselben geschenkt sind. 2 Cor. 1, 10. 11. Kann doch die Hoffnung auf Wegnahme des Pfahls im Fleisch erst dann mit Recht aufgegeben werden, wenn die bestimmte Antwort von Gott erfolgt ist: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ 2 Kor. 12, 9. Allein gerade diese Antwort wird einem vielfach erst dann zu Theil, wenn man die Fürbitte und Handreichung der Gläubigen gesucht und in Anspruch genommen hat, zumal auf Grund ihrer Verheißungen die Hoffnung auf Erlösung und Hilfe neu aufleben darf, und der Gläubige auch in dem Stück die Aechtheit seines Glaubens zu erproben hat, daß er die göttliche Ordnung in der brüderlichen Handreichung anerkennt, und den Nächsten in Demuth höher achtet als sich selbst. So muß auch den mei-

sten Leidenden mit, oder auch vor der leiblichen Hilfe, die geistliche entgegengebracht werden, damit der Zweck des Leidens erreicht wird und der leibliche Segen nicht zum Fluch werden mag, was eben gerade durch brüderliche Handreichung, durch welche man auch naturgemäß vom Geiste Gottes berührt und beeinflußt wird, erst recht erkannt und erreicht werden mag. Wie vieles könnte darum durch Fürbitte, Händeauflegen und Segnen der Aeltesten erlangt werden, wenn ihre Vermittlung gesucht und geglaubt würde, und wenn der Mensch den richtigen Weg zur Erlangung des Segens Gottes einschlagen wollte; während um des Unglaubens, des Hochmuths und Verkehrtheit des Herzens willen manches Uebel bleiben darf und getragen werden muß. Matth. 13, 58. Es ist zwar in der christlichen Kirche der Glaube an die göttliche Segensspendung noch nicht erloschen, denn durch manche kirchliche Handlungen, als Taufe, Confirmation, Kopulation, christliches Begräbniß, insbesondere durch Predigt und dergl. wird sie noch gesucht und geglaubt. Allein die Segensspendung und der Glaube an dieselbe beschränkt sich leider im allgemeinen in unserer Zeit nur auf gewisse, von der Kirche angeordnete Handlungen, während doch für alle Fälle, wo der Segen Gottes erforderlich ist, dem Glauben das Recht zusteht, um denselben bitten zu dürfen, und da wo er im Glauben gesucht wird, ihn auch vermitteln zu können. Warum aber außergewöhnliche Segensspendungen so selten gesucht und vermittelt werden, hat seinen Grund nicht darin, daß genügend Segen gespendet wird, oder daß es so sehr an der brüderlichen Handreichung fehlt, denn wo letztere nicht wäre, aber mit Ernst gesucht würde, müßte sie naturgemäß erzeugt und geschaffen werden, denn Gott kommt jederzeit, wenn auch durch schwache Mittel und Werkzeuge dem Bedürfniß der Gläubigen entgegen. Die Ursache der spärlichen Handreichung liegt vielmehr darin, daß die Betreffenden, welche des Segens Gottes bedürftig wären, nicht den ernsten Willen haben, auf das einzugehen, was ihnen das Wort Gottes bezeugt, und was der Herr entweder Hand in Hand mit der leiblichen Hilfe, oder noch vor derselben an ihnen ausrichten will, nämlich daß sie gründliche Buße thun, sich bekehren und dem allem absterben, was dem Herrn mißfällig ist und den Segen Gottes aufhält. Leichter ist es freilich zu menschlicher Hilfe und zu unnatürlichen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, als auf den Rath Gottes einzugehen; weßhalb auch viele in Unwissenheit und Aberglauben auf verbotenen Wegen gehen, und durch Spiritismus, Magnetismus, Zauberei, Beschwörungen, Brauchereien und dergl. sich Hilfe zu verschaffen suchen. Ueber viele muß der Herr auch heutzutage die Klage führen: Mich, die lebendige Quelle, verlassen sie und machen ihnen hie und da ausgehauene Brunnen, die doch löchricht sind, und kein Wasser geben." Jerem. 2, 13. „Es ist auch leichter," (sagte Blumhardt einmal) „sich in eine Ergebung in Gottes Willen hineinzuleben, als die Riegel wegzuschieben, welche die Hilfe Gottes aufhalten."

Sollte es aber nicht auch in der brüderlichen Handreichung besser stehen, als es wirklich und gegenwärtig ist, entfaltet diese etwa ihre ursprüngliche Thätigkeit, oder wird sie etwa gar durch ärztliche Kunst und Mittel ersetzt?

Wohl spendet Gott seinen Segen auch auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft; denn was der Naturboden der Menschheit noch Göttliches in sich schließt, alles, was von besonderem Segen schon durch die bisherigen Offenbarungen Gottes vorhanden und verheißen war, kommt der Herrlichkeit Gottes in Christo entgegen und wird zum Heil der Menschen verwerthet. Die Natur bleibt darum nicht unbenutzt liegen, daß statt natürlicher Kräfte nur Wunder hervortreten würden, sondern die Natur ist dienstbar, je nachdem sie der Geist des Lebens in Anspruch nimmt. Auch wird auf kirchlichem Gebiete, obgleich den äußeren und fleischlichen Augen die Wunder Gottes verdeckt und verborgen bleiben, auch heutzutage viel leiblicher und geistlicher Segen Gottes vermittelt und gespendet; denn der Herr bekennt sich auch zu seinen schwachen Werkzeugen und läßt den, der auf ihn traut, nicht zu Schanden werden. Halten wir im Glauben fest, daß an Gottes Gnade alles gelegen ist, und daß kein Haar von unsrem Haupte fällt ohne Gottes Willen, so erfahren wir täglich Gnade um Gnade, Wunder auf Wunder. Es entfaltet sich auch eine allgemeine Thätigkeit in der Ausbreitung des Reiches Gottes, und ein großer Eifer im Dienst des barmherzigen Samariters, was gewiß zu den Wundern Gottes und Wirkungen des heiligen Geistes zu zählen ist. Allein wie manches Elend und Noth geht gerade neben besagter Glaubensthätigkeit in der Kirche einher, die eine Desperation sowohl auf Seiten der Leidenden, als auch auf Seiten der Diener Christi und der ärztlichen Wissenschaft hervorruft. Es geht der Menschheit in unserer Zeit etwas ab, was sie in tausend Fällen doch haben sollte, und was laut der neutestamentlichen Oekonomie durch brüderliche Handreichung vermittelt werden dürfte; nämlich die unmittelbare Einwirkung des Herrn mit seiner Sieges-, Geistes- und Auferstehungs-Kraft, durch die nicht allein der gebundenen und geschlagenen Menschheit geholfen werden könnte, sondern auch die Werke Gottes zugleich offenbar werden sollten. Joh. 9, 3. Solche Entbehrung, oder vielmehr solches Unvermögen in der Spendung des Segens, der doch in Christo vorhanden ist, und auf dem Gnadentisch Gottes für den Empfang bereit liegt, hängt hauptsächlich von der Untreue, Unglauben, Ungehorsam, Saumseligkeit und Trägheit derer ab, die das Licht und Salz der Erde und Quellen lebendigen Wassers, Priester oder Vermittler und Spender des leiblichen und geistlichen Segens Gottes sein sollten. Wohl ist der Segen Gottes nicht Eigenthum des Dieners Christi, sondern Gnade und Gabe Gottes, die er im Namen Jesu zu vermitteln hat, und die Gott immerhin da, wo wahrer Glaube vorhanden ist, fließen lassen kann und will; aber es hängt doch ungemein viel von der Treue ab, die vom Diener Christi gefordert wird, durch den die Werke Gottes offenbar werden sollen. Gott kommt zwar zu seinem Ziel und Zweck auch ohne die einzelnen, aber doch mit Verzug durch die Schuld derer, die nicht treu sind, zumal auch die Kirche zur Förderung seines Reiches und seines Sieges beizutragen hat. Matth. 9, 38. Offenbarung Joh. 17, 14. Wie viel könnte darum durch die Diener Gottes zum Wohl und Heil der Menschen und zur Ehre Gottes geschehen, wenn sich jeder einzelne seines Berufs recht bewußt würde, und er von dem großen Schatz der Gnaden und

Gaben in Christo durch den Glauben in Demuth und Einfalt rechten Gebrauch machen und damit haushalten könnte. Aber nicht jedes läßt sich eben in die Schule der Demüthigung und des Gehorsams nehmen, in welcher Gott seine Werkzeuge läutert und formirt, indem er durch menschliche Mittel und Wege wieder aus derselben herauszukommen sucht. Auch läßt sich nicht jeder in den Kampf, der mit geistlichen Waffen gekämpft werden muß, hineinziehen, damit er lernte, für sich und andere Gaben und Kräfte des Geistes zu erlangen und zu verwerthen. Mancher streckt das Gewehr, wo es Leiden und Anfechtungen zu erdulden gilt, während doch gesagt ist: „Mein Kind, willst du Gottes Diener sein, so schicke dich zur Anfechtung.“ Sirach. 2, 1. Aber auch: „Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“ Matth. 16, 18. Nun soll aber doch die priesterliche Stellung, deren sich der berufene Diener Christi bewußt werden muß, ihn antreiben, für seinen Freund, den er bald finden wird, oder der von der Straße zu ihm kommt und Handreichung sucht, die nöthigen Brode zu verschaffen suchen. Luk. 11, 5. Thut er das so, daß er seinen Freund nicht ungesättigt von sich gehen lassen will, auch wenn er Tag und Nacht durch Beten und Fasten um die nöthigen Brode rufen und anklopfen müßte, so würde ihm und seinem Freund das Nöthige gegeben werden. Luk. 11, 8. Ja noch mehr, es würden, wie Pfr. Blumhardt sagt, noch mehr Gäste zu ihm kommen und zwar um so lieber, weil sie merkten, daß bei ihm Herz und Lust vorhanden ist, auch ihnen den Segen Gottes durch brüderliche Handreichung zu vermitteln. So mögen wohl da und dort Stätten der Zuflucht und Teiche Bethesda zu finden sein, wo der Engel Gottes verborgen oder offenbar das Wasser bewegt, oder Gott seinen Segen in besonderer Weise fließen läßt; allein eine Aenderung und Besserung der brüderlichen Handreichung im Allgemeinen kann wohl nicht eher eintreten, als bis durch den Kampf der gläubigen Glieder der Kirche der erforderliche Sieg über das Reich der Finsterniß und des Unglaubens errungen ist, durch welchen nach den Reichsgesetzen Gottes einer allgemeineren und völligeren Ausgießung des hl. Geistes, die auch die Gaben zur völligen Handreichung mit sich bringt, Bahn gebrochen werden muß. Einstweilen gilt es im Kampfe treulich mitzuhelfen, die Segensquelle aber dennoch im Glauben völlig offen zu sehen und daraus zu schöpfen, was immerhin für alle Zeit dem, im Namen Jesu Bittenden, verheißen ist. Alsdann werden auch die lassen Hände und die wankenden Kniee gestärkt werden; denn in Christo sind alle Gottesverheißungen Ja und Amen, Gott zu Lobe durch uns. 2 Cor. 1, 20.

Welcher unter den Philanthropen hat am nachhaltigsten gewirkt, und weßhalb?

(Eingesandt von A. Breitenbach.)

(Schluß.)

Fragen wir aber, was hat denn Salzmann durch seine Erziehungsanstalt bewirkt? so wird die Antwort vielseitig ausfallen. Schon das ist nicht gering anzuschlagen, daß er durch dieselbe den praktischen Beweis für die

Ausführbarkeit seiner Grundsätze, die wir aus seinen Schriften kennen lernen, gibt und in derselben ein gutes Vorbild hinterläßt. Auch hat die Anstalt zu Schnepfenthal gewiß manchen Zögling glücklich und tüchtig gemacht und auf diese Weise, sowie auch indirekt wieder durch die aus der Anstalt entlassenen Schüler viel Gutes gestiftet und insonderheit dem Erziehungswesen große Dienste geleistet; war doch z. B. der erste Schüler, den die Anstalt bekam, kein anderer als Karl Ritter, dessen Verdienste um die Geographie genügsam bekannt sind. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß die an der Anstalt wirkenden Lehrer, durch Salzmanns Beispiel wesentlich beeinflußt, viel gewirkt haben, wie sich dann z. B. Guts Muths insonderheit durch Förderung des geographischen Unterrichts und Ausbildung der Leibesübungen zur planmäßigen Gymnastik verdient machte, während Lenz die Naturgeschichte durch sinnige Beobachtungen und literarische Arbeiten förderte. Wir können hier indeß die Bemerkung nicht unterlassen die freilich mehr oder weniger auch auf die übrigen Philanthropen beziehlich wäre, daß der durch Salzmanns praktische Wirksamkeit gestiftete Segen ein ungleich größerer sein würde, wenn Salzmann eine solche Thätigkeit auf dem Gebiete der Volksschule entwickelt hätte, wie er sie für sein Privat-Institut zeigte.

Bedeutender und nachhaltiger noch als durch seine praktische Lehrthätigkeit hat Salzmann durch seine zahlreichen Schriften und durch die in diesen ausgesprochenen Grundsätze gewirkt. Auch in dieser Hinsicht findet Salzmann viel rühmende Anerkennung. Schmids Encyklopädie sagt: „Im Triumvirate der ersten Kinderbuchperiode (Weisse, Campe, Salzmann) ist Salzmann vielleicht der Schwächste, aber gewiß nicht der Schlechteste. Neben dem realistischen Campe, dem civilisirenden Weisse steht er am bescheidendsten, aber am reinsten da."

Wir nennen aber von Salzmanns Schriften hier folgende: „Ueber die wirksamsten Mittel, den Kindern Religion beizubringen;" „Noch etwas über die Erziehung;" „Ameisenbüchlein;" „Krebsbüchlein;" „Konrad Kiefer;" „Ueber die heimlichen Sünden der Jugend;" „Der Himmel auf Erden," und können nicht umhin, aus den drei ersten dieser Werke die wichtigsten Grundsätze Salzmanns hervorzuheben und ihren Einfluß wenigstens anzudeuten. In den „wirksamsten Mitteln" finden wir folgende beherzigenswerthe Regeln, die freilich in erster Reihe auf Ertheilung des Religionsunterrichts Bezug haben, die aber auch beziehungsweise für allen Unterricht gelten. 1) Die Zeit des Unterrichts sei für kleine Kinder nicht zu lang, sonst ermüdet die Aufmerksamkeit. 2) Der Ort des Unterrichts sei möglichst angenehm, sonst werden die Kinder verdrießlich und mit dem Orte wird ihnen der Unterricht verhaßt. 3) Die Personen, die den Unterricht ertheilen, sollen dazu geschickt sein; ein grämlicher, empfindlicher Lehrer macht die Kinder zittern und stiftet mehr Schaden als Nutzen. 4) Die Sachen, die vorgetragen werden, sollen für die Kinder einen wirklichen Werth haben. 5) Die Gegenstände sollen in einer passenden Ordnung vorgetragen werden. 6) Die Methode muß gut sein; es soll nicht zu viel auswendig gelernt werden, was aber gelernt wird, muß auch verstanden sein; so lassen sich die Strafen

beschränken, und das Kind hat doch mehr Nutzen von der geringeren Mühe. 7) Endlich muß die Sprache, in der wir mit den Kindern reden, einfach und ihnen verständlich sein, denn Kinder haben ihre eigene Sprache, und wer diese nicht versteht, kann auch nicht mit Erfolg lehren.

Außer diesen hochwichtigen Grundsätzen heben wir noch hervor, daß Salzmann das Studium der Kindesnatur dringend empfiehlt, um die rechte Unterrichtsmethode zu lernen.

Auch was Salzmann in demselben Werke über den Werth der Erzählung, über das „Was", „Wie", „Wenn" und „Wo", über Wiederholungen, über die Bedeutung der Bilder und des Gesanges für kleinere Kinder, sowie über die entwickelnde Methode des Religionsunterrichts sagt, enthält soviel Wichtiges und noch heute Geltendes, daß wir es am liebsten ausführlich hier hersetzten; jedoch begnügen wir uns mit diesen kurzen Andeutungen und geben nun noch aus zwei andern Werken Salzmanns diejenigen Punkte an, durch die uns seine Wirksamkeit am deutlichsten bewiesen zu werden scheint.

In seiner Schrift „Noch etwas über die Erziehung" führt Salzmann fünf Hauptmängel an, an welchen die Erziehung trotz der besseren Erziehungsgrundsätze, die sich überall mehr und mehr Bahn gebrochen, immer noch leide, und welche, je eher desto besser, der Abstellung bedürfen. Als ersten Hauptmangel bezeichnet Salzmann die Vernachlässigung der körperlichen Erziehung und fordert ein planmäßiges Betreiben des Turnens und der Handarbeiten, wie er auch verlangt, daß den Kindern Anleitung gegeben werde, ihre Gesundheit zu erhalten und in Krankheitsfällen auf eine vernünftige Weise wieder herzustellen. Sollte es daher nicht zum großen Theil das Verdienst Salzmanns sein, daß man heute noch, und viel mehr als früher, dem körperlichen Wohle der Schüler ein so großes Interesse widmet? daß man auf gesunde Schulzimmer, auf bequeme Sitzbänke und gutes, richtig fallendes Licht großes Gewicht legt, um das Blut frisch, den Rücken gerade und die Augen gesund zu erhalten? daß man darauf bedacht ist, den Kindern zwischen den einzelnen Unterrichtsstunden eine kurze Erholung zu gönnen, und sich bemüht, die häuslichen Arbeiten nicht über die Maßen auszudehnen?

Als einen zweiten Mangel rügt Salzmann, daß man die Jugend zu wenig mit der Natur bekannt mache, und daß, wenn es geschieht, es nicht in der richtigen Weise geschehe. Und sollte nicht diese Rüge Salzmanns, sowie seine Vorschläge zur Besserung, die Triebfeder wieder mit davon gewesen sein, daß man in neuerer Zeit der Naturgeschichte soviel Wichtigkeit beilegt und auf eine gute Methode derselben Bedacht nimmt? daß man die Kinder hinausführt in Feld und Wald, um sie dort mit der herrlichen Gotteswelt in nähere Berührung zu bringen? daß man Naturaliensammlungen aller Art anlegt und durch gute Abbildungen das nicht in natura Gegenwärtige zu ersetzen sucht? daß man nicht darauf das Hauptgewicht legt, daß die Kinder eine Menge Namen wissen, sondern ihnen Augen und Ohr, Herz und Gemüth zu öffnen bemüht ist?

Drittens tadelt Salzmann, daß der ganze Unterricht dahin abziele, die Aufmerksamkeit der Kinder von dem Gegenwärtigen abzuziehen und auf das

Abwesende zu lenken. Wenn man nun heute beim Unterrichte vorzugsweise synthetisch, deductiv oder progressiv vorführt, sollte das nicht theilweise die Folge von Salzmanns Tadeln und Bessern sein? Wenn man in der biblischen Geschichte z. B. mit Familiengeschichten beginnt, in der Geographie mit der Heimathskunde den Anfang macht, in der Geschichte die vaterländische in den Vordergrund stellt und in der Naturgeschichte mit dem Zunächstliegenden anfängt, zeigt sich darin nicht auch der Einfluß Salzmanns?

Als vierten Mangel der Erziehung hebt Salzmann hervor, daß die Kinder beim Lernen mehr fremde als eigene Kräfte gebrauchen, und verlangt, daß der Lehrer weniger gebe und mittheile, als vielmehr die Kinder zum Beobachten und Denken, überhaupt zur Selbstthätigkeit anhalte und erziehe. — Auch das, was Salzmann in dieser Beziehung gesagt hat, ist nicht unbeachtet geblieben. Man legt noch heute Gewicht darauf, daß die Kinder von vornherein zur Selbstthätigkeit angehalten werden, daß sie auf allen Stufen und in jeder Stunde des Unterrichts eine ihren Fähigkeiten entsprechende Beschäftigung erhalten, und daß neben dem „Unterrichte" stets die „Uebung" folge und hergeht.

Endlich rügt es Salzmann, daß der jugendlichen Arbeit keine unmittelbare Belohnung zu theil werde, und weist auf die Anreizung der kindlichen Thätigkeit durch Gewährung kleiner Vortheile, Auszeichnungen u. s. w. hin. Man hat auch diese Ideen Salzmanns in so fern berücksichtigt, als man Gewicht darauf gelegt hat, daß das Kind Freude haben soll am Lernen. Diese Freude, die dem Kinde gewiß dann zu theil wird, wenn der Lehrer es stufenmäßig weiter führt und von ihm nur Arbeiten fordert, die es allein und gut auszuführen vermag, ist gewiß der reinste und schönste Lohn für seine Mühe. Andere Belohnungen, wie Lob und Ehre, worauf die Philanthropen ein so hohes Gewicht legen, sind nicht immer so unbedingt zu empfehlen und müssen wenigstens mit großer Vorsicht ertheilt werden.

Wir können dieses Werk Salzmanns nicht verlassen, ohne die Worte Karl Richters hier herzusetzen: „Den Lehrer möchten wir kennen, der das Buch aus der Hand legte, ohne in dieser oder jener Hinsicht angeregt worden zu sein und den Mann schätzen und lieben gelernt zu haben, der, seines Zieles sich klar bewußt, seinen eigenen Weg sich bahnte, um seine Zöglinge nach jeder Rücksicht hin für die Welt und das Leben geschickt zu machen".

In seinem „Ameisenbüchlein" stellt Salzmann eine Anzahl wichtiger Forderungen, die gewiß auch nicht ohne nachhaltige Wirkung gewesen sind, und von denen wir hier deshalb einige hervorheben. Schon das Symbolum Salzmanns: „Von allen Fehlern und Untugenden seiner Zöglinge muß der Erzieher den Grund in sich selbst suchen", gibt dem Lehrer viel zu denken und wird den gewissenhaften vor manchem pädagogischen Irrthum bewahren und zum richtigen Handeln veranlassen. Sodann sind weiter die Forderungen, die Salzmann im „Plan zur Erziehung der Erzieher" stellt, gewiß der Beherzigung werth und werden auf einen strebsamen Lehrer nicht ohne Einfluß bleiben. Wir nennen insonderheit: „Sei gesund! Sei heiter! Lerne

mit Kindern umgehen und sprechen! Gewöhne dich, mit deiner Zeit sparsam zu sein! Handle immer so, wie du wünschest, daß deine Zöglinge handeln sollen!"

Wenngleich nun auch Salzmann durch Aufstellung solcher Forderungen nicht direct gewirkt hat, so glauben wir doch wiederholen zu müssen, daß für den Fall, daß seine Worte nicht ungehört verhallt sind — und dies ist gewiß nicht geschehen — dieselben still und unbemerkt im Herzen der Lehrer viel Gutes angeregt und so einen ganz unberechenbaren Segen gestiftet haben. — Wir enthalten uns, auf den Inhalt dieser Schrift näher einzugehen, schließen aber hier das Urtheil an, das sich in Schmids Encyklopädie über „Konrad Kiefer" und das „Ameisenbüchlein" findet: „Diese beiden Schriften verdienen noch jetzt gelesen zu werden und sind nicht als veraltet anzusehen. Wenn schon das meiste von dem, was sie geben, heutzutage wenigstens theoretisch zu allgemeiner Anerkennung gekommen ist, und einiges, namentlich die religiöse Seite einer Ergänzung bedarf, so gibt es doch vielleicht in der neuen pädagogischen Literatur kein Werk, das die häusliche Erziehung, besonders der ersten Jahre, vor Eintritt der Schule, in so anschaulich praktisch, lebendig anregender Weise darstellte, wie Konrad Kiefer, und keines, das die Pflicht des Erziehers, sich selbst zu vervollkommnen und den Grund jedes Mißerfolgs vor allem in sich selbst zu suchen, so eindringlich mit mildem Ernst und erfahrungsreicher Weisheit an's Herz gelegt hätte, wie das „Ameisenbüchlein".

Mögen auch die übrigen Schriften Salzmanns immerhin viel Lehrreiches und Anregendes enthalten, so können wir doch den Inhalt derselben hier nicht näher berücksichtigen. Außer dem schon erwähnten „Konrad Kiefer" dürfte wohl sein „Krebsbüchlein" noch den größten pädagogischen Werth haben. — Auch die für die Jugend geschriebenen Bücher Salzmanns gehören nach den aus Schmids Encyklopädie oben angeführten Worten zu den besten und sind ein Beweis für seine außerordentliche schriftstellerische Wirksamkeit.

Wir können aber Salzmanns Bedeutung nicht treffender bezeichnen, als mit den Worten Schumanns: „Unter den Philanthropen hat Salzmann die neuen Ideen am reinsten und klarsten erfaßt und am ruhigsten und besonnensten durchgeführt, gleich ausgezeichnet durch seine Thätigkeit als praktischer Erzieher, wie durch seine Klarheit und Einfachheit als pädagogischer Schriftsteller".

Fragen wir nun zum Schluß: Welcher unter den Philanthropen hat am nachhaltigsten gewirkt? so scheint uns Salzmann dies Verdienst zu haben; denn wir haben gesehen, daß Basedow wohl die Schäden des Erziehungswesens erkannte, auch durch Wort und That zu bessern bemüht war, daß aber die von ihm selbst aufgestellten Grundsätze viel Irriges und Unpraktisches enthielten und daher im ganzen ebensowenig einen dauernden Einfluß auszuüben vermochten, als sein Philanthrophin Bestand hatte; sowie, daß durch seine Persönlichkeit und sein Vorbild auch manches verdorben wurde, was andernfalls sehr segensreich hätte wirken können. Basedows Verdienst besteht also im wesentlichen nur darin, den Weg zum Bessern gezeigt zu haben. —

Wir haben ferner gesehen, daß Campe nur durch seine literarische Thätigkeit, besonders durch seine Jugendliteratur Epoche machte und nachhaltig wirkte. Von Salzmann aber ist gerühmt, daß nicht nur seine Anstalt zu Schnepfenthal noch heute wirksam ist, sondern daß auch von seinen Grundsätzen und Ideen — in seinen zahlreichen Schriften ausgesprochen — noch viele in praktischer Anwendung sind, so daß wir mit den vorerwähnten Autoren übereinzustimmen glauben, wenn wir behaupten, sein Wirken dauert noch jetzt am deutlichsten in der heutigen Pädagogik fort und wird gewiß zum Heile der Schule noch lange fortdauern.

Wie kann die Schule Charaktere bilden?

(Eingesandt von Lehrer J. H. König.)

Da die Bildung des Charakters einen wichtigen Theil der Erziehung umfaßt, so ist sie auch eine der allerwichtigsten ihrer Aufgaben. Ihr Ziel soll sein: Sowohl dem Denken als auch dem Wollen des Zöglings die feste Richtung und Sicherheit zu geben, in welcher er sich durch keinerlei äußerliche Einflüsse und Hindernisse in der Verfolgung des als richtig erkannten Zieles beirren läßt. Ein Blick auf unsere Jugend läßt fast befürchten, daß mehr Windfahnen als Männer von Charakter erzogen werden.

Was kann nun die Schule für die Bildung des Charakters thun? Wenig und viel! — Wenig, denn sie kann nur gewisse Elemente und Bedingungen des Charakters pflegen, nur den ersten Anfang zur Bildung des Charakters machen; denn der Charakter kann nicht das Resultat des Kindes- und Knabenalters, sondern nur die Frucht des männlichen Alters sein. — Viel kann in der Schule für die Bildung des Charakters geschehen, weil ohne Anfang kein Ende, und was Schule und Haus versäumt hat, schwer nachgeholt oder gut gemacht wird. Da die Schule für's Leben lehrt und von allem, was das Leben von jedem Menschen zu fordern berechtigt ist, die Grundbedingungen oder Elemente aufzusuchen und zu pflegen hat, so muß dieses auch in Beziehung auf Charakterbildung ihre Aufgabe sein. Dieser Grundbedingungen oder Elemente gibt es hauptsächlich drei: Wahrhaftigkeit, Selbständigkeit, Beharrlichkeit. Je nachdem die Schule diese drei Elemente der Charakterbildung pflegt, kann sie edle, aber auch unedle Charaktere bilden. Je nach dem Wesen des Charakters liegt in dem Menschen eine Bestimmungsmacht: Entweder das Gewissen oder der Egoismus. Wird ein Charakter von dem Gewissen bestimmt oder getrieben, so ist er ein edler, Vertrauen und Liebe einflößender; wird er vom Egoismus geleitet, so ist er ein unedler, und kann wohl Furcht, aber nicht wahre Achtung und Liebe erwecken. Die Schule hat also, um edle Charaktere zu pflanzen und zu pflegen, vor allem in ihren Zöglingen das Gewissen zu wecken und es zur leitenden Macht und Regel zu erheben, und auf diesem Grunde die Schüler an Wahrhaftigkeit, Selbständigkeit und Ausdauer zu gewöhnen. Wird der Zögling gewöhnt, auf die Stimme seines Gewissens zu achten, bei allem Thun sich zuerst zu versichern, wie sich das Gewissen dazu verhalte: dann gelangt er zur Gewissenhaftigkeit, welche alles unterläßt, dessen Ausübung, und alles thut, dessen Unterlassung ihm Gewissensbisse verursachen möge. Ohne Wahrheit, ohne Aufrichtigkeit ist ein edler Charakter nicht denkbar. Die Schule hat also nichts eifriger anzustreben, als ihre Schüler an Wahrheit und Offenheit zu gewöhnen. Das geschieht aber nicht durch Furcht, sondern durch Liebe; denn nur die wahre Liebe bewahrt dem Erzieher den Weg offen zu den Herzen der Jugend. In dem Sprichwort: „Wer lügt, der stiehlt auch," ist

der Weg angedeutet, auf welchem die Lüge dem sittlichen Ruin unaufhaltsam entgegenführt. Die Wahrhaftigkeit und Offenheit des Zöglings wird ferner befördert durch Erweckung des Ehrgefühls. Hierzu verhilft die Schule durch Schonung der Ehre des Schülers, also durch ehrenhafte Behandlung. Am meisten trägt dazu bei das eigene Beispiel von Offenheit und Wahrhaftigkeit des Lehrers. „Worte sind Zwerge, Beispiele Riesen." Zur Wahrhaftigkeit gehört endlich noch die Ueberzeugungstreue; denn diese ist nichts anders als die Wahrheit nach innen und außen, d. i. die Uebereinstimmung des Redens und Denkens mit dem gewissenhaften Handeln. Viele Menschen sind von Jugend an gewöhnt, ohne Prüfung anzunehmen, und dies alsdann für Ueberzeugung zu halten und auszugeben. Eine solche eingebildete Ueberzeugung ist nicht immer der Treue werth. Daraus folgt, daß die Schule, wenn sie künftig in ihren Schülern überzeugungstreue Männer finden will, von Anfang an darauf hinarbeiten muß, sie vor bloßem Nachsprechen zu bewahren. Gewöhnt die Schule den Schüler, sich selbst von allem durch Einsicht und Prüfung der Gründe eine eigene Ueberzeugung zu bilden, so wird er es später für Gewissenssache halten, solcher Ueberzeugung treu zu bleiben.

Selbständigkeit ist das zweite, was zur Charakterbildung gehört. Kein Mensch ist ganz unabhängig, aber in dem, was eines Menschen eigenste Sache ist, muß er auf eigenen Füßen stehen. Die eigenste Sache und das Vorrecht des vernünftigen Wesens ist: Denken und Wollen. Daher muß der Mensch selbst denken, selbst wollen, selbst stehen, selbst gehen, selbst handeln. Das ist die Selbständigkeit, die er sich bewahren muß! Selbst das, was er von Andern hört, lernt, annimmt, erhält er erst durch sein eigenes Nachdenken und Prüfen als sein geistiges Eigenthum. Schon der Unterricht soll den Schüler zu dieser Selbständigkeit anleiten. Aber auch der Lehrer muß darauf dringen, daß sich der Schüler an selbständiges Thun gewöhne, indem er die gegebenen Aufgaben ohne Zaudern angreife, ohne rechts noch links nach Hülfe auszuschauen. Was er anfängt, muß er entschlossen zu Ende bringen. Dies bringt uns zum dritten Charakterbildungselement — der Ausdauer.

Das Kind gleicht von Natur mehr dem Schmetterlinge, der von Blume zu Blume flattert und von jeder nur kostet, als der Spinne, die nicht müde wird, den zerrissenen Faden ihres Netzes wieder zehnmal zu flicken. Dieser Schmetterlingsnatur hat die Schule entgegen zu arbeiten. Sie hat den Schüler bei dem, was er thun oder lernen soll, festzuhalten und für den Lehrstoff zu interessiren, damit er ihm nicht langweilig werde; denn die Langeweile ist das Grab der Ausdauer. Die Geschichte ist für die Schule ein lehrreicher Bildersaal, in welchem der Lehrer die Schüler umherführen soll. Durch die Beleuchtung, die der Lehrer den geschichtlichen Darstellungen gibt, bekommen sie für den Schüler Farbe, Leben und Bedeutung. Auf die Charaktere, sowohl die edlen als auch die unedlen, lasse der Lehrer ein besonders helles Licht fallen. Er lehre den Schüler die edlen Charaktere als Wohlthäter der Menschheit verehren, und zeige ihm, wie solche Charaktere schon in der Jugend durch Wahrheitsliebe (z. B. Washington) Ausdauer, (Columbus), den Grund zu ihrer Charakterstärke legten. An den unedlen Charakteren aber zeige er, wie auch das Beste zum verderblichen Werkzeuge werden müsse, wenn es nicht in den Dienst der Wahrheit und Liebe, sondern der Selbstsucht gestellt wird. Ferner sorge der Lehrer auch dafür, daß seine Schüler in seiner eigenen Persönlichkeit einen edlen Charakter vor Augen haben. Wie die lebendige Stimme mehr wirkt als der gedruckte Buchstabe, so ist auch das, was man vor Augen sieht, eindringlicher und beweisender als das aus Büchern Gelernte. Zeigt also der Lehrer in seinem Umgange mit seinen Schülern,

daß man sich auf ihn und sein Wort unbedingt verlassen könne, daß er im Denken und Wollen nicht von Andern abhängig ist, daß er den Schüler bei dem, was er thun oder lernen soll, festhält, daß er selbst seine Arbeit gewissenhaft thut: so trägt er ohne Worte zur Charakterbildung der Schüler wesentlich bei.

Schulnachrichten.

Wenn wir in No. 19, Seite 151 des Friedensboten lesen: „Sechsmal ließ der unter vortrefflicher Leitung stehende, tüchtige Gesangchor seine Festgesänge ertönen. Die Orgelbegleitung unter dem jetzigen Organisten und Dirigenten, Herrn B. H. Schlüer, war vortrefflich," so macht uns das Freude, nnd wir wünschen, daß es dem Genannten nicht nur zur Aufmunterung diene, sondern vor allem zu dem demüthigen Bekenntniß führe: „Herr, ich bin viel zu geringe der Barmherzigkeit, die du wieder an mir gethan hast;" denn nur dem Demüthigen gibt Gott Gnade.

Auch Lehrer G. Pfaff hat durch Vermittelung des Herrn Prof. Kunzmann wieder Stellung gefunden, und wir wünschen, daß ihm der Herr unser Heiland zu seinem neugefaßten Entschlusse, mit Fleiß und Treue und mit einem Wandel vor Gott seinem Berufe Ehre machen zu wollen, reichlich Gnade gebe, auch zur Zierde und Freude unseres Lehrervereins.

Lehrer H. Degginger, der die Gemeindeschule in Blomington, Ills., gründete, und die Schülerzahl bis zu 50 gestiegen war, hat daselbst sein Amt niederlegen müssen, weil Herr Pastor Severing, als jetziger Pastor der Gemeinde, neben dem Pfarramt auch das Schulamt übernommen hat, indem der Gemeinde die Mittel fehlen, außer dem Pastor auch noch einen Lehrer genügend zu besolden. Dies hat Lehrer Degginger veranlaßt, einen Ruf an eine Gemeindeschule der evang.-luth. Generalsynode anzunehmen, nämlich in Joliet, Ills., woselbst er wiederum die Schule erst zu gründen hat. Der Herr schenke ihm auf dem neuen Arbeitsfelde Freudigkeit und Erfolg.

Lehrer R. Müller hat Stellung gefunden in Elmira, N. Y., an Past. Kammerers Gemeinde; die Schule ist auch erst im Entstehen begriffen. Möge Gott auch diesem Kollegen in seiner jetzigen Stellung mit reichem Erfolg segnen.

In Carlinville, Ills., wo die evang. Pauls-Gemeinde an ihrer Gemeindeschule seit einer Reihe von Jahren einen Lehrer angestellt hatte, ist dem jetzigen Pastor auch das Schulamt übertragen worden, damit der Gemeinde die nöthige Sparsamkeit ermöglicht werde.

Lehrer H. Haverkamp, der die lutherische Missouri-Synode verlassen und sich in unserer evang. Synode ein Arbeitsfeld suchte, ist, wie schon mitgetheilt, an der Gemeindeschule des Herrn Pastor Holke in New Orleans angestellt. Im Gemeindeboten des Südens schreibt Herr Past. Holke: „Durch des Herrn Gnade ist es uns gelungen, in der Person des Herrn Haverkamp einen Lehrer für unsere Gemeindeschule zu gewinnen. Wie manche Gemeinde wäre froh und dankbar, wenn sie einen guten Lehrer bekommen und unterhalten könnte. Von der Gemeindeschule hängt die Zukunft der Gemeinde ab. Wo Lehrer und Pastor in einer Gemeinde Hand in Hand arbeiten, geht das Werk noch mehr als einmal so gut. Am 3. August hat Herr Haverkamp unsere Gemeindeschule übernommen und leitet sie mit großer Geschicklichkeit."

Lehrer Haverkamp, nachdem er den kirchlichen Zustand der dortigen Gemeinde in einem Briefe an das Präsidium des Lehrervereins geschildert, sagt: „Der Lehrer, der kein Gottvertrauen, keine Energie, keine Geduld und keine eiserne Gesundheit besitzt, ist hier verloren!" Seine Schülerzahl ist von 39 auf 55 gestiegen. Als Gehalt waren ihm 500 Dollars und freie Wohnung zugesichert worden, hat aber bis jetzt noch keinen Wohnungszuschuß erhalten.

Wir wünschen dem lieben Kollegen, daß er ausharren möge auf seinem beschwerlichen Posten, so lange es Gott gefällt, und rufen ihm Kehrs Worte zu: „Wenn auch in diesem Geschäft Undank unser Lohn, Verkennung unser Loos ist, das darf uns in unserm Bestreben nicht irre machen. Die Liebe läßt sich nicht erbittern, und wer nicht um des Dankes willen arbeitet, den kann der Undank der Welt auch nicht betrüben."

Als ich neulich mit einem Kollegen über das Ziel des Rechnenunterrichts in der Gemeindeschule sprach und andeutete, daß man es in der Oberklasse wohl bis zur Kunst der Ausziehung der Quadratwurzel bringen könnte, machte er die Bemerkung: „Ja, aber die Kunst, die Unkrautswurzel auszuziehen, ist für die Schüler noch viel nöthiger, und für den Lehrer noch viel wichtiger und schwieriger!" Hat gewiß recht.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XIII. December 1885. Nro. 12.

Die Lehre der heiligen Schrift über das Verhältniß der Taufe zur Wiedergeburt und Bekehrung.

Eingesandt von P. M. Rös.

Der Täufer Johannes ließ die Israeliten sich im Jordan untertauchen zur Sinnesänderung. Die Untertauchung im Wasser war ein Bekenntniß, daß sie einer Reinigung ihrer Seelen bedürftig waren. Dabei sprach der Täufer aus, daß das Element, worein sich tauchend die Seelen gereinigt werden, von dem jetzt kommenden Messias werde dargeboten werden. Er wird euch eintauchen in hl. Geist.

Als der Messias dann zu Nikodemus sagte: Es sei denn, daß Jemand wiedergeboren werde aus Wasser und Geist kann er das Reich Gottes nicht sehen, mußte Nikodemus bei dem Wasser zurückrenken an die Taufe im Jordan, bei Geist aber an die Weissagung des Täufers von dem durch den Messias zu gebenden Geist. Jesus wies mit diesem Wort rückwärts und vorwärts. Auch hat Jesus die Johannistaufe von seinen Jüngern noch fortsetzen lassen Joh. 4, 1. 2. Denn solange der Geist nicht da war, blieb auch die Jüngertaufe eine Johannistaufe.

Dagegen im Begriff gen Himmel zu fahren und den Geist zu senden, spricht Christus Matth. und Marci am letzten: Machet zu Jüngern taufend (eigentlich eintauchend im Wasser) auf den Namen des Vaters, Sohnes und hl. Geistes. Wer glaubet und getauft wird, der wird gerettet werden. — Zwar die Apostel selbst erhielten diese Eintauchung auf den Namen von Vater, Sohn und Geist nicht.

Der Pfingstgeist kam ohne diese Taufe auf sie. Wir wissen nicht einmal sicher, ob sie alle die Johannistaufe empfangen haben. Aber sofort, an Pfingsten predigt Petrus: Aendert den Sinn und lasset euch taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünden, so werdet ihr empfangen die Gabe des heiligen Geistes. Act. 2, 38. Nun heißt es also nicht mehr: Lasset euch taufen zur Sinnesänderung, wie bei Johannes, Matth. 3, 11, sondern: Lasset euch taufen zur Vergebung der Sünden, und der Geistesempfang wird nicht mehr als etwas Zukünftiges geweissagt, sondern er soll unmittelbar an die Taufe sich knüpfen.

Zwar konnte der Fall vorkommen, daß Leute getauft wurden, ohne den Geist zu empfangen Act. 8, 15 ff., wiederum, daß sie den Geist empfingen ehe

sie getauft wurden, Cap. 10, 47. 48. Aber insgemein muß der Geistesempfang mit der Taufe sich verknüpft haben, sonst könnten die Apostel nicht in ihren Briefen reden, wie sie wirklich thun. — Petrus sagt 1. Brief 3, 21: Die Taufe rettet uns als Erbittung eines guten Gewissens von Gott durch die Auferstehung Jesu Christi. Paulus schreibt Gal. 3, 27: So viele euer getauft sind auf Christum, ihr habt Christum angezogen. Col. 2, 11. In Christo seid ihr beschnitten worden in der Abziehung des Fleischesleibes, indem ihr mit ihm begraben worden seid in der Taufe. Ferner Röm. 6, 3—5: Die wir getauft worden sind auf Christum, die sind in seinen Tod getauft worden. Eph. 5, 26 sagt Paulus, daß Christus reinige die Gemeine durch das Wasserbad. Tit. 3, 5 Gott habe nach seiner Barmherzigkeit uns gerettet durch das Bad, welches wirke die Wiedergeburt und Erneuerung des heiligen Geistes.

Hiernach ist keinem Zweifel unterworfen, daß wir die Taufe betrachten sollen als das Mittel der Neuzeugung oder Wiedergeburt. Nämlich indem wir eintauchen in das Wasser auf den Namen von Vater, Sohn und hl. Geist, so versetzt der Auferstandene Christus uns in sich und sich in uns, ergießt sein Leben in uns, wodurch er unser Leben gleichgestaltet mit dem Seinigen; daher nun bei uns erfolgt Absterben für die Einflüsse der Welt und der Eigensucht und Aufleben für Gott.

Wie stimmt nun aber dieses zusammen, daß die Wiedergeburt vermittelt werde durch die Taufe und daß doch Christi eigene Apostel diese Taufe nicht empfangen haben mit Ausnahme von Paulus Act 9, 8. Ferner, wenn die Taufe ist das Mittel zur Wiedergeburt, wie kann denn Jakobus schreiben Cap. 1, 18: Nach seiner Barmherzigkeit hat uns Gott geboren durch das Wort der Wahrheit und Petrus 1. Brf. Cap. 1, 23: Wiedergeboren aus unvergänglichem Samen mittelst des lebendigen und bleibenden Wortes Gottes und Paulus 1 Cor. 4, 15: Ich habe euch in Christo Jesu durch's Evangelium gezeugt.

Drei Apostel reden hier von der Wiedergeburt und von deren Vermittlung, aber nicht die Taufe, sondern göttliches Wort nennen sie als die Vermittlung der Wiedergeburt. — Hierauf diene zur Antwort: Den Elfen hat Christi Umgang und Wort die Eintauchung auf den Namen von Vater, Sohn und Geist ersetzt. Christus sagte zu ihnen: Ihr seid jetzt rein durch das Wort, welches ich zu euch geredet habe, während Paulus schreibt: Christus reinige die Gemeine durch das Wasserbad. Wie konnte Christi Wort ersetzen, was die Taufe uns bietet? Die Taufe ist auch nichts anderes als ein Wort, ein sichtbares Wort, ein Wortzeichen. Eben dies ist der Grund, warum Jakobus, Petrus und Paulus das Wort und anderswo die Taufe nennen können als Mittel der Wiedergeburt. Die Taufe gehört mit zum Wort, zum Evangelium, ist ein sichtbares Wort neben dem hörbaren. Wer gemäß Christi Befehl sich taufen ließ auf den Namen von Vater, Sohn und Geist, für den wird diese Handlung zu einem mächtigen Anklopfen, zu einer starken

Stimme Christi an sein Herz, zu einer deutlichen an das Auge, wie an das Ohr wirkenden Sprache Christi von der Nothwendigkeit unserer Reinigung und Neubelebung und von der solches vollbringenden Gnadengegenwart des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes. Und diese Sprache Christi an unser Herz ist der Schlüssel, womit dann Christus das Herz aufschließt, so daß er zu uns hereintreten kann, um uns mit ihm zu verbinden. Die Selbstmittheilung Christi und seines Geistes haftet nicht am Wasser, sie vermittelt sich durch die ganze Handlung, die der Mensch im Gehorsam gegen Christum vollzieht und welche sein Herz ihm erschließt zum rechten Ergreifen Christi, durch welches wir uns sein Sühnen zu eigen machen. (Daher Taufe zur Vergebung der Sünden Act. 2, 38 und den Auferstandenen, Lebendigen erfassen daß wir mit ihm e i n s werden: (Daher Empfang des heiligen Geistes) Die biblische Voraussetzung ist immer diese: Daß der Täufling glaube, das ist besonders deutlich in Gal. 3, 26. 27. In Vers 26 wird der Glaube, in Vers 27 ist die Taufe als Bedingung des Heils namhaft gemacht. Christus selbst sagt ja: Wer da glaubet und getauft wird, der wird errettet.

Zu solchen gläubigen Getauften sagen nun die Apostel nicht mehr: Ihr müßt von Neuem geboren werden. Sondern sie reden von der Wiedergeburt als von einer geschehenen Sache. So Jakobus 1, 18: Er hat uns geboren. 1 Pet. 1, 23: Als die da wiedergeboren sind 2c. Paulus 2 Cor. 5, 17: Ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Creatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu geworden. — Auch sagen die Apostel zu den gläubigen Getauften nicht: Bekehret euch! So sprachen sie zu den Juden und zu den Heiden. Von den Getauften aber sagen sie: Ihr seid bekehret zu dem Hirten eurer Seelen, 1 Pet. 1, 25. Eben der Uebertritt in die Gemeinde Christi, das Gläubigwerden, das war die Bekehrung, conf. Act. 3, 9; 9, 35; 11, 21; 14, 14; 15, 19; 26, 18; 1 Theſſ. 1, 9; 2 Cor. 3, 16.

Der Unwiedergeborene, Unbekehrte lebte für sich selbst, in der Selbstsucht. Dagegen ist die Bekehrung die Abwendung des Ich von sich selbst zu Gott hin, und wer von sich selbst weg und zu Gott hinstrebt, Christum ergreifend, den rüstet Christus aus mit seiner Lebenskraft, daß er in Wirklichkeit sich selbst aufgeben, absterben und für Gott aufleben, also in der That und Wahrheit sich bekehren kann, so daß man also von Bekehrung in der doppelten Weise reden kann:

1) Die Bekehrung ist die Bedingung für das Neugezeugtwerden aus Christo.

2) Das Neugezeugtwerden aus Christo ist selbst erst das wirkliche thatsächliche Bekehrtwerden, daß der Mensch nicht mehr blos sich selbst absterben und Gotte leben w i l l, sondern auch wirklich k a n n.

Wo nun aber Wiedergeburt ist, da ist auch die Bekehrung wirklich da. Der Wiedergeborene ist ein Bekehrter. Der Ausdruck Wiedergeburt blickt auf die neue Lebensausstattung und -Erfüllung, der Ausdruck Bekehrung auf die Willensumwendung. Allein wenn gleich der Wiedergeborene, der Bekehrte nicht erst die Aufgabe hat wiedergeboren, bekehrt zu werden, so hat er doch eine große Aufgabe vor sich und zwar eine doppelte:

1) Der Wiedergeborene ist nach seiner Wiedergeburt ein so eben gebo=renes Kind, ein Unmündiger in Christo. Er soll aber werden ein vollkom=mener Mann in Christo. Er muß wachsen zum Heil, conf. 1 Pet. 2, 2; 1 Cor. 3, 1; Eph. 4, 14; Col. 1, 28.

2) Wer in Christo ist, der ist zwar sich selbst abgestorben und für Gott lebendig geworden, sein Wille ist umgewendet zu Gott hin, ihm zu ge=horchen. Der alte Mensch ist mit Christo gekreuzigt, — aber der alte Mensch ist noch vorhanden, er lebt noch. Wer in Christo ist hat zwar angefangen die Ausziehung des Fleischesleibes und ist auch mit Christo auferweckt und lebendig gemacht, aber obwohl sein inwendiges Leben mit Christo in Gott wurzelt und versenkt ist, so sind doch noch übrig auf der Erde Glieder, die er ertödten muß. Das Ich ist zu Gott bekehrt und mit dem Leben aus Christo erfüllt. Das Ich ist geistlich geworden. Der alte Mensch, d. h. das System eigensüchtiger Neigungen und Gewohnheiten hat nicht mehr die Macht über den Willen der Menschen, sondern der Wille des Menschen fängt an über die Triebe in Gemäßheit des göttlichen Willens zu regieren. Aber es ist erst nur der Anfang. Das System der eigensüchtigen Triebe lebt noch, geht noch in seiner eigenen Strömung und wird nur mühesam vom Willen aus zurückge=halten und in die dem Willen Gottes entsprechende Strömung gebracht; ja der alte Mensch benützt die schwachen Augenblicke, die dem Ich herbeikommen, um dieses selbst wieder hineinzuziehen in den Dienst der alten Strömung. Die leiblichseelischen Triebe sind nicht geistlich, sondern fleischlich und die Auf=gabe ist, nachdem der alte Mensch gekreuzigt ist, ihn ganz auszuziehen und abzuthun. Conf. Col. 2, 11—13; Eph. 4, 22. 23.

Man kann unterscheiden vier Stände des Menschen:

1) Der Unerweckte dient mit Willen sich selbst und seinen seelisch=leib=lichen Trieben.

2) Der Erweckte möchte seine seelisch leibliche Triebe beherrschen, aber ihre Strömung ist so stark, daß sie seinen Willen mit sich fortreißen.

3) Der Wiedergeborne, Bekehrte möchte nicht blos mit dem Geist des Gemüths Gott dienen, sondern er kann es auch und fängt auch an zu be=herrschen die seelisch=leiblichen Triebe.

4) Endlich aber der vollkommene Mann in Christo hat so viel Lebens=macht aus Christo in den Geist seines Gemüths empfangen und so ernstlich die seelisch=leiblichen Triebe unter die Herrschaft des Geistes gebracht, daß er nun, wie im Geist des Gemüths, so auch in den seelisch=leiblichen Trieben ein Geistlicher geworden ist. Conf. 1 Joh. 2, 13 ff. Eph. 4, 13 ff. Phil. 3, 14; 4, 11—13.

Da der lebendige Christus allein Geist und Leben für uns hat, so kann auch das Wachsthum des Kindes, des Neugebornen nur aus Christo heraus geschehen, gerade wie die erstmalige Setzung neuen Lebens in einem Menschen oder die Wiedergeburt. Wer innerlich an Leben, an heiligen Geistes Kraft zunehmen will, der muß in Christo bleiben, ja die Vereinigung muß immer inniger werden. Das Leben Christi muß den Menschen immer inniger, tiefer

durchdringen. Dieses kann aber wie das erstmalige Verwachsen mit Christo nur auf dem Weg der Freiheit geschehen, durch immer neues Ergreifen Christi seitens des Menschen. „Wennn Jemand nicht in mir bleibet, der ist hinausgeworfen." „Wenn aber Jemand mich liebet, so wird er mein Wort halten ꝛc." Joh. 15, 6; 14, 23. „Wie ihr angenommen habt Christum, so wandelt in ihm als eingewurzelt geworden und auferbaut werdende in ihm Col. 2, 6. 7; Eph. 3, 14—17.

Auf dem Wege des B l e i b e n s, des g e h o r s a m e n W a n d e l n s, d e s B i t t e n s gelangt man immer zu innigerer Gemeinschaft und Durchdringung mit Christi Geist. — Dieses Bleiben, Lieben, Wandeln, Beten kann aber natürlich nur geschehen Hand in Hand mit einem Abwehren der Einflüsse des alten Menschen. Das Wachsthum der Wiedergebornen geschieht also durch beständige Wiederholung des Sterbens mit Christo und des Auflebens für Gott mit Christo. Conf. Eph. 4, 22—24.

Was nun bisher von dem Verhältnisse der Taufe zur Wiedergeburt und Bekehrung gesagt ist, gilt allerdings zunächst von solchen, die im Stande der Mündigkeit getauft werden. — Es fragt sich aber nun: Ist auch bei den unmündig Getauften die Taufe ebenso Mittel der Wiedergeburt?

Die Apostel mußten sich mit ihrer Einladung zu Christo und zur Taufe natürlich an die Erwachsenen wenden und diese durften sie nur dann taufen, wenn sie dieselben von Herzen glaubend fanden und hiedurch reif zur Wiedergeburt. — Wenn Paulus in Philippi mit dem Kerkermeister alle die Seinen und wenn er in Korinth das Haus des Stephanus taufte Act. 16, 33; 1 Cor. 1, 16; so ist es möglich, daß unter diesen auch unmündige Kinder waren: Man kann aber nicht einmal sagen, daß es wahrscheinlich sei. Es läßt sich kein Beweis führen, daß von den Aposteln schon Kinder getauft wurden. Tertulian (um 200) tadelt, daß schon die Kinder getauft werden. Sein jüngerer Zeitgenosse Origenes hält die Kindertaufe sogar für eine apostolische Tradition. Wir sehen also, daß dieselbe, wenn sie nicht schon apostolische Sitte war, doch schon in den ersten Generationen der Christen zur Sitte wurde. — Das Bekenntniß zu Christo ursprünglich eine Sache persönlicher Entschließung, wurde bald so zur Familiensache. Die Familienhäupter brachten ihre ganze Familie herbei.

Gibt es nun in den apostolischen Schriften f ü r und g e g e n die Taufe von Unmündigen keinen direkten Beweis, so fragts sich, ob aus der Analogie des Glaubens die Entscheidung f ü r oder g e g e n die Kindertaufe sich ergebe?

Christus sagt: „Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch." Die Sündhaftigkeit ist in dem Menschen schon da, wenn das Gesetz ihm bekannt wird Röm. 7, 7 ff. Die Sündhaftigkeit kommt also auf dem Naturweg zu dem Menschen und nimmt ihn in Besitz. Sie entspringt nicht erst aus unserm freibewußten Wollen. Es würde diesem Sachverhalt nicht entsprechen zu behaupten, daß göttliche Lebensmittheilung an den Menschen nicht möglich sei, ehe er mit freibewußtem Willen sie suche und erbitte oder wenigstens hinnehme. Der Täufer Johannes soll von Mutterleibe an erfüllt werden mit

dem heiligen Geiste Luc. 1, 50. Jene Kinder, die man zu Jesu brachte, wurden nicht gebracht, daß er sie lehre, sondern daß er sie anrühre. Wir lesen auch nicht von Worten, die er mit ihnen gesprochen, sondern von Liebkosungen, Handauflegung und Segnung. Dennoch sagt er: „Solcher ist das Himmelreich." Nicht auf dem Wege der Bekehrung, sondern ohne ihr bewußtes Aufnehmen gab er ihnen seinen Segen. — In dieser Empfänglichkeit schon des unbewußten Seelenlebens liegt nun allerdings das Recht und ebendamit auch sofort die Pflicht die Unmündigen zu taufen. — Freilich die Taufe ist ein Wortzeichen, die Unmündigen können dies Wortzeichen zwar noch nicht verstehen. Die Wirkung der Taufworte und -Zeichen auf das Bewußtsein findet also nicht statt für den Täufling selbst, sondern für die, welche ihn zur Taufe bringen. Hingegen dürfen wir glauben, daß der Wille Christi, der die Taufe eingesetzt hat, zu seiner Einsetzung segnend sich bekennt, also mit der Vollziehung der Taufe eine Geistes- und Lebensmittheilung an das unmündige Kind verknüpft. Ein Erwachsener, welcher sich im Besitz der Selbstbestimmung befindet, kann nur durch Selbstbestimmung sein Herz aufschließen für den Geist. Das Nichtaufschließen heißt hier zuschließen. „Wer nicht für Christum ist, ist wider ihn." Aber wo die freie Selbstbestimmung noch nicht erwacht ist, da heißt es: „Wer nicht wider Christum ist, der ist für ihn." Ja wir dürfen getrost sagen, daß auch für die Unmündigen die Taufe Mittel zur Wiedergeburt bleibt, obgleich der Begriff Wiedergeburt etwas abgeschwächt ist. Die Wiedergeburt eines Erwachsenen geschieht zugleich mit freier Bekehrung seines Willens. Beim unmündigen Kind ist nicht ein Sichumwenden des Willens, denn der Wille ist noch nicht erwacht. Wohl aber findet statt in das unmündige Kind eine Lebensmittheilung aus dem Geist Christi, so daß nun neben dem Fleischeszug auch Zug und Kraft des heiligen Geistes in dem Kinde ist. Erwacht nun die Seele zur Selbstbestimmung, so liegt es an ihr, für welchen der beiden in ihr wirksamen Züge sie sich nach und nach entscheidet. Entscheidet sie sich für den Geisteszug, von welchem sie zwar nicht bewältigt, aber doch sanft gelockt wird, so wird ihr allmälig durch eine Reihe solcher Entscheidungen, deren jede ein neues Aufschließen des Herzens für neue Geistesmittheilung ist, die Willensbestimmtheit, das Gepräge, der Charakter göttlichen Wesens aufgedrückt und was ein in erwachsenem Alter Wiedergeborner in freier Willensumwendung empfangen, das sehen wir so das Kind empfangen in einer Reihe von Akten der Freiheit in allmäliger Weise. Wer als Erwachsener in freier Umkehr wiedergeboren wurde, der erlangte eine unverlierbare Wiedergeburt. Conf. 1 Joh. 5, 18; 3, 6. 9; 2, 19 ff. Röm. 8, 34—39. Wer durch Beharren in der Taufgnade den empfangenen Keim der Wiedergeburt in sich entwickeln läßt, der wird allmälig und zwar je nach der Energie seiner Treue gegen die Taufgnade zu demselben Ziel gelangen. Aber es ist auch möglich, daß die zur Selbstbestimmung erwachte Seele statt dem in der Taufe erhaltenen Zug des Geistes, vielmehr dem vom Fleisch ererbten Fleischeszug sich zuwendet, wodurch dann der Geisteszug nach und

nach zurückgedrängt und zuletzt verdrängt wird. In diesem Fall ist der Keim zur Wiedergeburt, statt sich zu entfalten, verkümmert, zuletzt verloren worden und bedarf nun eine Wiedergeburt und Bekehrung, wenn der Mensch das Reich Gottes sehen soll.

Doch auch da, wo die Erziehung in Haus, Schule und Kirche das Erforderliche thut, um das Kind in der Taufgnade zu erhalten; auch in dem bestgearteten und besterzogenen Menschenleben muß irgend einmal ein Zeitpunkt eintreten, wo der Mensch aus der vorherigen Receptivität gegenüber dem, was ihm von Wahrheit und Zucht entgegengebracht worden, sich zur Spontaneität, zum eigenen festen Wollen, zu einem Fundamentalentschluß fürs ganze Leben erhebt: **Ich will ein Christ sein, ich will dem Herrn Jesu angehören, ihm nachfolgen, ich will die Sünde hassen und lassen.** — Denn als sittlich freies Wesen kann der Mensch nicht wiedergeboren, nicht bekehrt werden, ohne seinen eigenen Willen?

Wiedergeburt ist ein sehr inhaltreiches Wort, es bezeichnet das sittliche Leben, das durch sie ans Licht tritt, eben als ein Leben, als ein in sich zusammenhängendes und den ganzen Menschen umfassendes Ganzes. Das Wort Wiedergeburt ist ein Bild, das wie jedes Bild und Gleichniß nicht in jeder Beziehung zutrifft, nicht völlig congruirt. Vieles kann Wiedergeburt scheinen und ist es nicht.

Es kann ein Mensch nach Matth. 12, 43—45; Luc. 11, 24 ff. Joh. 15, 6; 2 Pet. 2, 20. 21; Hebr. 6, 4—6; 10, 26—29 erleuchtet worden, der Weltbefleckung entflohen sein, die Kräfte der zukünftigen Welt gekostet haben, viele Geistesmittheilungen erhalten haben, und ist doch nicht gründlich bekehrt, doch nicht wiedergeboren.

Wir sollen also nicht denken, weil wir bekehrt und wiedergeboren sind, so können wir jetzt nicht mehr sündigen, nicht mehr aus der Gemeinschaft Christi weggehen, sondern die richtige, wirkliche Probe und der allein gültige Beweis der Wiedergeburt und Bekehrung ist das Beharren bis ans Ende, treu sein bis in den Tod. Conf. Luc. 20, 36.

Wen sollen wir evang. Prediger zur Pathenschaft zulassen?

Referat von P. K. Wiegmann.

Ehe wir diese wichtige Frage zu beantworten suchen, wird es das beste sein, uns zu vergegenwärtigen, **worin das Pathenamt besteht.** Wenn wir auf die heilige Schrift schauen, finden wir keinen Aufschluß darüber, denn dieselbe weiß nichts von Pathen. Wo auch immer uns von einer Taufe berichtet wird, wie beim Kämmerer von Aethiopien, beim Hauptmann Kornelius, bei der Purpurkrämerin Lydia, beim Kerkermeister zu Philippi rc., — von Pathen finden wir nicht die leiseste Andeutung. Weder der Herr Christus, noch Seine Apostel haben das Amt derselben geschaffen; es ist dies erst später von der Kirche, die das Bedürfniß eines solchen fühlte, geordnet worden.

Das Recht zu solchen und ähnlichen neuen Ordnungen hatte sie von dem Geiste der Wahrheit empfangen, der sie in alle Wahrheit leitete, so lange sie das alleinseligmachende Gotteswort auf dem Leuchter stehen ließ. In der Kirchengeschichte werden die Pathen zuerst von Tertullian, der um's Jahr 160 zu Karthago geboren wurde, erwähnt, was uns vermuthen läßt, daß erst zu jener Zeit das Pathenamt entstanden ist. Doch was ist der Zweck desselben?

Frügen wir Prediger die Pathen selbst, die uns angemeldet werden: Nun sagt doch einmal, was ist denn wohl eure Pflicht? so würden vielleicht eine Anzahl derselben verstummen, andere offen bekennen müssen, daß sie keine rechte Vorstellung davon haben; vielleicht nur verhältnißmäßig wenige würden sich klar sein, daß sie eine heilige Pflicht auf sich nehmen. Wie gar mancher bringt den Täufling gedankenlos zum Taufstein oder Taufbecken, spricht mechanisch sein Ja auf unsere Frage, macht dem Kindlein ein hübsches Pathenpräsent und schmaust wacker an der Kindtauftafel mit; dann und wann erkundigt er sich honoris causa wie sich das Pathchen befinde, bringt oder übersendet ihm mehr oder minder regelmäßig passende Geburtstags- oder Weihnachtsgeschenke und glaubt, damit völlig genug gethan zu haben. Schon mancher von uns hat gewiß darüber geklagt, daß fast kein Amt so sehr seine Bedeutung verloren zu haben scheint, wie das der Pathen, das doch ein so gar wichtiges ist. Am Heile des Kindes sollen die Pathen Helfer sein. Als unserm Vater Luther anno 1529 sein Töchterlein Magdalena geboren wurde, schrieb er Tags darauf (5. Mai) folgenden Gevatterbrief an eine Frau Magister Geritzen: „Gnad und Fried in Christo. Ehrbare, tugendsame Frau, liebe Freundin, ich bitte Euch um Gotteswillen, Gott hat mir eine arme junge Heidin bescheert von meinem und meiner lieben Hausfrau Leibe, Ihr wollet so wohl thun und derselben armen Heidin zur Christenheit helfen und ihre geistliche Mutter werden, damit sie durch Euern Dienst und Hilfe (durch Gebet) auch komme aus der alten Geburt Adams zur neuen Geburt Christi durch die heilige Taufe; das will ich wiederum verdienen. Hiemit Gott befohlen, Amen." — Laßt uns nun sehen, was für ein Dienst, was für eine Hilfe das ist.

Wie die Angehörigen des Gichtbrüchigen (Matth. 9) diesen armen Mann zu Jesu trugen, so sollen die Pathen im Verein mit den Eltern den Täufling zu dem großen Sünder- und Kinderfreund tragen und zwar vor Allem auf Händen gläubigen Gebets. Wie das kananäische Weiblein für ihre vom Teufel übel geplagte Tochter, wie der kapernaitische Centurio für seinen todtkranken Knecht, so sollen die Pathen den Heiland bitten, und zwar bitten, daß Er, der Gnadenreiche, es in Gnaden ansehe und das in Sünden empfangene und geborene in der heiligen Taufe zu einem Gotteskind mache. Was der unmündige Täufling selber noch nicht bitten kann, bitten sie anstatt seiner. Aber auch was er noch nicht geloben kann, geloben sie an seiner Statt, daher ihr Name sponsores. Als seine Stellvertreter bekennen sie sich zum Glauben an den dreieinigen Gott und entsagen allem ungöttlichen Wesen, allen sündlichen Gedanken, Worten und Werken. Sie

verbürgen sich quasi für ihn und nehmen damit die Verpflichtung auf sich, nach Kräften dafür zu sorgen, daß er zu diesem Glauben gelange und dabei bleibe. Doch auch bei Erwachsenen — so zeigt uns die Kirchengeschichte — fanden sich solche Bürgen. Wollte Jemand, als das Pathenamt aufgekommen war, die heilige Taufe empfangen, so wandte er sich an einen geförderten Christen, der ihn zum Bischof begleitete und dort seine Ueberzeugung aussprach, daß er das Verlangen des Taufcandidaten nach dem Bad der Wiedergeburt für redlich halte. Außerdem mußte er auch bei der darauffolgenden Taufe geloben, über den Täufling zu wachen, daß dieser nicht wiederum in's Heidenthum zurücksinke, sondern einen gottseligen Wandel führe in der Nachfolge Jesu Christi. So wird u. A. von einer antiochenischen Schauspielerin Pelagia berichtet, die ihrem leichtsinnigen Wandel entsagen und zum Christenthum übertreten wollte. Erst dann, als eine fromme Christin sich für die Aufrichtigkeit der Pelagia verbürgte, war der Bischof bereit, die heilige Handlung zu vollziehen.

Doch die Pathen sind noch mehr als Fürbittende, Gelobende, sie sind auch gleichsam Mitväter der Täuflinge. Darauf weist das lateinische compater oder patrinus hin. Unter Mitvater ist ein Gehilfe des Vaters an der Zucht und in der Sorge für das Wohl des Kindes zu verstehen. Während der verschiedenen Christenverfolgungen schwebten die Gläubigen stets in besonderer Todesgefahr. War ihnen geloost, den Märtyrertod zu erdulden, so zagten sie nicht im Hinblick auf ihre Kinder; sie befahlen dieselben der Treue des Herrn, des Vaters der Waisen und der Fürsorge der Pathen, die in ihre (der Eltern) Stelle eintraten. Aber auch dann, wenn die Kleinen durch natürlichen Tod der Eltern verwaisten, hielten es die compatres für ihre heilige Pflicht, die Waislein an Kindesstatt anzunehmen. An solche Pathenpflicht wurden sie von den Verkündigern des göttlichen Worts treulich gemahnt. So schreibt Augustinus an die damaligen Gemeinden: „Ich ermahne euch, daß ihr nicht allein die Kinder, die von euch geboren, sondern auch die ihr aus der Taufe gehoben, strafet und wohl auferziehet. Bedenket, daß ihr Bürgen für sie geworden seid. Darum ermahnet sie immer, daß sie keusch, gerecht und nüchtern leben!" Wo Pathen darin ihre Pflicht treulich zu erfüllen suchen und somit rechte Mitväter sind, werden treue Eltern sie gewißlich nicht zurückweisen, vielmehr wohl zu schätzen wissen. Als rechte Mitväter sehen sie pflichtgemäß darauf, daß ihre Täuflinge christlichen Unterricht empfangen; daher tragen sie auch den Namen patres spirituales. Wie gar streng die Alten auf die Erfüllung dieser Pflicht blickten, sehen wir an dem alten Bonifacius, alias Winfried, dem Germanenapostel, der alle Pathen, die ihre Täuflinge nicht das Paternoster und Credo gelehrt hatten, ohne Weiteres vom heiligen Abendmahl ausschloß.

Allein die Pathen sind nicht blos Stellvertreter des Täuflings und unter Umständen auch der Eltern, sondern auch der ganzen Gemeine. Wie der Herr das getaufte Kindlein in Seinen Gnadenbund aufnimmt, so nehmen sie es namens der Gemeine in die Kirche Christi auf. Sie bezeugen, daß der

dreieinige Bundesgott an ihm Sein Gnadenwerk hat vollbringen und es zu Seinem Kinde hat aufnehmen lassen. Doch statt weiterer Erklärung schauen wir einfach auf unsere evangelische Agende, aus welcher zur Genüge ersichtlich ist, was die Pathen sollen. Dort heißt es im 3. Taufformular pag. 203 ff. ganz klar:

„Geliebte Pathen dieses Kindes! Ihr seid also allhier vor Gott gegenwärtig und sollt:

Erstlich Zeugen sein, daß auch dieses Kind auf Christum Jesum ist getauft worden.

Für's Andere, dieses Kind hernachmals an seinen Taufbund treulich und fleißig erinnern, in die Verleugnung seiner selbst einzutreten, es wohlmeinend ermahnen und zur Nachfolge seines und unseres Heilands eifrigst ermuntern.

Drittens, fleißig für selbiges zu Gott beten, daß es vor Sünden und Schanden und vor schädlichen Verführungen des Satans in dieser argen Welt bewahrt bleibe und als ein Reichsgenosse des Himmels die Krone der Ehre davontrage. Und zu dem Allen auch an euerm Theile mit und nach den Eltern, denen alle diese Verpflichtungen zuerst gelten, wo es Noth würde, dafür sorgen, daß es in unserm wahren evangelischen Glauben auferzogen und zu einem heiligen, Gott wohlgefälligen Wandel angehalten werde.

Ist Solches nun euer aufrichtiger Wille und Vorsatz rc.“—

* * *

Nachdem wir nun gesehen haben, worin das Pathenamt besteht, laßt uns zur Beantwortung unsrer Frage übergehen: Wen sollen wir evangelischen Prediger zur Pathenschaft zulassen?

Wäre ein Pathe weiter nichts als ein Zeuge, der die Taufhandlung mitansieht, um nachher nöthigenfalls bezeugen zu können, daß der Betreffende auch wirklich getauft worden ist, so ließe sich die Frage ganz leicht und kurz beantworten. Gäbe es außer solchem etwaigen Bezeugen keine andere Pathenpflichten, so könnten wir ganz unbesorgt Jedermann zur Pathenschaft zulassen, den eben die Eltern des Täuflings dazu erkiest haben*), und wir hätten dann nur die Namen solcher Zeugen zu notiren und damit fertig. Wird aber von einem Pathen gefordert, daß er ein Beter, Bürge, Mitvater sei, so ergibt es sich von selbst, daß wir dazu nicht schlechthin Jedermann gebrauchen können. Unsere Agende sagt darüber auf Seite 191 ganz kurz und bündig: „Als Pathen können weder solche, die selbst nicht getauft sind, noch solche, die in offenbarem Leichtsinn oder Unglauben leben, noch solche, die noch nicht confirmirt sind, angenommen werden.“

Es dürfen also erstlich nur solche zugelassen werden, die selbst getauft worden sind. — Wir leben hier in einem Lande, wo völlige

*) Doch wozu bedürfte es denn überhaupt noch besonderer Pathen? Es wäre ja dann das Allereinfachste, das Pathenamt ganz abzuschaffen und das Kind ganz einfach in Gegenwart einiger Freunde oder Bekannte durch das heilige Sacrament in die christliche Kirche aufzunehmen.

Glaubensfreiheit herrscht. Innerhalb seiner Grenzen gibt's viele Tausende und Abertausende, die ungetauft sind und somit als Nichtchristen der christlichen Kirche fernstehen. Ich erinnere dabei nicht allein an die Juden, die unsern Christenglauben verachten, sondern auch an die große Schaar derer, die als Kinder ungläubiger Eltern der Segnungen der hl. Taufe nicht theilhaftig wurden und von unserm Herrn Christo — so zu sagen — nichts wissen. Wie wären solche im Stande, die Kinder Dem zuzuführen, der gesagt: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehrt ihnen nicht!?" Kann auch ein Blinder einen Blinden leiten? Wie könnte man von ihnen erwarten, daß sie die Kinder an ihren Taufbund erinnerten (etwa nach Anleitung von Lied 330, V. 2, unseres Gesangbuchs)? Daß Unsereinem solche Heiden oder Juden von gewissen Eltern als Mitväter ihrer Kinder zugeführt werden, kommt wohl nicht ganz so selten vor, wie mancher Amtsbruder denken mag; das mag leicht der Fall sein, zumal in neuorganisirten Gemeinden, deren Glieder bisher ganz verwahrlost waren, oder in sogenannten freien Gemeinden, die vorher von „sehr toleranten" Predigern bedient worden waren, von Predigern nach dem Vorbild und Herzen Jenes, der sich auf der Kanzel von einem ebenso toleranten Rabbi vertreten ließ*) nach dem Wahlspruch: Jud', Heide, Türk' und Hottentott — wir glauben All' an einen Gott. Nur Christen können Taufpathen werden. Ungetaufte müssen wir entschieden zurückweisen.

Ferner weist uns die Agende an, nur confirmirte Christen zur Pathenschaft zuzulassen. Wer confirmirt worden ist, hat in den Heilswahrheiten des göttlichen Wortes, wie solche im Katechismus kurz und bündig dargelegt sind, Unterweisung erhalten. Er muß wissen, welch großes Gnadengut die hl. Taufe ist. Er muß wissen, daß das Getaufte „durch tägliche Reue und Buße dem alten Menschen absterben und durch den Glauben zu einem neuen Leben auferstehen muß." Wer selbst keinen christlichen Unterricht empfangen hat, wie er Confirmanden gegeben wird, wird auch schwerlich dafür Sorge tragen, daß Andern ein solcher zu Theil werde. „Schon Vater Luther lehrte, daß die Kenntniß des im Katechismus zusammengefaßten Lehrstoffs Bedingung für die Zulassung zum Sacrament und zur Pathenschaft, überhaupt zu den Rechten und Freiheiten eines evangelischen Christen sei (und fügt in seiner derben Weise hinzu, was allerdings nicht gerade hierher gehört: Wer die Gebote, den Glauben 2c. nicht lernen will, der soll „schlecht dem Papst und seinen Officialen, dazu dem Teufel selbst heimgeweiset sein)." Wer den Weg Gottes nicht kennen gelernt hat, kann ihn auch keinem Andern weisen. Wie könnte auch ein solcher, der seinen Taufbund in der Confirmation nicht erneuert hat, dazu mithelfen oder es sich angelegen sein lassen, daß junge Christen diesen Schritt thun und sich dadurch ihrem Heiland zu eigen ergeben! Wie könnte der, welcher selbst seinen Glauben noch nicht öffentlich bekannt hat, Andere ermahnen, ihren Glauben an den Dreieinigen vor der gesammten Gemeinde abzulegen! Wenn wir nun

*) So geschehen, wie bekannt, im Sommer d. J. zu St. Louis.

daran halten, daß kein Unconfirmirter zur Pathenschaft zuzulassen sei, so folgt daraus aber noch lange nicht, daß wir Jeden, der seiner Zeit confirmirt wurde, als Pathen gebrauchen könnten. Wie viele wahrhaft gottlose Menschen, Spötter, Lästerer, Trunkenbolde, Wüstlinge und andere Ungerechte sind in ihren Jugendjahren nicht vor dem Altar des Herrn niedergekniet und von des Seelsorgers Hand eingesegnet worden, und machen nun ihrem Christennamen Schimpf und Schande. Wohl hatten sie den Weg Gottes kennen gelernt, allein sie wandelten nicht darauf, sondern schlugen ihre eigenen verkehrten Wege ein. Gottentfremdet, gottesvergessen, gottlos, wie sie sind, — wie könnten sie für einen Täufling beten, da sie das Beten längst verlernt haben; wie könnten sie ihn zu einem gottseligen Leben anleiten, da sie selbst das Trachten nach der Ewigkeit längst daran gegeben haben! Sie, die vielleicht ihre eigenen Kinder ungetauft und ohne christlichen Unterricht heranwachsen lassen und ihrer Elternpflichten so schnöd vergessen, sie sollten versprechen können, die wichtigen Pathenpflichten auf sich nehmen zu wollen? Würden sie wohl, falls des Täuflings Eltern stürben, das verwaiste Kind in der Zucht und Vermahnung zum Herrn erziehen? Mit nichten, denn wer keinen Glauben hat, kann auch nicht zum Glauben erziehen. Ebenso wenig wie eine wurmstichige Stange als Stütze für ein Bäumlein tauglich ist, taugt ein Ungläubiger, ein frecher Sünder, zum Miterzieher eines Christenkindes. Sind wir Pastoren allzu nachsichtig, daß wir, um es mit Niemandem zu verderben, stillschweigend irgend Jemand zur Pathenschaft zulassen, ohne darauf zu schauen, weß Geistes Kind derselbe ist, so sind wir selbst hauptsächlich schuld daran, wenn das wichtige Amt der Taufpathen immer mehr und mehr seine Bedeutung einbüßt.

Wir sagten in der Einleitung: Pathen sollen Helfer am Heile des Kindes sein. Dieser Aufgabe sind doch nur treue Gemeindeglieder gewachsen, die ihrem eigenen Hause wohl vorstehen, Liebe üben und Gottes Wort und Sacrament fleißig gebrauchen. Nur den, welcher seine evangelische Kirche von Herzen lieb hat und in ihr, so gut er kann und weiß, seinem Herrn und Gott dient, sollten wir evangelischen Prediger Pathenstelle versehen lassen. Damit wäre denn auch eine andere Frage beantwortet, die so oft aufgeworfen wird, die Frage nämlich: Wie steht's mit Gliedern anderer kirchlicher Benennungen? Sind sie als Pathen zurückzuweisen?

Es kommt, zumal in größeren Städten, öfters vor, daß Eltern einen Katholiken, der ihrem Hause als Freund oder Nachbar nahesteht, aufgefordert haben, ihr Kind über die Taufe zu heben. Derselbe mag aus guter Freundschaft nicht wohl Nein sagen. Fragen wir aber allen Ernstes: Wird ein Glied der Kirche, die sich stolz die alleinwahre, alleinseligmachende nennt und alle übrigen Christen ohne Weiteres als Ketzer mit den Seeräubern 2c. auf die gleiche Stufe stellt und verdammt*), ein evangelisches Waisenkind gemäß

*) cf. die Bulle "In coena Domini" von Urban VIII. 1627.

des Evangeliums zu einem Glied der evangelischen Kirche erziehen? Wird der Betreffende sein Pathenkind, sowohl auf Geheiß des Priesters als auch nicht minder auf eigenen Antrieb, nicht „pflichtgemäß" zu einem Glaubensgenossen, d. i. einem eifrigen Glied der Papstkirche, heranwachsen lassen? Oder schauen wir auf die Glieder jener protestantischen Denominationen, welche die Kirche der Reformatoren undankbar verlassen haben und stets den Versuch machen, in unsern Gemeinden zu fischen, als da sind: die deutschen Methodisten, die sog. Albrechtsleute, die Vereinigten Brüder rc. Dieselben haben bekanntlich u. A. die Confirmation über Bord geworfen und die Bußbank und andern Kram (sit venia verbo!) an deren Stelle treten lassen. Können wir glauben, daß solche eine evangelische Waise von der sog. Bußbank fernhalten und zum evangelischen Confirmandenunterricht und Gottesdienst senden und zum Besuch desselben treu anhalten werden? Die Erfahrung lehrt immer das Gegentheil. Wer außerhalb der evangelischen Kirche steht, kann nicht im Dienste derselben das Pathenamt versehen.

Möchten wir Alle es immer mehr für unsre Pflicht erkennen, von Zeit zu Zeit im Ernste und in der Liebe unsre Gemeinden in der Predigt auf die Bedeutung und Wichtigkeit des Pathenamts hinzuweisen! Mit der Zeit werden wir wohl die Erfahrung machen, daß die Eltern in der Wahl der Taufpathen für ihre lieben Kleinen bei ihrer eigenen Kirche bleiben, vor Allem aber ganz davon abstrahiren werden, zur Uebernahme eines verantwortungsvollen Amtes Solche aufzufordern, welche der Kirche abhold, den Befehl des Herrn verachten: Lehret sie halten Alles, was Ich euch befohlen habe! (Matthäi 28, 20.)

Aphorismen aus den Werken Dr. Karl Kehrs.

(Der Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung entnommen.)

1. Das Schullehrerseminar soll sein: 1) eine Erziehungsanstalt, denn dasselbe soll dem Volke und der Jugend desselben tüchtige Volksschullehrer, gewissenhafte Männer und zuverlässige Charaktere erziehen; 2) eine Lernanstalt, die Zöglinge sollen gediegene Wissensstoffe klarbewußt erfassen und selbstthätig verarbeiten lernen, also sich nicht blos todte Kenntnisse gedächtnißmäßig aneignen; nur wer arbeiten und denken gelernt hat, kann auch besser lehren; 3) eine Lehranstalt, in ihm sollen nicht nur die Lehrer lehren, es sollen auch die Zöglinge das Lehren lernen und das Lernen lehren.

2. Das Seminar soll nicht ein Kloster oder eine Kaserne sein, sondern ein Schüler-Mutterhaus freundlicher Liebe, ein Lehrer-Arbeitshaus frischer Schaffenslust, und ein Gottes-Segenshaus frommer, heiliger Begeisterung.

3. Ein Seminar ohne Seminarschule kommt mir vor wie eine medizinische Fakultät ohne Klinik, wie eine Schwimmanstalt ohne Wasser.

4. Die Güte des Religionsunterrichts erkennt man nicht am Wissen der Kinder, sondern an ihrem Betragen.

5. Religionslehre ohne Religionsübung ist eine so große Abnormität, als wenn man durch bloße Unterweisung, ohne selbsteigene Uebung Jemanden zum Klavierspieler bilden wollte.

6. Aller Unterricht muß Sprachunterricht sein, d. h. geistweckender, geistentwickelnder und geistbildender Unterricht. Es ist ein gewaltiger Irrthum, wenn man meint, die Sprache durch die Kenntniß der Sprachformen zu erlangen. Die Sprache ist der Ausdruck des Gedankens, und wenn der klare Gedanke vorhanden ist, dann findet sich auch das rechte Wort.

7. Im deutschen Sprachunterrichte sind die schriftlichen Darstellungen der beste Prüfstein für die Leistungen einer Schule.

8. In Rechnen und Geometrie ist den Kindern mehr damit gedient, wenn sie eine Aufgabe nach fünf verschiedenen Weisen rechnen, als fünf Aufgaben nach einerlei Weise.

9. Aller Unterricht muß Anschauungsunterricht sein, und überall muß der Lehrer mit äußeren Anschauungen (Geschichts=, Gehörs=, Geschmacks=, Vital= und Tastanschauungen) oder mit inneren Anschauungen (Erfahrungen der Kinder) beginnen. Ueberall muß man mit den Anschauungen des Einzelnen, des Konkreten den Anfang machen und erst von der Anschauung zum Begriff vorwärts schreiten.

10. Die Schule ist die Photographie des Lehrers! Seine Besserung hat die Besserung seiner Schüler zur Folge; der Grund zu den Fehlern seiner Schüler liegt im Lehrer.

11. Wer Menschen erziehen will, muß ihn kennen, und wer sich rühmt, Psycholog zu sein, muß seine Psychologie an lebendigen Menschen beweisen. Menschenerzieher müssen Menschenkenner sein. In diesem Punkte läßt sich wohl im Seminar zu wenig, aber nie zu viel thun.

12. Wenn sich der Lehrer, vornehmlich der junge, recht lebhaft an seine eigene Kindheit erinnerte, was er als Knabe verstanden und nicht verstanden, mit Eifer getrieben oder mit Unlust gelernt, als Schulknabe geleistet oder versäumt hat, und darum recht sorgsam verhütete, was ihn damals mit Unlust erfüllt hat, um wie viel bessere Lehrer würden wir sein, wie viel mehr Geduld und Nachsicht würden wir in der Schule haben. Wer die Jugend zu sich heraufziehen will, muß sich zu ihr hinabneigen, und wer Kinder lehren will, muß wieder ein Kind werden.

13. Die Dauerhaftigkeit des Unterrichts ist abhängig von der Kräftigkeit der Anschauungen, von der öfteren Wiederholung der gewonnenen Eindrücke und von dem Grade des Interesses, welchen der Schüler dem Unterrichte zugewendet.

14. Erziehung zur sittlichen Freiheit. Ein klarer Kopf, ein warmes Herz, ein starker Wille, gepaart mit reiner Begeisterung, selbstverleugnender Treue, echter Hingebung und deutscher Gewissenhaftigkeit, Ausbildung des sittlichen Willens und des klaren Denkens, Förderung einer richtigen und gesunden Lebensanschauung; eine Erziehung in Zucht und Sitte, in Kraft und Selbstbeherrschung: — das ist's, was wir bei unsern Kindern anstreben

müssen, wenn unsere Knaben einst freie Männer von gutem Rufe und unsere Mädchen die Freude und der Stolz eines freien Vaterlandes werden sollen.

15. In dem Satze: „Alles für Andere, für sich nichts!" liegt das Geheimniß sittlicher Größe. In ihm liegt auch die Bedingung jeder gesegneten Lehrarbeit. Man lebt ja nur wirklich erst dann für sich, wenn man für Andere lebt, d. h. wenn man sein Glück in der Beglückung Anderer sucht und sein Leben in den Dienst der Menschheit stellt.

16. Der Steuermann, der in dunkler Nacht sein Schiff richtig lenken will, muß nach den Sternen schauen, und wer in der Welt etwas Ordentliches leisten will, muß Ideale haben. Wenn die Ideale fehlen, dann fehlt eben alles. Selbst das Glück und der Glanz der Civilisation ist dann nur ein werthloser Schein. *)

17. Was unserem Schulwesen und den Lehrern wirklich Nutzen bringen und wahre Befriedigung gewähren kann, das ist wahrlich nicht der Schleppenträgerdienst der Interessenpolitik, oder das Märtyrerthum eines aufgeregten und aufregenden, das Gemüth verbitternden, den Frieden des Herzens zerstörenden und die Lust und Freudigkeit zum Lehrerberufe ertödtenden Parteifanatismus, sondern die Arbeit im Geiste der barmherzigen Liebe an unserem armen Volke und die thatkräftige Hülfe treuer Pflichterfüllung im Dienste der Schule. — Um unserem Volke und unserer Jugend die erforderliche Hülfe in erfolgreicher Weise bringen zu können, so ist unbedingt erforderlich, daß wir als Lehrer der Jugend in dem Pflichtbewußtsein, dem Vaterlande zeitlebens als Helfer der Schwachen und als Freund der Armen dienen zu sollen, uns in unserm Handeln durch nichts weiter, als durch die klaren Grundsätze einer gesunden Pädagogik bestimmen und leiten zu lassen, einer Pädagogik, welche die Verhältnisse des Lebens wie die Aufgabe des Lehrerberufs einerseits ideal auffaßt, andererseits aber im Dienste treuer Arbeit auch praktisch anfaßt.

18. Unserem Volke, wie unserer Schule kann auf die Dauer nur geholfen werden durch die oben ausgesprochenen Vorschläge. Die Besserung einer Nation kann nur durch die Wiedergeburt der Individuen erfolgen. Daraus ergiebt sich wie von selbst, welchen Schatz wir an dem Jungbrunnen unserer deutschen Schule haben, in den jede neue Generation eingetaucht werden muß, um daraus gekräftigt an Körper und Geist hervorzugehen, andererseits aber auch, welch hohe und heilige Pflicht uns, den Hütern dieses Schatzes, erwächst. Mit unserer Volksschule kann es eben nicht eher besser werden, als es mit unserem Volke besser wird; die Besserung des Volkes aber liegt in der sittlichen Kraft seiner Jugend. Hier muß der Hebel eingesetzt werden, wenn Hülfe gebracht, wenn wahrer und wirklicher Fortschritt, nämlich der Fortschritt in guten Sitten erzielt werden soll. Wenn auch in diesem Liebesgeschäft Undank unser Lohn, Verkennung unser Loos ist, das darf uns in unserm Bestreben nicht

*) Anmerkung der Redaktion zu No. 16. Der rechte Leitstern für den christlichen Lehrer ist Gottes Wort, und das Hauptideal für ihn ist Christus. Psalm 119, 105. Joh. 8, 12.

irre machen. Die Liebe läßt sich nicht erbittern, und wer nicht um des Dankes willen arbeitet, den kann der Undank der Welt auch nicht betrüben. Davon darf uns auch die Klage des Dichters nicht abhalten: „Wenn meine Bäume Früchte haben, dann haben sie mich längst begraben." Denn hätten sich unsere Vorfahren von diesen Gedanken der Selbstsucht leiten lassen, dann hätten sie die Bäume, deren lebendige Früchte wir heute genießen, nicht gepflanzt und nicht gepflegt.

19. So verkehrt es sein würde, wenn ein Arzt die verschiedenen Krankheiten, z. B. Nervenfieber, Crouphusten, Lungenentzündung, Ohrenzwang u. s. w. durch ein einziges Mittel, z. B. Glaubersalz, heilen wollte, eben so verkehrt würde es sein, wenn der Pädagog alle Vergehen durch eine Portion ungebrannter Holzasche, oder eine Handvoll Fünffingerkraut bestrafen und heilen wollte, oder sich den vermißten oder verlorenen Respekt wieder zu verschaffen meinte.

20. Suche deinen Stolz niemals im Herrschen, sondern im Dienen. Willst du dich mit denen vertragen, die unter dir stehen, so befolge folgende Regeln: Sei mild gegen Andere, aber streng gegen dich selbst! Verlange von Anderen nie Tugenden, die du selbst nicht übst, und bestrafe niemals Fehler, die du selbst noch an dir hast. Wer der Größte unter euch sein will, der sei euer Diener.

Orbilius Pupillus, ein Schulmeister aus altrömischer Zeit.

Von P. emer. Seb. Weiß. (Eingesandt von C. A. Weiß.)

Zu den hervorragendsten Pädagogen altrömischer Zeit gehörte ohne Zweifel Orbilius Pupillus, und es lohnt sich wohl der Mühe, an ihm die Verhältnisse, in welchen sich die Lehrer damaliger Zeit Schule und Leben gegenüber befanden, näher zu beleuchten.

Orbilius Pupillus verlor schon frühzeitig beide Eltern, indem sie an einem und demselben Tage, wahrscheinlich aus politischen Motiven, ermordet wurden. Auch hat er wahrscheinlich dadurch den Beinamen Pupillus d. h. „Waise" oder „Mündel" bekommen. Durch diesen Schlag aller Existenzmittel völlig beraubt, war er gezwungen, auf irgend eine Weise sein Brot zu verdienen. Ein Handwerk hatte er nicht gelernt, da er schon als Knabe den Wissenschaften oblag. So übernahm er sein subalternes Amt im Dienste der städtischen Behörden, entweder als Lictor, oder Amtsbote, wahrscheinlicher aber, als Schreiber oder Rechnungsführer in der Kanzlei beschäftigt. Nicht lange aber konnte er in diesem friedlichen Amte verbleiben, da er um das Jahr 90 v. Chr. gezwungen oder aus freiem Entschlusse zur militärischen Carriere überging. So diente nun der zukünftige Schulmonarch als Vaterlandsvertheidiger in Macedonien. Seine Dienstzeit hätte eigentlich 20 Jahre gedauert, doch wurde dieselbe auf irgend eine Weise verkürzt. Sueton sagt: „Nachdem er den Kriegsdienst überstanden, kehrte er zu den Studien zurück, mit denen er sich schon von den Knabenjahren an eifrig befaßt hatte und war

lange öffentlicher Lehrer in seiner Vaterstadt, bis er endlich im 50. Jahre nach Rom zog." Im andern Falle hätte er wohl nicht noch „lange" Zeit in Benevent thätig sein können.

In dem unruhigen Consulatsjahre Cicero's (63 v. Chr.) geschah es, daß Orbilius Pupillus von dem in der Nähe Roms liegenden Benevent nach der Hauptstadt übersiedelte. Als er nach Rom kam, hatte sich der Unterricht schon in verschiedene Stufen gespalten, wenn auch die Lehrziele in den einzelnen Schulen noch keineswegs fest standen. Auf den Elementarlehrer folgte der sogenannte Grammatiker, und von diesem gingen die Schüler zum Professor der Rhetorik über. Orbilius ist lange mit Unrecht herabgesetzt worden; er lehrte keineswegs die ersten Elemente des Lesens, Schreibens und Rechnens, sondern muß den wissenschaftlich gebildeten Grammatikern zugerechnet werden. Trotzdem war aber die Einrichtung seiner Schule ebenso einfach wie die der niedrigeren Lehranstalten. Er miethete eins jener luftigen Lokale, welche nach der Straße zu ganz offen waren, und außerdem auch zum Ausstellen von Bildern benutzt zu werden pflegten. Von hier aus erschallten nun schon in frühester Morgenstunde die Stimmen der bei Lampenschein in buntem Chore recitirenden Schüler, unterbrochen von dem „Donner" des „laut schreienden" Lehrers. Die Schule des Orbilius erwarb sich in kurzer Zeit einen guten Ruf. Aber trotz des rühmlichen Namens, den sich Orbilius bei seinen Zeitgenossen errang, hat ihn die Nachwelt zu einem abschreckenden Beispiel gestempelt, indem sie sich unter einem Orbilius einen allzeit schlagfertigen, gefühllosen Schultyrannen dachte. Und allerdings hat Horaz, ein Schüler des Orbilius, sich in Folgendem dahinzielend geäußert:

> „Nicht als wär' ich ein Feind von des Livius Versen und wünschte
> Alles vertilgt, was Orbilius einst unter Schlägen — noch weiß ich's —
> Vordeklamirt dem Knaben."

Freilich trifft ein guter Theil des Vorwurfs den ganzen römischen Lehrerstand, der sich von dem Gebrauch der Ruthe viel zu versprechen pflegte, da es in der Schule geradezu Regel war, dem Verständniß mit dem Stocke nachzuhelfen. Ja, die einzige Abbildung einer Schulstube, die wir aus dem Alterthum besitzen, stellt den Moment einer solchen Strafexekution dar. Niedergeschlagen sitzen drei Bildungsobjekte an ihren Plätzen. Im Vordergrunde aber saust die vergeltende Ruthe auf den Rücken eines Delinquenten herab, den ein vierter Mitschüler an den Armen über seinen Rücken gezogen hält, während der fünfte durch Emporheben der Beine die Kehrseite des Unglücklichen in eine prügelrechte schiefe Ebene verwandelt!

Die sittlichen Zustände jener Zeit, in welcher Orbilius lebte, die in höchsten und niedrigsten Kreisen den schrecklichsten Verfall zeigten und unfehlbar auf die Jugend ihren Rückschlag äußern mußten, dürfen auch nicht außer Acht gelassen werden. Von Seiten des Hauses war ja alle erziehende Unterstützung geschwunden und der Lehrer stand diesen verzogenen, keine Autorität achtenden Burschen allein gegenüber. Daß Orbilius bei solchen Verhältnissen zum Stocke griff, ist ihm wohl zu verzeihen. Es wäre überhaupt voll-

kommen ungerechfertigt, wollte man ihn deßhalb zu einem Lehrer machen, der im Schlagen und Strafen ein Vergnügen, eine Art von Erholung gesucht habe, ungefähr so, wie jener schwäbische Lehrer, welcher binnen eines halben Jahrhunderts über 900,000 Stockschläge und 24,000 Ruthenhiebe, 18,000 Maulschellen und Ohrfeigen und 1,115,800 Kopfnüsse ausgetheilt haben soll! Kurz, wie überhaupt Orbilius in Rom zu Ruf würde gekommen sein, wie seine Vaterstadt auf ihrem Kapitole, ihm eine Statue errichtet haben würde, wenn er nur als qualificirter Stockmeister gewirkt hätte, ist schwer einzusehen. Wieland hat über Orbilius ganz schief geurtheilt, indem er schrieb: „Orbil war ein abgedankter Soldat, der den Schulscepter aus Noth ergriffen hatte, als der Knabe Horaz bei ihm lesen und schreiben lernte. Wahrscheinlich reichte seine eigene Gelehrsamkeit nicht weit und er las mit seinen Schülern den Livius, weil es der Autor war, aus dem er selbst lesen gelernt hatte."

Orbilius ist mit mehreren eigenen Schriften an die Oeffentlichkeit getreten, darunter wohl seine merkwürdigste Schrift: „Der Vielgeplagte", in welcher er seine eigenen, langjährigen Erfahrungen niederschrieb, insbesondere über das Verhältniß der Schule zum Haus. In dieser Schrift führte er bittere Klagen über die Kränkungen, die den Lehrern durch die Nachlässigkeit und Eitelkeit der Eltern zugefügt würden. Gewinn erzielte er aus diesen Schriften jedoch keinen, und da er von seiner Lehrthätigkeit auch, wie Sueton erzählt, „größeren Ruf als Gewinn" erntete, kam er nicht dazu einen Sparpfennig für sein Alter zurücklegen zu können, und doch war es ihm beschieden, beinahe das hundertste Jahr zu erreichen! So docirte er denn fort, bis die Kräfte abnahmen und die Zahl der Schüler sich verringerte. Zuletzt verlor er sein treffliches Gedächtniß gänzlich, so daß ein Vers eines spitzigen Jambendichters lautete: „Wo ist Orbil, der Wissenschaft Vergeßlichkeit?" Orbilius erlebte es aber noch, daß Cäsar die öffentliche Achtung des Lehrerstandes, (welcher von den Vornehmen jener Zeit, im socialen Leben wenigstens, so schmählich verachtet wurde,) dadurch hob, daß er allen Docenten das römische Bürgerrecht ertheilte. Ungefähr ein Jahrzehnt vor Christi Geburt starb Orbilius Pupillus und hinterließ einen Sohn, der ebenfalls Lehrer war. Wie es auch heute noch so oft geschieht, hatten die bittern Erfahrungen des Vaters den Sohn dennoch nicht abgehalten, denselben Beruf zu wählen.

Die zweite und dritte Stufe des deutschen Leseunterrichts.

(Eingesandt von H. Säger.)

Nachdem wir in einer vorhergehenden Betrachtung die erste Stufe des Leseunterrichtes, das Elementarlesen, dargestellt haben, folgt jetzt die zweite Stufe, nämlich das accent- oder tonmäßige Lesen. — Unter dem accent- oder tonmäßigen Lesen, versteht man ein Lesen, bei welchem diejenigen Silben, Wörter und Sätze, welche nach den Regeln der Grammatik und Logik vor andern durch stärkeren Ton hervorzuheben, d. h. zu betonen sind, auch wirk-

lich jenen Regeln gemäß hervorgehoben und betont werden. Meistens ertheilen die Lehrer diesen Leseunterricht, ohne sich dabei auch nur einer einzigen Regel bewußt zu sein; ja, sie sind wohl gar der Meinung, daß sich solche Regeln gar nicht geben ließen, sondern daß man sich dabei nach seinem Gefühle richten müsse, welches doch, wie überall, so auch hier ein sehr unsicherer Führer sein dürfte.

Wir wollen nun die wichtigsten Regeln für das tonmäßige Lesen darzustellen versuchen.

Zuerst sind es die Regeln in Beziehung auf den Silbenton. Der Silbenton ist die Aussprache einer Silbe mit besonderer Erhebung und Stärke der Stimme. Mit Rücksicht auf den Ton unterscheidet man betonte und unbetonte oder tonlose Silben. Zu den betonten Silben gehören im allgemeinen alle Stammsilben, sie mögen nun in ein- oder mehrsilbigen Wörtern vorkommen, z. B. schön, verschönern. Indeß ist der Silbenton nicht immer von einerlei Beschaffenheit. Man unterscheidet mit Rücksicht auf die Zeitdauer:

a) Die Dehnung des Tones (Tonlänge.) Hierher gehören erstens alle Stammsilben, welche mit einem Vokal, Doppellaut, oder mit einem Dehnungszeichen endigen, z. B. Knabe, hören, laufen, Beete, lehren, dienen. Zweitens alle Stammsilben, welche mit einem einfachen Mitlaut endigen; z. B. Ton, Weg, schon, hoch, hörten, sagten. Ausnahmen sind: an, ab, ob, das, was, es, in, von, um u. s. w.

b) Die Schärfung des Tones (Tonkürze.) Mit geschärftem Tone liest man alle diejenigen Silben, welche auf zwei, oder mehrere Mitlaute, oder auf einen verdoppelten Mitlaut sich endigen; z. B. nicht, Wind, Luft, willkürlich, könnten, entschlüpft, bekommt. Ausnahmen sind: Bart, zart, Pferd, Schwert.

Mit Rücksicht auf die Hervorbringung des Tones unterscheidet man:

a) Die Tonhebung. Mit gehobenem Tone oder hochtonig werden gelesen alle Interjectionen, z. B. ach, ei, o, pfui; ferner alle diejenigen Silben, welche die nähere Bestimmung enthalten, z. B. Grönland, Nachteule, absagen, ausfinden.

b) Die Tonsenkung. Mit gesenktem Tone oder tieftonig sind in zusammengesetzten Dingwörtern mit zwei Stammwörtern das Grundwort, z. B. Hausthür, Grashalm; ferner in Zeitwörtern mit betonten Vorsilben das Stammwort, z. B. absagen, ausgehen. Bei den mit um, unter und über zusammengesetzten Zeitwörtern verändert sich der Ton nach der Bedeutung des Wortes; umgehen, umgehen.

Mit Rücksicht auf die Fülle des Tones unterscheidet man:

a) Den vollen Ton (Hauptton). Diesen erhält in mehrsilbigen Wörtern, welche aus einem Stammworte und einer Vorsilbe bestehen, die Stammsilbe, z. B. betrachten, entsagen, Betrug.

b) Den halben Ton (Nebenton). Diesen erhalten in zusammengesetz-

ten Wörtern die sogenannten starken Nachsilben bar, haft, thum, sam; z. B. scheinbar, zweifelhaft, Reichthum, sparsam.

Zu den unbetonten oder tonlosen Silben gehören alle Ableitungssilben, z. B. betete, wartete, antworten; ferner die Vorsilben be, ge und die schwachen Nachsilben el, e, er, lich, chen; z. B. bedeuten, gedenken, Bibel, Liebe, Töpfer, heimlich, Blümchen.

Nach der Darstellung des Silbentones folgt nun zweitens die Darstellung des Worttones. Unter dem Worttone versteht man den Nachdruck, womit man in einem ganzen Satze ein Wort vorzugsweise betont, und dadurch sein Verhältniß zu allen andern Wörtern des Satzes genauer bezeichnet. Diesen Wortton kann nach Erforderniß der Umstände jedes Wort im Satze erhalten; denn der Wortton steht nicht fest wie der Silbenton, sondern wird nach Wichtigkeit der ausgedrückten Vorstellung verändert; z. B. Ich war gestern in deinem Hause. In diesem Satze kann jedes der sechs Wörter den fünf übrigen gegenüber betont werden, je nachdem der Sprechende die Bedeutung des Wortes den andern Wörtern gegenüber als das wichtigste bezeichnen will. Den Wortton erhält in der That immer dasjenige Wort, welches einen Gegensatz oder eine Ausschließung, entweder mit Bestimmtheit oder doch versteckt anzeigt, z. B. Das Leben ist süß, bitter der Tod. Er hat mich beleidigt, nicht du; ferner dasjenige Wort, welches sich auf etwas Vorhergehendes bezieht, oder auf welches eine folgende Apposition bezogen werden soll. Diese Umstände nur waren die Ursache seiner Rettung. Eben der Mann, welcher es leugnete, hatte es gethan; ferner dasjenige Wort, welches nach dem Sinne und nach dem Zusammenhange die Hauptidee des Redenden oder Sprechenden ausdrückt, z. B. Verräthst du des Menschen Sohn mit einem Kuß!

Der Satzton, welcher jetzt noch zu betrachten ist, besteht in der richtigen Hebung und Senkung der Stimme beim Lesen ganzer Perioden. Durch den Satzton müssen hervorgehoben werden:

a) Ganze Sätze, z. B. die Hauptsätze oder Sätze, in denen sich der Hauptgedanke eines ganzen Theils ausspricht; ferner die Schlußsätze, insofern sie besonders zu beherzigende Lehren und Wahrheiten enthalten.

b) Einzelne Satztheile, z. B. der Vordersatz, oder Nachsatz allein, je nachdem auf dem einen, oder dem andern der Nachdruck ruht; ferner wichtige Aussprüche eines Andern, die im Laufe der Rede, oder Erzählung angeführt werden.

Ueber das Lehrverfahren bei dem tonmäßigen Lesen mögen folgende Winke beachtet werden:

Man mache die Schüler nach und nach mit den obigen Regeln bekannt.

Man sorge dafür, daß die Kinder, welche im tonmäßigen Lesen geübt werden sollen, mit dem Inhalte des zu lesenden Abschnittes bekannt werden, theils dadurch, daß sie den Abschnitt zuvor still für sich überlesen, theils dadurch, daß man ihnen den Sinn und die Bedeutung desselben kurz erklärt.

Man lasse nicht zu viel in einer Stunde lesen, das Wenige aber, was gelesen wird, recht sorgfältig und genau lesen.

Man gewöhne die Kinder an ein langsames und bedachtes Lesen.

Wenn das Kind unrichtig betont, so verbessere man den Fehler auf folgende Art: man mache die Schüler auf das Unrichtige der Betonung aufmerksam; man lasse die gemachten Fehler von einem andern Kinde verbessern; man lese fehlerhaft gelesene Sätze richtig vor; man lese den Schülern ganze Abschnitte als Musterstücke vor und lasse dieselben dann von ihnen nachlesen; man lasse nicht zu viel accentiren und vermeide dabei eine affectirte Pronunciation; man sorge dafür, daß beim Lesen rythmischer und gereimter Lesestücke der Rythmus und der Reim nicht zu sehr hervorgehoben werden.

Die dritte und letzte Stufe des gesammten Leseunterrichts ist das m e l o d i s ch e oder d e k l a m a t o r i s ch e Lesen. Darunter versteht man das wohlklingende, rednerische Lesen, welches auch wohl Lesen mit Ausdruck oder Gefühl genannt wird. Es besteht darin, daß das Gelesene angenehm in unser Ohr falle, und wie es die Empfindungen und Gefühle des Verfassers ausdrückt, so auch diese Empfindungen und Gefühle in dem Hörer weckt und hervorruft. Es ist dies also das tonmäßige Lesen für das Gefühl, und zwar sowohl für das sinnliche als das ästhetische und moralische Gefühl.

Folgende Regeln sind dabei zu beobachten:

a) Man halte auf eine richtige und angenehme Pronunciation. Die Stimme sei nicht rauh, schreiend und drohend. Die Vokale werden nicht zu breit und zu tief und die Consonanten deutlich, aber nicht zu hart ausgesprochen.

b) Man lese mit Abwechselung der Stimme (mit Modulation). Hier hat man vorzüglich den Fehler der Eintönigkeit und des singenden Lesens, sowie des steifen und abgemessenen Lesens zu vermeiden.

c) Man lese mit Ausdruck und Gefühl, das ist man suche diejenigen Gedanken, Gefühle und Empfindungen, welche der Verfasser in Worten ausdrücken wollte, auch wieder in diese Worte zu legen. (Man stimme die rechte Tonart an.) Folgende Tonarten sind dabei zu unterscheiden:

a) Der l e i ch t e Ton, der Ton der Erzählung, des Gesprächs, der Laune, des Witzes u. s. w.

b) Der e r n s t e Ton; der Ton des Nachdenkens, der ruhigen Betrachtung, der Beschreibung, der Lehrton.

c) Der f e i e r l i ch e Ton; der Ton der Rede, der Ermahnung, der Warnung.

d) Der h o h e Ton; der Ton des Affects, besonders der Freude, der Bewunderung, des Erstaunens, in Verbindung mit dem feierlichen Tone der Begeisterung.

e) Der t i e f e T o n; der Ton des Schmerzes, des Vorwurfs, der Verzweiflung.

Bei einem Lesestücke muß natürlich oft mit diesen Tonarten abgewechselt und die eine mit der andern verbunden werden.

Ueber das Lehrverfahren bei dem melodischen Lesen gelten folgende Regeln:

a) Man lese selbst ausgewählte Stücke in Prosa und in Versen mit richtiger Pronunciation, Modulation und Ausdruck des Gefühls vor.

b) Man lasse diese dann zuerst von den Geübteren und dann von Ungeübteren so lange lesen, bis sie dem Muster, das man gegeben, entsprechen.

c) Man mache die Kinder darauf aufmerksam, warum das Eine so und das Andere so gelesen werden müsse.

d) Man lasse nach dem Muster eines Lesestücks, welches bereits eingeübt ist, mehrere andere lesen.

e) Man sehe vorzüglich darauf, daß die Kinder natürlich, wie man gut spricht, und nicht mit Affectation und falschem Pathos lesen.

Schließlich vergesse der Lehrer nicht, daß das vornehmste Lehrmittel beim Leseunterrichte darin besteht, daß man selbst gut lese, und daß man als Lehrer sich selbst umsomehr im guten Lesen zu üben und zu vervollkommnen habe, als überhaupt die Kunst gut zu lesen, eine schwere Kunst ist, in welcher es nur wenig Menschen bis zur vollendeten Meisterschaft bringen.

Auch darf wohl kaum noch bemerkt werden, daß nicht alles, was hier über den Leseunterricht bemerkt worden ist, in diesem Maße und in diesem Umfange in jeder Schule in Anwendung zu bringen sei.

Kirchliche Rundschau.

Innerhalb der bischöflichen Methodistenkirche hat die Frage nach dem Verhältniß dieser Kirche zur Politik ziemliche Erregung hervorgerufen. Man suchte allerdings die Sache so gut als möglich zu umgehen, aber ob sie sich auf die Länge umgehen lassen wird, ist eine andere Frage. Der Apologete erklärt, wie es überhaupt gekommen sei, daß der Methodismus und speziell die bischöfliche Methodistenkirche in Amerika beschuldigt werde, sich zu einer politischen Kirche gemacht zu haben. Er sagt:

„Zum ersten ist sie unter den größeren evangelischen Kirchen dieses Landes die erste gewesen, welche sich entschieden zu Gunsten der gesetzlichen Prohibition des Getränkehandels als Pflicht der Regierung ausgedrückt und ihre Beipflichtung zu diesem Princip in ihrer Disciplin einverleibt hat."

Es ist nun leicht begreiflich, daß sich auf Grund davon die Behauptung aufstellen läßt, die Methodistenkirche sei eine politische Kirche und wenn diese sich im Voraus ausdrücklich gegen solche Behauptungen durch die Erklärung verwahrt hat, daß sie sich „nicht anmaße, den Gliedern der Kirche, hinsichtlich ihrer politischen Verbindungen Vorschriften zu machen", so mußte sie doch schon wissen, daß es auf Grund politischer Thätigkeit oder der Befürwortung politischer Maßregeln Seitens einer Kirchengemeinschaft möglich sei, dieselbe als politische Kirche zu bezeichnen. Wenn ferner die Generalconferenz der bischöflichen Methodistenkirche erklärt hat, daß es ihre Ueberzeugung sei, „daß Glieder der Kirche sich nicht von solchen politischen Parteien beherrschen lassen, die im Interesse des Getränkehandels gehandhabt werden," so ist doch das, wenn es irgend etwas ist, eine Vorschrift hinsichtlich politischer Verbindungen.

Dergleichen blos theoretische Erörterungen würden aber wenig zu sagen gehabt haben, wenn nicht die politische Seite der Prohibitionsfrage bei den letzten Herbstwahlen eine praktisch greifbare Gestalt angenommen hätte, die politischen Zwiespalt in die bischöfliche Methodistenkirche zu bringen drohte.

Die Gouverneurs-Candidaten der republikanischen sowie der Prohibitionspartei in Ohio waren nicht nur beide Methodisten, sondern gehörten auch einer und derselben Methodistengemeinde an; der Candidat der Prohibitionspartei Dr. Leonard war Prediger und der republikanische Candidat J. B. Foraker ein prominentes Glied derselben. Hier mußte, da ein Glied des Ministeriums und ein hervorragendes Glied des Laienelementes in der bischöflichen Methodistenkirche einander als Candidaten gegenüberstanden, irgendwie eine Stellung genommen werden, wenn dieses Beginnen nicht nachtheilige Folgen für den Einfluß des Methodismus haben sollte. Das war nun von Bischof Merill dadurch geschehen, daß er sich in einem Artikel im „Inter Ocean" gegen die Prohibitions- oder sog. dritte Partei ganz entschieden ausgesprochen hatte. Die Republikaner hatten dann auch diesen Artikel abdrucken und als Wahldocument verbreiten lassen.

Die ganze Angelegenheit kam nun auf den Conferenzen zur Sprache. In der Cincinnati-Conferenz wurde ein Temperenzbericht ohne Debatte angenommen, in welchem sich u. A. folgender Passus findet:

„Wir glauben an die längst gehaltene Ansicht unserer Kirche, daß es nur ein permanentes Heilmittel für dieses Uebel (die Unmäßigkeit) gibt, nämlich constitutionelle Prohibition, welche durch geeignete Gesetzes-Erlasse zur Geltung kommen soll. Hieraus folgt, daß wir dem Prinzip, die üblen Folgen der Unmäßigkeit durch Erlassung von Lizens- oder Besteuerungs Gesetzen bekämpfen zu wollen, nicht beipflichten können, und daß keine gesetzliche Maßregel für die Temperenzsache von Werth sein kann, welche das Prinzip der Prohibition nicht in sich schließt. Aber dieses Prinzip muß auch gesetzlich ausgeführt werden; denn Prohibitionsgesetze haben nur dann einen Werth, wenn sie eine universelle Anwendung haben und die Bestimmungen zur Ausführung derselben stark und effektiv sind."

Wenn es nun wirklich so ist, daß constitutionelle Prohibition das e i n z i g e p e r m a n e n t e H e i l m i t t e l für die Unmäßigkeit ist, dann muß man auch den Weg einschlagen, auf dem allein dieses politische Heilmittel zu Stande gebracht werden kann, nämlich den der politischen Agitation für diese politische Maßregel. Hat eine Kirche irgend einem Uebel gegenüber keine stärkeren Waffen als politische Agitation, so muß sie sich auch entschließen können zu diesen Waffen zu greifen und es war eigentlich nur consequent, wenn die Stellung von Bischof Merill der Prohibitionspartei gegenüber wenigstens nicht gutgeheißen wurde.

Der Comitebericht über den Zustand der Kirche nahm auch auf die Sache Bezug und wies darauf hin, daß zwar keine kirchliche Streitfrage die Prediger oder Glieder trenne, daß aber Meinungsverschiedenheit herrsche hinsichtlich der weisesten Mittel das gewünschte Ziel, nämlich Prohibition, zu erreichen. Man könne nun allerdings nicht erwarten, daß man von den Aufregungen, welche durch die Temperenzfrage erzeugt würden, gänzlich frei bleibe. Dann wird fortgefahren:

„Wir achten es für nöthig, unsere Stellung als eine von aller Betheiligung an der Partei-Politik sich fernhaltende Kirche zu wiederholen. Wir lassen uns durch keine Versuche der Politiker, noch Anderer, zur Anerkennung irgend welcher politischen Partei bewegen. Unsere Prediger und Glieder sollten das Recht, nach ihrer Pflichtesüberzeugung stimmen zu dürfen, ohne Vorwürfe genießen können. Die Disciplin unserer Kirche trachtet keineswegs darnach, die Stimmen unserer Leute zu beherrschen. Unsere Aufgabe ist, Seelen aus allen Parteien zu retten. Die Verhältnisse der Gegenwart erfordern eine ruhige Ueberlegung unserer gegenseitigen Rechte. Das Gesetz der Liebe und Weisheit sollte in unserem Herzen und in allen unseren Handlungen walten, so daß alle sündlichen Aufregungen und bitteren Worte vermieden werden, und der Frieden in der Kirche ungestört bleiben möge. Betreffs dieses Punktes möchten wir erwähnen, daß wir die Bittschriften gewisser werthgeschätzten Laien unserer Kirche sorgfältig und achtungsvoll überlegt haben, und was den Sachverhalt dieser Bittschriften betrifft, empfehlen wir Folgendes: W i e w o h l w i r d i e B e t h e i l i g u n g a n d e r P o l i t i k v o n S e i t e n i r g e n d w e l c h e r u n s e r e r P r e d i g e r d a d u r c h , d a ß s i e

Candidaten oder öffentliche Vertreter irgend einer Partei werden, nicht gutheißen können, achten wir es dennoch anbetrachts einer aufrichtigen Meinungsverschiedenheit unter uns betreffs der besten Methoden, dasselbe erwünschte Resultat zu erzielen, und der bisherigen Toleranz der Kirche, für ungerathen, irgend welche Beschlußnahme hierüber zu fassen."

Das gesperrt Gedruckte wurde mit 69 gegen 43 Stimmen gestrichen, nachdem noch kurz vor der Abstimmung Dr. Leonard erklärt hatte, daß er die Nomination nicht in der Absicht angenommen habe das Predigtamt zu verlassen, auch keinen Durst nach politischer Auszeichnung habe und daß er sagen müsse, „daß er niemals von seiner Pflicht klarer oder völliger überzeugt gewesen wäre, als er es in seiner gegenwärtigen Stellung sei."

Bemerkenswerth ist, daß der gestrichene Passus, wie der Bericht selber sagt, das Resultat der Erwägung der Bittschriften gewisser werthgeschätzter Laien innerhalb der bischöflichen Methodistenkirche war. Die Laien sind in diesem Falle allerdings weniger consequent gewesen, als das Ministerium, ob sie aber deswegen schon im Unrecht wären, ist denn doch damit noch nicht erwiesen.

Auch auf der Nord-Ohio-Conferenz, die unter dem Vorsitz des Bischofs Merill abgehalten wurde, kam derselbe Gegenstand zur Sprache. Auch hier handelte es sich um mehr als um eine bloße theoretische Erörterung der Sache, denn ein Glied dieser Conferenz Rev. J. P. Mills hatte sich als Prohibitions-Candidat für die Staatslegislatur aufstellen lassen und ein Antrag, der die Ueberzeugung aussprach, „daß ein Methodistenprediger, der im Pastoralamt thätig ist, kein Candidat für ein öffentliches Amt in irgend welcher politischen Partei sein sollte," wurde mit 57 gegen 53 Stimmen niedergestimmt.

Dagegen wurde folgender Beschluß angenommen:

„Beschlossen, daß die Glieder der Nord-Ohio-Conferenz sich für die persönlichen politischen Verbindungen irgend eines Predigers oder Laien in unseren Kirchen nicht verantwortlich halten."

In der Detroit-Conferenz, die am 10. September unter dem Vorsitz des Bischofs Warren gehalten wurde, war der Artikel des Bischofs Merill auch Gegenstand der Erörterung; er war an das Temperenz-Comite der Conferenz verwiesen. „Dasselbe", sagt der Apologete, „stattete demnach einen Bericht ab, in welchem gegen die Stellung des Bischofs Merrill starker Einwand erhoben wurde. Zugleich forderte der Bericht eine gründliche Ausführung der Kirchenordnung gegen solche Glieder, die in dem Getränkehandel betheiligt sind. Nach einer lebhaften Debatte wurde der Bericht zur Verbesserung zurückverwiesen. Zum zweitenmale berichtete das Comite. Diesmal pflichtete es zwar den Argumenten des Bischofs zu Gunsten der Prohibition bei, und erkannte ihm das unbeschränkte Recht als Bürger zu, die Organisation einer Prohibitionspartei zu mißbilligen, verweigerte aber auf die positivste Weise seine „Zustimmung zu der Stellung des Bischofs in jenem Artikel, worin er sich erlaubt, eine der politischen Parteien im Lande zu verdammen."

Es wurde für unschicklich erachtet, daß die Conferenz in ihrem offiziellen Charakter irgend welche politische Partei anempfehle oder verdamme, aber die Prohibition wurde als das geeignete Heilmittel für die üblen Folgen der Trunksucht anempfohlen. Dieser Bericht wurde dann einstimmig angenommen."

Wir halten es keineswegs für Unrecht, wenn eine Kirchengemeinschaft, namentlich hierzulande, auch politischen Einfluß ausübt, es kommt nur darauf an, in welcher Weise er geübt wird und welche Stelle er einnimmt. Der politische Einfluß hat den Christen, wo und wann sie sich als ein Salz der Erde und ein Licht der Welt erwiesen haben, nie gefehlt, auch ohne daß sie politische Parteien bildeten oder die Pastoren sich um Staatsämter bewarben. Wo durch das göttliche Wort lebendiger Glaube geweckt wird, der das ganze Leben eines Menschen, auch sein politisches Leben, beherrscht und durchdringt, da übt die Kirche, in welcher sich solche lebendige Christen befinden, einen politischen Einfluß aus, der nachhaltiger und tiefgreifender wirkt als alle Parteisiege am Stimmkasten. Sucht dagegen eine Kirche ihr Werk durch politische Maßregeln zu treiben, so wird sie

allerdings Anerkennung in der Welt finden, ihre Leiter werden auch vor der Welt mit Ehren und Würden bekleidet erscheinen, aber schließlich kommt das Ganze doch in seinem letzten Kern auf die Frage nach der Erscheinung in der Welt hinaus, auf die Frage: Womit werden wir uns kleiden? Wird die constitutionelle Prohibition durchgebracht, so wird allerdings „unser Land und Volk von dem Fluch eines gesetzlich beschützten Getränkehandels" erlöst werden; daß aber damit auch die Wurzel des Uebels der Unmäßigkeit ausgerottet sein wird, wird Niemand behaupten wollen; dazu reicht Prohibition nicht aus.

Zudem ist, wenn die Prohibitionspartei keine Bundesgenossen finden sollte, an einen allgemeinen Sieg derselben vorerst gar nicht zu denken. Wer wird sich nun zum Bundesgenossen anbieten und um welchen Preis?

Die Berliner Augustconferenz hat am 25. und 26. August wieder und zwar in den Räumen des Stadtmissionshauses in Berlin getagt.

Eingeleitet wurde die Conferenz durch die am Vorabend stattfindende Begrüßungsansprache des Superintendenten Dr. Meinhold, der unter Zugrundlegung des 87. Psalms die lutherische Kirche in einer Weise vor den andern hervorhob, daß die N. Ev. Kztg. meinte, er scheine doch über das rechte Maß hinausgegangen zu sein, wenn er gesagt habe: „Gott der Herr hat die ganze Christenheit lieb. Aber die lutherische Kirche ist die Sulamith, die auserwählte unter den Jungfrauen, die er vor allem lieb hat. Sie ist das vornehmste Glied der ganzen Kirche, der Herr das Haupt, die lutherische Kirche das Herz und seine sonderliche Liebe. Gott liebt die griechische Kirche mit ihrer schönen reichen Liturgie, die römische mit ihren Bischöfen und ihrer unerschütterlichen Festigkeit, die reformirte mit ihrer lebendigen Rührigkeit und kräftigen Zucht; aber die luth. Kirche mit ihrem innigen Geist, mit ihrer Marienseele liebt er über alle Wohnungen Jacobs."

Maßvoller sprach sich General-Superintendent Braun in seiner Eröffnungspredigt aus, in der an der Hand Ps. 102, 14. 15 die beiden Fragen beantwortete: 1. Was wollten wir gern sein? Deine Knechte. 2. Was wollten wir gerne sehen? Deines Baues Reich und Förderung. Das klang doch ganz anders und war gewiß wahrer und weitherziger und mehr evangelischer Art, wenn er sagte: Ich denke die Kirche Gottes wird keine Erfahrung verlieren, die sie gemacht hat. Es wird eine Kirche Gottes entstehen, welche aus der Reformationszeit die reine Lehre, aus der pietistischen das Bußgefühl, aus der rationalistischen die Werthschätzung für alles Schöne, aus der neuern Zeit die innerlich gegründete Selbständigkeit festhalten wird — aber ich schreibe dem Herrn nichts vor."

Superintendent Holtzheuer referirte über „Die Bedeutung der lutherischen Kirche für das Reich Gottes insbesondere in unserer Zeit" Er fand dieselbe in vier Punkten: 1. In der Stellung zur heiligen Schrift. Allerdings sei die Aufstellung der helvetischen Confession, daß die kanonischen Schriften das wahrhaftige Wort Gottes seien, auch lutherische Position, obwohl es auf lutherischer Seite bekenntnißmäßig nicht so fixirt sei. „Der Buchstabe ist der Träger des Geistes. „Wie" die Worte lauten, das ist immer die erste Frage. Aber „was" sie sagen, das ist die Cardinalfrage. „Wie" sie lauten, das ist die Aufgabe der heiligen Philologie. „Was" sie sagen ist der Inbegriff aller Theologie." Das ist vollkommen richtig, aber man muß doch fragen, hat die lutherische Kirche in dieser Hinsicht etwas vor der reformirten voraus? Hat diese sich nicht ebenso auf den Boden des Schriftwortes gestellt und thut es die evangelische Kirche nicht auch? Ist doch auch für uns die Schrift die alleinige und untrügliche Richtschnur unseres Glaubens und Lebens.

Der zweite Punkt, den er anführte, war die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben; der dritte die Lehre von der Person Christi, und der vierte die lutherische Abendmahlslehre. Gerade in diesem Punkte wurde zuerst ein Anlauf genommen auf die neulutherische Sakramentslehre hin, aber dann zieht sich der Referent wieder von diesem Standpunkt auf den allgemein evangelischen Boden zurück, wenn er sagt: „Daß Christus allein gilt, und, daß es gilt, den ganzen Christus zu haben, das ist die Klarheit, welche bis auf diesen Tag den Weg der lutherischen Kirche erhellt hat, inmitten der Dunkelheiten, welche die Außenseite ihrer Geschichte sind."

Wenn dann weiter gesagt wird: „Dazu, daß Christus allein gilt und daß es gilt den ganzen Christus zu haben, müssen sich die andern Kirchen durcharbeiten, wenn sie eine Stelle behalten wollen in der Reihe der sieben goldenen Leuchter," so müssen wir sagen, daß jede wahrhaft evangelische Kirche und jeder wahrhaft evangelische Christ auf diesem Standpunkt steht, den die Apostel selbst schon so klar wie möglich bezeichnet haben.

Dem folgenden Passus gegenüber: „Wenn es sich um Werke handelt, thut Jedermann und jede Kirche gut äußerst bescheiden zu sein; wenn es sich aber um den Glauben handelt und um den, an den sie alle glauben sollen, auf daß sie nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben, dann thut jede Kirche gut bei unseren Bekenntnissen in die Lehre zu gehen," macht die N. Ev. Kztg. die Bemerkung: „Angesichts des apostolischen: „Wir erkennen stückweise," wäre auch hier mehr Bescheidenheit wohlthuender und wirkungsreicher gewesen." Gewiß! Und am besten thut man, wenn es sich um diese Dinge handelt, bei der heiligen Schrift in die Lehre zu gehen.

Gegenüber den thatsächlichen unleugbaren Gegensätzen, in denen die verschiedenen lutherischen Kirchen zu einander stehen, fand der Referent das Einheitsband in der Lutherbibel und in den lutherischen Bekenntnissen und im lutherischen Katechismus und tritt namentlich gegen die von Lutheranern gegen Lutheraner geübte Sakramentssperre auf. Gerade in dieser Hinsicht trat wohl die größte Meinungsverschiedenheit zu Tage. Gegen die Behauptung, daß es für die Reformirten kein Gastrecht an lutherischen Altären gäbe, traten Kleist, Retzow, Wangemann und Meinhold auf, indem letzterer es geradezu aussprach, daß die Sakramente nicht als Gegenstände des Zwiespalts und der Auseinanderzerrung eingesetzt seien, sondern als Gnadenmittel, deren alle theilhaftig werden sollten.

Die kirchenpolitischen Erwartungen der Augustconferenz faßte Sup. Holtzheuer in folgendem Passus zusammen:

„Die Positiv-Unirten haben die Führung gehabt, als das apostolische Glaubensbekenntniß das Angriffsobjekt der Linken war, wir haben das neidlos mitangesehen. Es wurde damals die Frucht davon reif, daß die Lutheraner Jahrzehnte lang alle Compromisse in Fundamentalsachen des Glaubens zurückgewiesen haben. Seitdem sind die Lutheraner immer mitgegangen. Wenn gewisse Schritte zu thun sind über den Bereich des Apostolicums hinaus, wird ihnen die Führung naturgemäß wieder zufallen, weil da die Sonderbekenntnisse entscheiden werden. Bei der neuen Agende wird das bereits hervortreten."

Der Vortrag faßte seinen abschließenden Gedanken in folgende Worte: „Wenn die eine Heerde unter dem einen Hirten noch einmal diesseits der Ewigkeit deutlicher als bisher, in die Erscheinung tritt, daß sie dann im Papst ihren Regenten haben wird, kann Niemand glauben, der an den König Christus glaubt. Daß, während man z. B. in hervorragenden kirchlichen Kreisen Englands das dringende Bedürfniß hat, die Westminsterconfession zu ändern, einst Calvins Institutio das Lehrgebäude der Una sancta (der Einen heiligen Kirche) sein könnte, wird gewiß ebenfalls, und nicht blos bei den Unsern, Zweifeln begegnen. Wenn hier auf Erden noch eine Confession werden wird, dann wird sie nicht tridentinisch und auch nicht reformirt sein, dann wird rein Wort und Sakrament im Sinne der lutherischen Kirche der alles bestimmende Mittelpunkt sein. Sie können Alle jede berechtigte Eigenthümlichkeit mitbringen. Es sollte ein schöner gegenseitiger Dienst werden. Aber in dem, was zu vernehmen gegeben ist von den Geheimnissen des Reiches Gottes, und zwar zu dem von dem Herrn ausgesprochenen Zwecke, daß, wer so hat, die Fülle habe, darin eignet der lutherischen Kirche Oekumönicität. Die Bedeutung behält sie für das Reich Gottes."

Wir werden ganz gewiß einem Lutheraner solche Worte nicht übel nehmen. Aber unserer evangelischen Kirche wird es auch Niemand übel nehmen können, wenn wir sagen: Rein Wort und Sakrament, im Sinne und Geiste Christi, wird und soll der alles einigende Mittelpunkt sein und nicht aus der Fülle der lutherischen Kirche, sondern aus der Fülle Christi haben wir zu schöpfen, um die Geheimnisse des Reiches Gottes zu vernehmen.

Speziell für uns hier in Amerika interessant ist der Vortrag von Prof. Dr. Grau

aus Königsberg über die lutherische Kirche in Amerika. Er sagt u. A.: „Wenn ich recht sehe, so hat Amerika in seiner kirchlichen Entwicklung zwei Stufen hinter sich und tritt nun in ein drittes Stadium, in welchem die lutherische Kirche die entscheidende sein wird."

Die erste Periode sei die des Puritanismus; die zweite die des Methodismus und die dritte die des Lutherthums. Es wird zunächst im Anschluß an die bekannte Schrift des Dr. Späth über die Generalsynode und das Generalconcil referirt und nach einer nochmaligen kurzen Erwähnung der Generalsynode fortgefahren:

„Im stärksten Gegensatz zu diesem Kirchenkörper, welcher nur mühsam sich aus der Verkommenheit der Aufklärungsperiode emporarbeitet, steht die Synodalconferenz bekannter unter dem Namen der Missourisynode d. h. derjenigen Synode, welche naturgemäß die Führerschaft dieser großen Gemeinschaft besitzt, weil in ihr zuerst das eigenthümliche Princip derselben verwirklicht wurde und weil ihr der bedeutende Mann angehört, der die persönliche Verkörperung dieses Princips ist: Professor, Pastor Walther."

Es wird dann weiter auf die großen Erfolge der Missourisynode hingewiesen und auf die Frage nach der treibenden Kraft darin gesagt: „Ich antworte ohne Bedenken: die Liebe zur lutherischen Kirche und die Gnade Gottes, welche ein besonderes Rüstzeug gegeben hat, das keinen andern Ehrgeiz kannte, als ein Jünger Dr. Martin Luthers sein zu wollen."

Von den Missouriern wird dann weiterhin noch gesagt: „Sie sind es, die den Amerikaner zuerst zum Bewußtsein gebracht haben, daß es eine lutherische Kirche gibt, die in der eingeborenen lutherischen Kirche den Eifer erzeugt haben, nicht blos den Namen lutherisch zu tragen, sondern auch zu werden, was dieser Name sagt. Es erinnert an die erste Christenheit, welche unter dem Volke, das sich den Mammon neben Gott erwählet hat, auf das Eigenthum verzichtete und Alles gemeinsam besaß, wenn die Missourier unter dem Volke, dessen Gott der Dollar genannt wird, das Zinsnehmen als Wucher verwarfen."

Aber das Lob hat in dem Vortrag auch seine Kehrseite, wenn es im nächsten Abschnitt heißt: „An diese Liebe zu Luther, wie gerade darin Professor Walther hervorleuchtet und an die Vertiefung in diesen „Propheten der letzten Welt" knüpfen wir nun auch die Hoffnung, daß der Geist Luthers, der in der That ein Geist der Freiheit ist, den Geist der Knechtschaft überwinden werde, den eine gesetzliche Orthodoxie innerhalb dieser Gemeinschaft von sich ausgehen läßt. Denn das ist der Vorwurf, den wir gegen die Missourier erheben müssen, daß sie aus dem Propheten Luther vielmehr einen Gesetzgeber, aus seinen Schriften eine Dogmatik und ein dogmatisches Gesetz gemacht haben..........

Sie haben das Ideal so mancher ernster Lutheraner auch unter uns in Deutschland verwirklicht, die Kirche und ihre Entwicklung gerade um 250 Jahre zurückgeschraubt und zunächst mit dem oben geschilderten praktischen Erfolg.........

Wie nun aber weiter, wenn die Gemeinden nicht mehr um ihre äußere und innere Existenz zu ringen haben, wenn der Zeitgeist, der doch nicht blos des Teufels Geist ist, in sie eindringt. Können denn die Missourier erwarten, daß für ihre Gemeinschaft die Consequenzen des Pietismus und Rationalismus, und was diese Consequenzen provozirte, ausbleiben werde, zumal sie in einer Zeit leben, die von diesen Geistern erfüllt ist. Und ist nicht den Missouriern begegnet, was auf dem Standpunkte der „reinen Lehre" der lutherischen Kirche als das schlimmste erscheinen muß, daß sie in den Verdacht des Calvinismus gerathen sind? Bezüglich des Gnadenwahlstreites können allerdings die Missourier die Orthodoxie für sich in Anspruch nehmen, wenn die Orthodoxie darin besteht, daß man Stellen aus der Concordienformel oder aus Luther vorbringt; auch gehen die Missourier noch lange nicht so weit, als Luther in seiner Schrift De servo arbitrio gegangen ist. Aus dem, was Paulus Röm. 9 sagt und Luther in De servo arbitrio, hat Calvin sein prädestinatianisches System gemacht........Was nicht der ganze ja nicht einmal der wahre Luther ist, was vielmehr so weit vom Inhalt des Herzens und des Glaubens Luthers entfernt ist, daß es demselben gerade widerspricht, — was vielmehr nur eine mächtige mittelalterliche Waffe war, mit der Luther sich des Erasmus erwehrte, — als wäre derselbe dessen gar nicht werth gewesen, daß ihm die volle

Wahrheit entgegentrete —, das ist bei Calvin das Ganze und die Seele des Systems. — Nun die Missourier sind keine Calvinisten; sie lehren keine zwiefache Prädestination. Sie behaupten, daß der natürliche Mensch die Freiheit habe und die Schuld trage sich gegen Gottes Gnade zu wehren; dagegen sei die Bekehrung gänzlich Sache der göttlichen Gnade, der Glaube lediglich etwas von Gott gewirktes. Die Inconsequenz, welche hier vorliegt, beachten sie nicht. Man wird ihnen die Consequenz ziehen: Da Gott den Glauben in den Gottlosen nicht wirkt, wenn derselbe nur göttliche Wirkung ist, so will er nicht deren Rettung und Bekehrung. Aber sie selbst ziehen sie nicht."

Wenn nun auch die Lehre der Missourier von Dr. Grau an und für sich nicht als gefährlich angesehen wird, so werden sie doch mit folgenden Worten gewarnt: „Mögen die Missourier sich hüten, daß der calvinistische Sauerteig nicht um sich greife und den Geist Luthers austreibe!"

„Auch die missourische Propaganda in deutschen Landeskirchen erweisen wir als einen Zug arger Selbstüberhebung, ja gerade unlutherischer, vielmehr reformirt sectirerischer Art zurück......... Es ist lutherisch an seinem Ort und in seinem Amte Gottes Wort zur Geltung zu bringen und das Licht Christi leuchten zu lassen, das Uebrige aber Gott zu befehlen."

Aber nicht blos die Lutheraner innerhalb der preußischen Landeskirche, auch die sächsischen Lutheraner beklagen sich über die missourische Propaganda gegen die deutschen Landeskirchen und über die Aufhebung der Kirchengemeinschaft mit denselben. Es wird von der A. Ev. L. Kztg. eine Stelle aus dem „Lutheraner" angeführt: „Seitdem es sich gezeigt und durch kirchliche Ereignisse öffentlich constatirt ist, daß eine wirkliche Reformation unserer deutschen sogenannten lutherischen Landeskirchen, eine Rückkehr derselben zu reiner lutherischer Lehre nicht mehr zu erwarten steht; seitdem aller entschiedene öffentliche Kampf hierfür aufgehört hat und es sich erwiesen hat, daß die deutschen Landeskirchen ganz ohnmächtig der Herrschaft der jedesmaligen auf dem Gebiet der Theologie herrschenden Zeitströmung, der Macht und den Einflüssen des weltlichen Staates, sowie den ungläubigen Volksmassen preisgegeben sind: seitdem haben wir die Kirchen- und Abendmahlsgemeinschaft mit ihnen aufgehoben gemäß dem göttlichen Gebot Tit. 3, 10: einen ketzerischen Menschen meide, wenn er ein und abermal ermahnt ist. — Zeugniß und Ermahnung haben unsere deutschen Landeskirchen von uns und andern genügsam empfangen; wir haben auch wahrlich lange genug Geduld darüber gehabt, aber vergeblich." Dazu hat die A. Ev. L. Kztg. die Klage: „Das ist der Dank dafür, daß wir unsere auswandernden Landsleute vor den Secten warnen und lieber den Missouriern zuweisen!"

Bei der Generalversammlung der deutschen Katholiken in Münster, „dem deutschen Rom," wurde Alles aufgeboten, um die Sache möglichst pomphaft zu gestalten und das Feuer des Kulturkampfes nach Möglichkeit wieder anzufachen. Daß dieses letztere der eigentliche Zweck des Ganzen war, haben die „Germania" sowie Schorlemer und Windhorst nicht verbergen können. Erstere sagte: „In dieser Situation, der Zeit der letzten Versuche aus dem Zustande der Versumpfung heraus zu kommen zum heißersehnten Frieden, oder wieder dem offenen Kampfe entgegensehen zu [illegible]en, empfängt die Generalversammlung in dem erzkatholischen Münster ihren besonderen Charakter"; der zweite gestand: „Als man mit Gewalt nichts erreichte versuchte man es mit der Versumpfung. Nachdem man uns nicht mit der Gewalt ersticken konnte, sollten wir an der Schwindsucht sterben; aber katholische Lungen sind nicht empfänglich für die Tuberkulose, die uns von Berlin her eingeimpft werden soll". Windthorst endlich rief: „Wir gehen nicht in den Sumpf. Die alte Garde starb, aber ergab sich nicht. Das Centrum aber ergibt sich nur nicht, es stirbt auch nicht!"

Um das Ganze auch nach Außen glänzend zu gestalten dienten Volksfeste, Diners, dramatische Aufführungen katholischer Studentenvereine und Commerse, bei welchen die von den vereinten katholischen Studentenverbindungen hochgefeierten „Ehrenfüchse" Windthorst und Schorlemer recht fidel plauderten.

Namentlich wurde der Hirtenbrief der Fuldaer Bischofsconferenz gefeiert und vom

Standpunkte der Centrumspolitiker ganz mit Recht. Er war das Zeichen des Sieges einer Politik, die den Katholicismus als Werkzeug benützt über einen Katholicismus, der auch die Politik unter die Mittel zählt, mit denen er arbeitet, ein Sieg der „Preßkatholiken", des demokratischen Elementes über das hierarchische, der eben mit Hülfe des Papstes errungen worden war. Darum auch die maßlosen Ergebenheitserklärungen gegen den Papst.

„Ewig an Rom" rief Schorlemer aus und Bischof Brinkmann stimmt in den allgemeinen Ton ein mit den Worten: „Sie (die Katholiken) fühlen den Felsen unter ihren Füßen, worauf Christus seine Kirche baute und der unerschütterlich ist, gleichviel wie der Felsenmann heißt, Petrus oder Leo XIII!" Das sagt ein katholischer Bischof! Ob er wohl eine Ahnung hatte, daß er damit nur das Cäsarenthum des Papstes feierte, dem gegenüber die Bischöfe nur noch willenlose Werkzeuge sind.

Ueberhaupt wird unter den Preßkatholiken das Zuschautragen eines Servilismus, der einen jeden Menschen schändet, als wirksames Mittel gebraucht, um Andere servil zu machen. Namentlich Windthorst, der keineswegs der dienstbare, sondern der leitende Geist der Centrumspolitik ist, versteht das ausgezeichnet. „In heutiger Zeit", so versichert er, „hat sich die Nothwendigkeit geltend gemacht, daß auch Laien in die kirchlichen Verhältnisse sich gleichsam*) einmischen. Da ist dann die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß die Einzelnen sich ein wenig über sich selbst hinwegheben. Das ist eine Krankheit, die ist in der Erbsünde begründet; und darum ist denen, die jenen Beruf haben, dringend zu wünschen, daß sie fort und fort auf die kirchliche Autorität hingewiesen werden. Und wenn wir hier erscheinen und zu ihnen sprechen und dann die Bischöfe hier sehen, dann vergegenwärtigen wir uns immer die Frage: Sind wir auch im vollen und ganzen Einverständniß mit der Lehre der Kirche und mit den Autoritäten?‡) In dem Augenblick, wo wir nur eine Linie davon abwichen, wären wir unwiederbringlich verloren und unser Gewissen (welches? das politische oder dogmatische? D. R.) wäre schwer belastet. Wir haben auch in Berlin im Reichstag und im Landtag immer Vorsorge, daß wir Controleure haben, die auf uns in diesem Punkte genau Acht geben, ob irgendwo etwas nicht Richtiges gesagt wird, und ich pflege niemals, wenn ich gesprochen habe, es zu unterlassen zu einem der Herren zu gehen und zu fragen: „Habe ich auch etwas Ketzerisches gesagt?"

Auch über Amerika wurde geredet von Bischof Marty von Tiberias i. p. i. und apostolischem Vikar von Dakota. Derselbe sagte: „Die Vereinigten Staaten sind in Wirklichkeit ein deutsches Missionsland, denn den deutschen Priestern ist vor allem die Katholisierung der Vereinigten Staaten zu danken, dem Franziskus Xaverius-Verein, der in Deutschland so zahlreiche Mitglieder hat, dem bayerischen Ludwigsverein und dem österreichischen Leopoldsverein. Die Deutschen stehen wegen ihrer Treue, Arbeitsamkeit, Ehrlichkeit bei den Amerikanern in hohem Ansehen. Anfangs herrschte Mißtrauen zwischen den irischen und den deutschen Katholiken, aber seitdem die deutschen Katholiken ebenfalls wegen ihres Glaubens verfolgt werden, sind sie den Iren ebenbürtig geworden und das Mißtrauen ist nun schon geraume Zeit geschwunden. Wir haben in Amerika jetzt 12 Erzbischöfe, 60 Suffraganbischöfe, und erschienen auf dem Konzil zu Baltimore in der Stärke von 72 Oberhirten. Wir haben in den Vereinigten Staaten 7000 katholische Priester, für den Nachwuchs ist ebenfalls gesorgt; wir haben 35 Priesterseminare und daneben noch zahlreiche andere Erziehungs- und Bildungs-Anstalten, 2000 Kandidaten der Theologie sind gegenwärtig im Studium begriffen. Wir haben 7600 Kirchen und Kapellen, 2464 Volksschulen, letztere fast nur von Deutschen gegründet

*) Dieses „gleichsam" ist wirklich ausgezeichnet. Die Führer, vor allem Windthorst, leiten das Ganze, indem sie sich „gleichsam einmischen"; die geführten Massen dürfen sich auch „gleichsam einmischen," aber nur als (nach wie vor) blindlings gehorsame Werkzeuge.

‡) Diese feine Wendung macht dem „Ehrenfuchs" Windthorst wirklich alle Ehre. Im Einverständniß mit den Autoritäten d. h. den Bischöfen ist er sammt seinen „Preßkatholiken" allerdings. Nur so daß die „Preßkatholiken" in Rom verstanden und die Autoritäten einverstanden wurden. Dafür kann sich Windthorst schon bisweilen einmal eine kleine Correctur in der Dogmatik gefallen lassen.

und von 500,000 meist deutschen Kindern besucht. Außerdem haben wir 83 höhere Kollegien mit klassischen Studien, dazu 581 sonstige höhere Bildungsanstalten, 272 Waisenhäuser und 154 Hospitäler. Alle diese Anstalten stehen unter religiösen Orden. (Beifall.) Es giebt keinen geistlichen Orden, der nicht in den Vereinigten Staaten repräsentirt wäre. Die Benedictineräbte sind sämmtlich Deutsche, außerdem sind zahlreiche Kapuziner, Franziskaner, Jesuiten und Redemptoristen Deutsche aus Westfalen, vom Rhein, aus Bayern, der Schweiz und Oesterreich. Besonders eifrig nehmen sich die Redemptoristen der deutschen Auswanderer an. (Lebhafter Beifall.) Auch die sogenannten Protestanten in den Vereinigten Staaten thun viel für ihre Kirchen und Schulen, sie sind duldsam und steuern auch viel für katholische Kirchen bei; in Wahrheit giebt es keine Protestanten mehr in den Vereinigten Staaten, sondern nur noch Leute, die nicht katholisch sind; sofern sie aber ein sittenreines Leben führen, sind sie alle Freunde der katholischen Kirche. Soviel auch von Deutschland aus für Amerika zu kirchlichen Zwecken gesammelt wird, so bringen doch die Katholiken in Amerika selbst bei weitem das meiste auf, sie bringen jährlich 8 bis 10 Millionen Dollars für ihre kirchlichen Anstalten auf."

Die „Germania" hatte es in ihrem Bericht für passend gefunden schon bei der Rede Hergeröthers über die Lage Italiens und des heiligen Stuhls die Schlußworte: „Mit diesem Italien soll sich der Papst versöhnen? So wenig wie das Licht mit der Finsterniß, Christus mit Belial, so wenig wird sich der Papst mit Italien versöhnen und den italienischen Hexensabbath gutheißen. Möge unser Protest gegen die Beraubung des Papstthums lauten Wiederhall in Deutschland finden," in anderer gemilderter Form zu geben. Bei der vierten öffentlichen, der Schlußversammlung ließ dieselbe in ihrem Berichte das Schlimmste einfach weg. Nach den Berichten anderer Blätter lautete es: „Die Tragödie des vorigen Jahrhunderts in Frankreich sollte sich nicht auch in diesem Jahrhundert zusammenziehen? 1773 wurde der Jesuitenorden aufgelöst, 1793 fand der Königsmord statt, der deutsche Kulturkampf begann 1873, wir hätten also bis 1889, dem Centenarium der Proklamirung der Menschenrechte noch vier Jahre vor uns und bis zum Jahrestage des Königsmordes noch acht Jahre. Acht Jahre hat also das Königthum noch Zeit sich zu erproben als ein christliches Königthum. Ich will nicht bange machen, aber ich glaube, daß der Sturm kommen wird."

Die meisten Protestanten wissen, was allerdings die in Münster versammelten Katholiken nicht zu wissen scheinen, daß 1685 das französische Königthum durch Aufhebung des Edictes von Nantes sich in den Augen Roms glänzend bewährt hat, es war ja Frankreich ganz katholisch, der Protestantismus wurde nicht einmal mehr gesetzlich geduldet und doch konnte Rom die Revolution nicht hemmen. Den glänzenden Schluß machte natürlich Windthorst: „Einig sind die Hirten, einig ist die Heerde und darüber waltet der Greis im Vatican, der die Welt regiert, — ja er regiert sie, mag man sagen, was man will." (Man könnte ja wohl auch den Weltregenten nach Ev. Joh. 14, 30 verstehen. D. R.) „An dieser Einigkeit werden die feindlichen Wogen branden und zerschellen. Unter allen Umständen werden wir unter der segnend erhobenen Hand unseres heiligen Vaters muthig weiter kämpfen..... Endlich laßt uns hinblicken nach dem Vatikan und das Gelöbniß ablegen, treu zu dem Statthalter Christi zu stehen im Leben und im Tode. Und zum Bekenntniß dieses Gelöbnisses rufen Sie mit mir: Se. Heiligkeit unser glorreicher regierender hl. Vater Leo soll leben, hoch, hoch, hoch."

Nach dem Segen des Bischof Bernard, erschallte noch einmal der dreifache Hochruf auf den „Weltregenten" im Vatican.

Angesichts solcher Vorgänge urtheilt nun die A. Ev. L. Kztg: „An äußerem Leben fehlt es zur Stunde gewiß nicht in der katholischen Kirche, an Ueberzeugungstreue auch nicht. Der Stern der katholischen Kirche ist nach unserer Ueberzeugung noch ascendente coelo. Um so sicherer sind wir aber, daß es dann bei dem äußeren Wesen, das in dieser Kirche so üppig waltet, sein Bewenden nicht haben wird. In dem Fortschritt ihrer inneren Entwickelung wird sie dann wohl auch zu einem Punkte gelangen, vor welchem sie vor dreihundert Jahren zurückgewichen ist. Auf diesem Wege innerer Entwickelung

muß auch der Ausgleich sich endlich vollziehen, dessen wir gewiß sind, und wir wollen es als ein gutes Zeichen begrüßen, daß man dort immer mehr von der Herauskehrung der Spitzen gegen die evangelische Kirche absehen lernt und in der Charitas ein Gebiet zu besetzen sucht, auf welchem jedenfalls eine praktische Verständigung möglich ist."

Wir können in diesem Urtheil nicht mehr die Liebe sehen, die alles glaubt, alles hofft, sondern nur noch eine Verliebtheit, die nichts sieht.

Die 18. Versammlung des General-Concils hat vom 15. bis 21. September in Philadelphia stattgefunden. Das im vorigen Jahre schon besprochene Taufformular für Kindertaufen wurde angenommen, ebenso ein Formular für die Taufen Erwachsener. Ein Confirmations-Formular wurde besprochen. Ferner wurde eine englische Kirchenagende vorgelegt. Dr. Schmucker berichtete nämlich über ein Common Service Book for all english speaking Lutherans. Er legte ein gedrucktes Protokoll der gemeinschaftlichen Conferenz vor, welche aus Gliedern der drei Kirchenkörper General-Concil, General-Synode des Nordens, General-Synode des Südens bestand. Diese Conferenz tagte vom 12. bis 14. Mai 1885 in Philadelphia.

Die deutsche innere Mission hatte eine Einnahme von $5923 und eine Ausgabe von $5792. Die schwedische innere Mission eine Einnahme von $11,015. Das englische Comite hatte bitter zu klagen, daß zwei Drittel aller englischen Gemeinden letztes Jahr gar nichts beigesteuert haben. Tausende von Circularen wurden gedruckt, aber nur wenige haben sie beantwortet. Ein Drittel aller Gaben kamen aus drei Gemeinden. Die gesammten Einnahmen betrugen $4106.93. Alles wurde ausgegeben als Gehalt der Missionare.

Dr. Seiß machte den Vorschlag, alle Missionsarbeit in den einzelnen Synoden in die Hand von drei Missions-Comiteen zu legen, so daß das deutsche Missions-Comite die Arbeit der deutschen Synoden und das englische die der englischen Synoden treibe. So halte es die Augustanasynode und ebenso stehe es in der Generalsynode. Die Einnahmen der Heidenmissionsgelder betrugen im letzten Jahre 14,425.92 und die Ausgaben $15,025.51. Darunter waren 3,685 geborgtes Geld.

Während der deutsche Missionsbote einen Ueberschuß von $1000 in die Missionskasse brachte, hat der englische Foreign Missionary ein Deficit von über $400.

Der Antrag des New Yorker Ministeriums, das General-Concil möge in der Gnadenwahlfrage Stellung nehmen, wurde mit der Hinweisung darauf erledigt, daß die Stellung der luth. Kirche im Concordienbuch gegeben sei, und so hielt es das General-Concil für unnöthig, eine besondere Erklärung darüber abzugeben.

Der Protest der Michigansynode betreffs der Kanzelgemeinschaft wurde wiederholt. Es wurde beschlossen, die früheren Beschlüsse über Kanzelgemeinschaft zu erneuern. Nach einem solchen ist indeß die Sache nicht ganz und gar verboten. Eine Erklärung vom Jahre 1868 sagt nämlich: „Lutherische Prediger können wohl in andern Kirchen predigen, wo sie dazu gerufen werden, vorausgesetzt, daß sie sich dabei in keiner Weise compromittiren, als die mit Irrlehrern und Schismatikern Gemeinschaft haben, oder in der Verkündigung der vollen göttlichen Wahrheit sich irgendwie beschränken lassen."

In Betreff der Lehranstalten des General-Concils bietet sich eine eigenthümliche Erscheinung dar, über welche das Luth. Kirchenblatt, wie folgt, berichtet: Ein ganz deutsches Predigerseminar haben wir in Kropp, Deutschland. P. J. Paulsen hat es für das General-Concil gegründet, hat Gebäude errichtet, Lehrer (Professoren) angestellt und 50 Studenten gegenwärtig in der Anstalt. Die sieben ersten Candidaten kamen vor kurzem hier an. So dürfen wir wohl künftig auf 10 bis 15 neue deutsche Pastoren aus jener Anstalt zählen. Diesen Zuwachs aus Deutschland haben wir hochnöthig. Ein Seminargebäude ist noch zu bauen. Einstweilen müssen Lehrer und Zöglinge sich in engen Räumen behelfen. Gott gebe, daß auch diese Anstalt, welche keine Mittel hat, um Professoren zu besolden, Bauten vorzunehmen, unbemittelte Studenten zu versorgen, gedeihen und ein reicher Segen für unsere amerikanische Kirche werden möge!

Schulnachrichten.

In einer Lokal-Conferenz der evangelischen Lehrer in St. Louis am 7. November wurde die Frage erörtert: „Wer soll in unsern evangel. Gemeinden die Sonntagsschule leiten und für den Unterricht in derselben Sorge tragen?" Da bis jetzt diese Frage in manchen Gemeinden dahin beantwortet worden ist, daß die Lehrer der Wochenschule auch die Sonntagsschule zu bedienen haben, so wurde in genannter Conferenz Folgendes als Wunsch und zugleich als bestimmte Ueberzeugung ausgesprochen.

„Der Lehrer, welcher fünf Tage in der Woche seine Kräfte der Wochenschule zu widmen, und einen Theil des sechsten Tages mit Vorbereitungen auf dieselbe auszufüllen hat, soll von der Sonntagsschule entbunden sein, damit seinen Seelen- und Geisteskräften die nöthige Sabbathruhe nicht vorenthalten werde. Will die Gemeinde neben der Wochenschule auch Sonntagsschule haben, so soll der Vorstand der Gemeinde und sonstige dazu qualificirte Gemeindeglieder dieselbe übernehmen und leiten."

In einem in der Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung veröffentlichten Briefe aus Amerika lesen wir als Seitenhieb gegen die Kirchenschullehrer folgende Worte: „Wir versuchen, soweit wir das vermögen, Unterrichts- und Erziehungsfragen auf wissenschaftlichem Wege zu behandeln, und noch nie ist dabei ein Wort gefallen, daß selbst der frömmsten Seele hätte gerechtfertigten Anstoß geben können. Kirchenschullehrer, Geistliche, überhaupt wer Lust dazu hat, zu uns (nämlich in die Versammlung des deutsch-amerikanischen Lehrertags) zu kommen, werden immer mit unverletztem Gefühle davon ziehen. In einer Versammlung von hiesigen Kirchenschullehrern würde man aber unser Erscheinen mit scheelen Augen betrachten."

Gegen die im letzten Satze ausgesprochene und uns seitens des deutsch-amerikanischen Lehrerbundes vorgeworfene Intoleranz legen wir im Namen unseres Deutschen Evangelischen Lehrervereins von N. A. Protest ein. Jeder, der den Berathungen unserer Conferenzen beiwohnen will, ist nicht nur willkommen, sondern wird als Gast vom Präsidium begrüßt und dann in der Regel als berathendes Glied während der Conferenzzeit aufgenommen.

Literarisches.

Auf biblischen Pfaden. Reisebilder aus Aegypten, Palästina, Syrien, Kleinasien, Griechenland und der Türkei von C. Rink.

Das Buch mit dem obigen Titel ist die Bearbeitung des Tagebuches, das auf einer Reise geführt wurde, bei der in den oben genannten Ländern vorzugsweise diejenigen Oertlichkeiten berücksichtigt und besucht wurden, welche Schauplatz der Geschichte Israels, sowie des anfänglichen Christenthums gewesen sind.

Die ganze Darstellung des Buches ist lebendig, fesselnd und lehrreich. Namentlich aber tragen die zahlreichen vortrefflichen Abbildungen viel dazu bei, eine klare Anschauung des in dem Buche Beschriebenen und Erzählten möglich zu machen.

Was das Buch namentlich anziehend macht, sind die immer wiederkehrenden Beziehungen auf die heilige Geschichte, die aber nicht in der Form von langweiligen Erörterungen gegeben werden, sondern als diejenigen Gedanken und Erinnerungen dargestellt werden, welche sich den Besuchern jener Stätten ganz natürlich darbieten. Je genauer man mit der heiligen Geschichte bekannt ist, je mehr man von der Topographie der hier beschriebenen Orte weiß, mit desto mehr Interesse liest man die Erzählungen und Beschreibungen. Es ist einem, als hörte man wieder etwas von alten Freunden und Bekannten. Wer dagegen mit diesen Dingen noch verhältnißmäßig wenig oder nicht bekannt ist, dem wird es wohl so gehen, daß ihm, nachdem er dieses Buch gelesen hat, manche biblische Geschichte viel klarer und lebendiger vor das geistige Auge tritt als vorher.

Wir können das Buch nur empfehlen, um so mehr als der Preis ($3.75) im Verhältniß zur Ausstattung ein ungemein niedriger ist. Ein passenderes Buch als Weihnachtsgeschenk läßt sich kaum denken.

Zu haben bei A. G. Tönnies, 2208 nördliche 14. Straße, St. Louis, Mo.